Zwanzig Balladen.

von

einem Schweizer.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1864

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Der Frühling kommt ꝛc. ꝛc.	1
Die Stadt im Meer	5
Neues Leben	16
Der Mönch von Benifazio	19
Don Juan de Auſtria	28
Der Zweikampf	33
Die Römerin	38
Siegesfeier am Lemon. (Nach einem Bilde von Gievre)	46
Der Druidenhain	51
Jakobs Söhne in Aegypten	58
Theſpeſius. (Nach Plutarch)	66
Die Schlacht bei Tiberias	72
Kaiſer Otto's Weihnachten	78
Königin Mathilde	83
Königin Agnes in Königsfelden	87
Die Rehe	91
Die Novize	97
Das Münſter	104
Das Bild der Mutter	113
Die Flucht Gaſtl's	121
Der Hugenot	125
Singerbüchlein. (Anhang)	137
Anmerkungen	145

Der Frühling kommt, die Berge ſtralen rein,
Der Himmel ſpiegelt ſich in klarer Bucht,
Mit gleicher Güte neigt der milde Schein
Sich auf das ſanfte Thal, die rauhe Schlucht.

Leis ſchmilzt der Schnee, es ſtürzt in breitem Guß
Der Waſſerfall und brauſt zu Thale ſchon,
Mit vollen Borden rauſcht der kühle Fluß,
Mit allen Waſſern zieht der Rhein davon.

Du haſt den Wanderſtab nun in der Hand
O Frühling, Alles rinnt und rauſcht mit dir.
Nimm du mit meine Lieder über Land
Und gib aus deinem Füllhorn neue mir!

März 1864.

Balladen.

I.

Die Stadt im Meer.

Die bekannten Sterne neigen
An dem Himmel ihren Lauf,
An dem Rand des Himmels steigen
Unbekannte Röthen auf;
Und die Fischer bei den Booten
Halten an dem Strande Wacht,
Sinnen ängstlich diesem rothen
Grauenvollen Zeichen nach.

Und sie sagen sich mit Schrecken:
„Das ist eine große Stadt,
„Welche heut in Brand zu stecken
„Attila geboten hat.
„Laßt uns in die Kähne steigen,
„Auf dem Meer sind wir in Ruh,
„Und dort schauen wir in Schweigen
„Diesen hohen Flammen zu."

Horch, es regt ſich ein Getümmel!
Iſt es ſchon das Hunnenheer?
Sieh, es naht ſich ein Gewimmel,
Schatten wandern längs dem Meer.
Schöne Frauen, blaß wie Leichen,
Männer mit zerbrochnem Schwert,
Trümmer ſind es einer reichen
Stadt, von Attila verheert.

Bei der Fackel düſtrem Leuchten
Die den kleinen Port erhellt,
Ziehn die Schaaren der Verſcheuchten
Wie ein Bild der Unterwelt.
Zitternd ſteht in engem Kreiſe,
Was der blutgen Macht entrann,
Eine Wittwe, eine Waiſe
Neben einem fremden Mann.

Müde gleitet nieder eine
Städterin, vom Arme rollt
Ihr ein Käſtchen, aus dem Schreine
Springt ein heller Reif von Gold;

Aber von den Fiſchern allen
Hebt ihn keiner aus dem Sand,
Denn dem Attila verfallen
Glauben ſie das goldne Band.

Aus den Reihen der Verbannten
Tritt ein Mann, der nie verzagt,
Und den Fiſchern, wie Bekannten,
Beut er ſeinen Gruß und ſagt:
„Ja, wir ſind von Gott geſchlagen,
„Aber ihr verſtoßt uns nicht,
„Bruder iſt in ſchlimmen Tagen,
„Wer dieſelbe Sprache ſpricht.

„Sehet ihr die Flamme ſteigen?
„Wo ſie flackert dort im Wind,
„Liegen die entſeelten Leichen
„Aller, die uns theuer ſind.
„Aus der Sterbenden Gewinſel
„Flohn wir an den öden Strand, —
„Weißt du, Fiſcher, eine Inſel
„Die dem Würger unbekannt?“

Und der Fischer sagt mit Zittern:
„Morgen ist der Mörder da!
„Lieber mitten in Gewittern,
„Als im Zelt vor Attila!
„Weg, bevor die Sterne bleichen!
„In die Boote! Weg geschwind!
„Und ich will euch Inseln zeigen,
„Wo wir Alle sicher sind.

„Unsre jungen Burschen fangen
„Fische dort zur Winterzeit;
„Nicht um Nahrung dürft ihr bangen
„Dort, wenn ihr nicht weichlich seid. —
„Schlagt das Leid euch aus den Sinnen,
„Was verloren, gebt es auf!
„Herr, ihr müßt mit uns beginnen
„Einen kargen Lebenslauf."

Und er rüstet schon die Ruder,
Lauscht zufrieden nach dem Wind;
„Gehn die Leute zu dem Bruder?"
Fragt das braune Fischerkind.

Einen Kleinen von den Städtern
Faßt der Junge freundlich an,
Trägt ihn auf den ſchwanken Brettern
Von dem Ufer in den Kahn.

Eilig füllen ſich die Barken,
Rüſtig ſtoßen ſie vom Land,
Und es rudert mit der ſtarken
Die der Müh'n entwöhnte Hand.
Wie ſie auf dem Meere ſchwimmen,
Wenden ſie ſich nach der Stadt,
Und ſie ſehn den Brand verglimmen,
Da wo ſie geſtanden hat.

Seufzend beugen die Vertriebnen
Sich und rudern angeſtrengt;
Seltſam ſind die Ueberbliebnen
In des Bootes Raum gemengt.
Dort die Herrin hält ein fremdes
Knäblein in den Armen lind,
Hier im Schooß des Wollenhemdes
Wärmt die Magd ein Edelkind.

Alle ſind ſie ſchwer getroffen
Von des Unglücks raſchem Streich,
Und, gerettet wider Hoffen,
Sind ſie Alle arm und gleich;
Keines von dem Andern ſcheiden
Kann es ſich mit ſtolzem Blick,
Eines trägt des Andern Leiden,
Aller wartet Ein Geſchick.

Schon beginnt der Tag zu grauen,
Leiſe ſtärkt ſich ſchon das Licht,
Und die Männer und die Frauen
Blicken ſich ins Angeſicht;
Nur beim Namen ſich zu nennen
Wird der Freundſchaft feſtes Band,
Aber ſelbſt die nicht ſich kennen,
Reichen ſich getroſt die Hand.

Vorn im Boot die Knabenbande
Plaudert ohne Harm und lacht,
Und die Stadt hat mit dem Strande
Enges Bündniß gleich gemacht;

Nur ein Stündchen nach dem Leide
Iſt es Alles wieder gut, —
Fiſche ſchießen, welche Freude!
Blitzend auf aus dunkler Flut.

Hörſt du jenes Ruder ſchallen,
Dem die Arbeit iſt ein Spiel?
Haſt du nicht ein Wolgefallen
An des Jünglings Kraftgefühl?
Aus den Augen ſprüht das Leben,
Frei weht das verſtümmte Haar,
Das von Kränzen ſonſt umgeben
Wild durchtobter Nächte war.

Er gedenkt der alten Helden
Die das offne Meer empfing,
Als ſich, wie die Sagen melden,
Neigte Trojas Mauerring.
Und, wie Jene, will er ziehen
Eine neue Stadt zu bau'n,
Schöner, als die Mutter, blühen
Soll ſie noch und edler ſchau'n.

Sieh dort Zwei, die lang sich lieben,
Die getrennt der Väter Groll,
Und das Mißgeschick getrieben
Aus der Heimat liebevoll;
Selig lächelnd unter Thränen
Lehnt sie sich an ihn vertraut,
Und mit ruhigerem Sehnen
Blickt er auf die schöne Braut.

Beide sich den Tod zu geben
Sannen sie in Ungeduld;
Nun vereinigt sie das Leben
Ohne Frevel, ohne Schuld.
Die Palläste sind verschwunden,
Drin der Haß genistet hat,
Und sie haben sich gefunden
In dem Untergang der Stadt.

Mit dem Steuer, ohne Schwanken,
Lenkt der Mann den vollen Kahn
Und daneben in Gedanken
Ordnet er das Morgen an.

Alle kommenden Gefahren
Hat voraus er ſchon bedacht,
Meer und Erde tritt in klaren
Zügen aus der Schreckensnacht.

Aus des Römerreichs Ruinen
Reißt das ſchnelle Boot ihn fort,
Keinem feigen Herrſcher dienen
Muß er mehr mit Schmeichelwort;
Mitten in dem Meereswiegen
Steht er nun für ſich allein,
Athmet er mit vollen Zügen
Rauhe Luft der Freiheit ein.

Schwer von Mühen, bleich von Jahren,
Senkt ein Greis das edle Haupt,
„Wie die Patriarchen fahren,"
Seufzt er, „muß ich, längſt entlaubt —
„Gib mir, Herr, denſelben Glauben,
„Unerſchüttert, felſenfeſt,
„Der ſich nicht die Stütze rauben
„Deiner ew'gen Treue läßt."

Auf der Woge dunkeln Reichen
Sieht er zittern einen Glanz,
Sieht ihr einen Strahl entsteigen,
Und nun flammt die Sonne ganz.
In den Strom der jungen Helle
Streckt die Hände zitternd er;
„Gib uns", fleht er, „Herr der Welle,
„Eine freie Statt im Meer!" —

Von den raschen Rudern sprühen
Goldne Tropfen in die Flut
Und die braunen Nachen ziehen
In der rings ergossnen Glut;
Auf dem Wasser liegt ein frischer
Dunkler Kranz von Inseln da;
„Das ist Glugies", zeigt der Fischer,
„Und das ist Albiola!" '

Und sein Bube: „Bei den Steinen
„Seht den Bruder!" ruft er „Seht!
„Der ist's, der mit nackten Beinen
„Mitten in dem Wasser steht!"

Und die plätſchernden Geſellen,
Um das Haupt ein rothes Tuch,
Grüßen mit gedehnten, hellen
Jubelrufen den Beſuch.

Zwiſchen Inſeln eine Straße,
Ebnet ſich des Meeres Bahn,
Und auf grüner Waſſergaſſe
Fliegt der leicht beſchwingte Kahn —
Großer Zukunft ernſte Geiſter
Ziehen mit dem Ruderſchlag,
Und ſein Werde! ſpricht der Meiſter
Zu Venedigs erſtem Tag.

II.

Neues Leben.

Aus dem Süden kam ein muth'ger Bote
Nach Grin, dem grünen Inſelland,
Speiſte täglich mit des Himmels Brote
Alle Seelen, die er hungrig fand.

Wo des Meeres Wellen fern verrauſchen,
Fand er heute den bequemen Ort,
Nun zerrinnt die Schaar, die kam zu lauſchen,
Und nach allen Seiten zieht ſie fort.

Ueberm Meere ſchlängelt hoch ſich Zweier
Pfad, dem ſchroffen Bruch des Felſens nach,
Einer ſchreitet keck mit ſtummem Feuer,
Und der Andre ſetzt den Fuß gemach.

„Jener iſt gegürtet mit dem Schwerte
Und den Bogen trägt er in der Hand,
Doch der Sohn der Scholle, ſein Gefährte,
Geht im ſchlichten wollenen Gewand.

„Zwiefach preiſ' ich heute mein Gewerbe"
Spricht der Zweite zu dem Erſten nun,
„Wer geworben iſt des Friedens Erbe,
„Dem gebühret nur ein friedlich Thun.

„Dort den Rauch erblick ich meiner Hütte,
„Siehſt du wol, die Heerden ziehn nach Haus,
„Bald nun in der Kinder ſtiller Mitte
„Sprech' ich ſegnend einen Namen aus.

„Aber du, was willſt du nun beginnen?
„Denn auf Beute ziehſt du nimmermehr,
„Auf ein Werk des Friedens mußt du ſinnen
„Und verlaſſen das bewegte Meer!"

Auf den dunkeln Spiegel ohne Schranken
Ueber des Gefährten Schulter hin
Blickt der Andre, ſieht vergnügt die blanken
Raſchen Segel mit dem Winde ziehn.

Und er ſpricht: „Es hat das Wort des Frommen
„Mir das Herz verwandelt in der Bruſt,
„Aber glaube nicht, daß es genommen
„Mir des Wanderns und der Beute Luſt.

„Manchmal bin ich auf den Raub gezogen,
„Wie der Ahn, der Vater mich gelehrt,
„Heut zerbrech' ich meinen ſchnellen Bogen
„Und zertrümmere mein ſcharfes Schwert.

„Doch mein Boot, das will ich nicht zerbrechen,
„Fliegen ſoll es wieder, wie ein Pfeil,
„Und mit allen Völkern will ich ſprechen
„Von dem Namen, der der Völker Heil!“

III.

Der Mönch von Bonifacio. [2]

Alphons ſah den Wall ſich neigen,
Und des grauſen Mordes ſatt
Hieß er die Geſchütze ſchweigen
Vor der eingeſchloſſ'nen Stadt;
Seiner ringsumgarnten Beute
Wird der liſt'ge Jäger froh,
Eigen nennt er dich noch heute
Tapfres Bonifacio!

In des Waſſers grünem Scheine
Spiegelt ſich der morſche Wall,
Von der Wehre rieſeln Steine,
Loſe Quadern drohen Fall.
Ueber die zerſchoſſ'nen Mauern
Späht der Korſen Wache leis,
Sieht des Spaniers Schiffe lauern
In des eignen Hafens Kreis.

Auf dem Markte lagern Trümmer,
Thürme neigen sich im Blau,
Glänzend dringt des Tages Schimmer
In des Doms zerriss'nen Bau.
Krieger stehn mit finstern Mienen
In dem heilgen Raum geschaart,
Einer mitten unter ihnen,
Welcher keine Worte spart:

„Gerona, wo magst du weilen,
Während Tag um Tag vergeht?
Du gelobtest uns zu eilen
Und nun kommst du doch zu spät.
Wir vertrauten deinem Bunde
Und vergoßen unser Blut;
Wir erkauften eine Stunde
Noch mit unserm letzten Gut.

„Und dem fremden Dränger gaben,
Wissend daß du nahe bist,
Wir zu Geiseln unsre Knaben
Nur für dreier Tage Frist.

Drei der Tage ſind vernommen:
Korſen, was iſt euer Rath?
Seid zu opfern ihr geſonnen
Eure Kinder? — eure Stadt?“

Keiner will das Schweigen brechen,
Alle blicken niederwärts,
Keiner wagt es auszuſprechen,
Was beſchloſſen jedes Herz.
Nun ein Flüſtern, nun ein Munkeln,
Winke werden raſch getauſcht,
Und ſie ſehen nicht den dunkeln
Mönch, der an der Säule lauſcht.

Lebig aller Herzensbande,
Von dem härnen Rock bedeckt,
Trotzt im ärmſten der Gewande
Eine Bruſt, die nichts erſchreckt,
Eines nur iſt ihr geblieben
Auf der Erde fern und nah:
Zu vertheidigen, zu lieben
Deine Schluchten, Korſika!

Brauſend ſteigt der Zorn im Herzen,
Bis er mächtig überquillt,
Worte findet er, die ſchmerzen,
Hebt den hagern Arm und ſchilt:
„Wer iſt unter Euch der Feige,
Der die Heimat gibt dahin?
Daß ich zur Verdammniß zeuge
Im Gerichte wider ihn!“

Alles ſchreit in wildem Grimme:
„Von dem Mönche ſolche Schmach!
Schweige du, . m nie die Stimme
Der Natur zum Herzen ſprach!
Wirf dich am Altare nieder,
Nichts auf dieſer Welt iſt dein!
Gib uns unſre Kinder wieder,
Willſt du, daß wir Männer ſei'n!“

Nach der Mauer eilen Alle,
Doch der Mönch eilt ihnen vor;
Von dem Schiffe zu dem Walle
Ruft der König froh empor:

„Korſen, ſprecht, was will euch dünken?
Schärft die Augen, ſpäht umher!
Seht ihr ein Segel blinken?
Seht ein Schiff ihr auf dem Meer?“

Die verhöhnten Korſen blicken
Grollend auf die leere Flut;
Müſſen ſie den Nacken bücken
Vor des Königs Uebermuth?
Auf den morſchen Rand des Walles
Kniet der blaſſe Mönch und ſpricht:
„Gott, du weißt, ich gab dir Alles,
Nun verlaß mich heute nicht!

„Wind und Meer und alle Mächte
Sind ſie nicht dir unterthan?
Rege deine ſtarke Rechte,
Welche Wunder wirken kann!“
Alle ſeine Muskeln beben,
Alle ſeine Pulſe glühn,
Segel aus der Flut zu heben,
Schiffe durch das Meer zu ziehn.

Und er betet immer wärmer
Mit des Glaubens Zuversicht, —
Alphons lächelt: „Armer Schwärmer,
Du erreichst die Schiffe nicht!“
Feurig blickt der Mönch, ... erbleichend,
Zitternd auf gebognem Knie,
Ueber Meer gewaltig zeigend
Ruft er aus: „Ich sehe sie!“

Drüben in der lichten Weite
Wo sich Himmel theilt und Meer,
Ist des Wassers stille Breite
Wie der Glanz des Himmels leer —
Wo sie duftig sich verlieren
Ueberm Blau, das dunkel prunkt,
Wo sie ferne sich berühren,
Taucht empor ein kleiner Punkt.

Und ein zweiter und der dritte, —
Und der vierte schon dabei,
Und ein andrer in der Mitte, —
Freudenschrei und Freudenschrei!

„Herr der Katalanen, kehre,
Kehr dich ab von Korſika!
Denn die Zinſtin naht der Meere.
Siehe dort iſt Genua!“

Es vergrößern ſich die hellen
Segel auf dem blauen Grund,
Eifrig ſtehen Wind und Wellen
Mit den Kommenden im Bund.
Wimpel flattern, Maſte ſchwimmen
Näher immer näher her,
Und es rufen tauſend Stimmen
Ein Willkommen auf das Meer.

Die zerſchoſſ'nen Mauern zittern
In der Freude wildem Strom,
Und die Glocken ſie erſchüttern
Sich in dem zerſtörten Dom. —
Knieend an derſelben Stelle
Hört der Mönch den Jubel nicht,
Hingewendet nach der Welle
Iſt ſein ſelig Angeſicht. —

IV.

Don Juan de Auſtria.

Auf dem Markt zu Namur lärmen
Tauſend Stimmen im Gedräng,
Schwärme kommen mit den Schwärmen
In ein derbes Handgemeng.

Breitgeſchultert ſind die Pferde,
Und die Burſche reiten gut,
Alles fröhliche Geberde,
Kraft und Luſt und Uebermuth!

In der Sonne lacht das bunte
Kleid und brüſtet ſich das Band,
Und dem Liebſten drückt das runde
Mädchen insgeheim die Hand.

Alſo geht das luſt'ge Summen
Hin und her, und zu und fort,
Bis die Plaudernden verſtummen
Mitten plötzlich in dem Wort.

Und ſie winken und ſie deuten
Und ein Jeder weicht zurück,
Mitten öffnet in den Leuten
Sich ein Weg im Augenblick.

Und auf edlem Hengſte reitet
Durch die unbetretne Bahn
Schwer bekettet, ſchwarz gekleidet,
Juan d'Auſtria heran.

Er iſt bleich und eingefallen
Zu dem goldnen Tageslicht,
Früh ergraute Locken wallen
Um ein ſcheues Angeſicht.

Herrſcher in den Niederlanden
Für Hiſpaniens fernen Thron,
Einer dunkeln, unbekannten
Mutter und des Kaiſers Sohn.

Hoch berühmt im Kriegsgewerbe,
Von erprobter Ritterſchaft,
Aber, ach, der Schwermuth Erbe,
Die den Vater hingerafft.

Schwer erkrankt im Mark des Lebens
Und verdunkelt im Gemüth,
Ringt er mit der Nacht vergebens,
Die ihn in die Tiefe zieht.

Eben ſchrieb mit trübem Ahnen
An den Bruder er den Brief:
„König Philipp, mir will's ahnen,
Bald im Grabe ruh ich tief.

„Schicke, König einen Andern,
Nimmer lächelt mir das Glück;
Aber halten will ich Flandern
Bis zum letzten Augenblick.“

Die Flamänder ſehn mit Grauen
Den erlauchten Reiter an,
Und die Mädchen und die Frauen
Klagen um den ſchönen Mann.

Können nicht ihn länger haſſen,
Der ſie hält im ſpan'ſchen Joch,
Wird er doch ſie bald verlaſſen,
Iſt er ein Verlorner doch!

Schaudernd ſehn ſie den zerſtreuten
Blick aus zagem Augenlied
Ueber ihre Reihen gleiten,
So vergeßlich und ſo müd.

Schweigend ſteht die dichte Menge,
Alles ſtille fern und nah —
Lärmend ruft's aus dem Gedränge:
„O Don Juan d'Auſtria!"

„Don Juan, meines Herzens König!
„Nicht vorüber lauf dein Roß,
„Halt es an und nick' ein wenig
„Deinem alten Kampfgenoß!"

Und ſo ſchreit es immer toller:
„Don Juan, Don Juan, ſieh' mich an!"
Dort in dem verſchabten Koller
Auf dem Stelzfuß ſteht der Mann.

Don Juan fährt empor und feindlich
Hat er halb das Schwert gezückt:
Doch wie lächelt er ſo freundlich,
Als den Alten er erblickt!

Von dem Roß ſpringt er behende,
Drückt den Stelzfuß an die Bruſt,
Schüttelt ihm die harten Hände
Und der Alte ſtralt vor Luſt.

Rüſtig plaudert ſeine Zunge:
„Kam's dir wieder in den Sinn,
„Edler Feldherr, Herzensjunge,
„Wer ich armer Krüppel bin?

„Nun, ſo pilgert' nicht vergebens
„Ich von Barcelona's Strand
„Zu dem Abgott meines Lebens
„In dieß feuchte Nebelland.

„Dort erzählt' ich es den Jungen,
„Wo mein Häuschen ſteht am Meer,
„Wie ich einſt das Schwert geſchwungen,
„Herr, in deinem tapfern Heer.

„Meinen hingeriſſnen Gäſten
„In zerlumpter Fiſchertracht
„Gab' ich jedes Mal zum Beſten,
„Herr, deine Lepantoſchlacht.

„O der herrlichen Viktorie!
„O der unvergeſſnen Zeit!
„Glorie, Don Giovanni, Glorie,
„Erſter Held der Chriſtenheit!

„So beſchrieb ich dich den Andern,
„Bis das Herz mir wurde ſchwer,
„Bis das Herz mich trieb zu wandern,
„— Und von Spanien komm' ich her.

„Laß die Hand in meiner rauhen,
„Daß ich feſt ſie drücken mag;
„Wieder kann ich dich erſchauen,
„Wie an deinem Ehrentag!

„Aus der Stirn die Locken ſtreichend,
„Ei, du golden Ringelhaar!
„Einem Engel Gottes gleichend
„Vor der anvertrauten Schaar!

„Den Kommandoſtab erhebend,
„Rings umwölkt von Pulverrauch,
„Alles um dich her belebend
„Mit dem leuchtend blauen Aug'!“ —

Den Juan ſtaunt und blickt betroffen
Den geſchwätz'gen Alten an,
Dieſer hat die Augen offen,
Doch — es iſt ein blinder Mann.

Den Juan hält ihn feſt an beiden
Händen, ſeine Thräne quillt,
Schluchzend ſieht vorüberſchreiten
Er ſein ſtralend Jugendbild.

V.

Der Zweikampf.

Die gebietende Stimme des Victors ertönt:
Im Namen des Conſuls iſt heute verpönt
Bei Strafe des Beiles der Kampf in dem Feld,
Im Einzelgefecht, wie zu Schaaren geſellt.

Aus der Pforte des Lagers, der offenen, ſprengt
Ein Reitergeſchwader, die Zügel verhängt;
Des Conſuls in Jugend erblühender Sohn
Hat heute die Wache mit ſeinen Schwadron.

Und ſchon iſt das feindliche Lager in Sicht,
Sie umkreiſen es, aber verhöhnen es nicht,
Da reitet voran der latiniſchen Wacht
Ein bärtiger Hauptmann und ſpottet und lacht:

„Was üben die Jungen im Reiten ſich hier?
„Und wenn ich ſie zähle ſind's drei oder vier, —
„Ihr niedlichen Buben, wie Mägdlein ſo zart,
„Wann wird er euch wachſen der fehlende Bart?

„Wie lang iſt es her, daß geworfen euch hat
„Die gierige Wölfin der römiſchen Stadt?
„Kriecht unter die Mutter!“ ſo lacht er und lacht,
„Und laßt mich mit Männern beſtehen die Schlacht!“

Sacht reitet der zornige Römer im Schritt:
„Wir bringen dir morgen die Uebrigen mit,
„Da werd' ich dich ſuchen, da find' ich dich ſchon
„Und zahle mit Blut dir den blutigen Hohn!“

Raſch ſpornt der Latiner den Renner und ſpricht:
„Ich ſollte dich kennen, du glattes Geſicht!“
Dann reitet entgegen dem Römer er ſchnell
Und jubelt: „Was meinſt du, mein junger Geſell?

„Von heute bis morgen das dauert zu lang.
„Auf, reit mir entgegen und mach einen Gang!
„Ihr Andern von hinnen! Wir kämpfen zu Zwei'n!
„Was fährſt du zuſammen? Da ſteh ich allein.“

Wol lehrt ſich dem Römer das Herz in der Bruſt,
Doch bleibt das Verbot ihm des Vaters bewußt;
Hart reißt er den ſtampfenden Renner im Maul,
Aufbäumt ſich mit flatternden Mähnen der Gaul.

Da ſpottet der Andre mit ſteigendem Hohn:
„Du elender Feigling, des Manlius Sohn!
„Willſt du mir nicht ſtehen, ſo reiße nun aus
„Und bringe dein Milchgeſicht ſauber nach Haus.“

Der Jüngling entfärbt ſich, wird blaß wie der Tod
Und dann wie der dunkelſte Purpur ſo roth,
Es rauſcht in dem Ohr ihm, wie Zinken und Hörn,
Mit Rieſengewalt übermannt ihn der Zorn.

Die Gefährten ſie warnen mit flehendem Blick
Und halten ihn mit der Geberde zurück —
Da berührt mit der Ferſe den Renner er ſchon
Und brauſet im wirbelnden Staube davon.

Der Mann und der Jüngling, verblendet von Wuth,
Sie fallen ſich an und ſie lechzen nach Blut;
Da gleiten die Speere, ſie fehlen den Stoß
Und ſtürzen vorüber und wenden das Roß.

Der Römer hat ſchnell ſeinen Renner gekehrt,
Gewendet ſich halb das latiniſche Pferd,
Da trifft mit dem Speer er's dicht hinter dem Ohr,
Wild ſpringt es mit blutenden Nüſtern empor,

Und wirft den Latiner zur Erde: Der liegt,
Und richtet ſich auf an die Lanze geſchmiegt,
Da fährt ihm der römiſche Speer ins Genick
Und ſinkt er gemach an die Erde zurück.

Der Römer ſpringt ab und entheimt ihm das Haupt
Und entharniſcht die Schulter ihm. — Nackt und beraubt
Starrt hohl der erlegte, verlorene Mann
Mit den irren, erlöſchenden Blicken ihn an.

Schon eilen die jubelnden Freunde herbei ...
Was verſtummen ſie mitten im Freudegeſchrei?
Sie halten die ſchnaubenden Thiere zurück
Und meiden des Siegers frohlockenden Blick.

Der Jüngling erſtaunt, und erſchrickt, und erwacht:
Er hat ſich mit ihm um das Leben gebracht ...
Kühl ſchaudert es ihn in der ſonnigen Luft
Und der ſtrahlende Tag wird ihm ſchwarz wie die Gruft.

Von der ſchattigen Schwinge des Todes berührt,
Und bald vor den Vater in Banden geführt,
Ein ruhmlicher Sieger, — der Schuld ſich bewußt
Und der Sühne begehrend in eigener Bruſt! —

Still ſammelt der Jüngling die fliehende Kraft:
Er hat ſeine Geiſter zuſammengerafft,
Die zagen Gedanken, er ſchüttelt ſie fort
Und tröſtet die Freunde mit männlichem Wort:

„Mein Haupt iſt verwirkt und was iſt es denn mehr?
„Ich bin nur ein einzelner Mann in dem Heer.
„Begleitet mich alle zum ſtrengen Gericht,
„Schaut mir in die Augen, ich fürchte mich nicht.

„Mit den Blättern der Eiche bekränzt mir das Haupt,
„Daß es falle mit grünender Ehre belaubt!
„Und den ſchimmernden Helm und die glänzende Wehr,
„Tragt meine Trophä'n mir voran auf dem Speer!

„Greif aus, du mein edles, mein feuriges Thier,
„Und laß mich noch einmal verwachſen mit dir!
„Du letzte der Sonnen, wie ſpiegelſt du ſchön
„Dich in meinen erſten, erſehnten Trophä'n!“

VI.

Die Römerin.

Sie ſitzt am Rocken und ſie ſpinnt,
Sie bleibt daheim, die Zeit verrinnt,
Sie hört die Gaſſe rauſchen
Und zwingt ſich, nicht zu lauſchen,
Sie heftet den erregten Sinn
Auf ihren vollen Rocken hin.

In Trümmern liegt die Juſtizſtadt,
Die Rom herausgefordert hat,
Es läuft von Mund zu Munde
Des Sieges ſchnelle Kunde,
Den heilen oder todten Sohn
Erwartet jede Mutter ſchon.

In ſtrenge Falten hat ihr Kleid
Gelegt ein langes Wittweneleid.
Sie wartet in der Kammer
Auf Jubel oder Jammer;
Sie hält gedankenvoll im Schooß
Des Lebens und des Todes Loos.

Ihr Angeſicht iſt feierlich
Und ihre Haare bleichen ſich.
Sie ſieht mit tiefem Sinnen
Die graue Parze ſpinnen;
An ihr vorüber ſchwebt im Flug
Des Lebens ernſter Genienzug.

Es ſetzt die Spindel ſich in Schwung
Und Alles iſt noch Dämmerung.
Die Spindel dreht ſich ſchneller
Und mählig wird es heller;
Im Elternhaus erblickt ſie ſich
Als Mädchen ſitzend züchtiglich.

Da regt ſich in gedrängtem Kreis
Der Schweſtern und der Mägde Fleiß,
Der Mutter Schlüſſel klimpern,
Sie naht mit ſcharfen Wimpern
Und prüft den Faden, ob er fein?
Und heißt die Tochter emſig ſein.

Der Vater tritt in das Gemach,
Ein hoher Jüngling ſchreitet nach,
Sie hat ſich raſch erhoben,
Längſt hörte ſie ihn leben,
Und ſie erröthet und erbleicht,
Indem ſie ihre Hand ihm reicht.

Die Fackeln ſprühen rothen Glanz,
Die Knaben ſpringen auf im Tanz,
Sie ſingen durch die Gaſſen
Und ſcherzen ausgelaſſen
Des langen Schleiers Feuerſchein
Bedeckt die Braut und hüllt ſie ein.

Nun waltet ſie im eignen Raum,
Die Mägd' und Sklaven athmen kaum,
Die Hände ſind beflügelt,
Die Lippen ſind gezügelt,
Und ringe regiert mit weiſem Sinn
Des Hauſes junge Herrſcherin.

An ihrem Lager der Gemal
Im ſtolzen Blick der Freude Stral,
Das Kind im Arm erhoben,
Er muß die Tapfre loben,
Und dankt gerührt den Göttern dann,
Daß ſie geboren einen Mann.

Nun kommt heran das böſe Jahr,
Da Trauer in den Häuſern war,
Heimtückiſch ſchleicht das Fieber
Entlang die gelbe Tiber,
Und ſelbſt die Starken ſinken hin, —
Sie wird des Gatten Wärterin.

Der Herold geht von Haus zu Haus
Und ruft an allen Ecken aus:
„Am Tage vor den Iden
„Iſt Mark Aemil verſchieden,
„Man trägt ihn weg, wer kommen kann,
„Der gebe das Geleit dem Mann.“

Zu allem Guten angeführt,
Von ihren Lippen unberührt,
Als anvertraute Habe
Erwächſt der edle Knabe,
Und von des Vaters Tugend ſpricht
Sie ihm und er vergiſt es nicht.

Schon wird der ſchlanke Nacken hart,
Und kräuſelt ſich der junge Bart,
Er nimmt das Kleid der Männer,
Er tummelt ſeinen Renner,
Und in dem jungen Bürger gern
Verehrt die Mutter ihren Herrn. —

Ein wild Gebraus dringt an ihr Ohr
Und reißt sie aus dem Traum empor,
Jetzt klingen nah, — dann ferner —
Die Zinken und die Hörner,
Und Schritt und Tritt, und Schritt und Tritt
Das ganze Volk es schreitet mit.

Nun wird es todtenstill umher, —
Dann steigts empor die Stufen schwer.
Jetzt öffnet sich die Thüre,
Es sind der Männer viere,
Und eine Bahre haben jetzt
Sie auf den Boden hingesetzt.

Und sie erblickt ein blasses Haupt
Von einem grünen Kranz umlaubt,
Versteinert steht die Bleiche
Vor der bekränzten Leiche,
Und starrt ihr in das Angesicht,
Das blasse Haupt, es rührt sich nicht.

Die ſtummen Träger breiten ihn
Auf ſeiner Mutter Lager hin,
Da rafft ſie ſich zuſammen
Und ihre Blicke flammen,
Feſt tritt mit ungebrochnem Sinn
Vor ihren Sohn die Römerin.

„Willkommen, mein bekränzter Sohn!
„Du thatſt die Pflicht und nahmſt den Lohn,
„Der Athem und das Leben
„War dir dazu gegeben,
„Und Einen, welche wol gedeihn,
„Die dürfen früh geſchnitten ſein.“

Und wieder treten in die Thür
Und grüßen ſie die ſtummen Vier,
Dann wird es ſtill im Hauſe:
Sie iſt in ihrer Klauſe
Allein mit dem, den ſie geliebt
Und der ihr keine Antwort gibt.

Nun kommt der Jammer über ſie,
Und ſchluchzend ſinkt ſie auf die Knie:
„Ich habe den verloren,
„Den ich ſo ſchwer geboren“
Sie beugt ſich nieder, arm und wund,
Und küßt und küßt den todten Mund.

VII.

Siegesfeier am Leman.

Nach einem Bilde von Gleyre.

Die Hochgebirge glänzen
Im blendenden Gewande,
Die unberührten Grenzen
Der heimatlichen Lande,
Das Felsenhorn, der weiße Grat,
Die nie ein Menschenfuß betrat;
Der tiefe See mit grünem Kranz
Er spiegelt ihren stillen Glanz.

Und an dem Seegestade
Da schimmern nackte Leiber
Geführt, doch nicht zum Bade,
Von manchem wilden Treiber,
Besiegte Römer Paar um Paar
Und rings Helvetiens Kriegerschaar,
Ein Jüngling sitzt zu Roß und schwingt
Das helle Schwert, sein Ruf erklingt:

„Die Lanze Kampfgeſelle!
„Und Gaugenoſſe deine!
„Erbaut mir auf der Stelle
„Ein Pförtchen ohne Steine!
„Pflanzt hier den Speer und da den Speer,
„Den dritten bindet in die Quer!“ —
Die geld gelockten Kinder ſehn
Verwundert — was da ſoll geſchehn.

Die Römer ſtehn gebunden,
Sie haben ſich ergeben,
Es ſtrömt aus tiefen Wunden
Die Ehre, nicht das Leben;
Entartet iſt, verſchwunden nicht
Der Ahnen großes Angeſicht, —
Der Jüngling herrſchet: „Kommt heran
„Und zieht vorüber Mann für Mann!“

Da ſchreiten ſie und zürnen
Dem eiſernen Geſchicke,
Gefmcht die trotzgen Stirnen,
Geſenkt die glühnden Blicke.

Der Römeradler liegt im Staub
In Baumgeſtrüpp und dürrem Laub,
Und Spott und Hohn und Schande trieft
Herab vom Joch auf ſeine Schrift.

Die blonden Kinder tanzen
Mit neckiſcher Gebärde —
Es naht ſich zwiſchen Lanzen
Der Römer nackte Heerde,
Der erſte mit den Händen dicht
Bedeckt ſich das Angeſicht,
Dann huſcht er durch das Joch geſchwind
Und laut lacht auf das Geltenkind.

Ein Fels, gerollt zu Thale
Mit längſt verhalltem Toſen,
Erhebt das Haupt, das fahle
Gefleckt mit braunen Moosen,
Und heck, das Haar vom Wind verweht,
Die drohende Druide ſteht:
Sie ſtreckt den Arm und hebt die Fauſt
Und ſingt, daß es dem Römer grauſt:

„Zurück in deine Lande,
„Von Mißgeſchick begleitet,
„Du räuberiſche Bande,
„Entwaffnet und entkleidet!
„Verflucht der Weg, auf dem du kamſt,
„Und wen du dir zum Führer nahmſt!
„Wer dich gebracht durch Thal und Schlucht,
„Er ſei am ganzen Leib verflucht!

„Ihr kamet uns zu knechten
„Und Arges anzuſinnen:
„Den Stab nun in der Rechten
„Zieht baaren Haupts von hinnen!
„Durchirrt die Wildniß ohne Beil,
„Die Sonne ſchieße Pfeil um Pfeil
„Euch auf das Haupt, es krümme ſich
„Die Natter gegen euch zum Stich!“

Und nun den Blick erhebend
Zur lichten Himmelsrunde,
Spricht die Druide bebend
Mit prieſterlichem Munde:

„O Geiſt, der in der Wolke hauſt
„Und in dem Waſſerſturze brauſt,
„Verjage dieſe fremde Brut
„Und unſre Grenze hüte gut!“

Jetzt murmelt ſcheu und leiſe
Sie alte Zauberlieder —
Da fährt in mächtgem Kreiſe
Ein Alpenadler nieder,
Er breitet ſeine Schwingen aus
Und ſchlägt die Lüfte mit Gebraus,
Und immer tiefer kreiſt er noch,
Bis Alle ſind gejagt durch's Joch. —

VIII.

Der Druidenhain.

Waldnacht, ungebrochnes Schweigen,
Finſter Aſt in Aſt verwebt,
Stolze Kronen alter Eichen,
Welche kein Geſang belebt.

Nie hat hier ein Blitz gelodert
Und dieß Dunkel aufgeſtört,
Was da wächſt und was da modert,
Alles iſt es unverſehrt.

Nattern liegen träg im Laube,
Raſcheln im Druidenhain,
Und es iſt der alte Glaube,
Daß die Schlangen heilig ſeyn.

Grau verwittert richten Steine
In dem Dunkel ſich empor,
Schädel blinken und Gebeine
Aus dem braunen Moos hervor.

Horch, es rauſcht, und nahe Tritte!
Zweie ſind's, ein ungleich Paar,
Eines Galliers bange Schritte
Und ein alter Legionar.

Hinter ihnen Waffentöne!
Römiſches Kommando ſchallt,
Und des Krieges rauhe Söhne
Treten in den heil'gen Wald.

„Dieſe Stämme können dienen,"
Spricht der Hauptmann, „Beil in Schwung!
„Vorwärts! Cäſar braucht Maſchinen
„Zu der Stadt Belagerung." *

Murmelnd und verſtohlner Weiſe
Sagt der Gallier ein Gebet,
Auch der Römer ſchaudert leiſe
Vor des Ortes Majeſtät.

* Maſſilia.

Cäſars Willen zu vollſtrecken
Hebt gehorſam er die Art,
Doch der Gallier ſpricht mit Schrecken:
„Weißt du, Fremdling, was du wagſt?“

„Eine Gottheit wohnt in dieſen
„Eichen ſchon ſeit alter Zeit,
„Dieſe Stämme, dieſe Rieſen
„Sind verzaubert, ſind gefeit!“

„Opfer nur und Prieſter treten
„Hier vor einen nahen Gott,
„Und der Prieſter kommt zu beten
„Und das Opfer geht zum Tod.“

„Würdeſt du ein Blatt verſehren
„Nur des Waldes freventlich,
„Möchte von dem Baum ſich kehren
„Deine Waffe wider dich.“ —

Von des Hauptmanns bärt'gem Munde
Weicht der Trotz und flieht der Spott,
Lauern in dem Hintergrunde
Sieht er einen böſen Gott.

Er belauscht das tiefe Schweigen,
Die Gefährten athmen kaum,
Unbeweglich stehn die Eichen
Finster drohend Baum an Baum.

Aus des Hauptmanns bangen Händen
Stürzt des Beils gesenkte Wucht,
Und von Schreck geschüttelt wenden
Sich die Römer in die Flucht.

„Steht!“ schallt eine starke, helle
Stimme, Jedem wolbekannt,
Und sie stehen auf der Stelle
Nach dem Rufe hingewandt.

Mit des Zaubers böser Tücke
Sind sie länger nicht allein;
Cäsar mit dem Adlerblicke
Waltet im Druidenhain.

Alle, die sich um ihn schaaren,
Halten stehend ihn zurück,
Doch der Kenner der Gefahren
Zaudert keinen Augenblick.

Kühn des Nächſten Beil ergreifend
Holt er aus, der Arm iſt ſtramm,
Sauſend fährt der Schlag und pfeifend
In den alten Eichenſtamm.

Und ſie glauben, daß er ſinke
Blutend von dem eignen Beil,
Doch er ruft mit raſchem Winke:
„Kinder, ſehet, ich bin heil!“

Rinden fliegen, Stämme krachen!
„Schlaget zu und hauet ein!“
Unter Jubel, unter Lachen
Wankt und ſinkt der heil'ge Hain.

Bläulich leuchtet nun ein Schimmer,
Und die Beile feiern nicht;
Auf den Moder in die Trümmer
Lächelt nieder ſchon das Licht.

IX.

Jakobs Söhne in Aegypten.

Die Brüder ziehn auf nächt'gem Pfad
Indeß der Morgen ſchauernd naht;
Und neben ihnen wandert fort
Des breiten Stromes mächtig Rauſchen,
Sie müſſen ſeinem dumpfen Wort
Und ſeiner Rieſenſtimme lauſchen;
Den Söhnen Jakobs zieht voran
Ein heitres Kind, ein ernſter Mann.

Der Knabe plaudert wolgemuth
In ſeines Bruders ſichrer Hut:
„Was dünkt dir von dem Prachtgewand,
O Bruder Ruben, mein geliebter,
Das umgelegt mit eigner Hand
Der Mächtigſte mir der Aegypter?“
Und Ruben lächelt ohne Neid
Zu ſeines Bruders buntem Kleid.

Dann wird er ernſt und ſenkt den Blick
Und ſeine Seele denkt zurück:
„Bin ich derſelbe Ruben? Bin
Ich's der den Bruder einſt beneidet?
Wer warf in einen Brunnen ihn,
Weil ihn der Vater bunt gekleidet?“
Die dumpfen Fluten murmeln: Du! —
Und ohne Ruh — und immerzu. —

Der Knabe treibt ſein träges Thier
Und jubelt: „Heimwärts ziehen wir!
Glück auf! Aus dem Aegypterland
Entführen wir den weißen Waizen,
Und mit dem Biſſen in der Hand
Braucht nicht der Vater mehr zu geizen.
Weißt du noch, wie er ängſtlich war
Und ſchüttelte ſein graues Haar?“

Und Ruben ſchweigt und ſenkt den Blick
Und ſeine Seele denkt zurück:
„Hüt' ich den Jüngſten nun getreu,
Wer war's der einſt den Jüngſten raubte?

Und der dem Vater ohne Reu
Die Locken hat gebleicht am Haupte?“
Die dunkeln Fluten murmeln: Du! —
Und immer zu — und ohne Ruh.

Da bebt die Erde, horch, es sauſt
Und stürmisch kommt ein Roß gebrauſt!
Und andre ſchnauben nahe ſchon,
Hell wiehernd ſtampfen ſie die Erde,
Die Reiter ziehn das Schwert und drohn
Und einer ruft mit Zorngeberde:
„Wer hat von euch mit frevler Hand
Den Becher meines Herrn entwandt?“

Der ſtille Ruben iſt erblaßt;
Dann beugt er ſich und ſpricht gefaßt:
„So harte Worte redeſt du!
Wir zahlten redlich das Getreide;
Da ſchütt' es aus und ſiehe zu,
Ob es verheimlicht ein Geſchmeide!
Und findeſt du's, ſo binden wir
Den Schuldigen dir auf ſein Thier.“

Der braune Reiter ſpricht: „Es ſei.
Er wird mein Knecht, ihr gehet frei!“
Sie legen ihre Säcke hin
Der Reihe nach, die ſchweren, vollen,
Doch nichts als Waizen iſt darin,
Die fromme Gabe dunkler Schollen,
Und zu dem Jüngſten tritt zuletzt
Der liſtige Aegypter jetzt.

— „In meinem Waizen iſt er nicht!“ —
Sagt der mit lauterm Angeſicht. —
— „Was glitzert golden da hervor?“
Ruft ſpähend aus der finſtre Wächter,
Und aus dem Waizen zieht empor
Die Schale er mit Hohngelächter,
Und blitzen in dem Golde rein
Läßt er den erſten Sonnenſchein.

Doch Ruben ſtarrt den Becher an
Als hingen blut'ge Tropfen dran,
Er rauft den Bart, zerreißt das Kleid,
Der Knabe ſchmeichelt: „Sei geduldig,

Gott ſchlummert nicht, wacht allezeit
Und weiß es wol, daß ich unſchuldig.“ —
Und Ruben ſagt: „Mein Augenlicht,
Ich bin bei dir, ich laß dich nicht.“

Die Brüder rufen ungeſtüm:
„Nimm uns zu Knechten an mit ihm!“
Sie ziehn hinauf den Strom gemach,
An dem ſie ſich herabgewunden,
Und folgen ihrem Bruder nach,
Der auf dem Thiere liegt gebunden.
Sanft glänzen an dem Horizont
Die Pyramiden weiß beſonnt.

Im Dickicht rauſcht es hier und dort
Und flattert an des Weges Bord,
Der Ibis iſt's, wie Schnee ſo weiß,
Mit ſeiner dunkelſchwarzen Haube
Und an dem Waſſer wandelt leis
Die ſilbergrau geperlte Taube.
Des Stromes Kinder haben's gut
In ihres Vaters milder Hut.

Kamele ziehn auf engem Pfad
Und ſteigen nieder ans Geſtad,
Beladen hoch mit blühndem Klee,
Das eine ſchreitet nach dem andern,
Wie grüne Höh an grüner Höh,
Wie duft'ge Hügel, welche wandern,
In breiten Barken laſſen ſie
Gemach ſich nieder auf das Knie.

Am Ufer kommen Frau'n herauf,
Die ſchöpften aus des Fluſſes Lauf.
Sie ziehen weiter ohne Gruß,
Verhüllten Haupts in langem Zuge,
Mit hellem Kleid und dunkelm Fuß.
Das Haupt beladen mit dem Kruge.
Man ſieht ſie aus einander gehn,
Wo die zerſtreuten Hütten ſtehn.

Die Sonne ſchärft den goldnen Stral,
Da dunkelt es mit einem Mal,
Der heiße Weg iſt überdacht
Von eines Palmenhaines Fächern,

Und geht in grüner Zaubernacht
Geschlängelt unter Schattendächern,
Und aus der Kühle süßem Traum
Tritt wieder er in hellen Raum.

So wechselt friedlich Bild an Bild
Und reiht sich in dem Flußgefild;
Das Maulthier, — immer schneller geht's,
Die Pyramiden werden höher,
Und Rubens Angst wird größer stets
Und banger wird ihm stets und weher.
Da glitscht des Thieres Huf am Thor,
Auf Säulen ragt die Burg empor. —

Um den bestaubten Zug geschwind
Versammelt sich das Hausgesind.
Die Brüder treten ins Gemach,
Es rauscht der Vorhang hinter ihnen,
Und auf den Zehen schleichen nach,
Aegypter und Aegypterinnen.
Sie horchen an der Schwelle still,
Was nun ihr Herr beginnen will.

Und eine Knabenſtimme ſpricht
Im Saal, doch ſie verſtehn es nicht, —
Dazwiſchen fleht ein rauher Schall:
— „Nimm mich, und gib den Knaben wieder!“ —
Und zehenfach ein Wiederhall:
„Laß ihn und feßle ſeine Brüder!
Statt ſeiner nimm uns, wir ſind dein,
Der alte Vater harret ſein.“

Die Diener neigen Stirn an Stirn,
Es lauſcht die athemloſe Dirn:
Da hören ſie an Zeuxes Statt
Ein Rauſchen, wie von Thränenbächen,
Und ſeiner Thränen nimmer ſatt
Den ſchluchzenden Gebieter ſprechen:
„Erkennet mich! Umarmt mich doch!
So lebt der alte Vater noch?

„Ich bin's, den ihr vor langer Zeit
Verkauft im armen Sklavenkleid!
Doch zürnet nicht auf euern Rath,
Er iſt gediehen euch zum Frommen!

Die eurer Hand entrollte That
Hat Gott in seine Hand genommen,
Und der verkaufte Bruder bot
Euch fremder Ernte rettend Brot.“ —

Den Lauschenden gefällt es wol,
Daß es so glücklich enden soll.
Den Vorhang wirft der Herr zurück,
Da sieht er die Aegypter weinen,
Und ruft mit einem Freudenblick:
„Aegypter, seht, da sind die Meinen!“
Es drängt sich um das jüngste Paar
Der Brüder dunkle Männerschaar.

Und Joseph spricht zu Benjamin
Und zieht an seinen Busen ihn:
„Wie du, des heil'gen Stromes Lauf
Sah' ich, ein Kind, in fremden Landen,
Wie du, zog ich den Strom hinauf
Gedrückt von unverdienten Banden!
Getrost! es trägt ein dunkel Kleid,
Was kommen soll zur Herrlichkeit!“ —

Und Ruben, der zur Seite ſteht,
Ergießt ſich in ein Dankgebet:
„Herr, deine Stimme zieht mit Macht,
Es rauſcht dein Mantel in den Winden,
Du treibſt die Wandrer Tag und Nacht,
Bis ſie das Zelt der Ruhe finden.
Die Wellen eilen ohne Ruh,
Doch auf den Waſſern wandelſt du."

X.

Theſpeſius.

Nach Plutarch.

Sich begegnend auf der Reiſe
Raſteten in Griechenland
Zwei ſich unbekannte Greiſe
Hoch an eines Berges Rand.

Wie ſie ſo beiſammen ruhten,
Dünkten ſie ſich bald bekannt,
Sahn ſich freundlich in die guten
Augen, reichten ſich die Hand.

Und der Eine ſpricht zum Andern:
„Sag mir deinen Namen, Freund,
„Den mit mir ein heißes Wandern,
„Eine kühle Raſt vereint.“ —

„Meinen erſten? meinen zweiten?“
Spricht der Andre räthſelvoll,
„Doch ich muß dir dieſes deuten,
„Denn es ſcheint dir dunkel wol.“

Mit geſenktem Angeſichte
Hebt in ernſtem Ton er an:
„Meine Jugend ward zu nichte
„In der Sinne Luſt und Wahn.

„Von dem Wein des Lebens trunken
„Peitſcht' ich mein Geſpann mit Wuth,
„Bis der Weg vor mir verſunken
„Und verſchwendet war mein Gut.

„Dann erwacht in nacktem Elend
„Ging auf Gold ich gierig aus,
„Aber freche Wege wählend
„Bracht' ich dunkle Schmach nach Haus.

„Endlich ſelber mich erblickend,
„Floh ich tief erſchreckt das Licht,
„Und ich trug ein niederdrückend
„Immer wachſendes Gewicht.

„Ringend mit der Reue Schlangen,
„Ihren Biß im Herzen ſchon
„Eilt' ich mit verirrten, bangen
„Schritten aus der Stadt davon.

„Und in nächt'ger Wildniß ſchreitend
„Ueber einer Felſenwand,
„Stürzt' ich plötzlich, niedergleitend
„Bis mir das Bewußtſein ſchwand.

„Wie der Körper lag, und ſtille
„Sich des Lebens Puls verlor,
„Stieg aus abgeworfner Hülle
„Der erſtaunte Geiſt empor.

„Und mich wie auf Schwingen hebend
„Ueber Fläche, Meer und Strand,
„Kam ich wandelnd oder ſchwebend
„In ein blau gebirgig Land.

„Auf den lichten Bergesſpitzen
„Sah ich mit bekränztem Haar
„Und in weißen Kleidern ſitzen
„Eine feierliche Schaar.

„Friede lag auf ihren Zügen,
„Wonne ruht' in ihrem Blick,
„Und ſie ſchauten mit Vergnügen
„Auf den ſteilen Pfad zurück.

„Eine dieſer Lichtgeſtalten
„Hatt' ich wol als Kind gekannt,
„Vielmal kam ich zu dem Alten,
„Denn er war mir blutsverwandt.

„Gutes Werk im engen Kreiſe
„That er, ein beſcheidner Mann,
„Friedlich zog er ſeine Gleiſe
„Und im Frieden ſchwand er dann.

„Dieſer ſchwebte mir entgegen,
„Und entbot mir ſeinen Gruß;
„Glück zu deinen neuen Wegen,
„Sprach er, o Theſpeſius!

„Und ich frug den wunderſamen
„Alten: Sag' mir, wie du's meinſt!
„Trag' ich einen neuen Namen?
„Antäus hieß ich einſt.

„Doch er ſchüttelte die Locken,
„Die ambroſiſchen, zum Gruß:
„Wandle ſünder unerſchrocken,
„Sprach er, o Theſpeſius!

„Da verſchwanden rings die Bilder.
„Aus der ſel'gen Inſel Glück
„Führte mich ein ſchwarzer wilder
„Sturm in meinen Leib zurück.

„Ich erwacht' beim Schrei der Raben
„Blutend an des Felſens Fuß,
„Einen Namen eingegraben
„In das Herz: Theſpeſius.

„Wieder kehrt' ich in das Meine,
„Anders bin ich, als ich war;
„Denn es ſtärkte mich der reine
„Neue Name wunderbar.

„Nun ſich meine Jahre ſenken,
„Meine Tage niedergehn,
„Muß ich jener oft gedenken
„Auf den wolkenleſen Höhn.

„Sich erheben, ſich befreien,
„Dieſer Kampf, er iſt nicht klein,
„Aber, glaub' mir, unſre neuen
„Namen werden herrlich ſein."

Schweigend ſinnen beide Greiſe,
Und: „Auf Wiederſehen bald," —
Sagen ſcheidend ſie ſich leiſe,
„In der Sel'gen Aufenthalt."

XI.

Die Schlacht bei Tiberias.

Drommeten ſammeln die zerſtreute Flucht
Der Franſenritter mit gebrochnen Tönen,
Sie ringen ſich empor aus enger Schlucht,
Getrieben von des Morgenlandes Söhnen.

Der Raſen an dem Hange kniſtert leis
Und raucht und qualmt, — in Flammen ſteht der dürre:
Die Erde brennt auf Saladins Geheiß
Und Neſſe bäumen wild ſich im Gewirre.

Geſtalten jagen durch den braunen Rauch,
Den Reitern und den Neſſen glüh'n die Adern,
Der Qualm verweht, und in dem friſchen Hauch
Des Bergs beginnt die flücht'ge Schaar zu hadern.

Der Templer zürnt: „Raimond von Tripolis, “ —
Und hebt die Hand zum Schwur, die blut'ge, wunde,
— „Beim heilgen Kreuz! Dein ſchnödes Werk iſt dieß,
„Ich weiß, du ſtehſt mit Saladin im Bunde!“ —

Der Graf erblaßt beim Namen Saladin,
Jäh brauſt er auf: „das ſollſt du mir entgelten!“
Und haut mit ſeinem Schwerte gegen ihn,
Da naht der Dritte ſich mit bitterm Schelten,

Sibyllens übermüthiger Gemal;
Sie meſſen ihn vom Scheitel zu den Füßen,
Als ſpotteten des Purpurs ſie, der fahl
Um ſeinen Panzer flattert und zerriſſen.

„Dein trügeriſcher Stern verſinkt in Nacht,
„Weit Luſignan!“ ſo grellen ſie und höhnen;
Da wird ein morſches Holz herbeigebracht,
Als hätte Kraft es, Feinde zu verſöhnen.

Die Sarazenen drängen näher ſchon,
Die auf der Wüſte raſchen Thieren reiten,
Es reißt die Flucht die Hadernden davon,
Empor den Berg! die müden Renner gleiten.

Und mitten unter Lanzen und der Zier
Der Helme und der Banner Wehen ragen
Sieht man das dunkle Holz als Feldpanier
Hoch über eines Roßes Haupt getragen.

Es iſt das Holz, an dem geblutet hat
Das Lamm, das nicht dem Schlächter widerſtanden,
Das Kreuz, erobert mit der heil'gen Stadt
Von den erlauchten Ahnen dieſer Banden.

Und ſchwärmeriſche Blicke hangen dran,
Die noch von Haß und Mordbegierde brennen.
Ob ſie des Gottes Zeichen retten kann,
Den ſie den König ihres Reiches nennen! —

Frei thut ſich auf des Himmels ganzer Kreis,
Ein Felsſtück ſteht im Blau, ein hellbeſonntes,
Davor ein ſanfter Raſen ſtufenweis,
Und Gipfel rings im Duft des Horizontes.

Bergeinſamkeit! In dichten Büſchen ſteht
Ein Lilienheer; ſie blühen ohne Sorgen;
Und auf des nahen Tabors Haupt erhöht,
Wie bliebe dort die weiße Stadt verborgen!

An dieſem Felſen ſaß der Herr und ließ
Das Volk ſich lagern in den reinen Lüften,
Als er den Sanften Reich und Land verhieß,
Und göttlich nannte, die den Frieden ſtiften.

Wol athmen hier dieſelben Lüfte noch,
Die wehten, als er dieſes Wort geſprochen,
Noch leuchtet eine Stadt am Berge hoch,
Des Feldes Lilien ſind noch ungebrochen. —

Das Felſenhorn erklimmt die Frankenſchaar
Den Waffen dröhnt es nieder zu der Stufe,
Die einſt des ſanften Meiſters Lehne war,
Und zornig ſchmettern die Trompetenrufe.

Gewaltig ſchallt: Chriſtus regiert und lebt!
Wie von den Zinnen einer Burg es nieder,
Der ganze Berg vernimmt den Ruf und bebt,
Regiert und lebt! ſo hallt es rollend wieder.

Es wehren ſchon ſich um den Felſenhort
Der Sarazenen ungeſtüme Wogen,
Und Saladin ruft das Prophetenwort:
„Erkämpft das Paradies mit Schwert und Bogen!“

Er zeigt den Felſen: „Seht das Räuberheer,
„Das ſich beſudelt hat mit jeder Sünde!
„Auf, jagt ſie in das überſchrittne Meer,
„Auf, werft ſie nieder in die Höllengründe!

„Seht ihr ſie flattern dort um ihr Idol,
„Wie um das Licht bethörte Schmetterlinge?
„Spannt eure Bogen, zielt und treffet wol!“
Der Kurde zeigt das Kreuz mit ſeiner Klinge.

Der Kreuzesträger ſinkt erblaßt zurück,
Ein Mönch ergreift's und hält es ohne Wanken,
Am Kreuze haftet der entflammte Blick
Der von der Pfeile Flug getroff'nen Franken.

Doch er, den ihre Lippe zuckend nennt,
Er wandelt nicht in dieſem grauſen Streite,
Und ſeines Opfertodes Zeichen kennt
Er nicht mehr, das zum Mordpanier entweihte.

Gen Himmel ſchreit der Mönch: „Hörſt du den Spott?
„Bei deinem Kreuz, das brünſtig wir verehren,
„Komm! räche deine Schmach, verhöhnter Gott,
„Gefolgt von deines Vaters Engelheeren!“

Wie leuchtet wonnig über ihm das Licht!
Die Wolken ſchiffen friedlich mit den Winden.
Das Reich, das hier zerfällt, iſt jenes nicht,
Das einſt der Himmel niederſtieg zu gründen.

Der Mönch umfängt das Holz mit Ungeſtüm,
Der Sarazenen Pfeile ſauſen wieder, —
Er wankt und ſinkt, es ſinkt das Kreuz mit ihm, —
Wehklagend in den Abgrund ſtürzt er nieder. —

XII.

Kaiſer Otto's Weihnachten.

Weihnacht iſt's, die Zeit der erſten Mette,
Die durch das gefüllte Münſter tönt;
Mit dem Volke ſteht an heil'ger Stätte
Otto, den das deutſche Volk gekrönt.

Dunkel wogt die Menge von der Schwelle
Durch das tiefe Schiff zum hellen Chor,
„Fürchtet nichts!" erſchallt es aus der Helle,
„Große Freude ſtehet euch bevor!"

Um den König ſammeln ſich die Armen
Die er wird begaben mit Gewand,
Dieſer Stunde himmliſches Erbarmen
Oeffnet ſeine milde Fürſtenhand.

Noch dem Boten lauſcht er aus der Höhe,
Unter ihm verſinkt der Erde Leid,
Es verſinkt ein Jahr von Streit und Wehe,
Eine brudermörderiſche Zeit.

Dürft'ge Frauen, Greiſe, längſt entlaubte,
Die gedrängte Schaar der Armen ſteht
Vor des Königs ernſt geſenktem Haupte,
Aber Keiner ſtört ihn im Gebet.

Nur ein Bettler mit gefurchten Wangen
Läßt ihm auch nicht im Gebete Raſt,
Hat verzweifelnd ihm das Knie umfangen,
Hat ihn heftig am Gewand gefaßt.

Doch des Königs ruhige Geberde
Wehrt dem Fremdling und beſchwichtigt ihn,
Jammernd ruft der Bettler an der Erde:
„Siehſt du nicht, daß ich dein Bruder bin?“

„In der heil'gen Nacht bin ich gebrochen
„Aus des Kerkers, aus der Erde Schooß!
„Bis du dein verzeihend Wort geſprochen
„Laſſe dein Gewand ich nicht mehr los.

„An die Krone hab' ich dir getaſtet,
„Ich umgarnte dich mit Mörderliſt,
„Keiner iſt wie ich mit Schuld belaſtet,
„Keiner, der vom Weib geboren iſt.

„Willſt du alle meine Schuld bedecken?
„Aus dem Abgrund wind' ich mich hervor!
„Laß dich ſeine Tiefe nicht erſchrecken,
„Tritt heran und zieh mich ſtark empor!

„Hab ich nicht mit dir gejpielt als Knabe?
„Theilt' ich Freude nicht mit dir und Leid?
„Bruder, wiederfinden, vor dem Grabe,
„Laß die Treue mich der Kinderzeit!

„Laß mich werden, der ich vor der Stunde
„War, da mich des Neides Natter biß,
„Eh' ich mit der Lüge Geiſt im Bunde
„Frevelnd dieſes deutſche Reich zerriß!

„In des Haſſes unfruchtbaren Werken
„Hat verzehrt ſich meiner Jugend Glut,
„Doch die Liebe wird mich wieder ſtärken,
„Und ich bringe dir mein übrig Blut.

„Als ich's hielt mit frevelnden Genoſſen,
„Schlug ein dir getreues Schwert mich hart:
„Sachter rinnt mein Blut, das nicht vergoſſen
„In dem ſegenloſen Kampfe ward.

„Herr, mit einem einz'gen Wink verſcheuchen
„Kannſt du das Geflüſter meiner Schuld,
„Stufen aus dem Dunkel kann mir zeigen
„Das geringſte Leuchten deiner Huld.

„Neige, Herr, dich meiner tiefen Reue,
„Daß ſie nicht verhindre dein Gebet,
„Mache mich zu einem Bild der Treue,
„Welches ernſt an deinem Throne ſteht

„Alle Armen werden heut ſich freuen,
„Jedem hältſt du ſein Geſchenk bereit:
„Willſt du deinem Bruder nicht verzeihen,
„Herr, in dieſer gnadenreichen Zeit?“ —

Und er athmet ſchwer, es flammert bange
An den Purpur ſich die ſtarre Hand ....
König Otto löſt die goldne Spange,
Um den Bruder legt er ſein Gewand.

Wie ſich dieſer alſo ſieht begnadet,
Da verdoppelt ſich ſein Herzeleid,
Und mit einem Thränenſtrome badet
Er ſein unverdientes Purpurkleid.

In den Armen liegen ſich die Brüder,
Otto's klares Auge glänzt vor Luſt,
Aber Heinrich ſchlägt das ſeine nieder,
Und verbirgt ſich an des Bruders Bruſt.

Und des Himmels unſichtbare Heere,
Die in dieſer Nacht verſammelt ſind,
Stimmen an die hellen Jubelchöre:
„Friede jedem will'gen Menſchenkind!“

XIII.

Königin Mathilde.

Das Jahr verarmt, das Feld verliert ſein Grün,
Danieder liegt die greiſe Königin;
Sie iſt ein abgelöſtes, dürres Laub,
Und wird des Winters Raub.

Und was ſie hat gegründet mild und reg,
Das muß nun gehen ſeinen eignen Weg,
Doch manches ſchöne Stift im deutſchen Land
Es bleibt nach ihr genannt.

Sie aber ſehnt ſich nach dem reinen Licht,
Hat nur noch Einen Wunſch und ſagt ihn nicht,
Hat einen Liebling, den ſie möchte ſehn
An ihrem Lager ſtehn.

Vor Jahren hielt ſie wol ihn auf dem Schooß,
Ein feiner Knabe war's, — nun iſt er groß.
Ihr farbig Meßbuch hat er oft beſchaut
Und las die Sprüche laut.

Und wie ſie denkt: „Ich wollt', er wäre hier!"
Da öffnet er mit leiſer Hand die Thür;
Sein braunes Lockenhaar, es trägt die Spur
Der geiſtlichen Tonſur.

Ihr Enkel Wilhelm iſt's, des Kaiſers Sohn,
Und nun im Reich der erſte Biſchof ſchon;
Sie ſieht ihn zärtlich an und freut ſich ſtill, —
Da weiß er, was ſie will.

Dem jungen Biſchof beichtet ſie ihr Fehl,
Er netzt die Sohlen ihr mit heil'gem Oel,
In ihrem Blicke glänzt des Glaubens Stral,
Sie nimmt das Abendmal.

Nun muß er ſcheiden, doch es wird ihm ſchwer, —
Mathilde mahnt, — noch immer zögert er,
Da ſpricht ſie: „Geh', die Stunde kaum iſt dein,
Laß du mich nun allein.

„Doch darfſt du nicht von hinnen unbegabt,
Ihr Mägde, ſeht, was ihr im Schranke habt.
Der Weg iſt weit, die Herberg, die iſt ſchlecht ...
Wie deckſt du nachts dich recht?“ —

Richburg, die Schaffnerin, klagt: „Nichts iſt da.
Den Armen, Herrin, gabſt du Alles ja.
Nur eine Decke blieb, die liegt bereit
Bei deinem Todtenkleid.“

Da ſagt Mathilde lächelnd: „Gib ihm die!
Brautkleid und Leichenhemd, die mangeln nie;
Beſchwerlich iſt ſein Weg, und oft entlaubt
Ein Jahr ſich eh' man's glaubt.“ —

Der Biſchof zieht, ſie träumt im Dämmerlicht,
Und Tag um Tag vergeht, ſie merkt es nicht.
Ihr Lager deckt ein goldgewirktes Tuch,
Das ſchimmert hell genug.

Und eines Morgens iſt ſie aufgewacht
Und ſpricht erfreut: „Nun wird es nicht mehr Nacht.
Doch, Schaffnerin, woher der Decke Glanz?
Sie blendet mich ja ganz.“

— „Gerberge ſchickt ſie, deine Tochter, dir,
Und es iſt noch ein andrer Bote hier.“ —
Schnell hat die Schaffnerin ſich abgewandt,
Und weint in ihre Hand.

Mathilde fragt: „Was redet ihr ſo leis?
Warum verberget ihr mir, was ich weiß?
Ich weiß, daß ihr um einen Todten klagt,
Bevor ihr mir's geſagt.“

— „O Herrin, auf dem Wege ward er krank:
Für deine Decke ſchickt er noch dir Dank.“ —
Mathilde ſpricht: „So betet für ſein Heil ...
Nun aber hab' ich Eil.“

Das große Münſter hebt zu läuten an,
Und ernſte Männer ſich im Zuge nah'n:
Mathildens Lager fließt in gold'nem Schein,
Sie ſchlummert ſelig ein.

Und in der Greiſin Todtenkammer drüben
Der Glockenſchlag, der für den Enkel tönt,
Im Quedlinburger Münſter läutet heut
Ein doppelt Grabgeläut.

XIV.

Königin Agnes.

in Königsfelden.

Ein tiefer Kloſterhof, ein Gitterthor,
Mit Cypich iſt ſein Wegen überſponnen,
Im Hintergrund der Kirche ſchmaler Chor,
Eintönig plätſchert ein verborgner Brunnen.

Der Boden, den bedeckt der Kirche Schiff,
War König Albrecht's grünes Sterbebette;
Nun ſchläft er unter dem Altare tief,
Und ſeine Tochter hütet ſtreng die Stätte.

Sie hat den Vater ſchauerlich gerächt:
Die Burgen ließ ſie ledern aller Enden,
Und der entfloh'nen Mörder ganz Geſchlecht
Frohlockend mähte ſie's mit blut'gen Händen.

Und als das Rachewerk vollendet war,
Und als vollbracht die grauſe Todtenfeier,
Verbirgt ſie der Meduſe flatternd Haar
Als Büßerin mit einem Nonnenſchleier.

Und zwiſchen ſich und ihre ſchwere That
Läßt ſie die frommen Kloſtermauern treten,
Und an die Gruft des Vaters früh und ſpat
Kommt ſie für ſeiner Seele Heil zu beten.

Sieh'ſt du ſie ſitzen an der Linde dort,
Wo ihren feuchten Schatten wirft die Mauer,
Und an des ſonn'gen Hofes dunklem Bord
Entlang die Wand des Kloſters ſchleicht ein Schauer?

Sie ſtickt an einem reichen Meßgewand
In ihrer Nonnen ehrfurchtsvollem Kreiſe,
Es regt ſich ſacht die ſchmale, weiße Hand
Und auf dem Purpurſtoffe rauſcht ſie leiſe.

Durch's Gitter blicken arme Kinder ſcheu
Und wagen's nicht zu bieten ihr die Veilchen,
Und kommt ein Weib der Nachbarſchaft vorbei,
So bückt es tief ſich als vor einer Heil'gen.

Sie faſtet viel und gibt den Armen reich,
Von ihrer Frömmigkeit ergeht die Kunde,
Doch ſteinern iſt ihr Angeſicht und bleich,
Und nie ein Lächeln auf dem harten Munde.

Es iſt verfloſſen eine lange Zeit,
Seit ſie in Lachen Blutes iſt gegangen
Nun übt ſie Werke der Barmherzigkeit
Und möchte gern Barmherzigkeit erlangen.

Des Pilgrims müde Füße waſcht ſie rein,
Bald iſt der Staub der Straße weggebadet,
Ein kräftig Waſſer aber müßt' es ſein,
Das Füße wüſche, die in Blut gewatet.

Auf ihrem Steinſitz liegt ein offen Buch,
Schön iſt's bemalt und ohne Fehl geſchrieben,
Ein gold'nes Zeichen haftet bei dem Spruch,
Wo ſie zuletzt bei'm Leſen ſteh'n geblieben.

Sie nimmt's und reicht es hin der jüngſten Dirn'
Und ſpricht: „Zur Arbeit leſen iſt erbaulich."
Die Nonnen ſenken die verhüllte Stirn,
Die ſchatt'ge Wimper auf ihr Werk beſchaulich.

Und die von ihr das heil'ge Buch empfing,
Verwaist in jenen wilden Nachetagen
Und still erwachsen in des Klosters Ring,
Lieſt von dem Blatte, welches aufgeſchlagen:

„Was hülf' es mir, wenn offen meine Hand,
„Und daß ich mich in harten Werken übe,
„Und wenn ich trüge härnen Bußgewand
„Auf bloßem Leib — und mangelte der Liebe?"

XV.

Die Rehe.

Im Schloß, in grüner Einſamkeit,
Die wachen Hunde bellen,
Es ſtampft ein Roß von Zeit zu Zeit
Und wiehert in den Ställen;
Der edle Herzog zecht im Saal
Fern von dem fürſtlichen Gemal
Mit ſeinen Waidgeſellen.

Den Becher ſchwingt er ſorgenlos:
„Sie zählen nicht im Leben,
„Die Tage, da in Waldes Schoß
„Der Jagd wir uns ergeben.
„Es lebe,“ ruft er jubelnd aus
Und donnernd hallt es durch das Haus,
„Das Junggeſellenleben!“

„In meines weisen Kanzlers Joch
„Verkümmert wär' ich balde;
„Da iſt's ein ander Leben doch
„So mitten in dem Walde!
„Die Freiheit lebe!" ruft er aus,
Und donnernd hallt es durch das Haus,
„Die Freiheit in dem Walde!"

Muſik ſie ſchmettert zu dem Hoch,
Dann fängt ſie an zu ſcherzen
Und flüſtert nur wie Blätter noch
Und ſäuſelt um die Herzen.
Der Herzog lacht: „Was wird das ſein?
„Tritt meines Waldes Fee herein
„Gelockt von unſern Kerzen?"

Im Hofe lärmt die Dienerſchaar,
Die Jägerburſche fluchen.
„Du ſchmucke Dirn, du Flatterhaar,
„Haſt drinnen nichts zu ſuchen!
„Bleib' du bei deinesgleichen hier
„Und fürſtlich dich bewirthen wir
„Mit Meth und würz'gem Kuchen!"

Und wie die Schaar der Knechte ruft,
Da tritt ſie in die Helle,
Es ſtrömt mit ihr ein Tannenduft
Herüber von der Schwelle.
Sie ſchmiegt ſich wie ein ſchüchtern Reh,
Das zögert, ob es weiter geh',
Und wo den Fuß es ſtelle.

Ihr braunes Haar noch flattert's halb,
Halb iſt's im Garn gefangen,
Und Blätter blieben roth und falb
An ihrem Röcklein hangen,
Die ſchwarzen Augen blicken ſcheu;
Der Herzog, wie durch Zauberei,
Bleibt in dem Netze hangen.

Und ſpricht: „Mein lieblicher Beſuch,
„Du Reh im braunen Kleide,
„Tritt näher, ſage dein Geſuch
„Und komm' an meine Seite!"
Sie eilt herbei mit leichtem Fuß,
Sie neigt ſich zu beſcheid'nem Gruß,
Ihr klopft das Herz vor Freude.

Da ruft der Herzog heiß von Wein
Und will das Kind umſchlingen:
„Das Schloß iſt dein und du biſt mein
„Und kannſt mir nicht entſpringen!“
Und die Muſik ſie tobt und hallt,
Wie wenn gehetzt durch Buſch und Wald
Die armen Rehe ſpringen.

Sie macht ſich los und blickt ihn an,
Die zornigen Augen blitzen,
Und ſchon gelaßner ſpricht ſie dann:
„Ich bin das Kind des Schützen!
„Doch heute hat im Wald gethan
„Der Vater, was nicht frommen kann,
„Und muß im Kerker ſitzen.

„Er traf im Thal ein flüchtig Reh,
„Das führt ihn ſacht von hinnen,
„Und dein Gebiet betritt er, eh
„Er mochte ſich beſinnen.
„Dein Förſter hört es, wie er knallt,
„Und überraſcht ihn in dem Wald
„Beim frevelnden Beginnen.

„Vorüber führt er unserm Haus
„Gebunden ihn zum Kerker,
„Da lief ich in den Wald hinaus
„Und immer lief ich stärker,
„Und als mir fast das Herz zersprang,
„Da hört ich deinen Liederklang,
„Sah Licht in deinem Erker.

„Die güt'ge Herrin glaubt' ich da
„Und wollte zu ihr flehen,
„Und nun muß tief beschämt ich ja
„Vor meinem Herzog stehen!
„O, gib den Vater wieder los,
„Daß ich aus deinem hellen Schloß
„Getröstet möge gehen!"

Der edle Herzog ist verwirrt,
Mißt Fehle gegen Fehle.
Wie leicht man sich im Wald verirrt,
Das tritt ihm vor die Seele,
Und daß ein Reh verlockt vom Weg, —
Noch pocht das Herz ihm viel zu reg,
Als daß er sich's verhehle.

Er fordert eilig Blatt und Stift
Und Einer kann ſie leihen,
Und auf das Blatt mit großer Schrift
Schreibt kurz er: „Wir verzeihen.“ —
„Mein gnäd'ger Herr, ich danke ſchön
„Und will nun ſchnell von hinnen gehn,
„Den Vater zu befreien.“

Der Herzog tritt an's Fenſter ſacht
Und öffnet es den Winden;
Hell breitet eine Sternennacht
Sich über Waldesgründen.
Da ſieht er ſie von dannen geh'n
Und ohne nur ſich umzuſeh'n
Im finſtern Wald verſchwinden.

XVI.

Die Novize.

„In der ſtillen Klauſe
„Fühl' ich mich ſo wol;
„Was mich einſt ſo tief bewegt,
„Hat ſich nun zur Ruh gelegt,
„Alles hier im Hauſe
„Iſt ſo friedevoll!“ —

— „Tochter, übereil' es
„Nicht mit raſcher Wahl!
„Gibt es nichts mehr auf der Welt,
„Das dich in den Banden hält?
„Iſt dein Herz ein heiles?
„Frag' es noch einmal.“ —

— „Nein, in dem Gewande
„Geht man leicht einher!
„Was die falſche Welt mir bot,
„Bitter war es, als der Tod,
„Und gelöſte Bande
„Knüpfen ſich nicht mehr.

„Vor Mariens Bilde
„Iſt mein Herz geheilt! —
„Zürnend, ohne Scheidewort
„Ritt beim erſten Zwiſt er fort ...
„Weiß ich, wo der Wilde,
„Wandert oder weilt?

„Nein, ich bin geneſen
„Von der Erde Tand;
„Selber will ich pflegen nun
„Fremde Leiden, nimmer ruhn,
„Mit gelaſſ'nem Weſen
„Mit gelinder Hand.“ —

— „Machen wir die Runde
„Tochter, im Spital!
„Geſtern brachten Wagen ſchwer
„Aus dem Feld von Lützen her
„Sterbende und Wunde
„Eine große Zahl.“ —

Eilig geh'n die Zweie
Ohne Aufenthalt;
Die Aebtiſſin geht voran,
Tief gegrüßt von Jedermann,
Hinter ihr die ſchöne
Schwebende Geſtalt.

In den Kreuzgang treten
Beide Nonnen nun;
Bogenfenſter blicken hin
Auf der Gräber friſches Grün,
Für die Schweſtern beten
Sie, die drüben ruh'n.

Ueber manche Schwelle
Wandeln sie geschwind,
Zu den Wunden hier und dort
Sprechen sie ein tröstend Wort,
Bis sie in der Zelle
Nun des Letzten sind.

Auf den Arm gesunken
Ruht sein Haupt gesnickt,
Und vom Schemel hebt sich sacht
Eine Nonne, die gewacht,
Und wird, schlummertrunken,
Nun zu Bett geschickt.

„Klara, bleib und hüte,
„Er ist fieberkrank, —
„Siehst die blaue Schale du?
„Schlummert er, gönn' ihm die Ruh, —
„Regt er sich, so biete
„Ihm den kühlen Trank." —

Klara läßt ſich nieder
Fern im düſtern Raum,
Und hinüber blickt ſie ſtill,
Ob er nicht erwachen will,
Und dann blickt ſie wieder,
Doch er regt ſich kaum.

Anders ſich zu legen
Nöthigt ihn der Schmerz,
Und nun zeigt im Dämmerlicht
Er ſein ſchlafend Angeſicht;
Mit verſtärkten Schlägen
Pocht der Nonne Herz.

Leiſe will ſie beten
Ihren Roſenkranz,
Stöhnen hört ſie ſchmerzlich ihn,
Und die junge Wärterin
Muß an's Lager treten,
Aber zittert ganz.

K.K. Univ. Bibl.
Berlin

Den verſtoß'nen Knaben
Sieht ſie Zug um Zug,
Nur der herbe Stolz iſt nicht
Mehr auf ſeinem Angeſicht,
Furchen ſind gegraben
In die Stirn genug.

Und ſie möchte weinen
Und ihr Herz iſt ſchwer;
Sinnend ſteht ſie und vergißt,
Wo die blaue Schale iſt;
Schlummernd flüſtert einen
Lieben Namen er.

O wie lauſcht ſie bange:
Wer ſo theuer ihm!
Eine Weile bleibt er ſtumm, —
„Klara!“ haucht er wiederum;
Und ihr färbt die Wange
Sich mit Ungeſtüm.

Seine blut'gen Locken
Küßt ſie ſanft und gut .....
Heftig zieht ſie eine Hand;
Schnell hat ſie ſich umgewandt
Und iſt arg erſchrocken
Und wird lauter Glut.

Unverſehns iſt wieder
Die Aebtiſſin da.
Zitternd ſchlägt die Himmelsmagd
Von dem erſten Blick befragt
Tief die Augen nieder,
Iſt den Thränen nah.

Lange ſchweigen Beide,
Und zuletzt beginnt
Die Aebtiſſin voller Schmerz:
„O du ſchwaches Menſchenherz!
„Geh, und lieb' und leide,
„Armes Erdenkind!“ —

XVII.

Das Münſter.

Der alte Meiſter liegt danieder
Und ſeine hohle Wange brennt;
Die Hände faltend ſchlicht und bieder
Empfängt er fromm das Sakrament.
Der Prieſter ſchreitet ſacht von hinnen,
Des treuen Weibes Zähre fließt,
Es ſteht der Sohn in ernſtem Sinnen,
Der ſeines Vaters Schüler iſt.

Der Alte ſpricht zu ſeinem Weibe:
„Laß mich mit meinem Sohn allein!“
Und zu dem jungen Meiſter: „Bleibe!“
Und weiſt auf den verzierten Schrein;
Der weiß es, was der Vater deutet,
Und holt die Rolle, die er kennt,
Und auf das Sterbelager breitet
Er aus das alte Pergament.

Da reicht ein Münſterthurm gewaltig
Vom obern bis zum untern Rand,
Gezeichnet eins und mannigfaltig
Mit kühnem Wurf und ſich'rer Hand.
Und wie den liebſten ſeiner Pläne
Vergilbt er ſieht und modernd ſchon,
Zerdrückt der Meiſter eine Thräne
Und ſpricht zu ſeinem wackern Sohn:

„Dieß welke Blatt erinnert wieder
Mich an die Tage meiner Kraft;
Als in der Vaterſtadt ich nieder
Gelegt den Stab der Wanderſchaft:
Da war ein tauſendfaches Leben
Und mitgeriſſen Alt und Jung;
Ein Münſter wollen ſie erheben
In glühender Begeiſterung;

„Mit ſeinen Hunderten von Stufen
Soll's ſchau'n in's deutſche Land hinaus,
Mit ſeinen Glocken ſoll es rufen
Auf jeden Platz, in jedes Haus,

Umſpielt von munt'rer Knabenrunde,
Vom Wandrer ferne ſchon geſeh'n,
Des Lebens Hort, bis zu der Stunde,
Wo drinn die Todten ſchlafen geh'n.

„Die Herzen ſchlugen in die Wette,
Es war ein herrliches Vertrau'n;
Gewaltiger als and're Städte
Und höher wollten noch ſie bau'n.
Nun hießen mich die Bürger kommen
Und es ermahnte mich der Rath:
Was du gelernt haſt, laß es frommen
Dem Heile deiner Vaterſtadt.

„Da ſaß ich auf in langen Nächten,
Es wich der Schlaf von meinem Pfühl,
Zur Linken ſtunden mir und Rechten
Der Heiligen und Helden viel;
Und ſchuf ich nicht als ſtrenger Meiſter:
Gleich, mit erzürntem Angeſicht,
Droht' einer mir der alten Geiſter:
Nimm dich zuſammen, tändle nicht.

„Ich grub im Geiſt nach feſten Gründen,
Dann ſtellt' ich Pfeiler ſacht und Wand,
Ließ jeden Stein die Stütze finden
Und weg ihn ab mit ſtrenger Hand.
Ich hob das Werk und fühlte heben
Mich ſelbſt das Werk, das ich vollbracht,
Da plötzlich fing es an zu leben
Und regte ſich aus eigner Macht.

„Mit luftiger, durchbroch'ner Hülle
Erhob ſich der befreite Chor,
Es riß des neuen Lebens Fülle
Mich trunken über mich empor.
An allen Pfeilern ſchwebt' die Ranke,
Das Laub der Erde himmelan,
Mit allen Bogen ſtieg das ſchlanke
Gebäude zu der Sternenbahn.

„So ſtund das Münſter auf dem Platze,
So frei und voll, ſo ſcharf und kühn!
Still dacht' ich, wer's vollendet hatte,
Und lobte dankergriffen ihn.

Zum Ganzen reiht er das Zerſtreute,
Bis er es wiederum zerſtreut,
Für jedes irdiſche Gebäude
Zeigt er den Ort und weiß die Zeit.

„Aus meiner ſtillen Kammer tretend
Stellt' auf den Markt das Bild ich dann,
Daneben ſtund ich heiß erröthend,
Und ſie betrachteten den Plan.
Das Große muß das Herz verlocken,
Der Geiſt begreift es nicht allein,
Sie hörten ſchon des Münſters Glocken
Und ſprachen: Ja, ſo muß es ſein!

„Und mitten in des Volkes Wogen
Legt' ich den erſten Stein gemach,
Ich ſchloß beherzt den erſten Bogen,
Die andern wuchſen mächtig nach.
Der Aermſte brachte ſeine Spende,
Den Schmuck verkaufte Magd und Frau,
Und alle Herzen, alle Hände
Vereinigten ſich zu dem Bau.

„Doch als das ernſte Werk in Jahren
Nur langſam ſtrebte himmelwärts,
Fing wieder an die Hand zu ſparen
Und bald erkaltete das Herz.
Sie ſprachen zweifelnd und erſchrocken
Zuerſt von einer kleinen Friſt;
Und nun gerieth der Bau in's Stocken,
Und dann verfaulte das Gerüſt.

„Wie die Begeiſterung verſtummte,
Iſt hungrig die Begier erwacht,
Es feilſchte rings der Markt und ſummte
Vom Morgen an bis in die Nacht.
Die Bürgerhäuſer und die Buden
Verkleideten den edlen Bau,
Doch wie ein Fels aus niedern Fluten
Ragt er vereinſamt in das Blau.

„Vertrieben aus dem Heiligthume
Trat ich in Dienſt für Brot und Dach
Und baute, ſtatt zu Gottes Ruhme,
Des Reichen ſtattliches Gemach.

In eigennützigen Geſchäften
Wie wird das Leben müd und lang:
Erſchüttert von des Himmels Kräften
Bekommt es einen tiefen Klang!

„Ich trieb es wacker, wie die Andern,
Und ward darüber alt genung,
Doch manchmal beim Nachhauſewandern
Beſchlich mich die Erinnerung,
Und wann des Tages letztes Schimmern
Auf mein geliebtes Münſter fiel,
Stund ich vor den erglüh'nden Trümmern
In dunkler Tiefe lange ſtill.

„Die Alten waren ſchon zu Hauſe
Und legten ſich zurecht den Pfühl:
So ging um's Münſter noch im Brauſe
Das zügelloſe Knabenſpiel.
Wol Manchen ſah ich trotzig ſchauen
Auf an dem dämmernd hohen Haus:
Da ſagt' ich mir: Was gilt's, es bauen
Die Jungen noch das Münſter aus.

„Gebeugter ward ich ſtets und greiſer
Und lebte fürder ſchlecht und recht;
Indeſſen ſchoſſen auf die Reiſer
Und es ergrünt' ein friſch Geſchlecht;
Die Alten kann ich alle nennen
Und weiß es was ein jeder werth,
Ich möchte wol die Jungen kennen
Und was ihr pochend Herz begehrt.

„Jüngſt ſtund das junge Volk beiſammen,
Als ich am Münſter ſchlich vorbei,
Ich las in ihren Blicke Flammen,
Daß etwas hier im Werke ſei.
Schon wurde die Geberde dreiſter,
Ein Jüngling rief mit blondem Haar:
Geſellen, grüßt den alten Meiſter!
Da grüßte mich die ganze Schaar!

„Gott dank euch, biedere Geſellen!
Ihr nehmet mich zu ſpät in Lohn,
Doch wollt' ihr die Gerüſte ſtellen,
So geht und rufet meinen Sohn!

Ich ſegne euch, ihr grünen Ranken!
Vergeßt den alten Meiſter nicht,
Der zögernd muß zu Grabe wanken
In dieſem friſchen Morgenlicht.

„Mein Sohn, dir iſt es übergeben;
Du baust es, oder Keiner mehr;
Mein Münſter machte mir das Leben,
Nun macht es mir das Sterben ſchwer. —
— Was ſeh' ich in die Lüfte ragen?
Vollendet ſteigt's im Blau empor!
Und ſeine Glocken hör' ich ſchlagen,
Und ſingen hör' ich es im Chor!“ —

XVIII.

Das Bild der Mutter.

Der Schenke trübes Kerzenlicht
Iſt tief herabgeſunken,
Der Wirthin junges Angeſicht
Nickt bleich und ſchlummertrunken,
Und an dem Tiſche ſpielen Zwei,
Es rückt die Mitternacht herbei,
Die weißen Würfel ſchallen,
Der Wurf iſt ſchlecht gefallen.

Der Jäger brennt das Pfeifchen an,
Beginnt bequem zu ſchmauchen,
Da murrt der junge Handwerksmann
Mit überwachten Augen:
„Das war mein letztes Silberſtück!
„Doch wenden muß ſich noch das Glück,
„Du, Grüner! kannſt mir borgen
„Und Alles zahl' ich morgen!"

Der Jäger ſchneidet ein Geſicht:
„Ich muß die Münze ſehen,
„Und haſt du ſie im Beutel nicht,
„So magſt du ſchlafen gehen.“
Den Burſchen hat der Spott empört,
Er ballt die Hand und blickt verſtört.
Da hört er mit Erſtaunen
Den Spielgeſellen raunen:

„Wer mag der Herr des Gutes ſein
„Hier rechts am Hügel oben?
„Geſchloſſen ſind die Fenſterreih'n,
„Die Riegel vorgeſchoben.
„Er iſt, ſo mein' ich, in der Stadt,
„Seit ſich der Wald entblättert hat;
„Ihr Weſen treiben leiſe
„Im Haus die luſt'gen Mäuſe.

„Die Reichen, ja, die ſind geſcheit,
„'S iſt eine feine Bande,
„Sie wechſeln mit der Jahreszeit
„Die Häuſer, wie Gewande.

„Der Herr ſitzt im Kaſinoſaal
„Und ſpielt beim hellen Kerzenſtral,
„Mir iſt, ich höre klingen,
„Wie die Dukaten ſpringen.

„Hat mir die Wirthin recht geſagt,
„Dein Vater war ſein Pächter?
„Und ſeit der Herr ihn ausgejagt,
„Ging's deinem Vater ſchlechter? —
„Da weißt du ja, wo ein und aus
„Dort in des reichen Mannes Haus'
„Hat nichts zurückgelaſſen
„Als Teller er und Taſſen?

„Ei, wär' ich da, wie du, bekannt,
„Ich bergt' mir auf ein Weilchen
„Von ſeinem Gut auf eigne Hand
„Ein ganz beſcheiden Theilchen!
„Und holſt du nichts Gemünztes dir,
„Bring ein Gerät, bring ein Geſchirr,
„Du kannſt mir's gleich verhandeln,
„Ich will's in Gold verwandeln.

„Wer alle Thüren öffnen kann,
„Braucht keine zu erbrechen ...
„Was blickſt du mich ſo grimmig an,
„Als wollt'ſt du mich erſtechen!
„Von ſelber faſt geht auf der Schrein,
„Du müßteſt nicht ein Schloſſer ſein;
„Es merkt es keine Seele,
„'S iſt Alles ohne Fehle."

Der Burſche lauſcht mit dumpfem Hirn
Dem hölliſchen Gemunkel,
Es überſchattet ſeine Stirn
Die Nacht der Tiefe dunkel, —
Und ſchlimmer wird ihm ſtets zu Muth,
Ihm klopft der Puls in Fieberglut;
Und wieder leis und lüſtern
Beginnt das böſe Flüſtern:

„Kurt, ſieh dir doch den Weltlauf an,"
So lacht der Jäger heiſer,
„Und mach's, wie der berühmte Mann,
„Der welterfahrne Kaiſer.

„Der kluge Herr verſteht den Pfiff,
„Erſt thut er einen ſichern Griff,
„Und dann ſpielt er Verſtecken
„Und läßt ſich nicht entdecken.“ —

Jetzt beut er ihm ein volles Glas
Und flüſtert: „Raſch gehandelt!“
Der Jüngling ſchlürft das ſcharfe Naß,
Da iſt er wie verwandelt: ..
„Wo ſuchſt du deine Schlüſſel, Kurt?
„Du trägſt den ganzen Bund am Gurt;
„Du haſt ja heut die Schränke
„Geſchloſſen in der Schenke.“

Die Wirthin, überwacht und müd,
Sitzt in dem dunkeln Raume,
Und wie den Gaſt ſie fliehen ſieht,
Spricht ſie ſchon halb im Traume,
Sie weiß nicht was, ſie weiß nicht wie: —
„Wie geht's der Mutter? Grüße ſie!“
Der Burſch ſchon in der Pforte
Hört die verträumten Worte.

Er taumelt in die Nacht hinaus
Und ſeine Schritte ſchwanken,
Um ſeine Stirn fliegt ein Gebraus
Verworrener Gedanken:
„Wo war der Silberſchrein? — Er ſtand
„An der damaſtgewirkten Wand ....
„Da wird er ja noch ſtehen! ..
„Wie mag's der Mutter gehen?

„Die ſchläft nun über'm Berge weit"
Denkt er, „in finſtrer Hütte"
Und fördert mit Behendigkeit
Die frevelhaften Schritte;
Die Mauer überſteigt er leis
Und kniſternd bricht das Tannenreis,
Er wandelt eine Strecke
Auf dichtgeſchneiter Decke.

Und an der dunkeln Scheune hangt
Die wolbekannte Leiter,
Die er ſich auf die Schulter langt,
Dann ſchreitet raſch er weiter

Und ſteht am Herrenhauſe ſchon, —
Er klettert über den Balkon, —
Sein Herz, er hört es pochen, —
Er hat die Thür erbrochen.

Schnell iſt ein Wachslicht angebrannt,
Er leuchtet nach dem Schreine,
Da kracht es in der Täfelwand, —
Er lauſcht beim Kerzenſcheine, —
Erſchrocken ſtarrt er hin und wild,
Und ſieht ein friedevolles Bild
Von lichtem Reif umgeben
Sich aus dem Dunkel heben.

Auf warmem Lager ſchläft ein Kind,
Die Mutter kniet zur Seite
Mit Händen, die gefaltet ſind
In dürftig dunklem Kleide;
Die Augen ſind ſo warm und licht,
Und ſtralen voller Zuverſicht,
Und auf dem Munde ſehen
Kann er das heiße Flehen.

Und kann die Blicke von dem Mund
Der Betenden nicht wenden, —
Da plötzlich klirrt der Schlüſſelbund
Ihm aus den ſtarren Händen;
Die Mutter betet fort und fort
Und weiß, der Himmel hört ihr Wort, —
Da muß mit Thränenbächen
Die harte Rinde brechen.

Er faltet auch die Hände dann,
Es wendet ſich zum Guten, —
Er flieht davon, ſo ſchnell er kann,
Als eilt' er über Gluten.
Die Leiter trägt er ſtill davon, —
Jetzt ſpringt er von der Mauer ſchon, —
Und trägt mit wachen Sinnen
Ein neues Herz von hinnen.

XIX.

Die Flucht Karls I.

Einer voraus mit verwilderten Locken,
Finſter das Antlitz, den Hut überſchneit,
Sprengende Reiter und wirbelnde Flocken!
Iſt es Verfolgung? iſt es ein Geleit?

Karl iſt's, der König, mit wenig Genoſſen,
Und vor dem Feind zu dem Feind muß er flieh'n;
Seit er das Blut ſeines Volkes vergoſſen,
Sprengt an zerſchmetterndem Abgrund er hin.

Das iſt die Schuld der erſchütternden Zeiten,
Welche das Fieber des Werdens durchglüht,
Die mit dem eigenen Volk ihn entzweiten,
Die ihn entzweit mit dem eig'nen Gemüth.

Seinem Gefolge von Dienern und Spähern
Eilt der unmuthige König zuvor;
Neblicht die Thürme von Newport ſich nähern
Sieht er, und reitet gemach durch das Thor.

Durch die geſchäftigen, ſummenden Straßen
Zieht er die reinlichen Häuſer entlang;
Aber ſein Werkzeug hat Keiner verlaſſen,
Keiner geſchmückt ſich zu Gruß und Empfang.

Trotzig, wie grollende Republikaner,
Haben die Bürger an ihn kein Geſuch,
Dort in der Werkſtatt klopft ein Puritaner, —
Dieſer verwünſcht ihn mit bibliſchem Fluch.

Iſt ſie vergeſſen die heimiſche Sitte,
Daß ihm das Mädchen, am ſchönſten erblüht,
Reiche die Roſe mit feſtlichem Schritte,
Wenn an dem Markte vorüber er zieht?

Keine der ſtattlichen, brittiſchen Frauen
Tritt ihm entgegen, den Strauß in der Hand,
Selbſt aus dem Erker mag keine mehr ſchauen,
Seit er mit Krieg überzogen ſein Land.

Auch nicht ein einziges Zeichen der Liebe,
Sonnig kein Lächeln, kein Wimpel das wallt!
Alles iſt düſter und Alles iſt trübe,
Himmel und Menſchen verſchloſſen und kalt.

Ruhig durchreitet der König die Stille;
Aber im Innern zerreißt ihn der Schmerz,
Und ſeines Volkes entfremdeter Wille
Preßt, eine eiſerne Fauſt, ihm das Herz.

Wie er die letzte der Straßen durchritten,
Tritt aus dem letzten verödeten Haus,
Dunkel gekleidet, mit ängſtlichen Schritten
Eilig ein ſchüchternes Mädchen heraus.

Schmächtig und bleich, nicht die Schönſte von Allen,
Und mit wie traurigen Augen ſie blickt!
Iſt für den König der Vater gefallen?
Hat ſie die weinende Mutter geſchickt?

Unter dem Tüchlein hervor weht das loſe
Haar in dem Wind, doch es kümmert ſie nicht,
Und dem ſich neigenden König die Roſe
Reicht ſie, verbeugt ſich und flüſtert und ſpricht:

„Nimm es, das unter dem Schnee ſich geröthet,
„Nimm es, das Röschen, zum Reiſegeleit,
„Das ſich im Garten verſteckt und verſpätet,
„Daß es uns tröſte zur traurigen Zeit ...

„Herr, nach den alten, den guten Gebräuchen
„Reich' ich die Roſe von Newport dir dar;
„Möge, der Zahl ihrer Blätter zu gleichen,
„Wonniglich reihen ſich Jahr dir an Jahr!"

Karl nimmt das Röschen und dankt der Getreuen,
Welche den Spruch nicht, den alten, vergaß;
Aber im Herzen kann er ſich nicht freuen,
Und ſein beſchattetes Auge wird naß.

Sachte den Renner von hinnen nun lenkend,
Und an ſein eig'nes verlaſſenes Kind
Und an ſein Weib, das geflüchtete, denkend,
Birgt er im Buſen die Roſe geſchwind:

„Roſe, was ſoll dein Geleit mir bedeuten,
„Und dein ſo ſchimmernd entfaltetes Roth?
„Darf ich noch glauben an glückliche Zeiten,
„Oder weiſſagſt du mir blutigen Tod?" —

XX.

Der Hugenot.

Wild zuckt der Blitz, der Donner kracht,
Es kämpft ein Reiter mit dem Sturm,
Ein neuer Blitz zerreißt die Nacht
Und grell beleuchtet steht ein Thurm.
Der Reiter spornt sein scheues Roß,
Und eine Brücke führt zum Schloß.
Rasch springt er ab und pocht an's Thor,
Sein Mantel saust im Wind empor.

Er drückt sich in die Stirn den Hut
Und hält das Thier am Zügel fest,
Verdoppelt tobt des Sturmes Wuth,
Der kaum den Renner schnaufen läßt.
Ein Gitterfenster schimmert schnell,
Dann öffnet sich die Thüre hell,
Ein Edelmann im schwarzen Kleid
Erscheint, und Diener steh'n bereit.

Der Reiter ruft: „Des Königs Knecht!
Nach Nimes eil' ich als Kourier!
Beherbergt mich, es wettert ſchlecht,
Den Rock des Königs kennet ihr!"
Des Schloſſes Herr verſetzt: „Mein Gaſt,
Was kümmert's mich, welch' Kleid du haſt.
Komm' an den Herd, tritt in's Gemach
Und wärme dich, ich folge nach."

Ein kniſternd Feuer flackert gut;
Der Kriegsknecht tritt an den Kamin,
Und Ahnenbilder von der Glut
Beleuchtet, ſchauen rings auf ihn,
Die Ritter mit den ſtrengen Brau'n,
Im Sammtgewand die Edelfrau'n.
Des Hauſes Wappen wiederholt
Sich oft, es iſt ein Kreuz in Gold. —

Der Reiter ſtaunt, ihm ſcheint bekannt
Der heller ſtets gework'ne Saal;
Scheu blickt er in des Herdes Brand
Und auf das Wappen noch einmal, —

Da tritt mit Sohn und Töchterlein
Der ernſte Herr des Hauſes ein,
Und ſpricht ihm zu: „Du ritteſt weit,
Komm zu dem Mahl, es ſteht bereit.“

Dem fremden Gaſte tönt wie Droh'n
Des Wirthes mahnendes Geheiß.
Gerüſtet iſt die Tafel ſchon,
Das Linnen ſchimmert blendend weiß.
Erſchaudernd wie in Fieberglüh'n
Wirft er auf einen Stuhl ſich hin,
Und in die Runde treten ſacht,
Die Drei in ihrer ſchwarzen Tracht. —

Es haftet auf dem Fremden bald
Der Kinder unverwandter Blick;
Der wünſcht ſich in den nächt'gen Wald
Und in den finſtern Sturm zurück.
Den Becher faßt der wilde Gaſt
Und füllt, und übergießt ihn faſt,
Da wehrt der Herr des Hauſes: „Nein!
Laß erſt das Mahl geſegnet ſein.“

Unruhig wird der Knabe jetzt
Und ist zum Vater hingerückt;
Das bleiche Mädchen starrt entsetzt,
Als hätt's ein reißend Thier erblickt.
Den Kindern winkt der Vater: „Still!"
Und weiß nicht, was da werden will —
Der Reiter stammelt: „Ich bin matt, —
Herr, gebt mir eine Lagerstatt."

Er eilt davon mit Ungestüm
Und seine Tritte dröhnen schwer,
Ein alter Diener leuchtet ihm,
Doch mit dem Leuchter zittert er.
Und an der Schwelle wirft zurück
Der Reiter einen wilden Blick,
Da sieht den Knaben er empor
Sich heben zu des Vaters Ohr.

Er stürzt erschreckt zum Saal hinaus,
Und alle Sinne sind ihm wirr,
Er flöhe gern in Nacht und Graus,
Doch seine Schritte gehen irr,

Und wie ein Trunk'ner folgt er nach
Dem Diener in das Schlafgemach.
Da iſt er nun und weiß nicht wie,
Er prüft die Thür und riegelt ſie.

Feſt preßt er mit der Hand die Stirn
Und frägt ſich: „Iſt es Sinnentrug?“
Da fügt im dämmernden Gehirn
Zum düſtern Bild ſich Zug an Zug.
„In dieſer Burg vor einem Jahr
Lagſt du mit deiner Reiterſchaar,
Wie du die Hugenottenjagd
In den Gebirgen mitgemacht. —

„Wo hat der Junker ſich verſteckt?
Frag' ich ein bleiches Frauenbild.
Sie weint und hat mir's nicht entdeckt,
Die Kinder ſchrei'n, — ich werde wild.
Da ſeh ein Feuer ich verglüh'n,
Da reiß ich ſie zum Herde hin,
Die Füße hab' ich ihr gepackt
Und hielt ſie in die Gluten nackt.

„Will ſich die Kammer mit mir dreh'n?
Bin ich berauſcht? Nein! es iſt wahr!
Wer hieß dich hier zu Gaſte geh'n,
Du blöder Thor! Du blinder Narr!
Hat er nur einen Tropfen Blut,
So rächt er deinen Uebermuth,
Er überfällt dich heute Nacht,
Da liegſt du morgen umgebracht."

Wild greift nach Schwert er und Piſtol
Und ſtellt ſich an die Thür und lauſcht;
Es pfeift der Sturm und raſ't wie toll,
Der Erker bebt, die Diele rauſcht;
Und will es einmal ſtille ſein,
So zuckt ein fahler Blitz herein,
Und über ſeinem Haupte rollt
Der Donner ſchwer und zürnt und grollt.

Schon weit iſt's über Mitternacht,
Noch immer ſteht der Reiter da,
Und wenn im Haus ein Balken kracht,
Glaubt er den Schritt der Rache nah.

Doch endlich bricht des Sturmes Wuth
Und plätſchernd ſtürzt die Regenflut,
Da ſchließt ſich ihm das Augenlid
Und nieder ſinkt er bleiern müd.

Er ſchlummert .... Fackeln in dem Saal,
Ein hölliſches Gelächter ſchallt:
Weib, wo verſteckſt du den Gemal?
Sprich! oder du bereuſt es bald!
Er zerrt mit widerwill'ger Wuth
Die Füße nieder in die Glut;
Da ſprüht die Flamme weit umher
Und wird ein lodernd Feuermeer.

Er krümmt auf feuchtem Lager ſich
Und er erwacht .... Es iſt ſo ſtill.
Am Himmel ſteht ein lichter Strich,
Der ſchon den Tag verkünden will.
Er ſchleppt ſich an das Fenſter ſacht
Und öffnet und blickt in die Nacht,
Es zwitſchert in dem nahen Baum
Ein Vögelein, noch halb im Traum.

Die Scholle athmet kräft'gen Duft,
Gebadet iſt der Garten ganz,
Es ſchwimmen Wolken in der Luft
Mit einem matten Silberglanz,
Und in dem erſten Dämmerſchein
Wie iſt die Erde ſtill und rein! —
Da fühlt er dumpf wie ſich verwies
Er aus des Friedens Paradies.

Raſch klopft es an: „Mach dich bereit!
Biſt du bereit? Der Tag bricht ein.
Ich gebe ſelbſt dir das Geleit,
Du ſollteſt ſchon von hinnen ſein.“ —
Mit ſeinem Führer reitet bald
Der Kriegsknecht durch den dichten Wald,
Mit Aeſten iſt der Weg beſtreut,
Doch nicht ein Lüftchen regt ſich heut.

Der Reiter lauert tückiſch ſcheu
Indem ſie rüſtig fürder zieh'n,
Erſtaunt, daß er am Leben ſei,
Und fragt ſich: „Weiß er, wer ich bin?“

Da däucht ihn halb ergraut das Haar,
Das gestern noch so dunkel war,
Da scheint ihm, wie vom Sturm gebeugt,
Der ihm des Waldes Wege zeigt.

Und schon im Felde seh'n den Pflug
Sie in der Morgensonne geh'n,
Da ruft der Reiter: „Herr, genug!
Habt Dank! Auf Nimmerwiedersehn!
Ihr seid ein Mann von weisem Sinn,
Und seht, daß ich des Königs bin,
Des größten Königs in der Welt,
Der meinen Weg im Auge hält!"

Jetzt spricht der Andre feierlich:
„Du hieltst in meinem Hause Rast,
Und durch den Wald geleit' ich dich,
Der du mein Weib gemordet hast!
Ich weiß, daß du des Königs bist,
Der über Alle mächtig ist ...
Doch wurde heut sein Dienst mir schwer:
Mein ist die Rache! spricht der Herr."

Anhang.

XX.

Zingerhütchen.

Märchen.

Wiſſen es die Kinder, wo
Seßhaft Zingerhütchen?
In dem Thal von Acherlo
Steht ſein einſam Hüttchen;
Aber ſchon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen;
Sept auf ſeinen Stuhl er ſich,
Iſt's ein ſeltſam Sitzen,
Und das Kinn kann wunderlich
Auf das Knie er ſtützen.

Körbe flicht aus Binſen er
Früh und ſpät ſich regend,
Trägt ſie zum Verkauf umher,
In der ganzen Gegend

Und ſo lebt er wol zufrieden,
Aber einſam und gemieden,
Denn man ziſchelt mancherlei,
Und man trägt es weiter,
Wie er wol ein Zaub'rer ſei,
Kundig aller Kräuter.

Dieſes iſt die Wahrheit nicht,
Iſt ein leeres Meinen,
Doch das Volk im Dämmerlicht
Schaudert vor dem Kleinen,
Und die Jungen und die Alten
Weichen aus dem Ungeſtalten;
Einen Zweig von Fingerhut
Oder Elfenkäppchen
Steckt er ſtets an ſeinen Hut,
Trägt er auf dem Käppchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
Nach des Tages Laſten,
Hat den halben Weg gemacht,
Darf ein Bischen raſten,

Und er ſitzt an einem Hügel:
Eben ſteigt des Mondes Spiegel,
Doch es iſt ihm gar nicht bang
Iſt ihm gar nicht ſchaurig,
Nur daß noch der Weg ſo lang,
Dieſes macht ihn traurig.

Etwas hört er klingen klar,
Nicht mit rechten Dingen,
In den Lüften, unſichtbar
Ein bezaubernd Singen .....
Deutlich hört er nun, doch leiſe:
„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,“
Ringerhütchen ſpähet ſcharf
Und kann nichts erblicken,
Aber was er hören darf,
Das iſt zum Entzücken.

Wieder hebt das Liedchen an
Unter Buſch und Hecken,
Und wo's nicht mehr weiter kann,
Bleibt es wieder ſtecken.

„Mondenſcheibe, ſtille, weiße“ —
Dann verſtummt die kurze Weiſe.
Lieblich iſt, doch einerlei
Der Geſang der Elfen;
Fingerhütchen fällt es bei
Ihnen fortzuhelfen.

Und nun lauſcht er ſcharf und ſtill
Auf der Töne Leiter;
Wie ſie eben enden will,
Führt er leicht ſie weiter:
„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reiſe!“
Aus dem Hügel ruft's hervor:
„Trefflich und gelungen!“
Unterm Boden kommt empor
Kleines Volk geſprungen.

„Fingerhütchen, Fingerhut“
— Lärmt die tolle Runde —
„Faß dir einen friſchen Muth!
„Günſtig iſt die Stunde!

„„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,
„„Sei begrüßt auf deiner Reiſe!““
„Dieſes haſt du gut gemacht,
„Lernet es, ihr Sänger!
„Wie du es zu Stand gebracht,
„Hübſcher iſt's und länger.

„Zeig' dich einmal, ſchöner Mann,
„Laß dich einmal ſehen!
„Daß uns nichts entgehen kann,
„Sollſt du noch dich drehen.
„Ei, was müſſen wir erblicken,
„Fingerhut, auf deinem Rücken?
„Weißt du, daß du ſchrecklich biſt,
„Schrecklich biſt zum Grauſen?
„Nein, was innen lieblich iſt,
„Sei auch lieblich außen!

„Wem die ganze Stirne voll
„Glücklicher Gedanken,
„Unter einem Höcker ſoll
„Länger nicht er ſchwanken!

„Strecket euch, gesunde Glieder!
„Garst'ger Höcker, purzle nieder!
„Fingerhut, nun bist du grad
„Und geschickt zum Wandern,
„Und ein schlankes Rückengrat
„Hast du, wie die Andern!“

Plötzlich wieder unsichtbar
Wird der Kleinen Menge,
Wieder läuten silberklar
Die entfernten Klänge:
„Mondenscheibe, stille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reise.“
Fingerhut ist müd und laß,
Wäre gern daheime;
Er entschlummert in dem Gras
Ueber seinem Reime.

Und er schläft die ganze Nacht
An derselben Stelle;
Wie er morgen früh erwacht
Scheint die Sonne helle,

Kühe weiden, Schafe grasen
Neben ihm auf grünem Rasen.
Fingerhut ist bald bekannt,
Läßt die Blicke schweifen;
Und dann will er mit der Hand
Nach dem Höcker greifen.

Was ihm halb im Traum geschehn,
Ist es eine Wahrheit?
Wird das Elfenwort bestehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er tastet sachte hinten,
Aber nichts ist mehr zu finden!
Jubelnd springt er in die Höh,
Jubelt ohne Ende,
Und dann jagt er wie ein Reh
Ueber Feld behende.

Fingerhut steht plötzlich still,
Tastet leicht und leise,
Ob er wieder wachsen will? —
Nein in keiner Weise!

Fingerhütchen fühlt ſich ſelig
Und an Leib und Seele fröhlich.
Und er wandelt grad und ſchlank
Und als hätt' er Flügel,
Seit er ſchlummernd niederſank
An dem Elfenhügel.

Anmerkungen.

[1] **(Die Stadt im Meer.)** Glugies und Albiola, mittelalterliche Namen venetianiſcher Inſeln.

[2] **(Der Mönch von Bonifazio.)** Die Belagerung von Bonifazio auf Korſika durch Alphons V (1420) iſt erzählt von Platen in ſeinen Geſchichten des Königreichs Neapel.

[3] **(Römerin.)** „Des langen Schleiers Feuerſchein“: das velum flammeum.

Zum Leichengeleite wurde geladen durch den Ruf des Weibels der Gemeinde: „Jener Webermann iſt Todes verblichen: wer da kann, der komme dem Lucius Aemilius das Geleite zu geben; er wird weggetragen aus ſeinem Hauſe.“ Mommſens röm. Geſchichte.

[4] **(Theſpeſius.)** Nach Plutarch.

[5] **(Die Siegesfeier am Leman.)** Zur Erinnerung an das Bild Glevres im Muſeum von Lauſanne. Der Sieg des jungen Tiguriners Diviko über den Gemahl L. Caſſius am Ufer des Genferſee's fällt in das Jahr 107 v. Chr. Das Jeck wird ausdrücklich erwähnt von Cäſar, bellum gall. I 12.

[6] **(Die Schlacht bei Tiberias.)** Siehe Felix-Bovet, Voyage en Terre-Sainte. „Seht ihr ſie flattern dort um ihr Idol,“ Saladins eigene Worte in ſeinem Schlachtbericht. Michaud, Croisades.

Romanzen und Bilder

von

C. Ferdinand Meyer.

3508

Leipzig
H. Haessel.
1870.

Inhalt.

Stimmung.

	Seite
Tag schein herein!	3
Frühlingslüfte 1.	5
2.	6
Epheu	8
Die Ruine	9
Das todte Kind	11
Auf dem See 1.	12
2.	12
3.	13
4.	13
Im Walde 1.	15
2.	16
3.	17
4.	18
Waldtraum	19
Weinsegen	21
Himmelsnähe	23
Jungfrau	25
Im Engadin	26
Das Glöcklein	27
Der Erntewagen	29
Spätjahr	30
Einer Todten	32
Der Pfad	34
Die alte Brücke	36

Seite

Römiſche Mondnacht 38
Der ſchöne Brunnen 39
Die gegeißelte Pſyche 40
Kommet wieder! 41
Karl IX. an Ronſard 42
Schon heut! erſt morgen! 43
Spielzeug 44
Jedes Ding hat ſeine Zeit 45

Erzählung.

Die neuen Muſen 4
Cäſars Schwert 5
Papſt Julius 6
Michel Angelo 6
Cäſar Borgia 6
Margarita 6
Der Markt von Florenz 6
Rizlanir 7
Die Dioskuren 7
Die Fahrt des Achilles 7
Alexanders Feſt 8
Vercingetorix 8
Das Amphitheater 8
Die Dryade 9
Der Rubin 9
Liebeszauber 9
Der Klausner 10
Die Spielleute 10
Das Heimchen 11
Heinrich IV. 11
Millionk Wache 1

Stimmung.

„Tag, ſchein herein, und, Leben, flieh hinaus!“

Romeo und Julia.

Tag, ſchein herein! die Kammer ſteht dir offen!
Du blauer Frühlingsmorgen, ſteig herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherſchrein.
Der Winter räumt, ein mürriſcher Verwalter,
Dem jungen ſchönen Erben Hof und Haus,
In meines Fenſters Bogen ſchwebt ein Falter —
Tag, ſchein herein, und, Leben, flieh hinaus!

In meinem Manuſkript beginnt zu blättern
Der Morgenwind, der luſtige Student!
Vergoldet ſchimmern die bewegten Lettern,
Kaum fängt er an, und ſchon iſt er zu End',
Und an den Boden wirft er's ohne Gnade,
Und jagt's durch's Fenſter, — Taugenichts! o Graus!
Komm mit! wir haſchen's, rauſcht er, s'wäre Schade!
Tag, ſchein herein, und, Leben, flieh hinaus!

Ein Segel zieht auf wunderkühlen Pfaden,
Ein Meer von Glüte, glänzt der blaue Tag.
Was hat die Barke wohl für mich geladen?
Vielleicht iſt's etwas, das mich freuen mag!
Entgegen ihr! Was kann das Segel bringen
Mir durch der Wellen freudiges Gebraus?
Noch ſpannt der Lenz auch meiner Seele Schwingen!
Tag, ſchein herein, und, Leben, flieh hinaus!

Frühlingsflüſle.

1.

Durch die Tannen, durch die Föhren
Nieder ſtreicht der warme Föhn,
In der Ferne kann ich hören
Der Lawinen dumpf Getön;
Wie von ungeſtümen Bächen
Wird es unterm Eiſe laut —
Grollend mußt du heute brechen,
Mauer, die der Froſt gebaut!

Von November bis zu Märzen
Lag das Herz in Eiſes Haft;
Aber fluten zu dem Herzen
Fühl' ich es wie Stromeskraft.
Mit Erbleichen, mit Erröthen
Ahn' ich eines Lenzes Wehn —
Sage, Lenz, wirſt du mich tödten?
Läſſeſt du mich auferſtehn?

2.

Goldne Lichter zittern heut
In den lauen blauen Lüften,
Rieselnd schmilzt der Schnee zerstreut
An den Felsen, in den Klüften,
Aus den Wiesen kommt ein Düften,
Das mir ganz das Herz erneut.

Unter dem bemoosten Steg
Tost es in den Felsenschlünden,
Primeln stehn an jedem Weg,
Die den jungen Lenz verkünden,
Anemonen in den Gründen,
Veilchen dufteu im Geheg.

In dem Aether warm und rein
Zartbeschwingte Falter schweben,
Aus der Erde dunkelm Schrein
Steigt das frische, grüne Leben,
Lüftet seine Decken eben,
Drängt sich an den Sonnenschein.

Nun die lauen Lüfte wehn,
Wie die großen, silberhellen
Schneegebirge nahe stehn!
Auf das Knospen, auf das Schwellen,
Auf das Strömen aller Quellen,
Reine Geister, niedersehn!

Von dem raschgeregten Blut
Fängt die Brust sich an zu dehnen:
Todesahnen! Lebensmuth!
Wanderlust und Liebessehnen!
Neue Lieder, heiße Thränen
Brechen aus des Herzens Glut.

Epheu.

Epheu, mein alter Hausgeſell,
Du biſt von neuen Blättern hell
In dieſen kräft'gen Tagen:
Dein Wintergrün ſo ſtill und ſtreng,
Wie kann es mit dem Luſtgedräng
Der Kinder ſich vertragen?

— Mein Freund, ein jedes Leben hat
Zum alten auch ein junges Blatt,
Die grünen dicht beiſammen,
Eins dunkel, eines hell von Luſt,
Die beide doch aus einer Bruſt,
Aus einer Wurzel ſtammen.

Die Ruine.

Gebrochen iſt der alte Twing
Und hell ergrünt ſein Mauerring,
Der Epheu ſchwankt im Fenſter;
Tief unter das beſonnte Moos
Verſunken in der Erde Schooß
Sind dieſer Burg Geſpenſter.

Wo ſtolz durch das gewölbte Thor
Die zorn'ge Fehde ſchritt hervor,
Und ließ die Hörner ſchmettern,
Da hat ſich, duftig eingeengt,
Ein Zicklein ins Geſträuch gedrängt
Und naſcht von jungen Blättern.

Wo hoch die Minne träumend ſtund,
Zerraun auf klarem Himmelsgrund
Der luft'ge Bau des Erkers;
Wo tief der ſtumme Haß gegrollt,
Iſt in das weiche Gras gerollt
Ein feuchter Stein des Kerkers.

Und wo den See vom Hügelhang
Herab die trotz'ge Feste zwang,
Ihr finster Bild zu spiegeln,
Ziehn Schwäne nun ein friedlich Gleis
Und herrschen auf dem Wasserkreis
Mit silberhellen Flügeln.

Das todte Kind.

Der Garten war in Schlaf gebannt,
Als man das ſchwarze Tuch geſpannt,
Es lag der Schnee noch hoch genug,
Da man das Kind zu Grabe trug.

Nun wehn die Lüfte wieder lau,
Der Himmel leuchtet wieder blau,
Der Springbrunn plätſchert hin und her,
Wo weilſt du, Kindchen? plaudert er.

Die duft'ge Winde klettert ſchwank
Empor und blickt ins Fenſter ſchlank:
Herzkindchen, wo verbirgſt du dich?
Die Blumen drunten ſchicken mich!

Im Garten ſummt es weit und breit:
Was haſt du für ein Sommerkleid?
Komm ſchnell aus deinem Kämmerlein
Und ſieh den ſchönen Sonnenſchein!

Auf dem See.

1.

Trüb verglomm der Tag,
Dumpf ertönt mein Ruderſchlag.
Schwüles Brüten in der Luft
Ueber finſtrer Waſſergruft.

Bleich der Felſenhang!
Schilf, was flüſterſt du ſo bang?
Sterne! — Abend iſt es ja —
Kommet! Seid ihr nicht mehr da?

2.

Ich gleite durch das Dunkel
In leicht geführtem Kahn,
Es ſpiegelt Sternengefunkel
Sich unter meiner Bahn.

Wo in der thät'gen Helle
Das Segel hat gerauſcht,
Heb' ich aus nächt'ger Welle
Mein Ruder unbelauſcht.

Des Markts Gewinn und Beute
Belaſtet nicht mein Boot,
Und ruhig ſtirbt mein Heute
Den ſchmerzenloſen Tod.

Vom Ruder ſeh' ich's triefen
Wie Silber niederwärts,
Und über ſtillen Tiefen
Entſchlummert mir das Herz.

3.

An des Waldgebirges Gränzen
Seh' ich licht im Tannenhang
Wie ein Hirtenfeuer glänzen
Abendſternes Untergang.
Zeit iſt's, daß der Sanfte weiche,
Schon in ſeiner vollen Pracht
Hebt ſich der verhängnißreiche
Jupiter in blauer Nacht.

4.

Mondesampel gießt den feuchten
Schimmer auf den ſtillen See,
Wie Erinnerungen leuchten
Gipfel drin mit ew'gem Schnee.

Alte Zeiten, die entſchliefen
Längſt im Tageswechſel hier,
Leben in geheimen Tiefen
Leiſe träumend unter mir.

Im Walde.

1.

Gegrüßt, mein Seelein, tief im Waldesgrün,
Auf welchem nie geflammt des Morgens Glühn,
Und das des Abends Fackel nie berührt,
Zu dem mich's wie geheime Liebe führt.

Dein Antlitz sagt mir alles, rasch erregt,
Was dir das kindliche Gemüt bewegt,
Und leicht erhellt, verdunkelt ohne Grund,
Thut es mir jede deiner Launen kund.

Das Boot, verborgen in dem Schilfe dort,
Gebunden ist es durch ein Zauberwort,
Und deine Wellen hat es nie durcheilt,
Mein eigen bist du ganz und ungetheilt.

Horch! Stimmen in dem Wald, ein Lustgeschrei!
Vorüber, Unwillkommene, vorbei!
Durchbrechend das Gebüsch naht eine Schaar!
Seelein, erglänze nicht! dir droht Gefahr.

Ich ſchelte nicht der Jugend wilde Luſt,
Nur dir, mein Liebchen, ſei ſie unbewußt!
Sie ſtreife jubelnd rings, die Welt iſt weit,
Nur rühre nicht ſie an dein blaues Kleid!

Echo, die Hüterin, iſt auch ſchon wach
Und ſpricht der Freude loſe Worte nach;
Gekreiſch, Gelächter, näher, ach, und nah!
Ich ſehe zürnend ſchon im Geiſt ſie da.

Nicht weiter! Weichet! Ich gebiet' euch Halt! . . .
Was iſt's? Führſt du ſie irr, getreuer Wald?
Die frechen Stimmen hallen ferner ſchon,
Und nun erſtirbt der letzte Jubelton.

Indeſſen hat die Sonne ſich geneigt,
Das Waldesdunkel, o wie ſüß es ſchweigt!
Und unter Tannengrün und Himmelsruh,
Von meinem Blick bewacht, entſchlummerſt du.

2.

Demantne Tropfen hangen
An Halm und Blatt und Strauch —
Mir klopft das Herz: gegangen
Biſt dieſen Pfad du auch!

Der ſchlanke Fuß, der leichte,
Der mir das Liebſte trägt,
Ins Erdreich hat, ins feuchte,
Sein Bildniß er geprägt.

Doch iſt zu manchen andern
Geſellt die zarte Spur;
Mir deucht, ein ſtarkes Wandern
War heut auf Feld und Flur.

Aus allen Stapfen kennen
Kann ich der deinen Flucht,
Von allen möcht' ich trennen
Sie voller Eiferſucht.

Verzeichnet auf den Wegen
Dein ſtiller Morgengang?
Löſch aus die Spur, o Regen,
Den ganzen Pfad entlang!

3.

Es flimmert in den Aeſten,
Der Birke Stamm erblinkt,
Nun weiß ich, daß im Weſten
Die Sonne purpurn ſinkt.

Dort muß ein Meer von Gluten
Der Abendhimmel ſein,
Hier rinnt ein ſtilles Bluten
Um mich auf Moos und Stein.

4.

Laß dich umſchlingen, Eiche,
Den Herzſchlag mir zu lindern!
Behalt in deinem Reiche
Mich, Wald, bei deinen Kindern!

Steig auf mit deinen Kräften
In meine Adern, Erde!
Daß, wie ein Baum, von Säften
Ich friſch durchrieſelt werde;

Bis ich, mir ſelbſt entnommen,
Mit Baum und Blatt und Rinde,
Was mir gereicht zu Frommen,
Wie die Natur, empfinde;

Bis in der grünen Kühle,
Der ſchöpferiſchen Stille
Ich leiſe wachſend fühle,
Was Gottes Wink und Wille.

Waldtraum.

Jüngſt im Wald, der Sorge los,
Schlummert' ich geſtreckt ins Moos.
Sieh, was regt ſich in der Hecke?
Horch, was klimpert im Verſtecke?

Kinderſtimmen, holder Sang,
Ein verworrner Saitenklang!
Sachte ſchlich ich zu belauſchen
Der Gebüſche ſeltſam Rauſchen.

Das Geſträuch mit leiſer Hand
Theilt' ich, bis das Neſt ich fand:
Kinder rings im Graſe ſitzend,
Mit den hellen Augen blitzend.

Rutſchend auf dem nackten Knie,
Stimmen eine Laute ſie.
Sagt, was lagert ihr im Runde?
Sprecht, was ſchaffet ihr im Bunde?

Aber, auf ihr Werk erpicht,
Achten ſie der Frage nicht,
Bis die Saiten hell erklingen
Und ſie mir die Laute bringen:

Nimm, du giebſt uns viel zu thun,
Während dir gefällt zu ruhn,
Nimm ſie wieder ohne Fehle
Deine rein geſtimmte Seele!

Weinſegen.

Heut athm' ich mit den Lüften
Wie lauter Würzen ein!
O allerfeinſtes Düften!
Heut blüht der Kloſterwein.
Hier zog die erſten Tranben
Zum Liebesmahl der Abt,
Der mit dem wahren Glauben
Uns Heiden einſt begabt.

Das Kloſter iſt verſchwunden,
Zerſtäubt mit Gruft und Chor;
Doch ſteigt in dieſen Stunden,
So heißt's, der Abt empor.
Nicht will zur Leſe kommen
Er, da die Kelter ſchäumt,
Nein, wie's geziemt dem Frommen,
Wann ſüß die Blüte träumt.

Wer öffnet leis das Gatter?
Berauſcht die Würze mich?
In weißen Kleids Geflatter
Was wandelt feierlich?
Der Abt! ich ſehe bücken
Das greiſe Haupt ihn dort,
Die Nachbarskinder drücken
Sich durch die Hecke fort.

Er prüft die zarte Blüte,
Die Schoſſe grün und licht,
Sein Antlitz voller Güte
Berührt das Sonnenlicht.
Hochwürden blickt ſo heiter:
Dies Jahr geräth der Wein!
Still wandelt aufwärts weiter
Die Stufen er von Stein.

Schon in der Höhe ſchreiten
Seh' ich ſein hell Gewand,
Blaß ſehe noch ich breiten
Sich eine Geiſterhand.
Er ſegnet ſeine Reben
Wie ein geliebtes Kind,
Uns alle auch daneben,
Die ſeine Erben ſind.

Himmelsnähe.

Auf schmalem Grat bin ich gelagert hier
In der Gebirge weißgezacktem Kreis,
Ein blendend Silberhorn blickt über mir
Hervor aus einem grünen Meer von Eis.

Der Schnee, der am Gestüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Jetzt stürzt er hier verweht, jetzt stäubt er dort!
Ein tiefes Schweigen und ein späterSchall:
Der ungebrochnen Stille flüsternd Wort!

O Luft der Höh'n, du wundersame Kraft!
Ich habe *seinen* Athemzug gefühlt!
Zusammenschrickt die dumpfe Leidenschaft
Von reinen Hauchen schauerlich gekühlt.

Es flattert in der ſtaubbefreiten Bruſt,
Die kühnen Schwingen öffnend ungeſtüm,
Des gottentſtammten Geiſtes Gottesluſt
Und ſchwebt mit Adlerskräften auf zu ihm.

Jungfrau.

Die erzürnten Wogen rollen,
Es erzittert bang der Steg.
Wie ſie rufen, wie ſie grollen
Neben meinem nächt'gen Weg!
Riſſen gerne mich von dannen,
Wie entwurzeltes Geſträuch —
Blicke, laſſet euch nicht bannen,
Sage Blicke, hebet euch!

Ueber wildem Felsgetrümmer,
Ueber finſtrer Stromgewalt
Wacht in mildem Sternenſchimmer
Eine ſelige Geſtalt.
Sanfte Leuchte, hehe Firne,
Thronend in der Sterne Rath,
Neige deine klare Stirne
Ueber meinen dunkeln Pfad!

Im Engadin.

Ueber dunkelm Arvenwipfel
Steigen auf die weißen Gipfel
Von dem tiefſten Blau begränzt:
Heldenzelte, die ſich breiten
Ueber wilden Einſamkeiten —
Wie die ſtolze Reihe glänzt!

Ruhe. Nur die Waſſer rinnen,
Nur die Welle zieht von hinnen
Eifrig, die zu Thale will.
Ueber hell beſonnten Matten
Nur der Arven kurze Schatten
Und ein Leuchten groß und ſtill.

Das Glöcklein.

Er ſteht an ihrem Pfühl in herber Qual
Und muß den jungen Buſen keuchen ſehn,
Er iſt ein Arzt, und weiß, ſein krank Gemal
Erblaßt, ſobald die Morgenſchauer wehn.

Sie hat geſchlummert. „Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war.
Wie ſchön mir träumte, das erzähl' ich dir —
Du ſchickſt mich wieder hin das nächſte Jahr!

Dort vor dem Dorf — du weißt den moos'gen Stein —
Saß ich und rings umhallte mich Geläut,
Die Herden zogen alle mit Schalmei'n
An mir vorüber von den Sommerhöh'n.

Die Herden ziehen alle heut nach Haus —
Nun iſt's die letzte wohl? Nein, eine noch!
Noch ein Geläut klingt an und eins klingt aus,
Das endet nicht! Da kam das letzte doch.

Nun Alles ſtill. Es ſtarb das Abendroth,
Die Matten dunkelten ſo grün und rein,
Die hohen Gipfel ſtanden bleich und todt
Und drüber glomm ein leiſer Sternenſchein.

Ein Glöcklein, horch! Klingt fern es aus der Schlucht?
Irrt es verſpätet noch am Felſenhang?
Ein armes Glöcklein, das die Herde ſucht —
Da wacht' ich auf — und höre noch den Klang.

Du ſchickſt mich wieder auf die lieben Höh'n —
Sie haben, ſagſt du, mich geſund gemacht . . .
Da war's ſo ſchön, da war's ſo wunderſchön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörſt du's? — Gute Nacht." —

Der Erntewagen.

Nun des Tages Gluten ſtarben,
Miſchen alle zarten Farben
Sich am Himmel golden klar.
In die Helle ſeh' ich ragen
Einen hohen Erntewagen,
Den umeilt der Schnitter Schaar.

Dunkle Arbeit lichtumgeben'
Mächtige Geſtalten heben,
Schichten letzte Garben leis,
Und des Abends Feierſtunde
Schmückt mit heilig goldnem Grunde
Müder Arme ſpäten Fleiß.

Spätjahr.

Verweht iſt längſt der Schleier
Der Ahnung mit dem Lenze,
Vorbei die Ernteſeier,
Des Sommers goldne Grenze,
Entnommen iſt die Traube
Dem rothen Rebenblatt,
Der Wald beſtreut mit Laube
Der Erde Ruheſtatt.

Ein jedes Werk des Jahres
Hat ſeine eigne Weihe
Und iſt ein wunderbares
In wunderbarer Reihe;
Das liebſte doch von allen
Iſt mir des Sämanns Gang
Und ſeiner Körner Fallen
Der Furche Flucht entlang.

Nun träumen ohne Leiden
Des Lebens neue Triebe —
Natur, wer kann mich ſcheiden
Von deiner Mutterliebe,
So lang du, Totgeglaubte,
Dich wonnevoll erneuſt,
Bis du mir auch zu Haupte
Die braunen Schollen ſtreuſt!

Einer Todten.

Laß gedenken heut im Liede
Deiner uns mit leisem Laut,
Die umfängt der ew'ge Friede,
Deren Grab die Nacht bethaut!
Schwermuthsvolle braune Augen,
Oeffnet euch ein letztes Mal,
Laßt aus euern Tiefen saugen
Mich noch einen süßen Stral!

Schreiten seh ich dich und weilen
Wieder wie beim ersten Gruß.
Sehe, wo sich Wege theilen,
Zweifeln deinen scheuen Fuß;
Wie ein Reh, dem Wald entrennen,
Das ein grünes Thal entdeckt,
Nahst du schüchtern dich den Brennen,
Fliehst, vom eignen Bild erschreckt.

Wie ein Klang gedämpfter Saiten
Schlichen ſich in jedes Herz
Deine ſtillen Lieblichkeiten,
Deiner Züge leiſer Schmerz.
Frohgefühl umwand mit friſchen
Roſen dir die Stirne nie,
Dunkel war von träumeriſchen
Feuchten Waldesſchatten ſie.

Warum war dir nicht gegeben,
Was die ſchlichte Treu vermag,
Muthig unter uns zu leben
Dieſen flücht'gen Erdetag?
Zeigte jung ein arger Spiegel
Dir den Wurm in jeder Frucht?
Schwebte frühen Todes Flügel
Ueber dir mit Eiferſucht?

Bangend vor dem Glück der Erde
Bangteſt nicht du vor dem Grab,
Und mit freundlicher Gebärde
Stiegſt die Stufe du hinab.
Laß mich auf die Gruft dir ſtellen
Dieſes Liedes Weihgeſchenk!
Sei du an den ew'gen Quellen
Unſer liebend eingedenk!

Der Pfad.

Wüſt geſpaltne Felſenmaſſen
Thürmen ſich vor meinem Blick,
Wie vor einem wilden Haſſen
Weicht befremdet er zurück;
Aber auf das Schreckniß wieder
Zieht ihn ein geheimer Bann,
Durch die Trümmer auf und nieder
Sucht er, wo er haften kann.

Ueber ſchroffem Felſenriſſe
Schweben ſieht er einen Steg,
Durch die Tannenfinſterniſſe
Dämmert hier und dort ein Weg.
Er verfolgt ihn — an den Wänden
Klettern Stufen ſteil empor,
Dunkel öffnet, wo ſie enden,
Sich ein ſtilles Felſenthor.

Endlich hat der Blick gefunden
Eines Pfades ſichern Gang,
Höh' und Tiefen ſind verbunden
Durch des Wegs Zuſammenhang;
Ruhig weilt er auf dem Bildniß
Nun, daraus das Irrſal ſchwand,
Es getröſtet in der Bildniß
Ihn das Werk der Menſchenhand.

Die alte Brücke.

Du Brückenbild tief unten hier,
Schon lange stehst du außer Amt,
Ein neuer Bau ragt über dir
Und dich bekleidet grüner Sammt.

Wer dich betrat, bevor bemoost
Das Alter dich, vergaßest du,
Du schaust die Reuß, die dich durchtost
Und hörst dem Lied der Wellen zu.

Was über dir in Lust und Leid
Lateinisch einst der Schüler sang,
Verschollen ist es lange Zeit
Schon zwischen dieser Felsen Hang.

Nach Rom der segenlose Weg
Ging über deinen Bogen ja,
Der Kaiser schritt auf deinem Steg
Und mehr als ein Parricida.

Von jenſeits kam da mancher Brief,
Der beſſer in die Finten fiel,
In dem Verläumdung lüſtern ſchlief
Und namenloſer Ränke Spiel,

Der Söldner, der im welſchen Land
Geraubt ſich Peſt und Leichentuch,
Der Mörder mit der blut'gen Hand,
Dem an der Sohle hing der Fluch —

Von Allen längſt verweht die Spur,
Du ſtehſt ſo hell und friſch begrünt
Und harmlos hat dich die Natur
Vom Tritt der Menſchen längſt entſühnt.

Römiſche Mondnacht.

Ein feierliches Mondenlicht ergießt
Sich auf das ſchlummernde, das ew'ge Rom,
Kein Laut, und unter ſtillen Brücken fließt
Des heil'gen Tibers unerſchöpfter Strom;
Was ſich erbaute ſein Geſtad entlang
Und was zerfällt in Trümmer voller Pracht,
Verwächſt in ruhigem Zuſammenhang
Zu einer ernſten, friedevollen Macht.

Wie Wellen ſchweben Ungemach und Glück
Vorüber, keine gleitet mehr allein,
Verſchüchtert tritt das laute Heut zurück
In ſeiner Schweſtern leiſe zieh'nde Reihn;
Die Stunde ſchämt ſich ihrer Ungeduld,
Wo ſtill Jahrtauſend an Jahrtauſend ruht,
Und es verſinkt des Tages Haſt und Schuld
In eines großen Lebens ſtäte Flut.

Der ſchöne Brunnen.

Der Springquell plätſchert und ergießt
Sich in der Marmerſchale Grund,
Die, ſich verſchleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Rund;
Und dieſe giebt, ſie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und alles ſtrömt und alles ruht.

Die gegeißelte Pſyche.

Wo von alter Schönheit Trümmern
Marmorhell die Säle ſchimmern,
Seh' ich blaß und lieblich eine
Pſyche athmen in dem Steine.

Unſichtbarem Geißelhiebe
Beugt ſie ſich in Schmerz und Liebe,
Auf den zarten Knieen liegend,
Enge ſich zuſammenſchmiegend.

Flehend halb und halb geduldig
Trägt ſie Schmach und weiß ſich ſchuldig,
Jammernd ſcheint ihr Blick zu fragen:
Liebſt du mich? und kannſt mich ſchlagen?

Soll der Himmel dich begrüßen,
Arme Pſyche, mußt du büßen!
Eros, der dich ſucht und peinigt,
Will dich ſelig und gereinigt.

Kommet wieder!

Um die bleichen Kreidefelsen kreisen
Möwen immer in denselben Gleisen,
In des stillen Meeres dunkelm Spiegel
Flattern helle Lichter, weiße Flügel.

Und das Meer beginnt ein leises Singen:
Wolken, meine Kinder, regt die Schwingen!
Von der Erde seid ihr angezogen,
Rauscht im Regen! Glänzt im Regenbogen!

Füllt die Brunnen, murmelt in den Quellen!
Stürzt von Felsen, rieselt in den Wellen!
Zieht in Strömen durch die Lande nieder!
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Karl IX. an Ronſard.

(Aus dem Franzöſiſchen)

Ich bin der Herr und Meiſter
Der Leiber, du der Geiſter,
Dein iſt die größre Macht;
Du kannſt mit deinem Singen
In alle Seelen dringen
Und ein Gemüth bezwingen,
Das des Tyrannen lacht.

Wir tragen Kronen beide,
Geborgt iſt mein Geſchmeide
Auf eine Lebensfriſt;
Des Königs kühnem Streben
Kannſt du das ew'ge Leben,
Den grünen Lorbeer geben,
Der unverwelklich iſt.

Schon heut! erſt morgen!

(Aus dem Engliſchen)

Wenn uns das Glück in leichtem Lauf
Und lächelnd Blüten ſtreut,
Wann heben wir die Roſen auf?
Schon heute, Lieb, ſchon heut!
Doch blickt das Leben kummervoll
Und redet es von Sorgen,
So denn getrauert werden ſoll,
Erſt morgen, Lieb, erſt morgen!

Wenn Einer, der uns Unrecht thut,
Die Hand verſöhnend beut,
Wann werden wir ihm wieder gut?
Schon heute, Lieb, ſchon heut!
Muß Einem ſtreng vergolten ſein,
Sei heut er noch geborgen,
Und muß einmal geſcholten ſein,
Erſt morgen, Lieb, erſt morgen!

Spielzeug.

„Sieh doch das Spielzeug alt und lieb,
Das hier im Saale stehen blieb!
Es ist des Dorfes kleine Welt,
Von Nachbarskindern aufgestellt.

Wie niedlich reiht sich Haus an Haus,
Die Gasse sieht so sauber aus,
Wir schreiten Arm in Arm entlang
Den grünen, grünen Pappelgang.

Ein nettes Häuschen kommt zum Schluß,
Das unsre Wohnung werden muß!
Die Thüre und vier Fensterlein!
Wir ziehen ohne Säumniß ein."

— Sie lächelt, mit den Fingern hell
Ergreift am spitzen Thurm sie schnell
Die Kirche mit dem rothen Dach
Und stellt zum Häuschen sie gemach.

Jedes Ding hat ſeine Zeit.

Jedes Ding hat ſeine Zeit,
Jede Zeit hat ihren Segen,
Heute ſtürzt ein finſtrer Regen —
Morgen Sonnenherrlichkeit!
Und das goldne Korn gedeiht
Unter Blitz und Wetterſchlägen;
Jede Zeit hat ihren Segen,
Jedes Ding hat ſeine Zeit.

Jedes Ding hat ſeine Zeit,
Jede Zeit hat ihren Segen,
Laß dich innig nur bewegen
Fremdes Leid und eignes Leid!
Trägſt du heut ein Trauerkleid,
Kommt der Tag es abzulegen;
Jede Zeit hat ihren Segen,
Jedes Ding hat ſeine Zeit.

Erzählung.

Die neuen Muſen.

Es brachte jüngſt der dunkle Flug
Der Nacht den liebſten mir der Träume,
Der in des Vatikanes Räume
Mich auf der Sehnſucht Schwinge trug.
Still tret' ich in den Muſenſaal
Und ſtaune, daß er iſt ein andrer,
Als ſcheidend ihn der junge Wandrer
Betrachtete das letzte Mal.

Apolle leuchtet nicht hervor,
Der ſonſt beherrſcht des Saales Mitte,
Mit feierlich bewegtem Schritte
Voranzugehn dem edlen Chor,
Und in der Schweſtern Kreiſe ſteht
In hoher Halle vollem Lichte
Die ernſte Muſe der Geſchichte,
Von wallendem Gewand umweht.

Die Pergamente legt ſie hin,
Die ihr der Dinge Saat verkünden,
Sie will die volle Garbe binden
Und ſchreitet wie die Schnitterin;
Die Schnitterin, die nimmer weilt,
Wenn über ihr die Wolken grollen,
Und unter Blitz und Donnerrollen
Die Ernte ſorgenvoll beeilt.

Melpomene tritt ihr voran
Mit Mienen, die von Jammer ſprechen,
Und ſchwingt das ſtrenge Schwert, zu rächen,
Was die Begrabenen gethan;
Sie rächt am Sohn der Väter Zeit,
Als ob wir Alle ſchuldig wären,
Und dann erhellt ſie unter Zähren
Sich über dem vollbrachten Leid.

Die ſonſt ſo lindlich mit Homer,
Dem blinden Sänger, iſt gezogen,
Sie ſchreitet auf den hohen Wogen
Des Lebens ungeſtüm einher;
Erſchütternd ſingt Kalliope
Und läßt auf ſchönem Munde ſchweben
Des einen Volkes neues Leben,
Des andern Volkes Sterbeweh.

Thaliens leicht geſchürzten Gang,
Ich kann ihn nicht mehr lieblich heißen,
Die Seele will mir faſt zerreißen
Der Glöcklein und des Reifes Klang;
Der alten Ehrfurcht frommen Bann
Freut ſich die Trunkene zu höhnen
Und mordet mit den ſcharfen Tönen,
Was zeitig nicht erſterben kann.

Der Schweſtern e i n e blieb ſich gleich,
Urania, den Blick erhoben
Zu dem gemeſſ'nen Gang der Globen,
Zu der Geſtirne ſtillem Reich;
Wohl iſt ihr fremd der Schweſtern Thun,
Doch tritt ſie nicht aus ihrem Ringe,
Sie ſieht den Lauf der ird'ſchen Dinge
In ew'ger Weisheit Händen ruhn.

Ich hing an ihrem Angeſicht
Und tröſtete mich ſeiner Helle, —
Da brauſt der Wind, verſinkt die Schwelle,
Des Vatikanes Säule bricht!
Ich ſehe die vereinte Schaar
In freien Lüften mächtig ſchreiten,
Die Muſen dieſer neuen Zeiten
Mit Hymnenklang und weh'ndem Haar.

Cäſars Schwert.

Die Gallier ſtritten manchen Tag,
Bis ihre letzte Stadt erlag —
Aleſia iſt gefallen
Und Cäſar tritt als Sieger ein
In ihren heil'gen Eichenhain,
In ihres Tempels Hallen.

Da prunkt ſo manches Weihgeſchenk,
Verwegner Thaten eingedenk,
Da leuchten edle Beuten;
Was neben dieſem reichen Hort
Soll an der hohen Säule dort
Das ſchart'ge Schwert bedeuten?

Des Feldherrn Blicke haften dran,
Das Schwert, es hat's ihm angethan,
Ihn däucht, er ſollt' es kennen,
Und lächelnd zeigt er ſchon empor:
„Ihr Gallier, ſagt mir, wer's verlor!
Könnt ihr den Mann mir nennen?“

Die Ueberwundnen ſchweigen ſtill,
Kein Mund iſt, der ſich öffnen will —
„Nennt ihn! ich muß es wiſſen!“
Da ruft ein Jüngling unbedacht:
„Dir, Cäſar, im Gedräng der Schlacht,
Dir hab' ich es entriſſen!“

Ein Hauptmann langt mit raſcher Hand
Empor, das Antlitz ſchamentbrannt,
Und faßt das Eiſen eilig;
Doch Cäſar winkt gebietend: „Nein!
Laß es dem Tempel eigen ſein,
Es iſt den Göttern heilig.

Dem beſten Fechter mag's geſchehn,
Daß Schwerter ihm verloren gehn,
Es kann das Glück ſich wenden,
Doch wer als Sieger ſich bewährt,
Der findet ſein verloren Schwert
Bewahrt von Götterhänden.“

Papſt Julius.

Um den Herrſcher müh'n mit bangen
Mienen Arzt und Diener ſich,
Zweifelnd, ob er ſchlafbefangen,
Ob auf immer er erblich.
War das nicht ein leiſes Schüttern,
Das die Glieder ihm durchbebt?
Ja! Sie ſehn mit Luſt und Zittern,
Daß er athmet, daß er lebt.

Langſam hebt er auf dem Lager
Sich empor, noch halb erſtarrt,
Mit der Rechten ſtark und hager
Greift er in den weißen Bart,
Unter den ergreisten Brauen
Sind die Flammen wieder reg
Und er ſchilt den Tod mit rauhen,
Ungeſtümen Worten weg:

„Fort mir aus dem Angeſichte,
Larven, die mir bleich gedroht!
Aus dem warmen Sonnenlichte,
Charon, fort mit deinem Boot!
Keine Macht iſt dir gegeben,
Bis ich ſelbſt dich rufen mag;
Heute hab' ich noch zu leben
Einen vollgedrängten Tag.

Arzt, ſtatt deiner faden Tropfen
Gieb mir des Falerners Glut!
Laſſe meine Pulſe klopfen,
Wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Thüren! Weg die Kiſſen!
Meine Feldherrn, tretet ein!
Meine Meiſter, laßt ſie wiſſen,
Daß ſie doppelt eifrig ſein!

Regſt, Bramante, du die ſchnellen
Hände fleißig? Ich bin alt!
Wirſt du mir die Kuppel ſtellen
Mitten in den Himmel bald?
Angelo, ſei mir willkommen!
Warum blickſt du wieder ſcheel?
Und dort ſeh' ich meinen frommen,
Meinen ſüßen Raphael!

Als den Hirten nicht des Lammes,
Schildert mich als Weſen ab,
Der den Läſt'rer ſeines Stammes
Niederwarf mit raſchem Stab,
Der die zage Volksgemeine
Gottbefohlne Wege wies,
Der aus dem zerbrochnen Steine
Lebensſtröme fluten ließ!

Iſt's ein göttliches Verſprechen,
Daß ich löſe jedes Band,
Kann ich auch das Joch zerbrechen
Ueber meinem Vaterland;
Als mit ſeinem großen Werde
Gott erſchuf der Sterne Heer,
Nahm den Himmel er, die Erde
Gab der Erde Söhnen er.

Einmal noch den Harniſch tragen
Muß ich, einmal noch zu Roß
Meiner Schaar vorüberjagen,
Stürmen muß ich Stadt und Schloß!
Kämmrer, eilet! Mich zu letzen,
Führt mir in den Hof mein Thier,
Laßt es ſpringen, laßt es ſetzen
Vor den alten Augen mir!

Unterhandeln, markten, rechten,
Dazu mangelt mir die Zeit —
Reicht ein Schwert mir, auszufechten
Mit dem Fremden unſern Streit!
Mein Italien muß ich retten!
Ruft zur Schlacht, Drommeten, ruft!
In der Fauſt zerriſſ'ne Ketten,
Steig' ich freudig in die Gruft!

Michel Angelo.

Ein Lichtlein ſchimmert in der Mitternacht
Und Michel Angelo, der hohe Greis,
Der wunderſame Meiſter, ſinnt und wacht
In ſeiner Marmorbilder blaſſem Kreis.

Die Ruhe ſtört er nicht mit Hammerſchlag,
Gewaltig iſt er in ein Buch vertieft.
Ob Dante's Schatten er befragen mag?
Ob er die Sprüche wägt der heil'gen Schrift?

Er hat die Tage Raphaels überlebt,
Der vollen Schönheit kurze Blütezeit,
Und Blatt um Blatt, das trauernd niederſchwebt,
Ermahnt ihn an den Ernſt der Ewigkeit.

Des Meiſters Angeſicht wird feierlich,
Er ſcheint mit jemand im Geſpräch zu ſein,
Er wendet von dem Buche langſam ſich
Und redet in die ſtille Nacht hinein:

„Die ſüßen Fabeln haben mir geraubt
Die Zeit, die dich zu ſuchen du verliehn,
Unwillig ſchüttl' ich das beſchneite Haupt,
Die Schmeichlerinnen wollen nicht entfliehn.

Statt zu erfaſſen in dem Weſen dich,
Ergriff ich dich, o Gott, an deinem Kleid.
Die Macht der Schönheit übermannte mich
Und ich entbehre der Gerechtigkeit.

In Fehle bin gealtert ich und Schuld,
An deinem Himmel hab' ich keinen Theil
Als meiner ſchnöden Knechtſchaft Ungeduld,
Mein durſtiges Verlangen nach dem Heil.

Ich ſtemme mich, und kann mich nicht befrein,
Mein Herz iſt hart und trotzig, trüb und wild.
Mein Gott, entreiße du dem todten Stein
Mit ſtarker Meiſterhand dein Ebenbild!

Auf! Schwinge deinen Hammer mit Gewalt!
Erhabner Bildner, führe Schlag um Schlag,
Und aus den Splittern ziehe die Geſtalt,
Die göttliche, hervor an deinen Tag!"

Cäſar Borgia.

Romas Biſchof ſtarb in dieſer Nacht.
Oede der Palaſt, die Diener flehn,
Und im Seſſel, bleiern müd erwacht,
Stöhnt des dreigekrönten Prieſters Sohn.

Ein Verſchütteter in Grabes Raum,
Der ſich hebt aus Tageslicht empor,
Starrt geblendet auf und faßt es kaum,
Daß in dumpfem Sturz er ſich verlor.

„Geſtern? Als ich aus dem Becher trank?“
So beſinnt ſich Borgia — und erbleicht.
„Ja, da war's daß jäh ich niederſank!
Und ihn hat der Vater mir gereicht!

War's der Becher, der dem Gaſte galt,
Dem Valenza? Wechſelteſt du ihn,
Spott des Zufalls? Mich durchrieſelt's kalt —
Auch der Vater trank! Er iſt dahin.

Borgia's Gaſttrunk, tödtlich iſt dein Saft!
Keine Rettung mehr! Der Greis erliegt!
Doch ich lebe! Cäſars Drachenkraft
Hat das grimme Drachengift beſiegt.

Keiner ſteigt mir mehr auf Petri Thron!
Dem Apoſtel hüt' ich ſelbſt das Haus!
Helle, ſtarke Zeiten nahen ſchon,
Mit den alten Mährchen iſt es aus!"

Borgia's Blicke ſchweben ſcharf und reg
Ueber Jagdgefilden unbegränzt,
Sein Gedanke zieht ſich einen Weg,
Wie durch's reife Korn die Sichel glänzt.

„Die ich raſtlos brütend nahen ſah,
Stunde, lange Jahre verbracht,
Schickſalsvolle Stunde, du biſt da:
Sturz und Elend, oder Königsmacht!"

Schon iſt er im Geiſt davongebrauſt,
Kühne Schaaren ſtehen ihm bereit,
Und, das nackte Schwert in nerv'ger Fauſt
Endet raſch er jeden Widerſtreit;

Ueber Leichen grauſig hingemäht
Steigt zum Kapitol er unverzagt,
Wo in ſeiner Frevel Kreis er ſteht,
Die er alle hauptlang überragt —

Wahngebild vor eines Kranken Blick!
Borgia liegt gelähmt, des Giftes Raub,
Meteorgleich leuchtet hell sein Glück
Vor ihm auf, bevor es sinkt in Staub.

Vor des raschen Lebens Schranke liegt
Knirschend er, geschleudert aus der Bahn,
Eine Stunde flieht, die zweite fliegt
Und die dritte Stunde schwebt heran!

Finster quellen ihm die Thränen jetzt,
Auf der schmalen Lippe zuckt der Hohn,
Eh' die stolze Wimper sie genetzt,
Lacht er seiner ersten Thräne schon.

Immer rascher eilt der Stunden Lauf
Und er windet sich in stummer Qual,
Dehnt den schlanken Leib und schnellt ihn auf,
Aus dem Auge schießt ein Flammenstral,

Einen Schritt, von kaltem Schweiß bedeckt,
Thut in unsichtbarem Kerker er,
Wankt und stürzt und liegt dahingestreckt
Schweigend, angefesselt doppelt schwer.

Nebel steigen, Leichenaugen schaun,
Finger deuten auf den Mörder hin,
Langsam dunkelnd senkt unsagbar Graun,
Senkt die Todeswolke sich auf ihn.

Margarita.

„Den Delcino ſollſt du laſſen,
Margarita, du Bethörte,
Sollſt den Sohn der Kirche haſſen,
Der ſich gegen ſie empörte!
Willſt als Aſche du begleiten
Seinen Staub in Flut und Wind?
Oder läſſeſt heim dich leiten
Du, ein irrgegangen Kind?"

„Mönch," erwidert Margarite,
„Folgen muß ich ihm durch Schmerzen.
Ihn, vor dem ich lauſchend kniete,
Nimmſt du nicht mir aus dem Herzen!
Durſtig hercht' ich ſeinen Lehren
Mit des Volkes großer Schaar,
Leidend will ich es bewähren,
Daß ſein Wort die Wahrheit war."

Doch der Schönen, Lebensvollen
Muß es vor dem Tode bangen,
Und zwei schwere Thränen rollen
Ihr von den erblaßten Wangen;
Braunen Haares lichte Fülle
Löst sie mit bewegter Hand,
Hellem Nacken eine Hülle,
Zarten Schultern ein Gewand.

Auf den Scheiterhaufen binden
Sie das blühend junge Leben,
Und die Henker selbst empfinden
Vor der grausen That ein Beben,
Die in Helm und Stahlgewande
Harrend dicht im Kreise stehn,
Selbst der Kirche Kriegerbande
Schaudert vor der Flamme Wehn.

„Haltet ein!“ In ihre Mitte
Stürzt ein Jüngling mit entflammten
Blicken und mit fleh'nder Bitte
Zu den Füßen der Verdammten:
„Margarita, laß dich retten!
Folge mir! Vertraue mir!
Ich zerreiße deine Ketten!“
Und das Knie umfängt er ihr.

„Vor dem Prieſter dich zu bergen,
Will ich, daß er uns vereine!
Weg von meinem Weibe, Schergen!
Margarita iſt die Meine!“
Mit des Blickes heil'gem Leite
Widerſtrebt ſie ſeinem Arm:
„Wirb um Leben du und Freude,
Freie nicht um Tod und Harm!

Weiche, Jüngling, laß mich ſterben,
Die Delcine's Ruf vernemmen!
Laß das weiße Kleid mich erben
Derer, die aus Trübſal kommen!
In den Stern laß mich entſchweben,
Wo der Wahrheit Zeugen ſind,
Mit Delcine, meinem Leben,
Unter Männern als ein Kind!

Liebe wird die Flügel ſchlagen
Ueber mir im glühnden Dampfe!
Sollte denn die Treue zagen
Vor dem letzten guten Kampfe?
Liebe, die ans Kreuz ſich heften
Ließ, erbarm' dich meiner Noth,
Hilf mir mit des Himmels Kräften
Ueberwinden Qual und Tod!

Priester, laß das Feuer steigen!“
Spricht sie fest. Er winkt den Knechten:
„Fahre hin und sei zu eigen,
Trotzige, den finstern Mächten!“
Flammend fallen schon die Bande,
Grüßend hebt sie schon das Haupt,
Und in lohendem Gewande
Wird die Liebende geraubt.

Der Mars von Florenz.

Graue Thürme ſtehen licht umblaut,
In des Arno Gärten grünt der Lenz,
Frauen ſingen leis und Kinder laut,
Finſter nur der Mars von Marmor ſchaut,
Der die Brücke hütet in Florenz.

„Arger Mars, wohl magſt du finſter ſehn,
Angelächelt von dem Sonnenſchein;
Nur des Lenzes helle Banner wehn
Und du ſiehſt zu meiner Braut mich gehn.
Eine Amirei wartet mein!“

Vendelmonte, kraus und ſchlank von Gang,
Scherzend ruft er's, ſchneller eilt davon
Plötzlich er, zu ſeinem Ohre drang
Aus des Gottes Lanze ehr'ner Klang,
Und am andern Ufer ſteht er ſchon.

Sieh da tritt aus ſtolzem Haus hervor,
Hohn im Angeſicht ein Weib und lacht:
„Zu der Amidei? Junger Thor!
Wiſſet erſt, was eure Haſt verlor:
Die Donati war euch zugedacht!

Nun, nach Gottes Rath iſt es geſchehn!
Morgen, heißt es, werdet ihr getraut;
Aber die Donati ſollt ihr ſehn,
Sehn, und ihrer dann verluſtig gehn —
Blicket her! Vergleicht mit eurer Braut!“

Und ein Mägdlein auf der Schwelle Rand
Schmiegt ſich in das dunkle Haus zurück,
Doch bevor ſie ſich der Mutter Hand
Und des Jünglings raſchem Blick entwand,
Schaut er zornig das verlorne Glück.

Raſch entzündet von der zarten Glut,
Die aus ſchamgeſenkter Wimper flammt,
Streckt die Hand er ſchon mit Frevelmut
Nach dem ſüßen, dem verſagten Gut
Und ergreift es ſelig und verdammt.

„Wahrlich, wahrlich“, ſtammelt bebend er,
„Weil ſie doch für mich gehütet war —
Herrin, ſtrafet mich nicht allzuſchwer!
Gute Herrin! Höret mein Begehr:
Gebt ſie, gebt ſie mir vor dem Altar!“

— „Kommt!“ — Die Arge führt den Jüngling ein
In der Hauskapelle düſtern Raum,
Auch ein Prieſter kann nicht ferne ſein,
„Holet ihn!“ in fahlem Ampelſchein
Kniet das Paar und dünkt ſich wie im Traum.

Leiſes, ſegenloſes Prieſterwort
Murmelt über der erſchrocknen Magd,
Von dem Altar drängt der Jüngling fort,
Aber ſcheu entflieht ein Diener dort,
Der den Amirei Kunde ſagt.

„Mein geliebtes Weib, was zitterſt du?
Was verbirgſt du mir dein Angeſicht?
Bald umflüſtert dich des Waldes Ruh!
Roſſe her! Und dem Gebirge zu,
In die Feſte, die mir Keiner bricht!“ —

Auf der Brücke vor dem Marmorbild
Schnaubt das Roß, als wittr' es Hinterhalt,
Und der Gott er lächelt falſch und wild,
Männer ſpringen auf mit Schwert und Schild —
„Weichet, Mörder! Freunde, helft! Gewalt!“

— „Stirb, Verräther! Amirei hie!
Rache, Rache der verlaſſ'nen Braut!“ —
Und der Jüngling ſtöhnt: „Geliebte, flieh!“
Doch an ſeinen Buſen gleitet ſie,
Von derſelben Todesnacht umgraut.

Eine Glocke gellt die Stadt entlang,
Haus mit Haus verfeindet ihr Geläut.
Bürgerkrieg viel hundert Jahre lang!
Darum war's, daß dir die Lanze klang,
Alter Gott, der ſich des Mordes freut!

Atalante.

Perugia's Prachtpaläſten
Sind die Geſchicke gram,
An ſeinen Hochzeitfeſten
Erblaßt der Bräutigam;
Sich ſelbſt vertilgt im Haſſe
Vagliene's kühn Geſchlecht,
Wild raſt auf Markt und Gaſſe
Das tägliche Gefecht.

Verklungen ſind die Streiche
Des Bruderkampfes heut,
Und Leiche liegt bei Leiche
Wie Garben hingeſtreut;
Es rüſtet die entbrannte
Zwietracht auf morgen ſchon,
Da naht ſich Atalante
Und ſucht den einz'gen Sohn.

Sie eilt mit bangem Schritte,
Da ſchaut den Wunden ſie,
Und gleitet in der Mitte
Des Marktes auf das Knie,
Sie löſt des Panzers Spangen
Und hält den Sohn im Schooß,
Tief in die Bruſt gegangen
Iſt ihm des Speeres Stoß.

Verzweifelnd ſtarrt den Blaſſen
Sie an mit finſtern Bran'n,
Verzweiflung will erfaſſen,
Die bang von fern es ſchaun:
Kann nie der Fluch ermüden?
Muß Haß an Haß ſich reih'n?
Darf nimmermehr es Frieden
In dieſen Mauern ſein?

Sie ſtreckt die zorn'ge Rechte,
Ihr bebt die Lippe ſchon,
Dem eigenen Geſchlechte
Den Untergang zu drohn!
Still rieſeln aus der Seite
Die Tropfen roth und warm —
Da ſinkt der fluchbereite,
Der wild erhobne Arm.

Geſchaut in dieſem Bleichen,
Den ſie umfangen hält,
Hat ſie den Schmerzenreichen,
Der blutet für die Welt!
„Sohn, bei der heil'gen Wunde,
Vergieb ihm, der dich traf!“
Ein Lächeln auf dem Munde
Sinkt er in Todesſchlaf.

Die Dioskuren.

Wo kann der Bote weilen?
Wer wird der Sieger ſein?
Die Burg mit ihren Säulen
Erglüht im Abendſchein.
Dort an des Landes Marke,
Da blitzt es blutigroth,
Da ringt Tarquin der Starke
Mit Rom bis auf den Tod.

Laut flehend läßt erſchallen
Den Ruf die Frauenſchaar:
„Dich bitten wir vor Allen,
Du hilfreich Brüderpaar!
Du haſt mit deinem Sterne
Den Schiffer oft bewacht,
Auf weißen Roſſen gerne
Durchleuchteſt du die Schlacht!

Ihr Güt'gen, laßt zu lange
Den Boten nicht verziehn!
Die Stunde wird so bange —
Beflügelt, Götter, ihn!"
Horch! Horch! da klirren Hufe
Den Burgweg steil hinan!
Still, ohne Jubelrufe
Zwei schlanke Reiter nahn.

Sie halten an der Quelle
Des heil'gen Brunnens jetzt,
Sie senken in die Welle
Die Stirnen schweißbenetzt;
Dann sprechen zu den Frauen
Die Krieger kühn und schlicht,
Wie Brüder anzuschauen
Von Wuchs und Angesicht:

„Nun dürfet ihr euch freuen,
Der grimme Zwingherr wich,
Wir fochten in den Reihen,
Der Bruder traut und ich.
Schon könnt auf nahen Wegen
Ihr eure Tapfern sehn!
Auf! Wollt ihr nicht entgegen
Den Siegbelaubten gehn?"

Noch tönen ſeine Worte,
Da winkt ihm der Genoß
Und hebt ſich zu der Pforte
Des Abends Mann und Roß;
Es kann vom Bruder laſſen
Der andre Bruder nicht,
Sie ſchwinden und erblaſſen
Im ſtillen Dämmerlicht.

Da heben, wie ſie ſcheiden,
Sich alle Hände auf:
„Dank ſei euch, Brüdern beiden
Für euern Wettenlauf!
Bewohnet unſre Fluren,
Nehmt unſre Stadt in Hut!
Gelobte Dioskuren,
Wie ſeid ihr ſtark und gut!“

Die Fahrt des Achilles.

Wogen, die wie Silber ſchäumen,
Seh' ich langſam rollend nah'n,
Roſſe ſeh' ich, die ſich bäumen,
Mähnen flattern ſtolz heran;
Zu gewundner Muſcheln Dröhnen
Ueber blauer Gründe Pracht
Singt ein Zug von Meeresſöhnen
Speergetos und Männerſchlacht.

Thetis fährt, die ſie begrüßen,
Durch die rings belebte Flut.
Bleich liegt ihr Achill zu Füßen,
Der in tiefen Träumen ruht.
Da er ſtürzte mit der Wunde,
Glaubten wir den Schnellen todt,
Aber nur auf eine Stunde
Schlummert er im Muſchelboot.

Daß er nicht unmächtig grolle
In des Hades düſterm Schooß
Neidend auf der grünen Schelle
Jedes ärmſte Menſchenloos,
Führt die Mutter ihn von hinnen
In ein neues Leben ſchon,
Und ein feierliches Sinnen
Senkt den Blick ihr auf den Sohn.

Schwert und Helm und Schildesleuchte
Hebt der Nereiden Schwarm,
Schwimmend durch die ſalz'ge Feuchte,
Hoch empor mit hellem Arm:
Waffen künden an und Wehren
Einen freud'gen Siegeslauf,
Seine Thaten, ſeine Ehren
Tauchen vor dem Helden auf.

Aus des Meeres ſtillem Glanze
In der Sonne Stralenſpiel
Steigt mit grünem Rebenkranze
Chios auf als Wanderziel;
Wie beflügelt eilt der Nachen,
In des Blaſſen Angeſicht
Blitzt ein mächtiges Erwachen,
Dämmert auf ein ſelig Licht.

Wo, das Vorgebirg umrauſchend,
Weiße Brandung nimmer ſchweigt,
Steht ein blinder Seher, lauſchend
In die Ferne vorgeneigt.
Hellgeſchlagne Saiten klingen!
Weiß er, wer das Meer durchzieht?
Ja, er ahnt, daß ſie ihn bringen —
Horch! Homer beginnt ſein Lied!

Alexanders Feſt.

Breite Marmortreppen ſteigen
Durch der Gärten laub'ge Nacht,
Von den hellen Zinnen neigen
Palmen in des Himmels Pracht;
Ueber Tempeln, Hainen, Grüften
Lagert in den Abendlüften
Alexanders Zecherſchaar,
Knieend reicht ein ſchöner Knabe
Dunkeln Weines duft'ge Labe
Dem bekränzten König dar.

Zwiſchen mächtigen Entwürfen
Und der wundergleichen That
Glaubt er Nektar ſchon zu ſchlürfen,
Thronend in der Götter Rath;
Geiſter tauchen, ruhmeshelle,
Freudig aus der edeln Welle,
Aus der Traube kräft'gem Blut,
Goldne Schalen überſchäumen,
Geiſter, die gebunden träumen,
Wachen auf in Zornesglut.

Kleites neben Philipps Sohne,
Scheu dem großen Vater treu,
Der benarbte Macedone
Leert den Becher ohne Scheu;
Er gedenkt der alten Zeiten,
Da es Ehre war zu ſtreiten
Für den ſtammverwandten Herrn,
Denkt der tapfern Kampfgenoſſen,
Die die erſte Phalanx ſchloſſen
In den Bergen kühl und fern.

Auf der kühngeſchwungnen Braue,
In des Herrſchers Angeſicht
Lieſt den ſtolzen Traum der ſchlaue
Scheuk und lächelt hold und ſpricht:
„Herr, bevor den niedern Thalen
Du dich nahteſt ohne Stralen,
Welches war dein himmliſch Amt?
Biſt du Zeus? biſt du ein Andrer?
Biſt du Helios, der Wandrer,
Deſſen Stirne ſonnig flammt?“

Kleites faßt ein wildes Grämen,
Und er grollt in ſich hinein:
„Wirſt du dich des Vaters ſchämen!
Schämſt du dich ein Menſch zu ſein?
Schleuderſt du des Blitzes Gluten,
Warum kämpfen denn und bluten

Wir für dich? Zum Schein und Spott?
Lebende kannst du belohnen,
Deine todten Macedonen
Wecke sie, bist du ein Gott!"

Finster schaut der Herr der Erde
Zu dem halb vernommnen Wort,
Mit anmuthiger Geberde
Plaudert keck der Knabe fort:
„Bachus bist du, der Belaubte,
Mit dem tränmerischen Haupte,
Der ins Land der Sonne zieht!
Nur den Thyrsus darfst du schwingen,
Ohne Heer kannst du bezwingen!
Winke nur! und Indien kniet."

Grimmig neigt der trunkne Fechter
Sich zu dem Erhabnen hin,
Mit unseligem Gelächter
Rührt er an der Schulter ihn:
„Warum lässest nach der Linken,
Sohn des Zeus, das Haupt du sinken?
Lastet dir der Erde Raub?
Gab sie, sich voraus zu rächen,
Ihrem Zwingherrn ein Gebrechen,
Und erzählt dir, daß du Staub?"*

* Alexanders rechte Schulter war höher als seine schwächere linke.

Spricht's. Des Gottes Augen flammen,
Wie der Stral, der niederfährt,
Jäh getroffen stürzt zusammen
Kleitos, in der Brust ein Schwert.
Blutbesudelt rollt sein Becher
Zwischen die entsetzten Zecher;
Von des Festes Kranz umlaubt,
Auf versteinerte Gestalten
Und den ausgestreckten Alten
Starrt ein bleich Medusenhaupt.

Vercingetorix.

Aus des Volkes lauten Wogen
Steigt in dreigetheiltem Bogen
Des Triumphes prangend Thor;
Ein Geſpann von Marmorroſſen,
Weiß wie Schnee, von Licht umfloſſen,
Springt mit leichtem Huf empor.

Mit dem Schlüſſelbund ein Alter,
Der Gefängniſſe Verwalter,
Schreitet um das Capitol,
Steigt hinab die Seufzerſtufen —
„Gallier! Gallier!“ rollt ſein Rufen
In die Tiefe dumpf und hohl.

„Gallier, komm den Zug zu zieren,
Rom und Cäſar triumphiren,
Uns der Ruhm und dir der Hohn!
Drauf biſt du dem Henker eigen,
Und dann magſt du ewig ſchweigen
Schweigſt du ja ſo lange ſchon.“

In des Kerkers feuchter Ecke,
Wo ſich niederwölbt die Decke,
Lehnt ein Haupt verhüllten Blicks;
Aber wie der Ruf erſchellen,
Blitzend hebt die freudevollen
Augen Vercingetorix.

„Römer, Dank für deine Kunde!“
Schallt's aus ſeinem trotzgen Munde
„Reden will ich noch mit dir.
Weißt du denn, warum ich trage
Ohne Laut und ohne Klage
Die verhaßte Feſſel hier?

Mit den jungen Gaugenoſſen,
Eng vom Römerwall umſchloſſen,
Cäſars ganzen Haſſes werth,
Zückte ſchon zu freiem Sterben,
Den Triumph ihm zu verderben,
Ich auf dieſe Bruſt das Schwert.

Doch bevor mich Tod umgraute,
Sah ich die mir anvertraute
Schaar verſtummt in trübem Muth:
Birgt er mich mit nächt'gem Flügel,
Rötbet mir den Grabeshügel
Cäſar mit der Brüder Blut.

Strömen werden heiße Thränen
Rings im Lande! — Schnell an Jenen
Send' ich: Cäſar, laß ſie ziehn!
Mich, der dich aufs Haupt geſchlagen,
Feßle mich an deinen Wagen,
Nimm die volle Beute hin!

In dem hellſten Waffenglanze
Jag' allein ich aus der Schanze,
In der Fauſt des Schwertes Blitz,
Drei Mal flieg' ich um im Kreiſe,
Noch im Lauf nach Gallierweiſe
Spring' ich ab vor Cäſars Sitz.

Mir in's Antlitz ſchnaubt das treue
Thier, ich ſtoß ihm ohne Reue
Meine Waffe durchs Genick,
Schleudre ſie zu Cäſars Füßen:
Hei! das war ein blutig Grüßen,
War ein Trotzen Blick in Blick!

Ueber Meer entführt, gebunden,
Stunden Jahre, Jahre Stunden
Modernd in des Kerkers Gruft —
Komm! Noch aufrecht kann ich gehen
Unter Sklaven und Trophäen,
Schon umweht von Heimatluft!

Hat er ſich mit mir gebrüſtet,
Wird mir Block und Beil geräſtet,
Wenn die Sonne neigt den Lauf.
Dann ein Streich! der Kerker zittert
Und mein Roß, das Blut gewittert,
Aus der Tiefe brauſt es auf.

Sauſend geht es durch die Felder
In die Geiſternacht der Wälder,
Ueber Felſen kühn und wüſt!
Hör' ich meiner Rhone Stimme?
In den Strom, mein Thier, und ſchwimme!
Heimat, Heimat, ſei gegrüßt!"

Das Amphitheater.

(Ende des zweiten Jahrhunderts)

Μέχρι πότε ταῦτα πάσχομεν;
Dio Cassius LXXXV. 4.

Fechterſpiel iſt angeſagt auf heut
Und die Römerin verſäumt es nicht;
Aus dem Spiegel, den die Sklavin beut,
Schaut ein blaſſes, ſtolzes Angeſicht,
Auf die üpp'gen Flechten
Drückt ſie mit der Rechten
Eines Diadems blitzend Licht.

Bebend eilt das ſchöne Weib davon,
Das geliebte Spiel, ſie muß es ſchaun,
Sklaven heben ihre Sänfte ſchon,
Auf den ſchwülen Plätzen brütet Graun;
In der Gaſſen Enge
Winkt ſie durchs Gedränge
Eile mit den ungeduld'gen Braun.

In das Mauerrund, das riesig trotzt,
Strömt das Volk durch Pforten ein und Thor,
Und der Kreis, der schon von Menschen strotzt,
Drängt sich wuchtig in das Blau empor;
Dicht darüber steigen
Dumpfe Wolkenreigen,
Quellen schwerer, dunkler stets hervor.

Fechterpaare stehen kampfbereit,
Treten auf der Bühne hellen Sand,
Und in trunkner Selbstvergessenheit
Ueberneigt das Volk den Mauerrand.
Kurze Schwerter spielen
Lüstern schon und zielen
Rasch gelenkt von der geschulten Hand.

Und die Menge, gierig, Sitz an Sitz,
Sie belauscht das Spiel mit Lust und Graus,
Durch die Wolken oben zuckt ein Blitz,
Unten streckt ein Schwert sich tödtend aus —
Auf der höchsten Stufe
Gellen Schreckensrufe
Und ein Schauder geht durchs ganze Haus.

Niederstarrend auf des Blutes Strom,
Wie ein Raub dämonischer Gewalt,
Groß, als wäre sie der Geist von Rom,
Hebt sich eine weibliche Gestalt.

Spricht ſie wider Willen,
Eine der Sibyllen?
Horch, wie ehern ihre Stimme ſchallt!

„Todter Fechter, um iſt deine Zeit,
Und was kümmert nun das Morgen dich!
Sterben können, welche Seligkeit!
Morgen, morgen, klingt ſo ſchauerlich!
Feuerbrände ſchimmern —
Höret ihr es wimmern?
Weh, ſie ſchleppen an den Haaren mich!

Wirbeln in der Ebne ſeh' ich Staub,
Auf der Appierſtraße zieht ein Heer,
Seine Adler wittern ſchon den Raub:
Rom im Schauſpiel ſchwelgend ohne Wehr.
Horch, die Lüfte dröhnen
Von der Tuba Tönen!
Schauet eure Beute! ruft Sever."

Marmorn ſteht ſie da. Die Menge lauſcht.
Stille rings! Da ſchwirrt ein Flüſtern leis,
Eine dunkle Rede irrt und rauſcht,
Jeder ſpricht ſie, ohne daß er's weiß,
Stimmen viele tauſend
Wie die Brandung brauſend,
Ein gewaltig Wehe füllt den Kreis:

„Roma, Königin, wann endet doch
Ueber dir der Götter Strafgericht?
Immer tiefer, immer tiefer noch
Neigst du dein geschändet Angesicht;
Deine Schmach und Klage
Wächst mit jedem Tage —
Sterben aber, Roma, kannst du nicht!“

Die Dryade.

Der Jüngling tritt in Waldesraum,
Wo grün die Lichter ſchimmern
Und ſucht ſich einen ſchönen Baum,
Ein Boot daraus zu zimmern.

„Du Eiche mit dem ſtolzen Wuchs,
Du biſt mir gleich die rechte,
Dich zeichn' ich mit dem Beile flugs,
Dann hol' ich meine Knechte.“

Er führt den Schlag, da ſtöhnt ein Ach
Zuſammen mit dem Streiche:
„Du mordeſt mich,“ ſo ſeufzt es ſchwach,
Aus der verwundeten Eiche.

Ein Tröpfchen Blutes oder zwei
Sieht er am Beile hangen
Und ſchleudert's weg mit einem Schrei,
Als hätt' er Mord begangen.

Schnell flüſtert's aus dem Baume jetzt:
„Noch iſt kein Mord geſchehen,
Ich bin nur leicht am Arm verletzt,
Raſch wußt' ich mich zu drehen."

Leicht ſchlüpft die Dryas aus dem Kleid
Der moosbedeckten Eiche:
„Tritt näher, der mir that das Leid,
Daß ich die Hand dir reiche!"

Sie lächelt: „Bald bin wieder heil
Ich, und mein Arm geſundet."
Da fühlt ſie, daß vom ſcharfen Beil
Das Herz ihr tief verwundet.

Es iſt der Tag verſchwunden bald,
Im Flug vergeht er beiden,
Und wie es dunkel wird im Wald,
Da denken ſie ans Scheiden.

„Ich in den Baum und du nach Haus!"
So liſpelt ſie verſtohlen,
„Doch ſend' ich wohl ein Bienchen aus,
Dich in den Wald zu holen."

Das Bienchen muß ſich oft bemüh'n,
Das fleißig immerrege,
Und Honig trägt es her und hin
Die ſtillen Waldeswege.

Doch einmal kam es wild gesummt:
„Dryas, mich kann's entrüsten!“
Es setzt sich an den Stamm und summt:
„Wohl sah ich, wie sie küssten.

Sie ist des Nachbars blühend Kind,
Er hat nicht weit zu gehen
Und läßt dich nun in Wetter und Wind
Im grünen Walde stehen.“

Da schwankt das Laubwerk hin und her
Aufrauschend in dem Winde,
Da stöhnt es bang, da ächzt es schwer
Und windet sich unter der Rinde.

O Liebe, wie schnell verrinnest du,
Du flüchtige schöne Stunde!
Mit einer Wunde beginnest du
Und endest mit einer Wunde.

Der Rubin.

(Aus Tauſend und eine Nacht)

Vor den Herrſcher tief ſich neigend
Tritt ein Mann in ſchlichtem Kleid,
Ueberreicht ihm ernſt und ſchweigend
Eines Ringes Prachtgeſchmeid.
Blaß wird Harun vor dem rothen,
Warm erfunkelnden Rubin,
Er ergreift die Hand des Boten,
Mit dem Blicke prüft er ihn.

„Sage mir, bei deinem Leben,
Wo du das Geſchmeid entdeckt!“
„Aſſur hat es mir gegeben!“
Ruft der Muſelman erſchreckt.
„Gartenhaus und Gartenmauer
Hat er trefflich mir gebaut,
Nun bin ich um ihr in Trauer,
Denn ich hab' ihn todt geſchaut.

Herr, den beſten auserleſen
Hatt' aus dem Gewerk ich mir,
Rein von Herzen, ſtill von Weſen,
Schlank und jung, ein Knabe ſchier.
Friedevollen Angeſichtes
War er rüſtig früh und ſpät,
Von dem Glanz des Morgenlichtes
Bis zum Ruf vom Minaret.

Fragt' ich ihn, von wem er ſtamme,
Und aus welchem Lande her,
Stieg zur Stirn ihm eine Flamme,
Stand wie ein Beſchämter er;
Herr, mich jammerte des Knaben,
Ich beſchwor ihn: Sei mir Sohn!
Doch von den gebotnen Gaben
Nahm er nichts als ſeinen Lohn.

Als ich geſtern ihn beſtellte,
Fand ich auf dem Markt ihn nicht,
Fand am Strom, erkrankt im Zelte
Ihn, den Tod im Angeſicht.
Stammelnd taſtet' er am Ringe,
Bis ich ſein Begehr errieth,
Daß ich dir ihn überbringe,
Mächt'ger Harun Arraſchid!"

Harun blickt auf das Geschmeide,
Der Rubin erglüht so still:
„Bruder, höre, was im Leide
Harun dir vertrauen will!
Ernst ist dieses Ringes Kunde:
Als ich stieg auf Bagdads Thron,
In der Herrschaft erster Stunde
Sprach zu mir mein liebster Sohn:

Heute wirst auf hoher Zinne,
Vater, du den Blicken kund,
Laß mich heut, dir zum Gewinne,
Tauchen in verborgnen Grund!
Wenn du alle deine Brüder
Streng beherrschest, ist es gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder
In das Volk von deinem Blut.

Daß allmächtig du auf Erden,
Vater, lastet mir wie Raub,
Wirst du doch gerichtet werden,
Bist du doch geformt aus Staub.
Dein erhaben Loos zu sühnen,
Das sich thürmt den Blitzen zu,
Laß mich niedrig sein und dienen,
Laß mich in der Tiefe du!

Wenn vor dir mit heißer Bitte
Ein Bedrängter Recht erfleht,
Denk, daß in der Armen Mitte
Deines Herzens Liebling steht!
Wenn dir dumpfer Groll begegnet,
Wenn der Undank dich betrübt,
Weißt du einen, der dich segnet,
Kennst du einen, der dich liebt.

Meinen Armen sich entwinden
Sah ich ihn und mir entfliehn;
Noch, ihn wieder einst zu finden,
Drängt' ich auf ihm den Rubin.
Den Rubin bringst du mir wieder,
Den ein Sterbender dir gab.
Komm, wo legtest du ihn nieder?
Beten will ich auf dem Grab."

Liebeszauber.

(Aus Tausend und eine Nacht)

„Mächtger Sultan Scheherban,
Thu mir eine Gnade,
Höre mich geduldig an!“
Sagt Scheherezade.
„Was ich heut erzählen will,
Funkelt nicht von Scherzen,
Eine Mähre warm und still
Ists für gläub'ge Herzen.

Vor der alten Christenstadt
Stehn am Brunn die Frauen,
Moslem pilgern reisematt
Ohne hinzuschauen,
Und die Jüngste schöpft zuletzt,
Wartete bescheiden,
Hebt den Krug zu Haupte jetzt,
Will die Fremden meiden.

Doch ein Moslem blickt sie stumm
An, als möcht' er trinken,
Sacht im Arme wiederum
Läßt den Krug sie sinken,
Hält den schweren Krug im Arm
Lehnend an den Brunnen,
Augen lächeln braun und warm,
Jung und unbesonnen.

Wie der Abend purpurn sinkt.
Brennt des Sod's Gemäuer,
Wasser, das der Jüngling trinkt,
Wird zu lauter Feuer,
Und sie lispelt: „Pilgerim!"
Glühend übergossen,
Zeigt das Thor und deutet ihm:
„Nun wird gleich geschlossen."

Wandert heim das Thor hinein,
Schreitet durch die Gassen,
Und er folgt im Dämmerschein,
Kann nicht von ihr lassen.
Vor der Schönsten Thüre wacht
Er auf harter Schwelle;
Zagend tritt sie nach der Nacht
In die Morgenhelle.

„Willst du hier gesehen sein!“
Schilt sie sanft und leise,
„Hole deine Brüder ein
Auf der Pilgerreise!
Wirst du nicht von hinnen gehn,
Muß dir Leid begegnen,
Die sich nimmer wiedersehn
Dürfen noch sich segnen.“

— „Wanderziel und Reisezeit
Treibt mich nicht von hinnen,
Nur auf deine Lieblichkeit
Kann ich mich besinnen.
Sage mir, wie lebt' ich fern
Deiner Augen Strale?
Liebe, o du bittrer Kern
In der süßen Schale!“

„Nimm ein Kleid, das besser steht!
Werd' ein andrer Beter!“
— „Nie verleugn' ich das Gebet
Meiner edlen Väter!“
„Trotzgen Lippen einen Kuß!
Flecht! Es wächst die Helle!“
— „Nimmer! Wenn ich sterben muß,
Sei's auf deiner Schwelle!“

In das Haus zurückgeflohn,
Muß sie bitter weinen,
Und die Nachbarn nahn und drohn,
Werfen ihn mit Steinen,
Baden ihn in seinem Blut:
Stirb, Hund, oder weiche!
Schleppen in des Abends Hut
Fort die junge Leiche.

Auf dem Lager träumt sie schwer,
Träumt mit heißer Wange,
Schreitet im Gebirg einher
An des Abgrunds Hange;
Plötzlich durch ein Felsenther
Schaut sie Baum und Quelle,
Und ein Pilgrim hebt empor
Sich von lichter Schwelle.

„Pilgerim, was harrst du da
Vor dem schönsten Garten?"
— „In den Garten tret' ich ja
Nur mit der Erharrten!
Manche zärtliche Gestalt
Winkt mir dort vergebens;
Deiner harr' ich, komme bald,
Hälfte meines Lebens!"

„Nimmer darf ich!“ ſtöhnt ſie dann.
Da erſchallt ein Rufen
Durch das Thor: „Beeilt den Gang,
Pilger aller Stufen!“
Aus dem Schlummer fährt ſie bleich,
Da, zum andern Male,
Schallt's ihr nach: „Beeilet euch,
Pilger in dem Thale!“

Sie erwacht und eilt hinab,
Schaut die öde Schwelle,
Blutbenetzt, ein leeres Grab,
In der Morgenhelle,
Kniet, umarmt die Schwelle hart,
Ob ſie nicht erwarme,
Und das junge Herz erſtarrt
Ihr in wildem Harme.

Mönche kommen, neu zu weihn
Haus und Stufen eben,
Wo der Meſſer unter Pein
Hat verhaucht das Leben,
Sehn wie ſie den Stein umfaßt,
Denken an den Böſen
Und beſchwören ſich mit Haſt
Argen Bann zu löſen.

Keiner, wie er hebt und rafft,
Bringt sie von der Stelle.
Eitle Müh'! Mit Zauberkraft
Fesselt sie die Schwelle.
Nichts geschafft, so viel sie sind,
Und mit irren Blicken
Knüpfen sie ein Seil geschwind
Sich aus ihren Stricken.

Leise wandelnd naht ein Greis
In dem Derwischkleide:
„Mönche, löset euern Kreis,
Thut ihr nichts zu Leide!
Nimmer, Mönche, blöd und blind,
Werdet ihr sie rauben,
Denn es starb das fromme Kind
Nicht in euerm Glauben."

Und sie sehn ihn knien zu ihr
Und sie sanft umfassen:
„Gruft sei diese Schwelle dir,
Kannst du nicht sie lassen!
Allbarmherz'ger, öffn' ihr mild
Deine grünen Hallen,
Aber hier des Todes Bild
Laß in Staub zerfallen!"

Von dem grauſen Bann befreit,
Fällt der Leib in Aſche,
Froh in lichtem Himmelskleid
Eilt davon die Raſche;
Cymbelſpieles Silberton
Klingt auf ihren Spuren
Und die Beiden treten ſchon
In die ew'gen Fluren.

Der Klausner.

Der Klausner blickt durchs Fensterlein:
„Wer pocht an meiner Thür so laut?“
Ein junger Wildfang tritt herein,
Ist naß bis auf die Haut.

Der Jüngling sagt: Wir sind zu Zwei'n,
Verirrt in diesem Walde hier,
Ich und der Heinz von Ortenstein,
Zu Hof ziehn Beide wir.

Der sucht nun wohl ein ander Dach
Sich gegen des Gewitters Zorn,
Und morgen bläst er früh mich wach
Mit seinem Jägerhorn.

Doch, frommer Bruder, ich bin matt,
Ihr sehet, wie es um mich steht!
Gewährt mir eure Lagerstatt
Und sprecht mein Nachtgebet!“

Er legt ſich, ſchließt das Augenlid,
Und ſchon iſt er in ſüßer Ruh;
Der Bruder murmelt: „Der war müd!“
Und deckt ſein Lämpchen zu.

„Wie ſchläfſt du feſt im fremden Haus!
Hätt' ich ein Füllhorn voller Glück,
Ich leert' es dir zu Häupten aus,
Es bliebe nichts zurück!“

Es eilt der nächt'gen Stunden Flug,
Da träumt der junge Wandrer ſchwer,
Lacht, zürnt in einem Athemzug
Und wirft ſich hin und her.

Wild fährt er auf und ſtammelt: „Blut!“
Der Alte faßt beſorgt ihn an:
„Erwach, erwach! Du träumſt nicht gut!
Die Augen aufgethan!“

Der Jüngling ſtarrt ihn an erſchreckt:
„O frommer Bruder, helfet mir!
Schaut her, ich bin mit Blut bedeckt ....
Wo aber bin ich hier?

Ich ſaß zu Hof und ſpielt' und zecht',
Ein ſchönes Fräulein ſchenkt' mir ein:
Willkommen, junger Edelknecht!
Willſt du mein Diener ſein?

Erſt gab ſie mir manch liebes Wort
Und dann ergriff ſie raſch die Flucht
Und ſchwebt' im Reigen hier und dort,
Ich glüht' von Eiferſucht.

Da plötzlich hebt ein Hader an,
Man ſchilt, die Klingen werden bloß,
Der Heinze ſchreit: „Du Herzgeſpan,
Giebſt mir den Todesſtoß!"

Der Alte mahnt: „Erwach, erwach!"
Und ſchiebt zurück das Fenſterlein,
Da ſtrömt ins dämmernde Gemach
Ein Waldgeruch herein.

Und, horch, ein ſchmetternd Hifthorn ſchallt!
Der Jüngling ruft mit Jubelton:
„Wer reitet klingend durch den Wald?
Das iſt der Heinze ſchon!"

Dem Alten drückt die Hand geſchwind
Er noch und drängt ins Freie ſich.
„Heil auf die Fahrt, mein liebes Kind!
Und Gott behüte dich!"

Die Spielleute.

— Avec le prince d'Antioche vinrent trois' ménétriers de la grande Arménie; et ils étaient frères, et s'en allaient à Jérusalem en pèlerinage et avaient trois cors . . . et ils faisaient les plus douces mélodies et les plus gracieuses, en sorte que c'était merveille de l'ouir.

Joinville.

Vor Jaffa zu der Chriſten Hut
In Fieberluft und Sonnenglut
Weilt Ludwig mit den Treuen;
Nach Frankreich kehrt er nimmer heim,
Im Buſen ſchon des Todes Keim,
Doch läßt er's nicht ſich reuen.

Scheu lauſcht in Zelt'es Dämmerſchein
Ein junger Edelknecht herein
Und hinter ihm die andern:
„Spielleute ſind im Lager da,
Drei Brüder aus Armenia,
Die nach dem Grabe wandern.

Es heißt, ſie ſpielen wunderſchön,
Erlaubt ein friſches Herngetön
Uns allen anzuhören!"
Der König ſeufzt: „O junge Welt!
Bringt mir die Gaukler in das Zelt,
Daß ſie euch nicht bethören!"

Da heben an den Mund die Drei
Das Horn und ſpielen frank und frei,
Als ging' es aus zum Jagen;
Dann wie aus Waldestiefen quillt
Und rieſelt ſanft und wächſt und ſchwillt
Ein Jubeln und ein Klagen.

Gemach erſtirbt der Hörner Schall,
Da ruft Rinald von Reineval:
„O Herzenstroſt der Minne!
Die Herrin, die ſich nach mir kränkt
Und des verſchollnen Pilgers denkt,
Sah ich auf hoher Zinne."

„Ich ſchaute", fällt Graf Walter ein,
„In meinem Teich den Wiederſchein
Von Eichen kühl und düſter,
Ich ſah mein Boot der Ruder baar,
Das halb ans Land gezogen war,
Umneigt von Schilfgeflüſter."

„In Treuen, Herr, verharren wir
Mit euch in heil'gen Landen hier,
Und wollt ihr euch beſchweren,
Daß uns das Horn nach Hauſe rief,
So ſagt uns erſt, was ſinnt ihr tief?
Was wehrt ihr euern Zähren?"

Der fromme König ſpricht: „O Traum!
Mich heben durch den blauen Raum
Leichtſchwebende Geſtalten:
Willkomm, getreuer Knecht! erſcholl
Ein Gruß, — da kennt' ich wonnevoll
Die Thränen kaum verhalten!"

Das Heimchen.

Columbus lenkt das Schiff und ſchaut
Im Geiſte das Geſtade,
Doch ſeiner Fahrt Genoſſen graut
Auf ödem Meerespfade.
Zwei Spanier plaudern auf der Wacht
Und einer ſagt zum andern:
„Mir deucht, Geſell, der Teufel lacht,
Daß wir ins Leere wandern!

Verwünſcht der hohle Träumer dort,
Der mich zur Fahrt gedungen!
Was hab' ich auch ſein Lügenwort
So gierig eingeſchlungen!
Er zeigt' mir Indiens üppig Reich
Und Gold in beiden Händen,
Ich ſprang ins Schiff und meinte gleich
Zu ſammeln, zu verſchwenden.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bei Genua hauſt am Meeresſtrand
Der Mann und war nicht träge,
Herum an einer Kugel fand
Nach Indien er die Wege;
Die Klugen hat er ſchlecht erbaut,
Doch lockt er alle Thoren,
Dem Schwärmer haben wir vertraut
Und ſind mit ihm verloren!"

Der Andre fällt ihm in das Wort,
Blickt ebenſo verwegen:
„Wir haben einen kühnen Hort,
Sind nicht allein gezogen;
Das Diesſeits war entleidet mir
Aus tauſend triſt'gen Gründen,
Liegt über Meer kein Jenſeits hier,
So iſt's im Tod zu finden.

Er traf mich elend und verbannt,
Ließ mich die Karten ſchauen,
Wohl hat er meinen Muth erkannt
Aus meinen finſtern Brauen.
Was er mir ſagt', begriff ich nicht,
Ich ließ es alles gelten,
Sein übermächtig Angeſicht
Verhieß mir neue Welten.

Und nun er mich gewerben hat,
Soll er mich auch behalten,
Soll unbeſchränkt an meiner Statt
Mit Leib und Leben walten;
Ich hab's nun einmal eingeſetzt,
Es ſteht auf ſeiner Karte,
Gewinnt er jetzt, verſpielt er jetzt,
Das iſt's, worauf ich warte."

Der erſte lacht mit hellem Hohn,
Sie fangen an zu hadern,
Auf trotz'gen Stirnen ſchwellen ſchon
Die blauen Zornesadern —
Da wirbelt zwiſchen ſie hinein
Mit tollem Freudenſprunge
Und hebt zum Jubeltanz das Bein
Miguel, der Küchenjunge.

„Das Heimchen zirpt! das Heimchen zirpt!"
So ſingt und tanzt er ihnen,
„Und wenn es nicht vor Freude ſtirbt,
So ſitzt es bald im Grünen.
Das arme Thierchen hat Verſtand
Und läßt ſich nicht bethören!
Mein liebes Heimchen wittert Land,
Das will ich euch beſchwören."

Da ſchilt und lacht die ganze Schaar
Der bärtigen Genoſſen:
„Beim Kreuz! wir fahren dir ins Haar
Zum Lohne deiner Poſſen!“
Der Junge gleich beruhigt ſich,
Mit ernſtem Angeſichte:
„Ihr Herren,“ ſpricht er, „höret mich!
Beherzigt die Geſchichte!

Es war in Andaluſia,
Als man das Boot bemannte,
Ich lag betrübt im Graſe da
Und ſtarrt' ins Unbekannte.
Zum Abſchied, o mein Vaterland,
Was willſt du noch mir ſchenken?
Ein Heimchen zirpt, mit flinker Hand
Haſcht' ich's zum Angedenken.

Und als zu Schiffe ſtiegen wir,
Die Zierden aller Lande,
Zirpt Heimchen fort im Buſen mir,
Als ſäß' ich noch am Strande;
Und wie der Wind die Segel beg,
Sang's unbekümmert weiter,
Da ſtolz das Schiff von dannen flog,
Sang noch es keck und heiter.

Doch als das letzte Grün verſchwand,
Da ward's dem Heimchen ſchaurig.
Beklommen ſaß es an der Wand
Und wurde faul und traurig.
So darbt's und dämmert's lange hin,
Ich gab es ſchon verloren,
Und nun, ſo wahr getauft ich bin,
Iſt es wie neu geboren!

Erlauchte Herren, gebet Acht!
In meinem dunkeln Räumchen
Hat eure Fahrten mitgemacht
Ein andaluſiſch Heimchen.
Bedenket, es war gram und lahm,
Es war zu nichts zu bringen,
Jetzt ſingt es wie ein Bräutigam
Und reibt die dürren Schwingen."

Miguel iſt fort und wieder da
Die Fingerſpitze zeigend.
Da ſitzt es ja, da ſingt es ja!
Und Alle lauſchen ſchweigend.
Das Heimchen zirpt vergnüglich fort,
Es läßt ſich gar nicht ſtören,
Die Burſche ſprechen nicht ein Wort
Sie wollen alle hören.

Dann ſinnen ſie der Sache nach,
Die ſchlauen Augen glimmen,
Sie ſchütteln ſich die Hände jach
Und ſchrein mit mächt'gen Stimmen:
„Das Heimchen zirpt! das Heimchen zirpt!
Es glaubt ſich ſchon im Grünen!
Wer ſpielt, gewinnt! Wer wagt, erwirbt!
Das Glück iſt mit dem Kühnen.“

Columbus lauſcht, ihm ſchwillt die Bruſt,
Das Herz ihm freudig zittert,
Ein Heimchen hat die Heidenluſt
Der neuen Welt gewittert!
Die Segel ſchwellt ein friſcher Wind,
Das Schiff fliegt wie Gedanken,
Und trägt der alten Erde Kind
Aus den gebrochnen Schranken.

Heinrich IV.

Frankreich, du armes Land,
Wie biſt du zerriſſen!
Predigerrock, Meßgewand —
Verirrte Gewiſſen!
Büchſenſchuß! Klinge bloß!
Endlich nach Hieb und Stoß
Stillſtand der Waffen.

Das Bächlein nimmt nach der Loire den Gang,
Von beiden Seiten
Auf und ab die Ufer entlang
Siehſt du ſie reiten?
Sie trotzen noch und grüßten doch gern —
„Bon jour, meine Herrn!“
Klingt friſch eine Stimme.

Und, ſchau, ein feurig Reiterlein
Springt ab behende,
Setzt rechts ein Bein und links ein Bein
In beide Gelände.
„Liebe Herrn, meint ihr's gut —
Groß iſt der Sonne Glut —
Schafft eins zu trinken!“

Rechts kommt ein Pokal und links ein Pokal
Von verſchiedener Helle,
Der eine dunkelrother Stral,
Der andre lichte Welle;
Hier Champagnerflut,
Dort Burgunderblut
Wiegt ernſt er in den Bechern.

Er nimmt das rothe Naß in Acht,
Ein Schauer will ihn packen:
„Bartholomäusnacht!“
Er wird blaß wie ein Laken.
„Brudermord! mir grauſt!“
Er wirft den Becher aus der Fauſt:
„Geh, waſch' dich im Meere!“

Dann ſchaut das helle Naß er an:
„Du kommſt nicht aus Wunden,
Und darfſt einem ehrlichen Kumpan
Und guten Chriſten munden!

Winzerfeſt! Erntekranz!
Flinker Tanz! Friedensglanz!
Nach außen edle Waffen!“

Spricht's und es fährt ein elektriſcher Schlag
Rundum und ſetzt Alles in Flammen:
„Frankreich hoch! Freudetag!
Heut wächſt es zuſammen!“
Und wäre der Bach ein gewaltiger Fluß,
Sie ſchwömmen hinüber zum Bruderkuß
Und ſchlöſſen ſich friſch in die Arme!

Der Kleine küßt und drückt und herzt
Sie alle wie alte Bekannte.
„Wie aber, Herren, ſteht es,“ ſcherzt
Er, „mit dem Proviante?
Bringt Alles her, Fleiſch oder Fiſch!
Ihr ſeid gebeten heut zu Tiſch
Bei Heinrich von Navarra.“

Millons Wache.

— when night
Darkens the streets, then wander forth the sons
Of Belial, flown with insolence and wine.
Paradise Lost. I. 500.

Verlaſſen und gemieden,
Ein Reſt der Heldenzeit,
Sitzt Milton abgeſchieden
Und ſingt ſein ſtolzes Leid,
In Blindheit und in Blöße
Singt er das Paradies
Der Freiheit und der Größe,
Daraus ihn Gott verwies.

Sein Mägdlein iſt zu ſchreiben
Befliſſen zart und rein
Die Worte, welche bleiben
Gehau'n in Marmelſtein.
Der Lampe trüb Gefunkel
Belebt ſich wunderbar
Und leuchtet in das Dunkel
Wie Sternenſchimmer klar.

Er ſingt: „Wenn Nacht geſunken“ . . .
Aufgellend unterbricht
Ein Lärm ihn wüſt und trunken,
Wild lodert Fackellicht.
Die Höflinge, die frechen,
Sie ſind's in Saus und Braus,
Die aus den Schenken brechen
Unfern dem Dichterhaus.

„Du dort vom Bettlerorden!
In Thorheit längſt ergreift!
Willſt du den König morden?
Citirſt du Cromwells Geiſt?
Stürmt ihm das Haus, Geſellen!
Will los er unſer ſein,
Muß auf die Gaſſe ſtellen
Er uns ſein Töchterlein.“

Das Mägdlein fährt erſchrocken
Empor mit einem Schrei,
Hart fliegt ein Stein den Locken
Des Dichterhaupts vorbei.
Den Vater will ſie decken
Und bebt an Arm und Leib,
Da ſpricht er ohne Schrecken:
„Nimm deinen Stift und ſchreib!“

Er ſingt: „Wenn Nacht geſunken
Auf eines Königs Stadt,
Dann ſchwärmt das Laſter trunken,
Wird keines Frevels ſatt;
Auf dringen zu den Thürmen
Die Rufe frechen Schalls
Und durch das Dunkel ſtürmen
Die Söhne Belials“ . . . .

So ſingt der Mund, der blaſſe,
Ernſt lauſcht die Mitternacht
Und es verſtummt die Gaſſe,
Wie unter Geiſtermacht.
Wie Gott, des Böſen Richter,
Es lenkt in ſeinem Rath,
Verwebt der blinde Dichter
In's Lied die Freveltat.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Engelberg.

Eine Dichtung

von

C. Ferdinand Meyer.

Leipzig,
H. Haessel.
1872.

033 D664

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ein firnbeglänztes Alpenthal,
Durchstreift in meiner Jugendzeit,
Stieg vor mir auf mit einem Mal
In seiner herben Lieblichkeit,
Mit seinem Himmel tief und rein
Um düster schroffes Felsgestein,
Mit seinen hellen Wasserstürzen —
Ich athmete die Kräuterwürzen!
Was ohne Kunst ich dir erzähle,
Hab' ich, o Leser, nicht ersonnen,
Es ist des Alpenthales Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

I.

Einſam und dunkelzackig ſtand
Des Engelberges ſchroffe Wand,
Ein wild zerriſſen Felsgeſtein,
Am Morgenhimmel blaß und rein.
Steil ſenkte manche Schlucht und Rinne
Sich von des Gipfels öder Zinne
Und ſtieg in breiten, ſchatt'gen Falten
Hinunter in der Nebel Walten.

Genüber thronte ſilberbleich
Der Titlis in der Lüfte Reich.
Leis ſchwebt ihn an ein Roſenglimmer,
Ihn überfliegt ein Freudenſchimmer;
Des Königs blaſſes Haupt erwacht
Zu Lebensröthen angefacht,
Auf ſeine Stirne tritt das Blut
Und immer wärmer ſtrömt die Gluth;

Den Purpurmantel nimmt der Greis,
Dann weckt er seiner Diener Kreis,
Und um den hohen frühen Alten
Beleben sich die Berggestalten.
Die dunkel nun zu glühn beginnen
Das sind des Engelberges Zinnen.

Jetzt aus der Nebel duft'gem Wallen
Steigt feierliches Glockenhallen,
Und in des heil'gen Tones Kreis
Zertheilen sich die Schleier leis
Das Kloster in des Thales Grund
Thut seines Abtes Hingang kund.
Es ist das alte Gotteshaus,
Zu dem die Pilgerwege führen,
Seit hier gesiegt im Todesgraus
Der Märtrer Kurd von Seldenbüren,
Und über ihm die Engel sangen
Und immergrüne Palmen schwangen.

Es ruft der Glocken ehrner Mund
Bis morgenhell der Wiesengrund,
Wo stattlich sich die Klöster sonnen,
Eins heil'ger Mönche, eins der Nonnen.

Aus Bergestannenschatten tritt
Ein Mann mit rüst'gem Wanderschritt,
Das schwarze Mönchsgewand geschürzt,
Der querfeldein die Wege kürzt.
Ein fest entschlummert Mägdlein liegt
Blond seiner Schulter angeschmiegt;
Er hält die zarte Last geborgen
Im Priesterkleid mit frommen Sorgen.
Rasch schreitet durch die feuchten Au'n
Er hin zum Klosterthor der Fraun
Und vor dem heil'gen Zufluchtsorte
Pocht kräftig jetzt er an der Pforte.

Da wird vom kleinen Gitter oben
Gemach das Lädlein weggeschoben
Und es bescheint das Tageslicht
Ein runzelvolles Angesicht.
Er grüßt: „Gelobt sei Jesus Christ!"
— „In Ewigkeit!" spricht Schwester Marthe,
„Hilar, Ihr kommt zu guter Frist,
Schon seit der ersten Frühe harrte
Ich sehnlich, daß mir Nachricht werde,
Wie unser Gnäd'ger ließ die Erde.
Wohl dacht' ich, wird sich heut erwahren,

Daß ſingend Engel niederfahren,
Wie's frommen Aebten oft geſchehn
Vor Zeiten beim Vonhinnengehn.
Deß eingedenk, lauſcht' ich erwacht
Zum Engelberg ſeit Mitternacht.
Da hört' ich um die Morgenhelle
In meinem eifrigen Gebet
Muſik der himmliſchen Kapelle,
Vom Engelberge hergeweht."
Jetzt wiegt gedankenvoll Hilar
Das Haupt und ſpricht: „Du redeſt wahr!
Was hier dein gläubig Ohr entzückt,
Am Berg ward ich's zu ſchaun beglückt."
— „Um Gott, ihr ſaht den Engelreigen?"
— „Demuth gebietet mir zu ſchweigen."
— „Zu ſolchem wart ihr auserwählt?
Geſegneter des Herrn, erzählt!"
— „So höre, kann es dich erbaun,
Was ich gewürdigt ward zu ſchaun;
Doch kümmerlich nur kann erreichen
Mein armes Wort, was ohne Gleichen.
Kurz ehe Tag und Nacht ſich ſcheiden,
Stieg auf ich zu des Rothſtocks Weiden,
Allſommerlich muß dort nach alten

Gebräuchen ich die Meſſe halten,
Und eben klettert' ich entlang
Des Engelberges ſteilen Hang.

Ein Wölklein ſchwebt' am Firmament,
Als hätt' es, eine weiße Locke,
Vom Titlishaupt ſich losgetrennt;
Doch immer ſchneller wuchs die Flocke,
Sie flog im Morgenwind heran
Und dehnte ſich zum Wolken Kahn,
Beweglich ſchienen ſeine hellen
Durchſicht'gen Segel ſich zu ſchwellen,
Es ließen ihn die dienſtbereiten
Frühwinde raſch thalüber gleiten,
Und wenn ihm eine von den ſcharfen
Berglüften kühl vorüberſtrich,
Erſchauert' es wie Geiſterharfen,
Wie ſüße Saiten regt' es ſich.

Es war die Barke oder Wolke
Gefüllt mit feſtlich frohem Volke.
Inmitten ſtand in weh'ndem Schleier
Die hehre Königin der Feier,
Cäcilia mit ſel'gem Schall,
Des Paradieſes Nachtigall,

Umringt von edler Knaben Schaar;
Und aus dem Nachen hier und dort
Sahn blonde Kinder morgenklar
Mit frohen Augen über Bord.

Jetzt schwebt' der Nachen angelegt,
Wo hoch der Berg die Zinne trägt,
Den Felsengipfel wild gezackt
Betrat die Meisterin im Takt,
Und mit den Flöten, mit den Geigen
Umlagert sie der helle Reigen,
Bereit den Abbas zu begrüßen;
Die Kleinsten saßen ihr zu Füßen,
In ihres Mantels Schutz gehalten,
Und spielten mit den Purpurfalten.

Ich schlich mich klimmend in die Nähe,
Daß ich vernähme was geschähe.
Andächtig an verborgnem Orte
Hört' ich der Heil'gen süße Worte:
„Sein Stündlein," sprach sie, „ist gekommen
Dem greisen Engelbergerabt,
Herr Heinrich war vor allen Frommen
Mit Liebe zur Musik begabt,
Der Violine süße Geister

Gehorchten ihm als ihrem Meiſter.
Sanct Jürg, der gern vom Leder zieht,
Iſt tapfern Rittern ein Behüter;
Ich hege, das iſt mein Gebiet,
Melodiſch friedliche Gemüther.
Herr Heinrich hat mir frommgemuth
Kapell' und Altar aufgebaut,
Da ſteht mein Bild in Roſengluth
Und lächelt ſtill wie eine Braut.
Sein Kloſtervolk erzog er ſich
Mit Hunger nicht und Geißelſtreich,
Er ſchuf's mit ſanftem Bogenſtrich
Zum heiligſten im deutſchen Reich.
Doch nun iſt ihm das Blut verſiegt,
Ich ſehe, daß er ſterbend liegt.
Noch möcht' er nach dem Bogen greifen,
Doch iſt er ſeiner Hand zu ſchwer,
Und mit der abgezehrten, ſteifen
Pflückt auf der Decke Blumen er.
Stimmt an! Daß ihm der Tod nicht bang,
Thun wir ihm Beiſtand mit Geſang!"

Sie winkt'! Ein heller Chor erſcholl,
Ein Kinderjubel himmliſch klar,

Der Heil'gen mächt'ge Stimme quoll
Aus Herzenstiefen wunderbar.
Und, sieh', da kam der Abt gezogen,
Das Antlitz licht und das Gewand,
Und Geige gaben gleich und Bogen
Sie dem Verklärten in die Hand.
Herr Heinrich musizirte leis,
Umgaukelt von dem hellen Kreis.
Wie sich ein Kranz in Eile flicht,
Wie Blume sich an Blume reiht,
Schwebt' Angesicht an Angesicht
In unschuldsvoller Fröhlichkeit;
Und mit verstärkter Macht erscholl
Der Jubelsturm, der Freudechor,
Der Zug bewegt' sich wonnevoll,
Und wiegte sich, und schwand empor.

Wie noch ich in Verzückung stand,
Quoll Glockenton aus Thalesgründen,
Den Klosterleuten rings im Land
Des frommen Herren Tod zu künden."

Jetzt faltet Marthe froh die Hände
Und spricht: „Fürwahr, ein herrlich Ende!" —

Fortfährt Hilar nach kurzem Sinnen.
„Hei, dacht' ich, das ging raſch von hinnen!
Wenn ſie ſo keck gen Himmel fahren,
Mich ſollt' es wundern, wenn nicht Eines
Zurückblieb aus den hellen Schaaren,
Verloren ging ein armes Kleines!
Wo Englein rings an Englein lacht,
Wie hätte man auf jedes Acht?
So denkend, ſchon gewandt zum Gehn,
Fiel ein mir, rückwärts noch zu ſehn.
O Wunder! An des Berges Zinnen
Sah wehen ich ein blankes Linnen!
Ich trat heran. Da ſaß ein Kind,
Mit ſeinen Locken ſpielt' der Wind,
Zum Hemdlein war die lichte Schwinge
Gewandelt! — Das ſind hohe Dinge!
Ein Mägdlein ſchiens. Wie ging das her?
Es iſt dem Menſchengeiſt zu ſchwer!
Die Heil'ge war nicht zu errufen,
So hob ich's in die Arme ſacht
Und ſtieg hinab des Berges Stufen.
Hier iſt's! Ich hab es dir gebracht."

II.

Die Pförtnerin des Kloſters ſtand,
Ein blondes Mägdlein an der Hand,
Vor der Aebtiſſin Angeſicht,
Drin Strenge dämpft der Schönheit Licht.
Demüthig klingt das Wort der Alten:
„Wohl kann ich noch der Pforte walten,
Doch, wenn's die ſtrenge Regel litte,
Hätt' ich, Frau Mutter, eine Bitte.
Mein Ohr wird taub, mein Tritt wird ſchwer,
Mein Blick hat keine Schärfe mehr.
Dies Waislein, das heut hergekommen,
Und das ſo fremd und ſchüchtern blickt,
Zu Hilfe mir und ihm zu Frommen
Hat's uns der liebe Gott geſchickt.
Mir wär's zu manchem Dienſte ſchicklich,
Wenn erſt ich's unterwieſen habe,
Und jetzt ſchon iſt es mir erquicklich

Als Alterstroſt und Augenlabe.
Erhöre, Herrin, mein Geſuch,
Mit deiner Herde laß es weiden!
Gewähr' ein Reſtchen Kloſtertuch,
Das nackte Würmchen zu bekleiden!"
Dann raunt' zum Kinde ſie gewandt:
„Arm Engelchen, küß ihr die Hand!" —
Und nieder auf die fremde Kleine
Blickt' flücht'gen Augs die ſtolze Reine
Und winkte gnädig lächelnd: Ja.

So blieb im Kloſter Angela.

Im Gotteshaus. Doch fern den Zellen
Und unbekannt den Himmelsbräuten,
Reicht ſie mit Marthen vor den Schwellen
Die Zehrung armen Pilgersleuten.
Hilarius rieth der gläub'gen Alten,
Das Wunder ſtill für ſich zu halten.
Sie ſchwieg, doch ihre Luſt iſt groß,
Daß ſie zu pflegen ward erleſen
Ein Kind, das in Cäciliens Schooß
Ein ſingend Englein ſchon geweſen.
Die fromme Neugier, ungeſtillt,

Ward täglich ſchwerer ihr zu tragen,
Bis einſt der Mund ihr überquillt,
Verblümt den Engel auszufragen:
„Siehſt du die Herde, Kind, im Blau?
Die Schäfchen auf der Himmelsau?
Sie ziehn zum Engelberge dort, —
Beſinne dich! Du kennſt den Ort!
Du warſt ja bei den Reinen droben,
Die Gott mit ſeinen Harfen loben!
Du ſchwebteſt durch den Himmelsglanz
Auf Flüglein ſchon im Ringeltanz!

Du ſchweigſt? Heut biſt du nicht gelaunt
Flögſt wieder lieber mir von hinnen?“
Das Kindlein ſieht ſie an erſtaunt
Und ſinnt; es kann ſich nicht beſinnen.
Sein Blondkopf ſinkt vom Denken ſchwer,
Bis es entſchlummert in den Decken;
Früh morgens iſt ſein Lager leer
Und Marthe außer ſich vor Schrecken.

Im Hemdlein wandert durch das Thal
Ein Kind im Morgenſonnenſtral
Und ſieht die Schäfchen hocherfreut
Lichtweiß am Engelberg zerſtreut,

Vergnügt will nach den Silberſtreifen
Es wie nach hellem Spielzeug greifen.
Dann ſetzt es, klüger ſchon bedacht,
Ein Füßchen vor das andre ſacht
Und wandert nach des Berges Neige,
Daß ungeſäumt es ihn erſteige.
Es ſchreitet durch der Matten Grün,
Goldfalter flattern, Blumen blühn,
Und allwärts winken und verlocken
Viel gelbe Sterne, blaue Glocken.
Die Kühe liegen wiederkauend,
Aus braunen Augen friedlich ſchauend,
Und eine hebt ſich, ſchön gefleckt,
Die feuchten Nüſtern vorgeſtreckt,
Es forſcht ihr Blick mit Neubegier:
Wer iſt das feine Mägdlein hier?
Ihr lacht das Kind ins Angeſicht:
Was du mich fragſt, das weiß ich nicht!
Da grünen ſchon die erſten Tannen,
Vergnüglich klettert es von dannen,
Um ſcharfe Felſenecken kriecht
Es lächelnd an den Stein geſchmiegt.
Jetzt aber ſteht es ſtill und lauſcht:
Was kommt ſo eifrig hergerauſcht?

Ein Gießbach, der ſich ſilbern ſchwingt
Und über träge Felſen ſpringt.
Es ſpricht: „Ich ſehe, du haſt Eile,
Drum laß ich dich vorübergehn!“
Und es ergötzt ſich eine Weile
Den krauſen Wellen nachzuſehn.
Jetzt, meint es, hüpft ins Thal er nieder,
Da kommt er von der Höhe wieder.
Müd ſetzt es ſich auf einen Stein
Und harrt und harrt und ſchlummert ein.

Am Felſen klirrt ein ſichrer Tritt,
Es rieſeln Sand und Kieſel mit,
Und einer Senſe ſchneidend Licht
Blitzt neben dunkelm Angeſicht.
Ein Heuer trägt die duft'ge Laſt
Von Gras in grobes Tuch gefaßt;
Und wie das Mägdlein goldgehaart
Am Bache ſitzen er gewahrt,
So ruft er: „Wen erblick' ich da?
Die kleine Kloſterangela!
Was willſt du an der Felſenwand?“
— „Heim, zu den Himmelsſchweſterlein!“ —
Hell lacht er: „Kleiner Unverſtand!

Da mußt du erſt geſtorben ſein."
Und ſchon thalnieder trägt er's jetzt
Auf ſeinen braunen Arm geſetzt,
Und bringt's zurück von ſeiner Flucht
Zu Marthen, die verzweifelnd ſucht.

Seit ſolches Unheil ihm entſproſſen
Blieb Marthens kluger Mund geſchloſſen.
Nie läßt das Kind ſie außer Acht
Mit Fleiß es hütend Tag und Nacht;
Im Pförtnerſtübchen und im Garten
Fand ſtets das Mägdlein man bei Marthen,
Und mit der Alten durch die Lucken
Sah luſtig man ein Englein gucken.
Gern folgte durch die Thurmesengen
Der Glöcknerin ſie zu den Strängen
Und in der Glocken ſchütternd Hallen
Ließ ſie das kleinſte Glöcklein ſchallen.
Auch lernte ſie die Spindel drehn
An ſonnenloſen Wintertagen
Und durfte bunte Bilder ſehn
Und hörte ſchöne Heil'genſagen.
So lernte ſie die Märt'rer kennen
An Rad und Roſt, an Schwert und Pfeil

Und auf den erſten Blick benennen
Nach eines jeden Todestheil.

Im Chore war ſie nicht zu finden,
Wann dort die Schweſtern Mette ſangen,
Doch durfte ſie die Sträuße binden,
Die rechts und links am Altar prangen.
Im Garten ſuchte ſie das Beſte
Zum Freudenſchmuck der Kirchenfeſte,
Mit farbenduft'gen Blumenketten
Umkränzte ſie die heil'gen Stätten
Und legte grünes Moos und Teppich
Dem Prieſter hin zu weichem Teppich.

Und wann die Kirche ſie betrat,
Ob morgens früh, ob abends ſpat,
Der Gottesmutter fromm ihr Knie
Zu beugen, ſie verſäumt' es nie.
Sie grüßte treuen Sinns die Milde,
Wie ſie gen Himmel fährt im Bilde
Und Engelknaben ohne Bangen
An ihrem Wolkenſchemel hangen;
Den blonden Wicht, die Kleine glaubt,
Sie hätt' ihn früher ſchon geſehn,

Der dort auf ein Apoſtelhaupt
Muthwillig ſetzt die runden Zehn.
Beſchien ein flüchtig Sonnenlicht
Des Schelms vergnügtes Angeſicht,
So rief das Kind: „Du ſchauſt mich an!
Was lachſt Du wieder, Herzgeſpan?“

III.

Zwölfmal des Eises Decke schmolz,
Zwölfmal ergrünte frisch das Holz;
Doch Engel kümmert' nicht die Flucht
Der Zeit, der eil'gen Stunden Jagd,
Sie wuchs in Fleiß und strenger Zucht
Empor zur schlanken, hohen Magd.
Ihr Antlitz schimmert blaß und fein,
Märzglocken gleich am feuchten Rain,
Die halb noch blühn im Winterschatten,
Bevor die Sonne wärmt die Matten;
Doch ihrer weißen Stirn entsproß
Von blonden Haaren eine Macht,
Die sich verschwenderisch ergoß
In schwerer Ringe goldner Pracht,
Und unter diesen stolzen Wogen
Ging sie, den Nacken still gebogen.

Vor wenig Tagen war's geſchehn,
Daß Schweſter Marthe, wohl verſehn
Mit Troſt, in friedlichem Erblaſſen
Die Zeit geſegnet und verlaſſen,
Und Engel hauſte heut allein
Am Thor im Pförtnerkämmerlein.

Sturm brauſte, Mitternacht war nah,
Als an das Thor ein Schlag geſchah,
Und Engel eilt ans Gitter eng,
Hört Hufgeſtampf, ſchaut Roßgedräng,
An Lanzen, Helm und Harniſch bricht
Sich unſtät flackernd Fackellicht;
Und wieder kracht aufs Thor ein Streich:
„Wir ſind erwartet! Oeffne gleich!“

Da eilt ſie durch des Hofes Schweigen
Die Kloſtertreppen zu erſteigen.
Es fallen auf die dunkeln Steine
Der Bogenfenſter Wiederſcheine.
Noch brennen Lampen im Gemach,
Noch iſt die Abbatiſſin wach,
Schon tritt ſie auf des Ganges Wegen
Mit zwei der Schweſtern ihr entgegen.

Und thut ihr ſelbſt mit ſtrengem Mund
Des Kloſters ſpäte Gäſte kund:
„Schließ auf die Pforten, Angela!
Der Kyburg iſt, mein Bruder, da.“

Raſch öffnet ſie des Thores Flügel
Und Herr und Dame ritten ein,
Die Fremde gleitet aus dem Bügel
Eh' man zu Dienſt ihr konnte ſein,
Und als an der Aebtiſſin Hand
Sie auf der Kloſterſchwelle ſtand,
Wie war ſie ſtill, wie war ſie bleich,
Als träte ſie ins Todtenreich!
Und wieder ſchwanden in die Nächte
Der Graf und ſeine reiſ'gen Knechte.

Sobald der trübe Morgen wach,
Ward in der Herrin Vorgemach,
Das ſtets mit Demuth ſie gemieden,
Die blonde Angela beſchieden.
Am Fenſter ſaß die fremde Maid,
Die Stirne blaß, beſchwert von Leid.
Auch ſie der Abbatiſſin harrend,
Verſunken in den Regen ſtarrend.

Da ſchreckt die Träumerin das Wort
Der Mutter: „Friede ſei mit dir!
Dich, Engel,“ fuhr ſie langſam fort,
„Geb' ich dem edeln Fräulein hier
Zu Dienſt und Pflicht in Hof und Haus.
Was ſie dich heißt, das richte aus.
Sei willig ihr zu allem Guten,
Was ihr beliebt, dir zuzumuthen.
Zeigſt du dich treu, wo du berufen,
Heb' ich dich wohl zu höhern Stufen;
Denn, ob du auch voll den Geringen,
Zur Laienſchweſter kannſt du's bringen. —
Sei, Richte, dir in unſrer Stille
Willkommen Engels guter Wille!“

Und ſo geſchah's. Sie diente treu
Und ließ ſich willig ſtets erfinden,
Doch blieb ihr eine bange Scheu
Vor ihrer Herrin zu verwinden,
Und oft mit leiſer Furcht betrachtet
Sie dieſes Antlitz ſchwer umnachtet.
Die Brauen ſchließen ſich, die feinen,
Auf friedeloſer Stirn zuſammen,
Und unter ſeidnen Wimpern ſcheinen

Bald trüb die Blicke, bald wie Flammen.
Oft ſaß ſie da in trägem Staunen,
Oft ſchritt ſie raſtlos und geſchwind;
Heut iſt ſie herriſch, herb von Launen,
Und morgen willig wie ein Kind;
Unnahbar jetzt, in ſich verſchloſſen,
Mit heißen Thränen dann begoſſen.
Oft ſucht ſie eifrig in der Schrift
Nach einem Spruch, der ſie betrifft,
Dann läßt ſie wieder leer an Glauben
Die heil'gen Rollen ſich beſtauben;
Und nimmt die Laute ſie zur Hand,
Läßt mitten in den ſüßen Tönen
Sie wie an einer Felſenwand
Ihr Lied zerſchmettern und verſtöhnen.

So hauſten in derſelben Zelle
Das dunkle Weſen und das helle.

IV.

Noch lag der blanke Schnee im Thal,
Doch ſchien der Märzenſonne Strahl.
Zur Mittagſtunde rauſchte ſchon
Des Schmelzens friſcher Rieſelton;
Doch unterm Himmel licht und warm
Lag kalt die Erde noch und arm.
Am Gitterfenſter heiſchten Speiſe
Der Sperling und die Spiegelmeiſe;
Und Engel, ſaß die Herrin ſtumm,
Von Gram verdunkelt um und um,
Begann, die Vögel zu erfreuen,
Brotkrumen auf den Sims zu ſtreuen,
Und durch die Gitterſtäbe ſchritten
Sperling und Fink mit freien Sitten

Das fromme Kloſter, wußten ſie,
Ermangelt reichen Vorraths nie.

Als eines Tags herein ſie hüpften
Und luſtig durch das Gitter ſchlüpften,
Fuhr auf im engen Zellenraum
Schön Jutta, wie aus böſem Traum,
So daß erſchreckt von ihrem Feſte
Entflohen die geſtörten Gäſte.
Sie trat ans Fenſter, ſeufzte tief,
Sie griff durch's Gitter und ſie rief:
„Huſch! — Dürft' auch ich die Flügel regen!
Fortbrauſen mit dem wilden Bach!
Schon vor der Sonne auf den Wegen
Und noch mit Mond und Sternen wach,
Und meine Nahrung bettelnd fodern,
Statt hier im Grabe zu vermodern!"

Da ſah ſie Engel an entſetzt,
Sprach: „Rauh iſt noch der Winter jetzt,
Und rauh iſt auch der Menſchen Art,
Der Erdenweg bedornt und hart.
Sind nicht wir in des Kloſters Hut
Bewahrt vor Fehl und Fährde gut?"

Drauf Jutta: „Wie du kindiſch biſt!
Du weißt nicht, was das Leben iſt!
Was wär's, das dich von dannen triebe,
Kennſt weder Haß du doch noch Liebe!
Doch wer den ſtolzen Flug verſucht,
Der auf des Glückes Gipfel führt,
Doch wer die ſüße Lebensfrucht
Mit durſt'gen Lippen ſchon berührt,
Der lernt die Höhn und Tiefen kennen,
Der weiß, wie Haß und Liebe brennen,
Und ob er auch zerſchmettert wäre,
Ihm ſchaudert vor der Kloſterleere.

Hör' an! Du wirſt mich nicht verrathen!
Ich ſchmachte hier im Kerker, Kind!
Gewalt an meiner Freiheit thaten,
Die mir zum Schirm verpflichtet ſind.
Ich bin verwaiſt ſeit jungen Tagen,
Man hat mich von der Eltern Gruft
In meines Oheims Burg getragen,
Kyburg, umweht von Waldesluft.
Mit mütterlicher Treue minnte
Die Muhme mich, die mildgeſinnte.
Vom Ohm war wenig nur die Rede,

Er lag am Hof und zog in Fehde.
Zu Haus erſpeichert der Verhaßte
Durch ſchnöden Druck das dort Verpraßte.
Ihm lebt ein Sohn, — er gleicht ihm nicht.
Wir ſpielten an der Muhme Knie,
Vom Morgenſchein zum Abendlicht
Verließ er die Geſpielin nie.
Er machte ſich mit mir zu ſchaffen,
Daß ich die Armbruſt führen lerne,
Im Winter ſaßen wir beim Pfaffen
Vor einem Buch, und lernten gerne;
Und als wir wuchſen, ward der Jagd
Von uns gepflegt im grünen Tann,
Den Junker und die Edelmagd,
Die kannt' und grüßte jedermann.
Wetteifernd blieben wir Genoſſen
Mit gleichen Waffen, gleichen Roſſen.
Mich machte keine Kluft erbleichen,
Denn nicht an Muth wollt' ich ihm weichen.

Und einig erſt in Kindesmuth,
Bald wurden wir's in Liebesgluth.
Und that es nicht der Muhme Mund,
Ihr Auge ſegnet' unſern Bund.

Sie ſtarb, und ließ mich Herrin faſt,
So grüßt' mich Ingeſind und Gaſt.
Doch eines Tags, weh unſerm Glück!
Kehrt unverſehns der Ohm zurück.
Er grüßt' mich kaum, ſo rief er ſchon
An ſeine Seite ſich den Sohn.
Erſt leert' er jach den vollen Becher,
Dann ſprach zurückgelehnt der Zecher:
„Hug, eine Herrin muß aufs Schloß!
Ich kürte dir ein Ehgenoß,
Das Fräulein iſt's von Rapperswyl.
Der Handel eilt, wir reiten morgen,
Denn drüben giebt's ein Ritterſpiel;
Das Weitre magſt du ſelbſt beſorgen.
Das Goldkind iſt uns zugeſagt,
Wir reiten morgen, eh' es tagt."

Ich ſtand dabei mit dumpfer Stirn,
Er ſah mich an: „Du, bleiche Dirn,
Du mußt, ich kann dir's nicht erſparen,
Nach Engelberg ins Kloſter fahren.
Schon ſandt' ich deſſen Kunde geſtern,
Dort waltet eine meiner Schweſtern.
Du biſt von altem edeln Blut,

Doch freit dich keiner ohne Gut,
So magſt in Kirchendienſt du treten
Für unſrer Seelen Heil zu beten."

Hug konnte keine Friſt erbitten,
Und als ſie früh vor Tag verritten,
Stand ich am Thor im Morgenthaue,
Grüßt ihn mit Augen thränenfeuchten,
Er ſchwieg, doch ſah ein: Harre, traue!
Ich hell in ſeinen Blicken leuchten.

Ich hab' ihn nimmermehr geſehn!
Nach dreien Tagen iſt's geſchehn,
Da ſtieß der Thürmer grell ins Horn,
Einritt der Graf in wildem Zorn,
Und herrſcht' mich an: „Mach dich bereit!
Nach Engelberg! S'iſt hohe Zeit!" —
Jetzt kennſt du meines Unheils Lauf,
Thatſt du ja ſelbſt das Grab mir auf!"

Stumm lauſchte Engel der Geſchichte
Der Herrin, ſtumm und athemlos,
Dann rollten ihr vom Angeſichte
Die hellen Zähren in den Schooß.

„Wir wollen zu den Heil'gen flehn",
Sagt ſie, „ſo wird es beſſer gehn,
Und Eins wird ſicher dir beſchieden,
Sei's Hülfe, oder ſei es Frieden.
Komm, knie'n wir vor den Helfern!" — „Nie",
Ruft Jutta wild,„ ich haſſe ſie!
Lang lag ich auf den Knie'n bethört,
Doch hat mich keiner je gehört!
Nein, laß uns rathen, laß uns ſinnen!
Doch, ach, ich kann ja nichts beginnen!
Wüßt' ich, wo der Geliebte weilt,
Ich wäre längſt zu ihm geeilt,
Die Riegel hätt' ich längſt zerbrochen,
Gepilgert wär' ich Tag und Nacht,
Bis ich im Lauf mit Herzenspochen
Mich jauchzend ihm zurückgebracht!
Doch er, er kennt ja meine Ketten!
Er iſt ein Mann, er muß mich retten!
Wär' er durchſtrömt von meinem Blut,
Er ſteckt' in Flammen dies Gemäuer,
Und trüge hoch mit Jubelmuth
Mich über Trümmer durch das Feuer!
Und kommen wird er, — Engel, ja!
Nur Stunden, Kind, und er iſt da!

Ich bin umſtellt, ich bin bewacht,
Auf dich, o Kind, hat Keiner Acht.
Du kennſt den Thurm, du weißt die Pforten,
Laß Blicke ſchweifen aller Orten!
Steig auf die Höhe, nimm den Lauf
Bis an des Kloſterthales Grenzen,
Sieh ob von Grafenort herauf
Nicht Helme durch die Tannen glänzen!
Geh' täglich, ſtündlich! Hab' Erbarmen,
Bring Luſt und Leben einer Armen!"

Und Engel ging. Und klang ein Huf,
Und blinkt' ein Stahl und ſcholl ein Ruf,
So pocht ihr freudig ſelbſt das Herz,
Sie fühlte ſelbſt Enttäuſchungsſchmerz,
Wenn's friedlich nur ein Säumer war
Mit ſchwer belad'ner Mäuler Schaar,
Die langſam, eines nach dem andern,
Auf rauh beſteinten Pfaden wandern.

So zwiſchen Hoffen und Verzagen
Spann eine Reihe ſich von Tagen.

Jetzt drang der Lenz ins Thal mit Macht,
Warm ward der Tag und lau die Nacht.

Die Bäche rauſchten friſchen Klang,
Das Grün aus Baum und Wieſe ſprang.
Da ſprach einmal die gnäd'ge Fraue:
„Such, Engel, Blumen auf der Aue!
Du mußt uns heut die Kirche ſchmücken,
Wie deiner Hand, will's keiner glücken."

Und Engel that, wie ihr befohlen,
Sie ging und kehrt' mit flücht'gen Sohlen
Und von der Lieblingsarbeit helle
Kam ſie zurück in Jutta's Zelle.
Die ſitzt verſteint, ihr Auge brennt,
Sie ſtarrt auf einen goldnen Reif,
Daneben liegt von Pergament
Ein ſchmaler, friſch beſchriebner Streif.
Des Mägdleins klares Auge trifft
Den Spruch, der Jutta's Blicke bannt:
Weh! Jutta vale! ſagt die Schrift.
Und Engel forſcht: „Von weſſen Hand?"
— „Von ihm. Der Ring iſt wieder mein,
Und morgen kleiden ſie mich ein."

Nacht ward's. Das Dunkel ſenkte ſich,
Doch keine Thräne rann im Düſtern.

Die Magd, die nicht von Jutta wich,
Hört nur ein unaufhörlich Flüſtern,
Das lauter wurde manche Male
Dann tönt es: Vale, Jutta, vale!
Und drauf ein Schrei, — nun wird ſie ſtill,
Bis ſich der Tag erheben will.

Als Engel auf den Laden ſchloß,
Und Morgengluth durchs Fenſter floß,
Erhebt ſich Jutta raſch und preßt
Das Antlitz an das Gitter feſt.
Der Garten ſendet auf zu ihr
Der morgenfriſchen Erde Düfte,
Sie ſchlürft den Balſam mit Begier,
Sie trinkt und trinkt die würz'gen Lüfte.
„Ich wittre Freiheit!“ ruft ſie jetzt
Und zittert leis im Morgenſchauer.
„Sieh, Engel, ſchimmern thaubenetzt
Das Röslein an der Kloſtermauer! . . . .
Wie iſt es friſch, wie iſt es roth,
Das erſte, das der Lenz uns bot!
Bringſt du mir's nicht?“ . . . . Und Engel blickt
Und eilt der Herrin gleich zu liebe.,
Unmöglich daß, von ihr geſchickt,

Im kleinſten Dienſt ſie läſſig bliebe.
Schon fliegt ſie durch die grünen Gänge,
Schon ſpäht ſie durch das Blattgedränge,
Sie hat den Zweig herabgezogen,
Jetzt iſt die Blume ſchon gepflückt,
Dann winkend nach dem Fenſterbogen,
Hält hoch das Röslein ſie beglückt;
Und wieder eilt ſie, wie auf Schwingen,
Der Herrin Lenzesgruß zu bringen.

Nun ſteht ſie in der Thür — ihr graut.
Wie iſt zu ſagen, was ſie ſchaut?

Schön Jutta liegt lang hingeſtreckt
Die Stirn zerſchmettert, blutbedeckt.
Berieſelt iſt mit dunkelm Blut
Die Mauer, hell von Morgenglut.
Und Alles ſchweigt. Ein Vöglein nickt
Am Fenſter nur, das Krumen pickt.

Und Engel wirft in Herzensjammer
Sich nieder in der Unglückskammer,
Der Herrin Haupt, noch iſt es warm,
Sie hebt's und faßt's in ihren Arm.

Aus Jutta's Auge bricht ein Strahl,
Flammt ein Triumph: Nun bin ich frei!
Dann flackert es zum letzten Mal,
Erliſcht und ſtarrt .... es iſt vorbei.
Fremd wird der Todten Angeſicht,
Engel durchforſcht's und kennt es nicht.
Noch hält ſie's ſtets im Arm entſetzt —
Horch! Ferne Tritte hallen jetzt,
Sie kommen näher, und die Magd
Springt auf, von wildem Schreck gejagt,
Sie gleitet über Gänge, Stufen,
Sie flieht, und hört ſich noch gerufen.
Angſtvoll, mit furchtbethörten Sinnen
Stürzt aus dem Kloſter ſie von hinnen.

V.

Thalauf, durch thaubeträufte Matten!
Sie achtet nicht auf Pfad noch Gruß.
In dämmerfeuchte Tannenſchatten
Trägt ſie der angſtbeſchwingte Fuß;
Jetzt über eines Stammes Brücke,
Darunter Wellen wirbelnd jagen,
Jetzt durch die Schlucht, wo Felſenſtücke
Als ungeſtalte Pforte ragen,
Jetzt über wirre Wurzelſchlangen,
Davon die Erde weggewaſchen;
Zuletzt, wo jäh die Wände hangen,
Hemmt rathlos ſie den Fuß, den raſchen.
In dieſe Wildniß grüßt noch nicht
Der Morgenſonne freudig Licht.

Sie lehnt ſich an die Felſenwand,
Von der ein Bach herniederſchmettert,

Das Antlitz birgt ſie mit der Hand,
Die andre hält noch unentblättert
Die rothe Roſe. Durch das Moos
Rinnt Waſſer, ſie iſt thränenlos.

Die Tannenſchlucht iſt wohlbekannt
Im grünen Engelbergerland.
In des Gebirges Wall geriſſen,
Von Felſen pfadlos rings umſtellt,
Heißt, da jedweden Weg wir miſſen,
Mit Fug das Ende ſie der Welt.

Die Roſe ſinkt aus Engels Hand,
Sie fährt empor aus ihrem Sinnen
Und ſchaudert — blutig ihr Gewand!
Da ſieht ſie helle Waſſer rinnen,
Und klettert raſch von Stein zu Stein
Zur Welle, wie Kryſtall ſo rein.
Sie hält ihr blutig Kleid entgegen
Dem raſchen Guß, dem Silberregen;
Und wie ſie's taucht, und wie ſie's reibt,
Und tief am Bache knieen bleibt,
So hat ſie ihn nicht kommen ſehn,
Sieht nicht ihn gegenüber ſtehn.

Der keck von Fels zu Fels ſich ſchwang,
Wo dort die Kluft im Berge nachtet,
Dann raſchen Fußes niederſprang
Und nun ſie lange ſchon betrachtet.

Der Köcher mit der Pfeile Bund,
Die Armbruſt thut den Jäger kund.
Er trägt ſich nicht nach Thalesſitte,
Sein Antlitz ernſt, von fremdem Schnitte,
Das Gluth mit Alpenkraft verſöhnt,
Iſt Sonn' und Winde wohl gewöhnt.
Des ſichern Auges ſcharfe Helle
Ruht auf dem Mägdlein an der Quelle.

„Was ſchaffſt du?" fragt er jetzt. Sie blickt
Von ihrem Thun empor, erſchrickt
Und ſchweigt. „Geſchah dir Leid? Sag an!
Haſt ſelber Uebles du gethan?
Steh' Rede." — „Groß," verſetzt die Maid,
„Iſt meine Schuld und groß mein Leid."
Und ihre Wimpern ſich beſchweren
Sieht er mit jammervollen Zähren.

Da ſpringt er auf den andern Rand
Des Bachs und nimmt ſie bei der Hand:

„Wie helf' ich dir? Gieb mir Bericht!
An gutem Willen fehlt es nicht."
Nun wagt ſie's offen anzuſchaun
Den Fremdling, und ſie faßt Vertraun;
Es ahnt ihr unverfälſcht Gemüthe
In ſeiner rauhen Kraft die Güte.

Es ladet hier zum Sitzen ein
Ein niedrer, moosgefleckter Stein,
Und wahrhaft ſagt ſie was geſchehn,
Erzählt von Jutta's wildem Leid,
Und wie ſie ſchaudern ſie geſehn
Vor Kloſterzucht und Nonnenkleid,
Wie Jutta ſtand in ſchwacher Hut,
Wie Jutta liegt in ihrem Blut.

Sie endet, und ein Weilchen ſinnt
Der Mann und ſchweigt, eh' er beginnt:
„Maid, was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
Die Welle kann nicht rückwärts gehn.
Mit Jutta wollen wir nicht rechten,
Sie übergab ſich andern Mächten.
Dein Fehl dagegen dünkt mich klein."
Und Engel ſchreit in Aengſten: „Nein!
Sie zu verlaſſen unbedacht

Hieß öffnen ihr des Grabes Pforte!"
— „In Irrung hat ſie dich gebracht
Durch ihre trügeriſchen Worte.
Am beſten drum zu deinem Glück
Kehrſt du ins Kloſter ſtill zurück,
Und wenn die Frauen hart dich ſchelten,
So läſſeſt du es ruhig gelten."

Eh' ſein gelaſſen Wort verklingt,
Die Magd empor vom Sitze ſpringt,
Die Hände ſtreckt ſie vor zur Wehr
Und ruft erbebend: „Nimmermehr!
Was Jutta in den Tod getrieben,
Das kann ich fürder nicht mehr lieben!"

Des goldnen Haars empörte Fluth,
Der jungen Wange ſchnelle Gluth,
Der hellen Augen Zorneſsfeuer,
Er ſchaut's mit Luſt. Sie wird ihm theuer.

„O Maid, ich rieth es dir zum Heil,
Und wußte dir kein beſſer Theil.
Wenn ſelbſt ich Hof und Heimat hätte,
Böt' ich dir wohl die Zufluchtſtätte;

Doch mich erwartet kein Geſind,
Mich herzt kein Weib, mich koſt kein Kind;
Ich hauſe hoch am Engſtlenſee,
Mein Nachbar iſt der Titlisſchnee,
Und mir gehorchen wohlgezogen
Als einz'ge Diener Pfeil und Bogen.

„Herr," ſprach die blonde Maid in Harm,
„Auch ich bin heimatlos und arm!
Zur Hilfe biſt du mir erſchienen,
O laß mich mit Dir gehn und dienen!
Nie hab' ich hartes Werk geſcheut,
Wenn mich ein gutes Wort erfreut;
Hab' ich zu dir doch mehr Vertrauen
Als zu den bleichen Kloſterfrauen.

Ein Lachen in des Mundes Ecken
Kann kaum der krauſe Bart verſteden.
Er blickt ſie an als wollt' er wägen
Ihr Herzensgold ſtreng und genau,
Doch wie ein arglos Kind entgegen
Kommt ihm ihr Auge treu und blau.
Tief ſchaut er in den vollen Quell.
Er iſt von lautrer Unſchuld hell.

Jetzt ſinnt er ernſt, den Blick geſenkt,
Die Arme auf der Bruſt verſchränkt,
Und langſam ſpricht er: „Eins von beiden:
Du wirſt mein Weib, ſonſt laß uns ſcheiden!
Doch eh' zur Heimkehr dir die Stege
Verſchwinden, hör' mich und erwäge!

Die Hand, die ich dir hingeſtreckt,
O Maid, ſie iſt mit Mord befleckt.
Vernimm!" Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen ſteigt herauf,
„Dort liegt das Land, aus dem ich ſtamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbrauſt,
Hat lange mein Geſchlecht gehauſt.
Ein Staufen hat es hingeſetzt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welſchland unverletzt
Zur Kaiſerkrone möge fahren.
Dort leuchtet ſaftig grüne Weide
Wie ein ſmaragdenes Geſchmeide;
Der Pfeil entſchwingt ſich dort den Klüften
Und ſtürzt das Gratthier aus den Lüften;
Beinah wie hier! nur ſtehen grüner

Die Wieſen, und die Berge kühner.
Dort hauſt' mein Ahnherr, bis ein Zwiſt
Ihm mit dem Nachbar worden iſt;
Es war um eines Weibes willen,
Um das ſie Beide heiß gefreit,
Und nimmer fürder war zu ſtillen
Der ruheloſe Racheſtreit,
Drin erſt das Schwert als Waffe galt,
Dann Pfeil und Dolch und Hinterhalt.
Bald griffen zu des Stammes Ehre
Wir Alle, Jung und Alt, zur Wehre.
Manch ſtattlich Haus hat da gelodert,
Drin fürder Neſſeln nur gedeihn,
Und mancher junge Leib vermodert
Vorzeitig unterm Leichenſtein.
Der Vater ward mir graus erſchlagen —
Von mir gerächt in wenig Tagen.

So hat der Haß die Glut getrieben,
Bis unſer zwei nur überblieben,
Verrauchten Blutes warme Reſte,
Erſtorbner Stämme grün Geäſte,
Von friſchem Wuchs und jung wir Beide.
Erſt thaten wir uns nichts zu Leide,

Dann fing das Herz uns an zu grollen,
Noch war der alte Fluch im Rollen.
Schon traten wir auf Landeswegen
Mit Mörderblicken uns entgegen;
Da wies der Rhätier einig Wort
Ihn südlich und mich nördlich fort.
Und wie den Grat ich überschritten
Und mildre Thale sah und Sitten,
Wie ich Alt Rhätien geräumt,
War mir, als hätt' ich schwer geträumt.
Ich staunte vor den blut'gen Thaten,
In die ich blindlings war gerathen.
Noch muß ich zählen in der Nacht,
Die wir dort drüben umgebracht,
Die Vielen, die man dort begraben,
Durchflattern meinen Traum wie Raben;
Doch wagen die Gespenster nicht
Sich an das süße Sonnenlicht,
Sie unter und ich auf der Erde,
So bringen wir uns nicht Beschwerde!
Gehn fern der Heimat meine Schritte,
Fest tret' ich in des Lebens Mitte;
Und muß ich meiden auch die Lande
Alt Rhätiens, frei bin ich von Schande.

Jetzt ſprich! Gewährſt du deine Huld?“ —

Sie ſagt: „O Herr, ich bin dein eigen,
Und deine Schuld iſt meine Schuld!“

— „So laß uns jetzt zu Berge ſteigen.“

VI.

Das Thal erfüllen mit Geläute
Die Klöſter; Sonntag iſt es heute.

Feſt Hand in Hand gelegt, durchſchreiten
Die Beiden jetzt des Thales Breiten.
Sie kümmert nicht, daß Aelplex ihnen
Begegnen mit erſtaunten Mienen;
Sie kümmert nicht, ob ihnen Blicke
Manch feſtgeſchmücktes Mägdlein ſchicke,
Das, ſchimmernd in der Landestracht,
Den Pfeil im Haar, verſtohlen lacht.

Er ſpricht: „Du trägſt kein feſtlich Kleid,
Wir kaufen's heute nicht in Eil',
Doch geb' ich dir als Brautgeſchmeid
Aus meinem Köcher einen Pfeil!
Sieh, noch iſt ſeine Spitze blank,
Die nie das Blut der Gemſe trank;

Kein Geier fiel ihm noch zum Raube —
Ich ſchenk' ihn meiner weißen Taube!"

Und lächelnd nimmt ſie mit der Rechten
Das bittre Eiſen, das er bot,
Und ſticht durch ihre vollen Flechten
Beherzt ſich den beſchwingten Tod.

Und raſchen Fußes aufwärts ſteigen
Sie durch das harzesduftgewürzte,
Der Tannen morgenkühles Schweigen,
Und zwiſchen hohen ruhn geſtürzte,
Vergrieſen die der Blitz getroffen,
Und eine ſchwarz, zerſchmettert, offen,
Liegt überm Weg und iſt zu ſchaun
Wie todtes, hoffnungsloſes Graun.
Als über ſie mit feſtem Fuß
Zuſammen ſchreiten die Genoſſen,
Sehn eines grünen Reiſes Gruß
Aus dunkelm Moder ſie entſproſſen.

Nun wandern ſie auf ſalben Mooſen,
Und, horch, da hebt ſich mächtig Toſen,
Und Wogen ſprudeln weiß bewegt,

Darüber iſt ein Stamm gelegt,
Der, ſtets von naſſem Staub umwittert,
Auf ſeinen Felſenſtützen zittert.

Der Mann geht freien Tritts voran
Und mitten auf der ſchwanken Bahn
Sieht er ſich fragend um und ſpricht:
„Trauſt Du dich nach?“ Sie zaudert nicht.
Die Augen fröhlich aufgeſchlagen,
Auf ihn geheftet unverwandt,
Folgt ſeinen Tritten ſonder Zagen
Sie ſchnell ſtegüber und ans Land.
Er ſieht ſie ob der Tiefe ſchweben,
Im Winde flattern ihre Locken,
Da hebt das Herz ihm an zu beben
Und ihm beginnt das Blut zu ſtocken.
Die Arme breitet er mit Bangen,
Die Wonnigliche zu empfangen,
Und hält ſie, an die Bruſt gepreßt,
Wie eine Siegerbeute feſt;
Wie eines Wogenſturzes Kraft
Den Felſen, daß er zittert, ſchlägt,
Erſchüttert ihn die Leidenſchaft
Zu ihr, die er im Arme trägt.

Er ſtürmt mit ihr den Berg hinauf
Durch Schneegefild und Felſenſtrecke,
Er trägt in unerſchöpftem Lauf
Sie fort auf knirſchender Eiſesdecke,
Bis er des Berges Joch erreicht,
Wo ſcharf der Wind vom Gletſcher ſtreicht.

Da tritt er an den Felſenrand
Und ſchwingt im Arm ſie hoch empor,
Als wollt' er zeigen ſie dem Land,
Das dieſe Zierde heut verlor,
Als hielt' er ſie der Welt zur Schau
Hinaus ins tiefe Himmelblau.
Hell jauchzt er, daß die Oede ſchallt,
Daß Antwort kommt von allen Enden,
Lang dröhnend Jubel wiederhallt
Aus beider Thale Felſenwänden.

Er läßt ſie aus den Armen gleiten,
Und von der lichten Höhe ſchreiten
Sie auf dem Pfad, der abwärts drängt
Und zwiſchen Fels und See ſich engt.
Da öffnet ſich mit einem Mal
In Lieblichkeit das Alpenthal,

Wo hell ein Kirchlein iſt zu ſchaun
Und Hütten ſteinbeſchwert und braun.

Er ſpricht: „Auf meinem Boden Gruß
Und Segen dir von Haupt zu Fuß!“
Da ruft ſie: „O du ſchöne Welt!
Doch, ſieh, der See iſt eisgefangen,
Noch hat er nicht ſich aufgehellt,
Mit Lenzesluſt mich zu empfangen.
Ich wollt', auf meinen neuen Wegen
Grüßt' lächelnd blau er mir entgegen!“
Sie ſpricht's und ſie verläßt den Pfad
Und wirft ſich nieder am Geſtad,
Als klagte ſie den Tod der Welle.
Und Primel glänzt und Soldanelle,
Es prunkt das Blau der Genzianen;
Der blüh'nden Halme leichte Fahnen
Sie neigen ſich im Wind und grüßen
An ihren Knie'n, zu ihren Füßen.

Indeß hat Blumen er gepflückt,
Die ſchönſten, die er rings gefunden,
Und ſanft ihr auf die Stirn gedrückt
Den Kranz, den rüſtig er gewunden.

Wie er ſie krönt mit blauen Glocken,
Entſinkt der Pfeil den blonden Locken,
Ihr Haar, das ſtürzend ſich entrollt,
Umfluthet ſie wie flüſſig Gold.

Er birgt den Pfeil im Köcher nicht,
Er birgt im Buſen ihn und ſpricht:
„Verrichtet hat ſein Amt er brav,
Da er im Flug zwei Herzen traf.“

Und höher ſteigt der Sonnenball
Und ſendet flammend Blitz' auf Blitze,
Es rauſcht und rieſelt überall
Am See und aus der Felſenritze.
Scharf trifft das feurige Geſchoß
Der ungeduld'gen Fluthen Kerker,
Und, die der Winter feſt verſchloß,
Sie ſehnen ſich nach Freiheit ſtärker;
Sie feilen, rütteln, und ſie lecken
An ihren längſt verhaßten Decken.
Da ſchießt zu der Gefangnen Heil
Senkrecht die Sonne einen Pfeil —
Das Eis zerreißt mit dumpfem Knall,
Und weiter rings fährt Riß und Schall

Gemach verſinkt die Kerkerwand,
Eistafeln ziehn mit grünem Rand.
Und Engel lachenden Auges ſchaut,
Wie's quillt, wie's fluthet und wie's blaut.
Jetzt thut ſie einen Freudenſchrei:
„Ich grüße dich, du Waſſerfei!“ —

Er hat indeß ſie leis umfangen,
Da ſie zur Tiefe ſchaut entzückt,
Und ihr mit glühendem Verlangen
Den Brautkuß auf den Mund gedrückt.
Rings ſchwebt die ſtille Mittagshitze
Durch friſchen Bergeshauch gekühlt,
Sie küſſen auf dem Felſenſitze
Von neugeborner Fluth umſpült.
Ein dunkler Falter kommt geflogen,
Auf ihren weißen Nacken ſetzt,
Vom Duft des Kranzes angezogen,
Er ſich mit ſanften Schwingen jetzt.

„Herr, laßt das züchtig unterwegen!
Dazu bedarf's der Kirche Segen!“
So plötzlich hinter ihnen ſpricht
Es rauh und einer Hand Gewicht

Sinkt auf des Rhätiers Schulter ſchwer;
Das Haupt gelaſſen wendet er:
„Willkomm, Hilar, zur guten Stunde!
Kein andrer Prieſter in der Runde
Als du, mein Vater, ſoll mich trauen
Mit dieſer ſüßeſten der Frauen.
Schau meine Braut! Dann zur Kapelle!
Du ſegneſt uns an heil'ger Stelle."

„S'iſt Engel!" ruft erſtaunt der Pater,
„Wo haſt du dich zu ihm geſellt?"
Sie ſpricht erröthend: „Frommer Vater,
Er fand am Ende mich der Welt."
„Am End' der Welt?" erſeufzt Hilar,
„Mich dünkt, daß es ihr Anfang war.

VII.

Wie rasch ein Jahr den Lauf vollbringt,
Sind seine Tage glückbeschwingt!
Von Treue warm, von Liebe hell,
Wie reihen sich die Jahre schnell!

Noch schreitet Engel jugendleicht,
Die frischen Wangen ungebleicht;
Schlank geht einher sie, von drei jungen
Wildfängen, sonnenbraun, umsprungen.
Dazu ein zartes Blondchen trägt
Sie noch im Mutterarm gehegt,
Sein Lockengold dem ihren gleich
Wie glücklich ist sie und wie reich!

Des fremden Gatten Landesacht
Vergütet sie mit Liebesmacht,

Des Schickſals mächt'ge Widerpart
Iſt ihre helle Gegenwart!
Und will es ſchwarze Schatten werfen,
So weicht ſie nicht, bis er geſundet,
Wie um zerriſſ'ne Felſenſchärfen
Fließt blauer Himmel unverwundet.

Doch ſchwamm ein Tropfen Bitterkeit
Im Tranke dieſer Liebeszeit.

Dem Mann, wie ſie's dem Jüngling war,
Blieb mächt'ge Lockung die Gefahr.
Er iſt der Gemſenjagd ergeben,
Vermeſſen ſpielt er um das Leben,
Und treibt ſie Lieb', ihm zu verſagen
Den Urlaub, Liebe darf's nicht wagen.

Wenn ſpät am Berg das Roth verblaßt
Und raſtlos er die Armbruſt faßt,
Daß früh vor Tag den Fuß er ſetze
Auf ſeines Wildes Weideplätze,
Umſchlingt ſie ihn mit Luſt und Qual,
Als küßten ſie zum letzten Mal.
Dann tritt ſie ein zur Kinderſchaar,

Die friedlich längſt entſchlummert war,
Um bang und ſchlummerlos zu lauſchen
Der Alpenwaſſer fernem Rauſchen.
Doch ſieht ſie kehren ihn mit Beute,
So iſt verziehen alles Bangen,
Entgegen eilt ihm die Erfreute,
Den Neugeſchenkten zu empfangen,
Auf ſcharfem Stein mit zarten Füßen
Vergan, ihn früher zu begrüßen.

Einſt war er trüb zur Morgenſtunde,
Sie ſpricht ihn an mit friſchem Munde:
„Du träumteſt ſchwer? Erzähl' geſchwind,
Was deine Stirne Dunkles ſinnt!“

— „Daheim in Rhätien war ich,“ ſpricht
Er, „wo die Pfade ſüdwärts gehn —
Du kennſt den Berg des Unglücks nicht —
Ich ſah ihn einſt von ferne ſtehn,
Als ich in meinen jungen Jahren
Bin nach Italia gefahren.
Viel Silberhörner ragen dort,
Er ſteht gemieden von den andern,
Tief im Gebirg am düſtern Ort,

Nur Wen'ge ſchauen ihn, die wandern;
Doch wen der Fuß vorüberträgt,
Dem bleibt ſein Bildniß eingeprägt.
Ihn ſah ich wieder heut im Traum.
Ich drang in eines Thales Raum,
Das dicht gefüllt bis an den Rand
Mit blüh'nden Alpenroſen ſtand.
Das ganze Thal war roth wie Blut —
Ich dachte dein in Liebesglut,
Doch, länger ſchauend in das Roth,
Gedacht' ich an den jähen Tod.
Da hob den Blick ich und ich ſah
Den Berg des Unglücks groß und nah.
Wie hing er über mir ſo ſchaurig!
Wie blickt' ins rothe Thal er traurig!"

Und Engel ſchauert und erbleicht.
„Vergangne Zeiten!" ſagt er leicht.
„Du haſt mich von dem Bann befreit
Des fernen Lands, der fernen Zeit."

Als mit den Knaben waldwärts ging
Er, Holz zu fällen, eines Tages,
Erhob ſich aus des Thales Ring

Das Brauſen eines Flügelſchlages.
Keck ſchwang ſich über ſeinem Haupt
Ein Geier, der ein Lamm geraubt.
Er weiſt auf ihn mit blankem Beil:
„Hätt' Bogen ich bei Hand und Pfeil,
Der Räuber," ſagt er „müßt' es büßen,
Er läge ſtracks zu meinen Füßen!
Sieh, Kurd, dort fliegt dem Horſt er zu
Hoch an der Wand der Gadmenfluh!
Zu ſeinem Neſte ſteig' ich morgen!
Ihr möget für die Herde ſorgen.
Die Alten wohl erleg' ich beide
Und ſchaffe Sicherheit der Weide;
Ein Junges bring ich euch zum Zähmen,
Wir wollen ihm die Flügel lähmen."

In erſter Frühe brach er auf,
Der Morgen kam kryſtallenklar;
Die Sonne fördert' ihren Lauf,
Und als ſie hoch am Himmel war
Und immer er nicht wiederkehrt,
Wird Engels Herz von Angſt beſchwert.
Den Jüngſten auf den Armen, eilt
Sie fort, zu ſehen, wo er weilt.

Sie kennt die Wand, drin eingezwängt
Der Geierhorſt am Felſen hängt.
Sie eilt den See entlang zur Schlucht —
Er iſt gefunden, den ſie ſucht!
Er liegt, den Geier feſt umſchlungen,
Mit dem er ſtürzt' im Kampfgedränge,
Als mit einander ſie gerungen
Den Kampf des Meſſers und der Fänge.
Die Gei'rin mit der todten Brut
Liegt pfeildurchbohrt in ihrem Blut.

Und Engel ſetzt in Felſenſchatten
Das blonde Kind und eilt zum Gatten;
Sie löſt des Geiers ſcharfe Klau'n
In ſeine Schultern eingehaun.
Noch athmet er — ſie wirft ſich nieder
Und bettet ihn in ihren Schooß,
Gebrochen ſind die kühnen Glieder,
Die Arme hangen regungslos.
So ruht er zwiſchen Tod und Leben,
Kraftlos der Schwachen hingegeben.
Ihr Auge läßt das ſeine nicht,
Das ſchmerzlich lächelt, langſam bricht.

Sie küßt den Mund — der wird ſo bleich!
Er ſtirbt — ihr Leben ſtirbt zugleich.

Kein Wölklein zieht, der Titlis leuchtet,
Die ſchroffe Todeswand befeuchtet
Ein Silberfaden. Leiſe klopfen
Auf hartem Grunde ſeine Tropfen
Wie Blut aus Wunden. Weiter rinnt
Im Moos er ſeine grüne Bahn.
Den Todten blickt das blonde Kind
Mit großen, ſtillen Augen an.

VIII.

Die Roſen blühn im Nonnengarten,
Doch Andre ſind's, die ihrer warten,
Und Andre gehn mit leiſen Schritten
Wo Jutta's trotzig Herz gelitten.
Im Kreuzgang, in der Grüfte Reihn
Beſchrieb ſich mancher Leichenſtein.
Mit ſcharfen Rändern eingehaun,
Iſt auch der Ryburg Schild zu ſchaun.
Dort unter ſchwere, ſtolze Decke
Nach kurz gemeßner Lebensſtrecke
Stieg die Aebtiſſin ſtumm hinab.
Wer aber ſagt mir Jutta's Grab?
Wohl ward der freveln Gottesmagd
Geweihte Stätte hier verſagt.
Wo bergen die begrünten Schollen
Den Schlaf der einſt ſo Lebensvollen?
Und Engels auch ward nie gedacht,

Seit aus dem Kloſter ſie entwichen,
Sie war mit der in Todesnacht
Geſunk'nen aus dem Buch geſtrichen.
Des flücht'gen Mägdleins Name ſcholl
In Liebe niemals noch in Groll.

Im Dorfe ward um jene Zeit
Zuweilen eine Frau geſehn, —
Die trug um ihren Gatten Leid, —
Mit Kindern ernſt vorübergehn.
Es war die Würde der Geſtalt,
Der Augen ſchmerzliche Gewalt,
Der volle Klang der ſeltnen Worte
Bekannt und fremd den Thalesleuten,
Die vormals bei der Kloſterpforte
An Engels Antlitz ſich erfreuten.
Sie iſt des Rhätiers Weib, — ſo hieß
Es, — den am Berg der Tod ereilt,
Das droben ſeine Herde ließ,
Und ſtätig nun im Thale weilt,
Wo ſie ein Häuschen ſich erſtand
Als Wittwenſitz am Waldesrand,
In treuer Bruſt den Todten minnend,
Die Wolle ihrer Schafe ſpinnend

Und ſorgſam webend zu Gewanden,
Wie man ſie trägt in dieſen Landen.

Wenn abends ſchwimmt das Thal in Gluth,
Und Licht im Kirchenfenſter blitzt,
Und Engel von der Arbeit ruht
Und ſinnend vor der Hütte ſitzt,
Zum ſchroffen Engelberge ſendet
Den ſonnenmüden Blick ſie ſacht,
Vom rothen Titlis abgewendet
Und ſeiner mörderiſchen Pracht;
Und wenn verſinkt der Sonne Brand
Und kalt ein Windſtoß fährt durchs Land,
So fühlt ſie's hauchen durch die Tannen,
Wie eine Seele fährt von dannen.

Einſt ſchritt den Wieſenpfad Hilar
Mit rüſt'gem Fuß zu frommem Ziel,
Da ſieht er Engels Kinderſchaar,
Wie ſie geſchäftig treibt ihr Spiel.
Geſinnt mit Gruß vorbeizugehn,
Erblickt er Engel und bleibt ſtehn.
„Wie ſtreng die Buben wachſen, ſchau!
Was ſoll aus ihnen werden Frau?

Ich ſah ſie ſpielen, Spiel enthüllt
Was eines Kindes Herz erfüllt.
Schnell laß uns ſehn — ich darf nicht bleiben —
Was drüben ſie ſo ernſtlich treiben!“

Sie gehn. Schon an der Gartenmauer
Stehn aufmerkſam ſie auf der Lauer.

Und, ſieh', da hebt auf grünem Plan
Sich eben jetzt die Handlung an.
Mit Händen emſig und geſchickt
Hat Engels Zweiter, Benedict,
Dort Häufchen Sandes aufgerichtet,
Daneben Säcklein nett geſchichtet,
Und ſchreit: „Ihr Käufer nah und fern,
Mein Korn und Mehl kommt von Luzern!“
Und Engels Dritt' und Vierter naht,
Mit ſeinem Brüderlein Beat,
Und pünktlich zahlen beide Kleinen
Ihr Mehl mit blanken Kieſelſteinen.
„Beim heilgen Markus!“ raunt Hilar,
„Der wird ein Krämer offenbar.“
Jetzt in ein leeres Säcklein faßt
Die Kieſel Benedict mit Haſt

Und ruft dem ält'ſten Bruder zu —
Der ſchnitzt an einem Schwert in Ruh —
„Was kauft der Junker Habenichts?“
Und Kurd entflammten Angeſichts
Bedroht ihn mit dem Schwert, und her
Giebt wehrlos ſeinen Beutel er.
Da ſpricht der weiſe Mönch: „Errathen!
Der Kurd gedeiht dir zum Soldaten.
Was Andre ſpeichern und erraffen,
Gewinnt er durch das Recht der Waffen.“

Doch, ſieh, da tritt hervor Beat
Und ſchreitet würdig im Ornat.
Er hat ſich ſtatt der Stola Prangen
Ein Halstuch Engels vorgehangen,
Ein Kreuzlein trägt er in den Händen
Und ſpricht: „Gott mög' euch Segen ſpenden!
Gieb mir den Beutel, arger Kurd,
Der dir auf ſchlimmem Wege wurd'!
Um das Gewiſſen dir zu heilen,
Mußt deine Beute du vertheilen.
Die Hälfte ſoll der Kirche ſein,
So darf ſie dich von Schuld befrei'n,
Ein Viertel dann — das bringt dir Glück —

Stellſt du dem Benedict zurück.
Was jetzt noch bleibt, magſt du behalten
Für Zeitverluſt und Mühewalten."

Und wunderlich! wie er entſchieden,
So waren Alle ſie's zufrieden.

Da ruft Hilar mit Siegsgeberden:
„Beatchen, Frau, muß geiſtlich werden!
Er kennt die menſchlichen Gewerbe,
Und jedem gönnt er gern ſein Theil,
Bemüht mit Eifer ohne Herbe
Um aller Stände Seelenheil."

Zur Hausbank ſchleichen ſie zurück,
Ergötzt beginnt der Mönch zu plaudern:
„Zu Pfaff und Krämer wünſch' ich Glück,
Die werden nicht am Wege zaudern!
Der eine wird dich geiſtlich weiden,
Der andre leiblich dich bekleiden." —

Sie ſagt: „Deß würd' ich nimmer froh,
Müßt' ich um meinen Kurd mich kränken!"
— „Ei," mahnt Hilarius, „ſprich nicht ſo!

Der Bube macht mir kein Bedenken.
Nicht wird es ihn zur Hölle bringen,
Braucht er Gewalt in rechten Dingen.
Zum Guten beugen weislich wir
Die angeſtammte Beutegier,
Daß deines Vaters ſchlimmes Ende
Der Herr in Gnaden von ihm wende."

— „Mein Vater?" fährt ſie auf erblaßt.

„Was ſagt' ich?" ſpricht der Mönch in Haſt.

— „O redet, beim Erlöſer Chriſt,
Wenn ihr von meinen Eltern wißt!"

— „Das kommt vom Schwatzen!" grollt Hilar
Und greift ſich unmuthsvoll ins Haar,
„Du Graukopf, das war ungeſchickt!
Lieb Engel, laß es mich bewahren!"

Und Engels pochend Herz erſchrickt,
Doch ſpricht ſie feſt: „Ich will's erfahren."

— „Nicht öffn' ich gern das düſtre Buch,
Ein ſchwaches Herz würd' es beladen!

Doch ſei's! Iſt Segen ja aus Fluch
Gewachſen ſtets auf deinen Pfaden.
Vernimm! Es hat dich ein verloren,
Ein unglückſelig Weib geboren,
Das prächtig auf der Burg gelebt,
Die überm Reußthal einſt geſchwebt.
Der Kaſtellan war allerende
Verklagt um ſeine blut'gen Hände,
Des Landes Geißel und Entſetzen,
Und ſie — ſein ſündiges Ergetzen.
Da hat das Volk die Burg gebrochen,
Sie floh mit dir, er ward erſtochen.
Nachdem den Berg ſie überklommen,
Betrat den Kloſterboden ſie
Und fand bei Hirten Unterkommen;
Des Schreckens doch genas ſie nie.
So ward ich einſt zu ihr beſchieden,
Daß nicht ſie ſtürbe ſonder Frieden.
Der Büßenden mußt' ich geloben,
Dich ferne von der Welt Gefahren,
In Chor und Zelle aufgehoben,
Vor jeder Lockung zu bewahren,
Daß deine klöſterliche Reine
Sie ſühnend noch im Grab beſcheine.

Dort bliebeſt du im Tannenhag
Bis zu Herrn Heinrichs Todestag.
Um böſes Aergerniß zu meiden
Und Dunkles heiter einzukleiden,
Gab ſelben Tags der Geiſt mir ein,
Du könnteſt wohl ein Engel ſein.
Als ſolchen bracht' ich jenen Morgen
Zu Marthen dich. Du warſt geborgen.

Als Jutta's Tod dich trieb zur Flucht,
Hab' ich in Sorge dich geſucht.
Ich fand dich lächelnd, liebewarm
In des verſehmten Rhätiers Arm.
In heil'gem Zorn ſprach ich: Wohlan!
Hat mir der Teufel dies gethan,
Bewehr' ich mit der Kirche Segen
Mich ſtracks, das Handwerk ihm zu legen.
Verſchmäht ſie fromme Kloſtermuße,
Hier ſchickt der Himmel andre Buße,
Und will ſie nicht zur Zelle kehren,
Wird andre Noth ſie beten lehren!"

Und Engel ſenkt in Scham und Schmerz
Die ſchönen Augen niederwärts.

Sie drückt der Menſchheit dunkles Erbe,
Der Looſe laſtende Verkettung,
Und eine Thräne, eine herbe,
Weint ſie dem Siechthum ohne Rettung.

Was wird ihr Antlitz hell? Es liegt
Ein Blondkopf an ihr Knie geſchmiegt,
Klein Werner, der der Mutter Gram
Geſehn, und ihr zu ſchmeicheln kam.
Derweil ſie ſeinen Locken koſt,
Reicht er ſein Spielzeug ihr zum Troſt,
Ein Kühlein, das aus Lehm er ſchuf,
Bevor er folgt' der Brüder Ruf.
Und wie der Mönch das Thierchen ſchaut,
Entfährt ihm hell ein Freudelaut:
„Wie bracht' er das zu Stande nur!
Es ſenkt und ſtreckt das Haupt zum Graſen!
Die liebe, leibliche Natur!
Es wittert einen friſchen Raſen!
Bei Sankt Hilar, das iſt Genie!
Und auch die Schelle fehlt nicht, ſieh!
Als von den Brüdern ich mein Meinen
Dir ſagte, bangt' mir um den Kleinen,
Weil ihm, als einem Schmerzenskind,

Die Glieder dünn und ſchmächtig ſind;
Haſt du ihm doch die Bruſt geboten
In deinem Herzen einen Todten.

Jetzt weiß ich es, wozu er tauge:
Gott ſegnete ihm Hand und Auge.

Zu einem Bruder, der gewitzt
Nicht eben iſt in andern Dingen,
Doch wunderfein die Stühle ſchnitzt
Im Chor, werd' ich dereinſt ihn bringen.
Der zeigt dem Knaben gern mit Fleiß
Die Griff' und Künſte die er weiß,
Und wie, gelöſt durch zarten Schnitt,
Aus Holz ein athmend Weſen tritt.
Mit Ochs und Eſ'lein fängt er an,
Dann kommt der heil'ge Joſeph dran,
Zum Muſter will ich mich bequemen,
Er mag mir Haupt und Bart entnehmen.
Die Jungfrau ſieht er mannigfalt
In deiner züchtigen Geſtalt;
Nach unſres Kloſters greiſen Köpfen
Kann er die Schaar der Zwölfe ſchnitzen —

Eins muß er aus der Tiefe ſchöpfen:
Das Haupt gekrönt mit Dornenſpitzen.

Der Werner iſt von eigner Art
Und für das Weltgedräng zu zart.
Da ſetzt es grobe Stöße, traun,
In jedem Amt, in jeder Gilde,
Er mag ſich an der Kunſt erbaun,
Des Lebens milderm Spiegelbilde,
In Stille thätig, unbeneidet!"

Hilar ergreift den Stab und ſcheidet.

Und wie's zu ſchaun ihm war gegeben,
So fiel der Knaben Loos im Leben.

IX.

Die Sonne leuchtet heiß und ſchön,
Im Thale ſchmettert Horngetön.
Der Graf von Habsburg, hoch zu Roß,
Zieht ein mit kriegeriſchem Troß,
Im Beichtſtuhl jeden Sündenſchaden
Zu heilen, daß er, frei von Fehle
Und aller alten Schuld entladen,
Dem Schutz der Heil'gen ſich empfehle.
Es eilt; denn Fehde ſteht bevor.
Er iſt der Held, den ſich erkor
Die edle Zürich, deren Mauern
Die Herrn von Regensberg belauern,
Die längſt mit Haß und Räubergierde
Bedrohen ihres Kränzleins Zierde.

Derweil den Gaſt das Kloſter hegt
Und eifrig er der Andacht pflegt,

Zecht draußen in der Mauer Schatten
Hellauf ſein reiſiges Geſind,
Darunter mengt ſich auf den Matten
Der Aelpler Schaar mit Weib und Kind.
Sie ſtrömen her von Berg und Au'n
Rudolf von Angeſicht zu ſchaun,
Der als der Hort des Landes gilt
In Zeiten kaiſerlos und wild.

Die Söhne Benedicti ſpenden
Heut Speiſ' und Trank mit offnen Händen.
Da wird getrunken und gelacht,
Dem Herrn manch Lebehoch gebracht.
Den dunkeln Wein von Valtellin,
Die Waffenknechte rühmen ihn,
Und wacker wird ihm zugeſprochen;
Die Augen glühn, die Pulſe pochen.
Dann holt man auch des Dorfes Fiedeln,
Sie auf der Mauer anzufiedeln.
Erſt wird in Züchten, halb verzagt,
Und wilder dann ein Tanz gewagt.

Wer ſchwingt ſo feurig durch die Reihn
Des Dorfwirths keckes Töchterlein?

Wohl ſpringt behender Keiner hier,
Wohl jauchzt und jubelt Keiner toller,
Als dort in ſchlanker Jugend Zier
Der ſchöne Burſch im Lederkoller!
Sein kurzes Meſſer fliegt am Gurt —
Es iſt ein Jäger, es iſt Kurd.
Geſchmeidig wiegen in den Hüften
Sie ſich und ſchweben hoch in Lüften.
Sie läßt die dunkeln Blicke ſchweifen
Und eitel durch die Menge ſtreifen,
Sie weiß, ſie iſt im Tanzrevier
Die Schönſte und die Reichſte hier.

Und wie vom wilden Reigen nun
Aufathmen ſie und ſchreitend ruhn,
Tritt zornroth ein Geſell heran,
Schier wie ein Ritter angethan,
Und höhnt mit frechem Angeſicht:
„Dir, Kurd, gebührt die Dirne nicht!
Auf meinem Boden treibſt du Jagd,
Sie hat den Tanz an mich verſagt.
Gieb Raum, ſonſt wird es dich verdrießen,
Ich bin der Herr zu Wolfenſchieſſen!“
Kurd lacht. Die Schöne feſter faßt

Er nur und ruft: „Genug der Raft!
Wie du dem Herrn gehörſt, zu zeigen,
Komm Gertrud, ſchwingen wir den Reigen!“ —
Jäh reißt der Andre aus der Scheide
Das Schwert und ſchon bedrohn ſich beide.
Die Bahn des Tanzes iſt verengt,
Die Fiedel ſchweigt, die Menge drängt;
Ein ſcheues Mägdlein unverweilt,
Das Müllerskind, ins Dorf enteilt,
Mit bangen Augen hat's geſehn
So ſchlimmen Streit dem Kurd entſtehn.

Der hat den Gegner angerannt
Und dreht das Schwert ihm aus der Hand,
Er ſtößt es in den Boden feſt,
Bricht's mit dem Fuß den Schwertesreſt
Wirft hoch er über das Gedränge,
Und Beifall jauchzt ihm zu die Menge!
Umſonſt begütigend umgeben
Von Habsburgs Waffenleuten, ſchreit
Der Wolfenſchieß: „Dir geht's ans Leben!“
Und zückt den Dolch zu neuem Streit.
Kurd ſtürzt ſich über ihn und hält
Ihn feſtgepreßt, die Waffe fällt.

Der Junker knirſcht und ſie umſchlingen
Sich eiſern, Leib an Leib zu ringen,
Sie keuchen, heiß von Grimm und Wuth,
Sie fühlen ihres Athems Gluth.
Kurd wirft den wilden Gegner hin
Und kommt auf ſeine Bruſt zu knien,
Der windet ſich und taſtet leiſe
Nach ſeinem Dolch, den er erſehn,
Kurd zuckt ſein Meſſer gleicherweiſe,
Die Blicke glüh'n, die Klingen ſpäh'n —
Da wird Kurds Meſſer, ſcharf geſchliffen,
Von einer fremden Hand ergriffen.
Raſch reißt er's an ſich und erbittert —
Ein Schmerzensſeufzer! — Er erzittert,
Läßt ab von ſeinem Gegner gleich,
Gelöſcht ſind ſeines Zornes Gluthen,
Er ſteht entſetzt und todtenbleich,
Denn — ſeine Mutter ſieht er bluten!

Ihr ernſtes, klares Auge weilt
Auf ihm, für den ſie hergeeilt.
Sie ſind allein und ohne Worte —
Denn Alles ſtürzt ſich nach der Pforte,
— „Hoch Habsburg!“ brauſt's wie Sturmeschor.

Mit hellem Antlitz tritt hervor,
Den Abt und Mönche fromm geleiten,
Der Graf, und grüßt nach allen Seiten.
Ob auch aus adlichem Geblüte,
Leutselig ist er von Gemüthe.
Er ruft: „Gesattelt! Aufgesessen!“
Und wendet sich zum Abt: „Vergessen
Will nicht ich, mein Gelübd' zu lösen,
Bleib ich bewahrt vor allem Bösen!“ —

Da sieht er plötzlich Engel nahn,
Vor der die scheue Menge weicht,
Sie führt mit blut'ger Hand heran
Den Jüngling trotzig und erbleicht.

Der Graf erstaunt: „Bei Gottes Leib!
Was ist das für ein schönes Weib!“
Sie aber beugt sich tief und sagt:
„Graf Habsburg, höre deine Magd!
Du ziehst in Fehde morgen schon,
Des Rechts Panier hast du erhoben.
Wohlan, ich schenk' dir meinen Sohn!
Als Tapfern wirst du ihn erproben.
Bevor in üppig frechem Spiele
Der Jugend Feuer ihm verraucht,

Herr, gieb ihm Arbeit, gieb ihm Ziele,
Danach er ring' in Schweiß getaucht!
Den Knaben mache du zum Mann,
Der ſeinen Sinn bezähmen kann!" —

Schnell mißt der Graf mit ſcharfen Augen
Des Jünglings tannenſchlanken Bau,
Dann ſpricht er froh: „Er kann mir taugen.
Ich thu' es dir zu Ehren, Frau!
In Kriegszucht will ich den Geſellen
Und unter edles Banner ſtellen,
Ich ſtell' ihn zu des Reiches Aar,
Den nehm' er ſtolzen Auges wahr!
Ein Roß für ihn! Herr Abt, Valet!"
Und rückwärts winkt er nach dem Thor —
Wo jetzt ein Bild gezeichnet ſteht
Und blank die Mauer war zuvor.
Ein blondes Kind beſchäftigt ſich
Daran mit fleiß'gem Kohlenſtrich,
Klein Werner, der daheim entwichen
Und ſtill der Mutter nachgeſchlichen.

„Potz Velten!" ruft der Graf und lacht,
„Haſt du dies Konterfei gemacht?

Gieb Antwort, Blondkopf, wem gehört
Die Rais' und Krone ungeheuer?"
Drauf spricht das Knäblein ungestört
Und ernst am Werk: „Die Rais' ist Euer.
Die Kron' ist Kaiser Karle's Krone,
Wie er im Buch sitzt auf dem Throne.
Ich habe sie für Euch gekurt,
Weil Eurem Antlitz sie gebührt."
„Mir scheint, du hast mich nicht verschönt,"
Spricht Habsburg, „doch ich kann's vergessen,
Nur daß du, Kleiner, mich gekrönt,
Mich schlichten Mann, das ist vermessen!"

Der Abbas schmunzelt: „Kindermund,
Herr Graf, that oft die Wahrheit kund!
Euch liebt das Land. Ich sag' es frei:
Genehm seid Ihr der Klerisei.
Dem Reich, so lang des Ruhms beraubt,
Ihr wäret ihm ein christlich Haupt!"

Der kluge Graf versetzt bescheiden:
„Solch Trachten würd' mich übel kleiden!
Kein Kurfürst wird ja mein gedenken —
Gott müßt' es durch ein Wunder lenken."

Er ſpricht's und grüßt und ſpringt zu Roß,
Von dannen ſprengen Herr und Troß,
Und in des Habsburgs Kriegsgeleite
Brauſt Engels Sohn in alle Weite.

X.

Ein reicher Händler von Luzern
Verkehrte mit den Klosterherrn,
Eintauschend ihre kräft'gen Käse
Für welschen Edelweines Lese.
Zu zählen galt es mit Verstand,
Dazu war Benedict bei Hand.
Von raschen Sinnen, klug und ehrlich,
Ward er dem Kaufherrn unentbehrlich,
Der führt' ihn unversehns davon
Und hielt ihn wie den eignen Sohn.

Schon sieben Jahre war er fern,
Da kam ein Schriftstück von Luzern,
Das Engel, die allein nicht klug
Draus wurde, zu Hilarius trug.
„Der Herr hat mir Gedeihn geschickt,
Schreibt seiner Mutter Benedict,

„So darf ich, ohne mich zu ſchämen,
Ein ſtädtiſch feines Weib mir nehmen,
Des Wechslers Thomas Töchterlein.
Ich lad' Euch nicht zur Hochzeit ein,
Lieb Mutter; in des Schwiegers Haus
Geht ſtolzer Adel ein und aus,
Da würdet leichtlich Ihr verlegen
Der fürnehm edeln Gäſte wegen.
Doch daß Ihr möget mein gedenken,
Send' ich ein Saumthier mit Geſchenken
Von weichem Stoff und ſchweren Spangen. —
Berichtet, daß Ihr es empfangen!"

In tiefer Kloſterweisheit that
Indeſſen manchen Schritt Beat.
In ſchwierigen Gewiſſensfragen
War er bewandert und beſchlagen.
Mit Eifer probt' er früh und ſpät
Der Kirche mächtig Kriegsgeräth.
Erboſt entwich vor ſeinem Spruch
Der böſe Geiſt mit Mißgeruch.
Frühzeitig nahm er alle Weih'n,
Schloß dreifach ins Gelübd' ſich ein,
Und fürder leuchtete ſein Licht

Nur ſelten außerhalb der Pforte,
Der Sohn der Kirche kümmert' nicht
Sich mehr um Engels ſchlichte Worte.
Er ſtand ihr fern. Doch Eines bot
Der Niedern er, das heil'ge Brot,
Das ſie, beſeligt und gering,
Demüthig auf den Knie'n empfing.

Ein Fremdling wandelt' dazumal
In welſcher Tracht im Alpenthal.
Er pflegte kaum der Kloſterraſt,
Ob auch des Abts geehrter Gaſt,
Der aus dem Süden ihn gebracht,
Als ſeine Romfahrt er gemacht.
Nach einer ſchönen Kirche ſtand
Des Abtes Sinn, von Meiſterhand.
Mit Mühe nur, durch Gold und Bitte,
Lockt' in beſchneiter Alpen Mitte
Aus Welſchlands blühendem Gefild
Den Meiſter er in Steingebild.

Doch als ſie ſannen ob dem Plan,
Da hub der Beiden Unluſt an.
Der Abbas hatte ſich gedacht

Ein Bauwerk feierlicher Pracht;
Der welſche Meiſter widerſpricht:
„Hier gründ' ich feſt und bau' ich ſchlicht!
Ein gothiſch Zierbild würde klein,
Sein Thurmgewimmel abgeſchmackt,
Wo ſchwebt zerriſſen Felsgeſtein
In freier Wildheit aufgezackt;
Die Kuppel auch, der Ebne Preis
Von warmen Himmeln ſüß umblaut,
Verzwergt wo breit gewölbt aus Eis
Der Titlis blendend niederſchaut.
Ein Schneegebirg, Herr Abt, mit Gunſt,
Iſt keine Stätte für die Kunſt!"

Als prüfend einſt von einem Ende
Der Kirche ſie zum andern ſchritten,
Gewahrt der Gaſt in einer Blende
Ein Crucifix aus Holz geſchnitten.
Er hemmt den raſchen Schritt und ſchweigt,
Ergriffen von der Schmerzensmacht,
Dann nach dem Dornenhaupte zeigt
Er ernſt und fragt: „Wer hat's erdacht?"
— „Ein Kind des Thales. Herr, verzeiht,
Daß wir's den Bildern eingereiht,

Die herrlich in der Kirche prangen,
Von edeln Stiftern aufgehangen!“ —
— „Was kümmert mich der bunte Plunder!
Das ſtille Holzwerk iſt ein Wunder!
Gebt mir's, Herr Abt, als Gaſtgeſchenk
Und Euer bleib' ich eingedenk.
Erſt aber ſagt mir wo er lebt,
Dem dieſe Schöpfung vorgeſchwebt.
— „Im Dorfe hier. Soll man ihn holen?“
— „Nein,“ ſagt der Gaſt mit Grußgeberde,
„Ich mache ſelbſt mich auf die Sohlen,
Wandl' ich doch gern auf dieſer Erde!“

Allein vor Engels Hütte ſitzt
Ihr kranker jüngſter Sohn und ſchnitzt.
Er lenkt das Meſſer liebevoll,
Das heut ſein Werk vollenden ſoll:
Im Schooße hält die Schmerzenreiche
Des Heilands kreuzentſunkne Leiche.

Da ſchallt ein Gruß und ſtreckt ihm dar
Die Hand ein graugelockter Mann
Mit einem dunkeln Augenpaar,
Aus dem er Feuer blicken kann.

„Von deiner Kunſt hab' ich geſehn,"
So ſpricht er, „bei den Mönchen dort!
Ich wollte nicht von hinnen gehn,
Eh' wir gewechſelt Gruß und Wort,
Und kannſt du dich zur Fahrt bequemen,
Beglückt es mich, dich mitzunehmen.
Vollkommnes ſchaun, wetteifernd ringen,
Das trägt zum Ziel auf freud'gen Schwingen!

Mein Sohn, du biſt zur Kunſt geboren,
Doch geht in dieſen Bergesſchatten
Die gottentſtammte Kraft verloren!
In Trauer wird dein Flug ermatten.
Hinweg aus dieſen Felſengrüften!
Ich lehre dich die Flügel lüften.
Du haſt dem Tod Geſtalt gegeben —
Komm nach Italia, ſchaue Leben!

Dort rauſcht es in den Lorbeerhainen,
Dort liſpelt des Oelbaums Silberblatt,
Dort ragt aus ruhmberedten Steinen
Gefügt manch' marmorhelle Stadt.
Dort wogt der Markt von lautem Volke,
Dort wird der Himmel ohne Wolke,

Wo Zinne ſchwebt und Kuppel thront,
Von Götterbildern ſtill bewohnt.
Dort ſpielt das Licht durch alle Räume,
Reift Frucht an Frucht der Sonne Gluth
Und Segel ziehn wie helle Träume
Durch purpurdunkle Meeresfluth.

Dort überſtrömt ſo voll das Leben,
Daß noch dem Tod iſt Reiz gegeben.
Ihr mögt in feuchtes Erdreich fallen,
Wenn, ungelebt, ihr hier verſtöhnt,
Wir ruhn in lichten Säulenhallen,
Von einer heitern Kunſt verſchönt.
Dort lehnt der Held an ſeinem Schilde
Und lächelt ſtolz im Marmorbilde,
Und die Geſtalten holder Sage
Umſchlingen unſre Sarkophage."

Da blickt der Jüngling ernſt und ſpricht
„So ſehn den bittern Tod wir nicht.
Er iſt der König aller Schrecken,
Kommt er die Stirn mit Schweiß zu decken!
Erſt wenn der Stachel ihm genommen,
Beginnt die Freudezeit der Frommen . . ."

Unmuthig fällt der Fremdling ein:
„Noch iſt der volle Becher mein!
Gehör' ich minder zu den Frommen,
Weil ich verſunken bin ins Leben?
Sagt nicht der Heiland: Seid vollkommen!
Vollkommnes will auch ich erſtreben —
Selbſt kann ich nicht vollkommen heißen,
Drum will ich's keck dem Stein entreißen.
Noch iſt mein eigen Erd' und Sonne,
Noch fühlt mein friſcher Leib die Wonne
Der Kraft, mein Geiſt die Luſt der That,
Noch bin ich rüſtig früh und ſpat,
Noch drängen ſich vor meinen Schritten
Gebilde, die um Leben bitten!
Da ſteh' ich, und nicht weich' ich, eh'
Mein leuchtend Werk ich ganz vollbracht —
Dann mag, wie eine Flocke Schnee,
Die Seele ſinken in die Nacht.

Komm' mit! Du darfſt mir nicht verkümmern,
Verloren unter Felſentrümmern!
Folg' in den Garten mir der Erde,
Damit dein Auge heller werde!"

Und er umſchlingt ihn, will ihn heben
Zu ſich mit feuriger Gewalt,
Da fühlt in ſeinem Arm er beben
Des Knaben leidende Geſtalt,
Da ſieht er, was ihm ſeine Haſt,
Was ihm ſein Ungeſtüm verhehlt,
Daß er ein Leben grauſam faßt,
Dem ſchon das Mark der Erde fehlt.

Befremdet auf den Starken ſchauen
Die Augen jetzt, die traurig blauen:
„Hör' auf zu locken in die Ferne!
Hier leb' ich und hier ſterb' ich gerne.
Du ſelber, Fremdling, ſprachſt es aus:
Es dient die Kunſt dem Vaterhaus,
Ein Werk, das nicht die trauten Züge
Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge,
Und unſer armes Hirtenleben
Iſt ruhmlos mit Gefahr umgeben,
Wohl elend wär's, wenn nicht uns bliebe
Im Tod der Troſt der Gottesliebe." —

Und wieder ſchnitzt er ohne Wort
An ſeinem Schmerzensbilde fort.

Den Tod, gehegt in Liebesarm,
Beſchaut der Welſche lange Zeit
Und ihn berührt aus Schmerz und Harm
Ein Hauch der deutſchen Innigkeit,
Ihm rinnt wie einer Thräne Schein
Verſtohlen in den Bart hinein.

„Ich ſehe, Jüngling", ſpricht der Fremde,
„Du bleibſt in deinem Hirtenhemde!
Wir haben Beide gut geloſt:
Ich biete Ruhm, du ſpendeſt Troſt.

Leb' wohl." — Er wendet ſich zum Gehn,
Da ſieht von Abendgold umgeben
Er Engel vor der Hütte ſtehn,
Er ſieht die Schmerzensmutter leben.
Mit ſchnellem Aug' erkennt er ſie,
Die Werners Werk die Züge lieh,
Und Engels unverwandte Blicke
Sieht hüten er des Sohns Geſchicke
Und wehmuthsvoll doch leuchtend ruhn
Auf ihres blaſſen Kindes Thun.

Und heute war's zum letzten Mal,
Daß Werner ſaß im Sonnenſtral.

XI.

So füllte sich der Jahre Zahl
Und wieder stieg der Lenz ins Thal,
Doch diesmal bracht' er seine Rosen
Mit Sturmgebraus und Wassertosen.
Den heißen Athem mit Gestöhn
Haucht auf den Alpenschnee der Föhn,
Unruhig fliehn vor ihm die vollen
Gießbäche, die zu Thale rollen.

Die Tannerspitzen waren grün,
Da zog thalan ein Reiter kühn
Und ließ in einem wildgemuthen
Bergwind ein fremdes Banner fluthen.
Mit einem Saumthier, schwer beladen,
Folgt ihm ein Knecht auf Waldespfaden.

Der Tapfre kehrt aus blut'ger Schlacht
Und hat ans Kloſter eine Sendung
Von Rudolf, dem die Kaiſermacht
Geworden iſt durch Schickſalswendung.
Der Habsburg ſchirmt' die gute Stadt,
Die Weiß und Blau im Wappen hat,
Entriß ſie niedern Raubgewalten
Und half ihr, frei zum Reich zu halten.
Das bracht' ihm Heil, und wen bedenkt
Das Glück, bald ſteht er reich beſchenkt.
Dem Kloſter hatte werthe Gabe
Der Graf gelobt aus ſeiner Habe.
Zwar das Gelübd' ward unterdeſſen
In muth'ger Thaten Drang vergeſſen,
Doch als er mit dem Böhmen rang,
Des Kampfes Wage drohend ſchwankte,
Und zweifelnd ſchon ſein Blick und bang
An ſeiner Heermacht hing, die wankte,
Ward deß er wieder eingedenk
Und ſendet nun ſein Weihgeſchenk.
Er anvertraut es einem Treuen,
Erprobt in mancher Fährde ſchon,
Thalſchaft und Kloſter zu erfreuen
Hat er geordnet Engels Sohn.

Der Reiter eilt, und ſeinem Lauſchen
Begegnet ſchon des Wildbachs Rauſchen,
Es ſtürzen ſchäumend ſich und drängen
Die Waſſer zwiſchen Felſenengen.
Oft hat der Knabe zugeſehn
Wie dort im ſpritzenden Gewühle
Sich ſonder Raſt die Räder drehn
Der morſchen Kloſterſägemühle.
Was iſt wohl aus dem Müllerskind,
Was iſt aus Lisbeth wohl geworden,
Die lief zur Mutter treugeſinnt,
Als er den Junker wollte morden?

Jetzt öffnet ſich des Thales Rund,
Er reitet über Wieſengrund,
Gradaus zum Kloſter zu gelangen,
Wo ſie mit Ehren ihn empfangen.

„Herr Abt, von Kaiſer Rudolfs Macht
Wird Euch durch mich ein Gruß gebracht.
Er ſchickt Euch, ſein Gelübd' zu zahlen,
Dies Böhmenbanner. Ohne Prahlen,
Ich hab's aus Feindesreihn gehaun.
Beliebt, das Beuteſtück zu ſchaun!"

Der Abt empfängt es ernſt und ſpricht:
„Den Deutſchen zwingt der Böhme nicht.
Wir hängen's zu des Reiches Ehre
An heil'gen Ort. Daß Gott ſie mehre!“ —

Er ſpricht's und überlegt dabei,
Ob dies der Kern der Gabe ſei.

Aus einer Truhe zieht der Reiter —
Und fährt in ſeiner Rede weiter —
Vier goldne Leuchter ſteingeſchmückt,
Vielarmig, deren Kunſt entzückt:
„Nehmt ſie zu Eurer Kirche Frommen
Und fragt nicht, wo ſie wir genommen!“

Und Herz und Mund und Auge lacht
Dem Abt ob ſolcher ſchweren Pracht.
„Die ſtrahlen“ rühmt er, „hell und weit
Wie Kaiſer Rudolfs Frömmigkeit!
Euch, Kurd, ſobald es kann geſchehn,
Fällt zu ein ſtattlich Kloſterlehn,
Damit ein Mann von Euerm Schlag
Uns Friedensleute ſchirmen mag.“

Schwül brütet Mittag auf den Matten,
In ihres Vordachs breitem Schatten,
Wo plauderhaft das Brünnlein rinnt,
Sitzt Engel mit dem Müllerskind.
Schon sagte Lebewohl die Maid,
Und blieb, ihr thut das Gehen leid.
Es ist, als ob noch eine Frage,
Ihr schüchtern auf den Lippen zage.
Am Berge zuckt ein Wetterschein
Und langsam grollt es durch die Schwüle.
Sie eilt: „Die Kinder sind allein!
Ich will thalnieder nach der Mühle.
Der Vater ist mit Holz gefahren
Nach Stanz. Ich muß das Haus bewahren.
Wie zieht es dunkel um die Wände
Des Titlis! . . . Wißt von Kurd ihr nichts?“

Sie fragt's und wendet sich behende
Und steht erglüh'nden Angesichts
Vor einem Mann im Reiterhut,
Der lachend sagt: „Es geht ihm gut.“

Und Engel hängt am Halse schon
Dem wilden und dem liebsten Sohn.

Sie treten friedlich Hand in Hand
In Engels niedre Täfelſtube:
„War's Lisbeth nicht, die hier verſchwand,
Die huckeback ich trug als Bube?
Wie iſt das Herlein flink und braun
Jetzt hoch und bräutlich anzuſchaun!“ —

„Kurd, die iſt lieblich von Geſtalt,
Doch lebt ſie wie in einer Klauſe.
Die Mutter ſtarb, zwei Jahre bald
Sind um, ſo kommt ſie nie von Hauſe;
Dem Vater dienſtbar, übt ſie treu
An vier Geſchwiſtern Mutterpflicht,
Doch iſt ſie wie die Gemſe ſcheu
Und — einem Kriegsmann taugt ſie nicht.“

Und Kurd: „Ich muß doch nach ihr ſehn,
Will morgen in die Mühle gehn.“

In trautem Ampelſchein beiſammen,
Nicht ſehen ſie der Blitze Flammen,
Vernehmen in erinn'rungsvollen
Geſprächen nicht der Donner Rollen
Und hören nicht die Regen rauſchen,
Derweil ſie lieben Worten lauſchen.

Im Sturm ein geller Ruf erſchallt:
„Ihr Männer wehrt der Stromgewalt!
Die wilden Waſſer kommen ſchon!“

Kurd reißt ſich los und eilt davon.

Gerufen von den Kloſterglocken,
Verſammelt ſich das Volk erſchrocken.
Mit Windlicht und mit Hacken laufen
Thalabwärts aus dem Dorf die Haufen.

Die Mühle ſchwankt im Sturmgebraus,
Jetzt zugedeckt von Finſterniſſen,
Jetzt leuchtet auf den Waſſergraus
Ein fahler Mond aus Wolkenriſſen.
Der Wogenſchwall hat, wild empört,
Das Rad zermalmt, den Steg zerſtört.
Das Haus, vom Ufer abgelöſt,
Schwankt auf den letzten ſchwachen Stützen,
Woran die Welle grimmig ſtößt.
Wer kann es vor Verderben ſchützen!

Auf ſchmaler Treppe Bretern ſteht
Lisbeth mit der Geſchwiſter Schaar,

Die Wange bleich, das Haar verweht;
Das Jüngſte hält ſie bittend dar,
Sie hebt's empor mit fleh'ndem Arme,
Ob ſeiner niemand ſich erbarme.

Nicht Einer, der ſie nicht beklagt!
Nicht Einer, der die Rettung wagt!

Umringt von bangem Volke ſtand
Beat am hohen Uferrand
Und zeigt' der Fluth im Fackelſchein
Beſchwörend den Reliquienſchrein;
Jedoch die trotz'gen Waſſergeiſter
Erkennen heute keinen Meiſter.
Da ringt er im Gebet die Hände
Und ruft: „Herr mach' der Noth ein Ende!
Der Retter die im Himmel wohnen
Schick' einen gegen die Dämonen!
Hilf ſchnell! Es iſt die letzte Friſt!“ . . .

Da ſchallt es hell: „Hier bin ich ſchon!
Und wenn's auch nicht ein Engel iſt,
So iſt's doch eines Engels Sohn!“ —

Es iſt der kühne Kurd. Er gleitet
Vom Ufer nieder in die Fluth
Und zu der naſſen Treppe ſchreitet
Er mächtig durch des Strudels Wuth.
„Schön Lisbeth," ſpricht der Starke, „reich'
Das Kindlein mir in ſeinem Laken,
Dann ſetz' dort noch den Buben gleich
Mir heil'gem Chriſtoph auf den Nacken!"

Er ſtrebt zurück, mit ſichrer Hand
Reicht er die Doppellaſt ans Land,
Und wieder kämpft er mit den Wellen,
Die immer ungeſtümer ſchwellen.
„Komm Lisbeth!" keucht er. Sie ſpricht: „Nein!
Die müſſen erſt gerettet ſein!" —
Er ſieht ſie an, als wie zum Scheiden,
Sprachlos faßt er die letzten Beiden
Und ringend an das Ufer ſchafft
Er dieſe noch mit Rieſenkraft,
Und ſtürzt zurück, und er erreicht
Die Treppe noch.
Ein Donnerprall!
Ein Wogenſturz! Die Stütze weicht
Und langſam kommt das Haus zu Fall.

Schön Lisbeth ſtürzt an ſeine Bruſt
Und wird umfaßt in Todesluſt.
Sie ſchweben. Mit der freien Rechten
Scheint mit dem Stromgeiſt er zu fechten.
Sie ſchwinden in das Dunkel nieder
Und ſteigen in die Helle wieder.
Noch einmal durch des Schaumes Flocken
Sieht man ſein tapfer Haupt frohlocken,
Von jauchzenden Waſſern fortgetragen,
Die über ihm zuſammenſchlagen.

Da jetzt der Strom den Widerſtand
Gebrochen und die Freiheit fand,
Wälzt er gelaſſener und breiter
Die Wogen der Zerſtörung weiter.

Er legt ans Land im Morgenroth,
Die er vereint in Lieb' und Tod.
Kurd hält die bleiche Braut umſchlungen,
Um die er mit dem Strom gerungen.

XII.

Es war ein ſchöner Leichenzug,
Als man den Kurd zu Grabe trug.

Von ſitt'gen Mägdlein ſechs im Land.
Im Sonntagsſchmuck, im Feſtgewand,
Im duft'gen Frühling ihrer Jahre,
Die trugen Lisbeths Todenbahre.
Sie lag, die Wangen blaſſe Roſen,
Auf einem Bett von grünen Mooſen;
Friſch um ihr braungewelltes Haar
Ein Myrtenkranz geflochten war.
Geheime Wonne, ſel'ger Friede
Ruht' ihr auf Stirn und Augenlide.

Jetzt nahte hoch der Starke, Blaſſe,
Dahingeſtreckt in Todesſchlaf.
Murmeln durchlief des Volkes Gaſſe,
Und: Brav! erſcholl's und wieder: Brav!

Die grünumlaubte Bahre halten
Empor auf Schultern breit und ſtark
Sechs hohe ſtämmige Geſtalten,
Sechs Jünglinge, des Landes Mark.
Die Stirne ſchmückt ein Eichenkranz,
Sein gutes Schwert giebt ihm Geleit,
Das tapfre Haupt umſchwebt ein Glanz
Von wunderbarer Fröhlichkeit,
Die Züge, feſt und rein zu ſchaun,
Sind wie aus Marmelſtein gehau'n.

Dann ſchreitet ihrem Sohne nah
In tiefem Sinnen Angela,
Und ob ihr auch das Mutterherz
Zerreißt ein ungeheurer Schmerz,
So iſt er doch gemiſcht mit Luſt,
Hebt Freude doch ihr ſtolz die Bruſt,
Daß, der ihr ſchwer zur Sorge wurd',
So ſchön von hinnen zieht, ihr Kurd.

Jetzt kommen an des Vaters Hand,
Die Kurd dem wilden Strom entwand,
Lisbeths Geſchwiſter, erſt die kleinen,
Die größern folgen nach und weinen,

Und dann des Alpenvolkes Menge,
Ein brauſend feierlich Gedränge,
Das unter dröhnendem Geläute
Dem Sieger folgt und ſeiner Beute.

Einſam im Wittwenſtübchen weilt
Nun Engel, draus ihr Kurd enteilt.

Oft auf des Engelberges Zinnen
Ruht abends ihres Auges Sinnen.
Wann purpurn brennt das Felsgeſtein
Auf Himmelsgründen tief und rein,
Fühlt ſie Verlangen nach der Einheit
Mit dieſer Gluth und dieſer Reinheit.
Noch weiß ſie, wie ſie unverzagt,
Ein Kind, den erſten Hang erklommen,
Als ihr von Marthen ward geſagt,
Daß ſie vom Himmel ſei gekommen,
Und wieder lächelt ihr die Sage
Der klöſterlichen Kindertage.

Wallt dann heran ein Wolkenreigen,
So grüßt ihr Herz die ſtillen Mächte;

Die hohen Geiſter ziehn und ſchweigen —
Doch ſegnend ſtreckt ſich eine Rechte.

In einer Sommermitternacht
Iſt Engel plötzlich aufgewacht:
Leis hat's ans Fenſter ihr gepocht,
Gelb ſchimmert einer Leuchte Docht.
„Mach' auf!" Ihr dünkt's der Ruf Hilars,
Sie öffnet und der Alte war's.
Er meldet, keuchend noch vom Gehn:
„Ein Unglück, Engel, iſt geſchehn.
Dem Baptiſt bracht' in letzter Noth
Ich Beiſtand eben. Er iſt todt.
Das Wildheu hat er heut geſchnitten
Am Engelberg, und iſt geglitten.
Ich ſah ſein Weib in Schmerz verſteinen,
Es thät' ihr wohl, ſich auszuweinen.
Ich weiß, du fürchteſt keine Mühe:
Geh' zu ihr morgen in der Frühe!
Es iſt ja dir in jungen Jahren
Ein gleiches Unglück widerfahren,
Und Gram wird nur von Troſt geſtillt,
Der ſelbſt aus wundem Herzen quillt.
Du kennſt den Weg? — Leb wohl."

Sie ſchaut
Hinaus ins Freie. Rings kein Laut,
Am Himmel nirgends Sterngefunkel,
Lau iſt die Nacht und wolkendunkel.
Sie denkt des armen Weibs. Es leidet
Sie nicht im Haus, und, raſch gekleidet,
Eilt ſie auf einſam dunkeln Wegen
Dem Hang des Engelbergs entgegen.

Die ferne Hütte, die ſie ſucht,
Liegt hoch am Rand der Bergesſchlucht.
Sie iſt den Pfad ſchon oft gegangen
Und, ob er wild ſei und zerriſſen,
Sie ſchreitet ſchnell und ohne Bangen
Und kann des Mondes Leuchte miſſen.

Sie geht. Seit Stunden wandert ſie,
Doch kommt ſie zu der Hütte nie,
Und ſchon auf nackten Felſen tritt
Ihr Fuß. Sie fördert ſtets den Schritt,
Sie ſieht, daß ſteigend unverweilt
Schon hoch ſie überm Thale ſchreitet.
Iſt ſie den Steg vorbeigeeilt,
Der ſeitwärts auf die Alpe leitet?

Doch heller wird's! Der Tag muß ſteigen
Und wird ihr bald die Wege zeigen.

Die eilt, als ob hinan ſie triebe
All' ihres Lebens Kraft und Liebe!
Als pochte ſehnſuchtsvoll im Herzen,
Als öffnet' ſich in warmen Wunden,
Was ſie an Wonnen und an Schmerzen,
Was ſie an Glück und Gram empfunden!
Es drängt hinauf ſie ohne Ruh',
Als flüchte ſie der Heimat zu!
Sie eilt, es läßt ihr keine Raſt
Die Liebesgluth, die Todeshaft! —

Der Abgrund. — Weiter kann ſie nicht.
Sie wartet auf das Himmelslicht.
Jetzt fühlt ſie an den Fels gelehnt,
Daß ſich ihr Leib nach Ruhe ſehnt.

Da ſieht ſie über Thalesfeuchten,
Ein morgenblaſſes Silberbild,
Den Titlis langſam ſich erleuchten,
Verſöhnungsvoll, unendlich mild.
Wo iſt ſie? — Tief verſank das Thal,

Hoch ſteht ſie auf des Berges Throne
Und neben ihr mit einem Mal
Ragt auf die ſchwarze Zackenkrone.

Müd ſetzt ſie nieder ſich am Hang,
Die Tiefe tönt vor ihrem Fuß,
Auf Windesſchwingen ſchwebt Geſang
Und leis erklingt der Engelgruß:

„Willkommen, Himmelskind, willkommen
Du haſt den ſteilen Berg erklommen!“ . . . .

Sie ſenkt das Haupt, ſie ſchließt die Lider,
Entſchlummert, und erwacht nicht wieder.

Des Himmels ſtille Heere fahren
Und nah'n in feierlichen Reih'n,
Die Engel ziehn in lichten Schaaren
Und hüllen das Geſchwiſter ein.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

...VERS
LIPS

Das Amulet.

G. I... hhardt

Eine Novelle

Franz Ohme
IN
LEIPZIG

von

C. Ferdinand Meyer.

Hahn 7070

Leipzig.
Verlag von H. Haessel.
1873.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Alte vergilbte Blätter liegen vor mir mit Aufzeichnungen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit.

G. Buschhardt

Das Amulet.

I.

Heute am vierzehnten März 1611 ritt ich von meinem Sitz am Bielersee hinüber nach Courtion zu dem alten Boccard, den Handel um eine mir gehörige mit Eichen und Buchen bestandene Halde in der Nähe von Münchweiler abzuschließen, der sich schon eine Weile hingezogen hatte. Der alte Herr bemühte sich in langwierigem Briefwechsel um eine Preiserniedrigung. Gegen den Werth des fraglichen Waldstreifens konnte kein ernstlicher Widerspruch erhoben werden, doch der Greis schien es für seine Pflicht zu halten mir noch etwas abzumarkten. Da ich indessen guten Grund hatte, ihm alles Liebe zu erweisen und überdies Geldes benöthigt war, um meinem Sohn, der im Dienste der General=

ſtaaten ſteht, und mit einer blonden runden Holländerin verlobt iſt, die erſte Einrichtung ſeines Hausſtandes zu erleichtern, entſchloß ich mich, ihm nachzugeben und den Handel raſch zu beendigen.

Ich fand ihn auf ſeinem alterthümlichen Sitz einſam und in vernachläſſigtem Zuſtande. Sein graues Haar hing ihm unordentlich in die Stirn und hinunter auf den Nacken. Als er meine Bereitwilligkeit vernahm, blitzten ſeine erloſchenen Augen auf bei der freudigen Nachricht. Rafft und ſammelt er doch in ſeinen alten Tagen, uneingedenk daß ſein Stamm mit ihm verdorren und er ſeine Habe lachenden Erben laſſen wird.

Er führte mich in ein kleines Thurmzimmer, wo er in einem wurmſtichigen Schrank ſeine Schriften verwahrt, hieß mich Platz nehmen und bat mich den Contract ſchriftlich aufzuſetzen. Ich hatte meine kurze Arbeit beendigt und wandte mich zu dem Alten um, der unterdeſſen in den Schubladen gekramt hatte nach ſeinem Siegel ſuchend, das er verlegt zu haben

ſchien. Wie ich ihn alles haſtig durcheinanderwerfen ſah, erhob ich mich unwillkürlich, als müßt' ich ihm helfen. Er hatte eben wie in fieberiſcher Eile ein geheimes Schubfach geöffnet, als ich hinter ihn trat, einen Blick hineinwarf und — tief aufſeufzte.

In dem Fache lagen nebeneinander zwei ſeltſame, beide mir nur zu wohl bekannte Gegenſtände: ein durchlöcherter Filzhut, den einſt eine Kugel durchbohrt hatte, und ein großes rundes Medaillon von Silber mit dem Bilde der Muttergottes von Einſiedeln in getriebener, ziemlich roher Arbeit.

Der Alte kehrte ſich um, als wollte er meinen Seufzer beantworten, und ſagte in weinerlichem Ton:

„Ja wohl, Herr Schadau, mich hat die Dame von Einſiedeln, noch behüten dürfen zu Haus und im Feld; aber ſeit die Ketzerei in die Welt gekommen iſt und auch unſre Schweiz verwüſtet hat, iſt die Macht der guten Dame erloſchen, ſelbſt für die Rechtgläubigen! Das hat ſich an Wilhelm gezeigt — mei-

nem lieben Jungen.“ Und eine Thräne quoll unter seinen grauen Wimpern hervor.

Mir war bei diesem Auftritt weh ums Herz und ich richtete an den Alten ein paar tröstende Worte über den Verlust seines Sohnes, der mein Altersgenosse gewesen und an meiner Seite tödtlich getroffen worden war. Doch meine Rede schien ihn zu verstimmen, oder er überhörte sie, denn er kam hastig wieder auf unser Geschäft zu reden, suchte von neuem nach dem Siegel, fand es endlich, bekräftigte die Urkunde und entließ mich dann bald ohne sonderliche Höflichkeit.

Ich ritt heim. Wie ich in der Dämmerung meines Weges trabte, stiegen mit den Düften der Frühlingserde die Bilder der Vergangenheit vor mir auf mit einer so drängenden Gewalt, in einer solchen Frische, in so scharfen und einschneidenden Zügen, daß sie mich peinigten. Das Schicksal Wilhelm Boccards war mit dem meinigen aufs engste verflochten, zuerst auf eine freundliche, dann auf eine

faſt ſchreckliche Weiſe. Ich habe ihn in den Tod gezogen. Und doch, ſo ſehr mich dies drückt, kann ich es nicht bereuen und müßte wohl heute im gleichen Falle wieder ſo handeln, wie ich es mit zwanzig Jahren that. Immerhin ſetzte mir die Erinnerung der alten Dinge ſo zu, daß ich mit mir einig wurde, den ganzen Verlauf dieſer wunderſamen Geſchichte ſchriftlich niederzulegen und ſo mein Gemüth zu erleichtern.

II.

Ich bin im Jahr 1553 geboren und habe meinen Vater nicht gekannt, der wenige Jahre später auf den Wällen von St. Quentin fiel. Ursprünglich ein thüringisches Geschlecht, hatten meine Vorfahren von jeher in Kriegsdienst gestanden und waren manchem Kriegsherrn gefolgt. Mein Vater hatte sich besonders den Herzog Ulrich von Wirtemberg verpflichtet, der ihm für treu geleistete Dienste ein Amt in seiner Grafschaft Mümpelgard anvertraute und eine Heirat mit einem Fräulein von Bern vermittelte, deren Ahn einst sein Gastfreund gewesen war, als Ulrich sich landesflüchtig in der Schweiz umtrieb. Es duldete meinen Vater jedoch nicht lange auf diesem ruhigen Posten und er nahm Dienst in Frank-

reich, das damals die Picardie gegen England und Spanien vertheidigen mußte. Dies war sein letzter Feldzug.

Meine Mutter folgte dem Vater nach kurzer Frist ins Grab, und ich wurde von einem mütterlichen Ohm aufgenommen, der seinen Sitz am Bielersee hatte und sich wenig in die öffentlichen Angelegenheiten mischte. Ja er verdankte es eigentlich nur seinem in die Jahrbücher von Bern glänzend eingetragenen Namen, daß er überhaupt auf Bernerboden geduldet wurde. Er gab sich nämlich von Jugend auf viel mit Bibelerklärung ab, wie es in jener Zeit religiöser Erschütterung nichts Ungewöhnliches war; aber er hatte, und das war das Ungewöhnliche, aus manchen Stellen des heiligen Buches, besonders aus der Offenbarung Johannis, die Ueberzeugung geschöpft, daß es mit der Welt zu Ende gehe und es deßhalb nicht räthlich und ein eitles Werk sei, am Vorabend dieser durchgreifenden Krise eine neue Kirche zu gründen, weßwegen er sich des ihm zuständigen Sitzes im Münster

zu Bern beharrlich und grundsätzlich entschlug. Wie gesagt, nur seine Verborgenheit schützte ihn vor dem gestrengen Arm des geistlichen Regimentes. Unter den Augen dieses harmlosen und guten Mannes wuchs ich, wo nicht ohne Zucht, doch ohne Ruthe in ländlicher Freiheit auf. Mein Umgang waren die Bauerjungen des benachbarten Dorfes und dessen Pfarrer, ein strenger Calvinist, durch den mich mein Ohm mit Selbstverläugnung in der Landesreligion unterrichten ließ.

Die zwei Pfleger meiner Jugend stimmten in manchen Punkten nicht zusammen. Während der Theologe mit seinem Meister Calvin die Ewigkeit der Höllenstrafen als das unentbehrliche Fundament der Gottesfurcht ansah, getröstete sich der Laie der einstigen Versöhnung und fröhlichen Wiederbringung aller Dinge. Meine Denkkraft übte sich mit Genuß an der herben Consequenz der calvinistischen Lehre und bemächtigte sich ihrer, ohne eine Masche des festen Netzes fallen zu lassen; aber mein Herz ge-

hörte ſonder Vorbehalt dem Oheim. Seine Zukunftsbilder beſchäftigten mich wenig, nur einmal gelang es ihm, mich zu verblüffen. Ich nährte ſeit langem den Wunſch, einen wilden jungen Hengſt, den ich in Viel geſehn, einen prächtigen Falben, zu beſitzen, und näherte mich mit dieſem großen Anliegen auf der Zunge eines Morgens meinem in ein Buch vertieften Oheim, eine Weigerung befürchtend, nicht wegen des hohen Preiſes, wohl aber wegen der landeskundigen Wildheit des Thieres, das ich zu ſchulen wünſchte. Kaum hatte ich den Mund geöffnet, als er aufblickend mich plötzlich ſcharf ins Auge faßte und mich feierlich anredete: „Weißt du, Hans, was das fahle Pferd bedeutet, auf dem der Tod ſitzt?“ —

Ich verſtummte vor Erſtaunen über die Seher-gabe meines Oheims; aber ein Blick in das vor ihm aufgeſchlagene Buch belehrte mich, daß er nicht von meinem Falben, ſondern von einem der vier apokalyptiſchen Reiter ſprach.

Der gelehrte Pfarrer unterwies mich zugleich in der Mathematik und sogar in den Anfängen der Kriegswissenschaft, soweit sie sich aus den bekannten Handbüchern schöpfen läßt; denn er war in seiner Jugend als Student in Genf mit auf die Wälle und ins Feld gezogen.

Es war eine ausgemachte Sache, daß ich mit meinem siebzehnten Jahre in Kriegsdienste zu treten habe; auch das war für mich keine Frage, unter welchem Feldherrn ich meine ersten Waffenjahre verbringen würde. Der Name des großen Coligny erfüllte damals die ganze Welt. Nicht seine Siege, deren hatte er keinen erfochten, sondern seine Niederlagen, welchen er durch Feldherrnkunst und Charaktergröße den Werth von Siegen zu geben wußte, hatten ihn aus allen lebenden Feldherrn hervorgehoben, wenn man ihm nicht den spanischen Alba an die Seite setzen wollte; diesen aber haßte ich wie die Hölle. Nicht nur war mein tapfrer Vater treu und trotzig zum protestantischen Glauben gestanden,

nicht nur hatte mein sanftmüthiger Ohm vom Papstthum einen übeln Begriff und meinte es in der Babylonierin der Offenbarung vorgebildet zu sehn, sondern ich selbst fing an mit warmem Herzen Partei zu nehmen. Hatte ich doch schon als Knabe mich in die protestantische Heerschaar eingereiht, als es im Jahre 1567 galt die Waffen zu ergreifen, um Genf gegen einen Handstreich Alba's zu sichern, der sich aus Italien längs der Schweizergrenze nach den Niederlanden durchwand. Den Jüngling litt es kaum mehr in der Einsamkeit von Chaumont, so hieß der Sitz meines Oheims.

Im Jahr 1570 gab das Pacificationsedikt von St. Germain en Laye den Hugenoten in Frankreich Zutritt zu allen Aemtern und Coligny, nach Paris gerufen, berieth mit dem König, dessen Herz er, wie die Rede ging, vollständig gewonnen hatte, den Plan eines Feldzugs gegen Alba zur Befreiung der Niederlande. Ungeduldig erwartete ich die jahrelang sich verzögernde Kriegserklärung, die mich zu

Coligny's Schaaren rufen sollte; denn seine Reitere bestand von jeher aus Deutschen und der Name meines Vaters mußte ihm aus frühern Zeiten bekannt sein.

Aber diese Kriegserklärung wollte noch immer nicht kommen und zwei ärgerliche Erlebnisse sollten mir die letzten Tage in der Heimat verbittern.

Als ich eines Abends im Mai mit meinem Ohm unter der blühenden Hoflinde das Vesperbrot verzehrte, erschien vor uns in ziemlich kriechender Haltung und schäbiger Kleidung ein Fremder, dessen unruhige Augen und gemeine Züge auf mich einen unangenehmen Eindruck machten. Er empfahl sich der gnädigen Herrschaft als Stallmeister, was in unsern Verhältnissen nichts andres als Reitknecht bedeutete, und schon war ich im Begriff ihn kurz abzuweisen, denn mein Oheim hatte ihm bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt, als der Fremdling mir alle seine Kenntnisse und Fertigkeiten herzuzählen begann.

„Ich führe die Stoßklinge," sagte er, „wie Wenige und kenne die hohe Fechtschule aus dem Fundament." —

Bei meiner Entfernung von jedem städtischen Fechtboden empfand ich gerade diese Lücke meiner Ausbildung schmerzlich und trotz meiner instinktiven Abneigung gegen den Ankömmling ergriff ich die Gelegenheit ohne Bedenken, zog den Fremden in meine Fechtkammer und gab ihm eine Klinge in die Hand, mit welcher er die meinige so vorzüglich meisterte, daß ich sogleich mit ihm abmachte und ihn in unsre Dienste nahm.

Dem Ohm stellte ich vor, wie günstig die Gelegenheit sei, noch im letzten Augenblick vor der Abreise den Schatz meiner ritterlichen Kenntnisse zu bereichern.

Von nun an brachte ich mit dem Fremden — er bekannte sich zu böhmischer Abkunft — Abend um Abend oft bis zu später Stunde in der Waffenkammer zu, die ich mit zwei Mauerlampen möglichst

erleuchtete. Leicht erlernte ich Stoß, Parade, Finte, und bald führte ich, theoretisch vollkommen fest, die ganze Schule richtig und zur Befriedigung meines Lehrers durch; dennoch brachte ich diesen in helle Verzweiflung dadurch daß es mir unmöglich war, eine gewisse angeborne Gelassenheit los zu werden, welche er Langsamkeit schalt und mit seiner blitzschnell zuckenden Klinge spielend besiegte.

Um mir das mangelnde Feuer zu geben, verfiel er auf ein seltsames Mittel. Er nähte sich auf sein Fechtwams ein Herz von rothem Leder, das die Stelle des pochenden anzeigte, und auf welches er im Fechten mit der Linken höhnisch und herausfordernd hinwies. Dazu stieß er mannigfache Kriegsrufe aus, am häufigsten: „Alba hoch! — Tod den niederländischen Rebellen!“ — oder auch: „Tod dem Ketzer Coligny! An den Galgen mit ihm!“ — Obwohl mich diese Rufe im Innersten empörten und mir den Menschen noch widerlicher machten, als er es mir ohnehin war, gelang es mir nicht mein

Tempo zu beschleunigen, da ich schon als pflichtschuldig Lernender ein Maß von Behendigkeit aufgewendet hatte, das sich nun einmal nicht überschreiten ließ. Eines Abends, als der Böhme gerade ein fürchterliches Geschrei anhob, trat mein Oheim besorgt durch die Seitenthüre ein, zu sehen was es gäbe, zog sich aber gleich entsetzt zurück, da er meinen Gegner mit dem Ausruf: „Tod den Hugenoten," mir einen derben Stoß mitten auf die Brust versetzen sah, der mich, galt es Ernst, durchbohrt hätte.

Am nächsten Morgen, als wir unter unsrer Linde frühstückten, hatte der Ohm etwas auf dem Herzen und ich denke, es war der Wunsch sich des unheimlichen Hausgenossen zu entledigen, als von dem bieler Stadtboten ein Schreiben mit einem großen Amtssiegel überbracht wurde. Der Ohm öffnete es, runzelte im Lesen die Stirn und reichte es mir mit den Worten: „Da haben wir die Bescheerung! — Lies, Hans, und dann wollen wir berathen, was zu thun sei."

Da stand nun zu lesen, daß ein Böhme, der sich

vor einiger Zeit in Stuttgart als Fechtmeiſter niedergelaſſen, ſein Weib, eine geborne Schwäbin, aus Eiferſucht meuchleriſch erſtochen; daß man in Erfahrung gebracht, der Thäter habe ſich nach der Schweiz geſchlagen, ja, daß man ihn, oder jemand der ihm zum Verwechſeln gleiche, im Dienſt des Herrn zu Chaumont wolle geſehen haben; daß man dieſen, dem in Erinnerung des ſeligen Schadau, ſeines Schwagers, der Herzog Chriſtoph ſonderlich gewogen ſei, dringend erſuche, den Verdächtigen zu verhaften, ſelbſt ein erſtes Verhör vorzunehmen und bei beſtätigtem Verdachte den Schuldigen an die Grenze liefern zu laſſen. Unterzeichnet und beſiegelt war das Schreiben von dem herzoglichen Amte in Stuttgart.

Während ich das Aktenſtück las, blickte ich nachdenkend einmal darüber hinweg nach der Kammer des Böhmen, die ſich, im Giebel des Schloſſes gelegen, mit dem Auge leicht erreichen ließ und ſah ihn am Fenſter beſchäftigt eine Klinge zu putzen.

Entſchloſſen den Uebelthäter feſtzunehmen und der Gerechtigkeit zu überliefern, erhob ich doch unwillkürlich das Schreiben in der Weiſe, daß ihm das große, rothe Siegel, wenn er gerade herunter lauerte, ſichtbar wurde, — ſeinem Schickſal eine kleine Friſt gebend ihn zu retten.

Dann erwog ich mit meinem Ohm die Feſtnehmung und den Transport des Schuldigen; denn daß er dieſes war, daran zweifelten wir beide keinen Augenblick.

Hierauf ſtiegen wir, jeder ein Piſtol in der Hand, auf die Kammer des Böhmen. Sie war leer; aber durch das offene Fenſter über die Bäume des Hofes weg — weit in der Ferne, wo ſich der Weg um den Hügel wendet, ſahn wir einen Reiter galoppiren, und jetzt beim Hinunterſteigen trat uns der Bote von Biel, der das Schreiben überbracht hatte, jammernd entgegen, er ſuche vergeblich ſein Roß, welches er am hintern Hofthor angebunden, während ihm ſelbſt in der Küche ein Trunk gereicht wurde.

Zu dieſer leidigen Geſchichte, die im Lande viel Aufſehn erregte, und im Munde der Leute eine abenteuerliche Geſtalt gewann, kam noch ein anderer Unfall, der machte, daß meines Bleibens daheim nicht länger ſein konnte.

Ich ward auf eine Hochzeit nach Biel geladen, wo ich, da das Städtchen kaum eine Stunde entfernt liegt, manche, wenn auch nur flüchtige Beziehungen hatte. Bei meiner ziemlich abgeſchloſſenen Lebensweiſe galt ich für ſtolz, und mit meinen Gedanken in der nahen Zukunft, die mich, wenn auch in beſcheidenſter Stellung, in die großen Geſchicke der proteſtantiſchen Welt verflechten ſollte, konnte ich den innern Händeln und dem Stadtklatſch der kleinen Republik Biel kein Intereſſe abgewinnen. So lächelte mir dieſe Einladung nicht beſonders, und nur das Drängen meines ebenſo zurückgezogenen, doch dabei leutſeligen Oheims bewog mich, der Einladung Folge zu leiſten.

Den Frauen gegenüber war ich ſchüchtern. Von

kräftigem Körperbau und ungewöhnlicher Höhe des Wuchſes, aber unſchönen Geſichtszügen, fühlte ich wohl, wenn ich mir davon auch nicht Rechenſchaft gab, daß ich die ganze Summe meines Herzens auf eine Nummer zu ſetzen habe, und die Gelegenheit dazu, ſo ſchwebte mir dunkel vor, mußte ſich in der Umgebung meines Helden finden. Auch ſtand bei mir feſt, daß ein volles Glück mit vollem Einſatz, mit dem Einſatze des Lebens wolle gewonnen ſein.

Unter meinen jugendlichen Bewunderungen nahm neben dem großen Admiral ſein jüngerer Bruder Dandelot die erſte Stelle ein, deſſen weltkundige ſtolze Brautfahrt meine Einbildungskraft entzündete. Seine Flamme, ein lothringiſches Fräulein, hatte er vor den Augen ſeiner katholiſchen Todfeinde, der Guiſen, aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in feſtlichem Zuge unter Trommetenſchall dem herzoglichen Schloſſe vorüberreitend.

Etwas derartiges wünſchte ich mir vorbeſtimmt.

Ich machte mich also nüchternen und verdroſſenen Herzens nach Biel auf den Weg. Man war höchſt zuvorkommend gegen mich und gab mir meinen Platz an der Tafel neben einem liebenswürdigen Mädchen. Wie es ſchüchternen Menſchen zu gehen pflegt, gerieth ich, um jedem Verſtummen vorzubeugen, in das entgegengeſetzte Fahrwaſſer und um nicht unhöflich zu erſcheinen, machte ich meiner Nachbarin lebhaft den Hof. Uns gegenüber ſaß der Sohn des Schultheißen, eines vornehmen Spezereihändlers, der an der Spitze der ariſtokratiſchen Partei ſtand; denn das kleine Biel hatte gleich größern Republiken ſeine Ariſtokraten und Demokraten. Franz Godillard, ſo hieß der junge Mann, der vielleicht Abſichten auf meine Nachbarin haben mochte, verfolgte unſer Geſpräch, ohne daß ich anfänglich deſſen gewahr wurde, mit ſteigendem Intereſſe und feindſeligen Blicken.

Da fragte mich das hübſche Mädchen, wann ich nach Frankreich zu ziehn gedächte.

„Sobald der Krieg erklärt ist gegen den Blut-hund Alba!“ erwiederte ich eifrig.

„Man dürfte von einem solchen Manne in we-niger respektwidrigen Ausdrücken reden!“ warf mir Godillard über den Tisch zu.

— „Ihr vergeßt wohl,“ entgegnete ich, „die miß-handelten Niederländer! Keinen Respekt ihrem Unter-drücker, und wäre er der größte Feldherr der Welt!“

— „Er hat Rebellen gezüchtigt,“ war die Ant-wort, „und ein heilsames Beispiel auch für unsre Schweiz gegeben.“

— „Rebellen!“ schrie ich und stürzte ein Glas feurigen Cortaillod hinunter. „So gut, oder so wenig Rebellen, als die Eidgenossen auf dem Rütli!“ —

Godillard nahm eine hochmüthige Miene an, zog die Augenbrauen erst mit Wichtigkeit in die Höhe und versetzte dann grinsend: „Untersucht einmal ein gründlicher Gelehrter die Sache, wird es sich viel-leicht weisen, daß die aufrührerischen Bauern der

Waldstätte gegen Oesterreich schwer im Unrecht und offener Rebellion schuldig waren. Uebrigens gehört das nicht hieher; ich behaupte nur, daß es einem jungen Menschen ohne Verdienst, ganz abgesehn von jeder politischen Meinung, übel ansteht, einen berühmten Kriegsmann mit Worten zu beschimpfen."

Dieser Hinweis auf die unverschuldete Verzögerung meines Kriegsdienstes empörte mich aufs tiefste, die Galle lief mir über und: „Ein Schurke!" rief ich aus, „wer den Schurken Alba in Schutz nimmt!"

Jetzt entstand ein sinnloses Getümmel, aus welchem Godillard mit zerschlagenem Kopfe weggetragen wurde und ich mich mit blutender, vom Wurf eines Glases zerschnittener Wange zurückzog.

Am Morgen erwachte ich in großer Beschämung, voraussehend daß ich, ein Vertheidiger der evangelischen Wahrheit, in den Ruf eines Trunkenboldes gerathen würde.

Ohne langes Besinnen packte ich meinen Mantelsack, beurlaubte mich bei dem Oheim, dem ich

mein Mißgeschick andeutete, und der nach einigem Hin- und Herreden sich damit einverstanden erklärte, daß ich den Ausbruch des Krieges in Paris erwarten möge, steckte eine Rolle Gold aus dem kleinen Erbe meines Vaters zu mir, bewaffnete mich, sattelte meinen Falben und machte mich auf den Weg nach Frankreich.

III.

Ich durchzog ohne nennenswerthe Abenteuer die Freigrafschaft und Burgund, erreichte den Lauf der Seine und näherte mich eines Abends den Thürmen von Melun, die noch eine kleine Stunde entfernt liegen mochten, über denen aber ein schweres Gewitter hing. Ein Dorf durchreitend, das an der Straße lag, erblickte ich auf der steinernen Hausbank der nicht unansehnlichen Herberge zu den drei Lilien einen jungen Mann, welcher, wie ich, ein Reisender und ein Kriegsmann zu sein schien, dessen Kleidung und Bewaffnung aber eine Eleganz zeigte, von welcher meine schlichte calvinistische Tracht gewaltig abstach. Da es in meinem Reiseplan lag, vor Nacht Melun zu erreichen, erwiederte ich seinen

Gruß nur flüchtig, ritt vorüber und glaubte noch den Ruf: „Gute Reise, Landsmann!“ hinter mir zu vernehmen.

Eine Viertelstunde trabte ich beharrlich weiter, während das Gewitter mir schwarz entgegenzog, die Luft unerträglich dumpf wurde und kurze, heiße Windstöße den Staub der Straße in Wirbeln aufjagten. Mein Roß schnaubte. Plötzlich fuhr ein blendender und krachender Blitzstrahl wenige Schritte vor mir in die Erde. Der Falbe stieg, drehte sich und jagte in wilden Sprüngen gegen das Dorf zurück, wo es mir endlich unter strömendem Regen vor dem Thore der Herberge gelang, des geängsteten Thieres Herr zu werden.

Der junge Gast erhob sich lächelnd von d. ourch das Vordach geschützten Steinbank, rief den Stallknecht, war mir beim Abschnallen des Mantelsacks behilflich und sagte: „Laßt es Euch nicht reuen, hier zu nächtigen, Ihr findet vortreffliche Gesellschaft.“

„Daran zweifle ich nicht!“ versetzte ich grüßend.

— „Ich spreche natürlich nicht von mir," fuhr er fort, „sondern von einem alten ehrwürdigen Herrn, den die Wirthin Herr Parlamentsrath nennt — also ein hoher Würdeträger — und von seiner Tochter oder Nichte, einem ganz unvergleichlichen Fräulein. ..... Oeffnet dem Herrn ein Zimmer!" Dies sprach er zu dem herantretenden Wirth, „und Ihr, Herr Landsmann, kleidet Euch rasch um, und laßt uns nicht warten, denn der Abendtisch ist gedeckt." —

„Ihr nennt mich Landsmann?" entgegnete ich französisch, wie er mich angeredet hatte. „Woran erkennt Ihr mich als solchen?" —

„An Haupt und Gliedern!" versetzte er lustig. „Vorerst seid Ihr ein Deutscher, und an Euerm ganzen festen und gesetzten Wesen erkenne ich den Berner. Ich aber bin Euer treuer Verbündeter von Fryburg und nenne mich Wilhelm Boccard." —

Ich folgte dem voranschreitenden Wirth in die Kammer, die er mir anwies, wechselte die Kleider

und stieg hinunter in die Gaststube, wo ich erwartet war. Boccard trat auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und stellte mich einem ergrauten Herrn von feiner Erscheinung und einem schlanken Mädchen im Reitkleide vor mit den Worten: „Mein Kamerad und Landsmann" ..... dabei sah er mich fragend an.

„Schadau von Bern," schloß ich die Rede.

„Es ist mir höchst angenehm," erwiederte der alte Herr verbindlich, „mit einem jungen Bürger der berühmten Stadt zusammenzutreffen, der meine Glaubensbrüder in Genf so viel zu danken haben. Ich bin der Parlamentsrath Chatillon, dem der Religionsfriede erlaubt, nach seiner Vaterstadt Paris zurückzukehren."

„Chatillon?" wiederholte ich in ehrfurchtsvoller Verwunderung. „Das ist der Familienname des großen Admirals."

„Ich habe nicht die Ehre mit ihm verwandt zu sein," versetzte der Parlamentsrath, „oder wenig-

stens nur ganz von fern; aber ich kenne ihn und bin ihm befreundet, so weit es der Unterschied des Standes und des persönlichen Werthes gestattet. Doch setzen wir uns, meine Herrschaften. Die Suppe dampft und der Abend bietet noch Raum genug zum Gespräch." —

Ein Eichentisch mit gewundenen Füßen vereinigte uns an seinen vier Seiten. Oben war dem Fräulein, zu ihrer Rechten und Linken dem Rath und Boccard und mir am untern Ende der Tafel das Gedeck gelegt. Nachdem unter den üblichen Erkundigungen und Reisegesprächen das Mal beendigt und zu einem bescheidenen Nachtisch das perlende Getränk der benachbarten Champagne aufgetragen war, fing die Rede an zusammenhängender zu fließen.

„Ich muß es an Euch loben, Ihr Herren Schweizer," begann der Rath, daß Ihr nach kurzen Kämpfen gelernt habt, Euch auf kirchlichem Gebiete friedlich zu vertragen. Das ist ein Zeichen von billigem Sinn und gesundem Gemüth und mein unglückliches

Vaterland könnte sich an Euch nur ein Beispiel nehmen. Werden wir denn nie lernen, daß sich die Gewissen nicht meistern lassen, und daß ein Protestant sein Vaterland so glühend lieben, so muthig vertheidigen und seinen Gesetzen so gehorsam sein kann, als ein Katholik!"

„Ihr spendet uns zu reichliches Lob!" warf Boccard ein. „Freilich vertragen wir Katholiken und Protestanten uns im Staate leidlich; aber die Geselligkeit ist durch die Glaubensspaltung völlig verdorben. In früherer Zeit waren wir von Fryburg mit denen von Bern vielfach verschwägert. Das hat nun aufgehört und langjährige Bande sind zerschnitten. Auf der Reise," fuhr er scherzend zu mir gewendet fort, „sind wir uns noch zuweilen behilflich; aber zu Hause grüßen wir uns kaum. Laßt mich Euch erzählen: Als ich auf Urlaub in Fryburg war, — ich diene unter den Schweizern seiner allerchristlichsten Majestät — wurde gerade die Milchmesse auf den Plaffeyer Alpen gefeiert, wo mein Vater begütert

ist und auch die Kirchberge von Bern ein Weidrecht besitzen. Das war ein trübsinniges Fest. Der Kirchberg hatte seine Töchter, vier stattliche Bernerinnen mitgebracht, die ich, als wir Kinder waren, auf der Alp alljährlich im Tanze schwenkte. Könnt Ihr glauben, daß nach beendigtem Ehrentanz die Mädchen mitten unter den läutenden Kühen ein theologisches Gespräch begannen und mich, der ich mich nie viel um diese Dinge bekümmert habe, einen Götzendiener und Christenverfolger schalten, weil ich auf den Schlachtfeldern von Jarnac und Moncontour gegen die Hugenotten meine Pflicht gethan?"

„Religionsgespräche," begütigte der Rath, „liegen jetzt eben in der Luft; aber warum sollte man sie nicht mit gegenseitiger Achtung führen und in versöhnlichem Geiste sich verständigen können? So bin ich versichert, Herr Boccard, daß Ihr mich wegen meines evangelischen Glaubens nicht zum Scheiterhaufen verdammt, und daß Ihr nicht der Letzte seid,

die Grausamkeit zu verwerfen, mit der die Calvinisten in meinem armen Vaterlande lange Zeit behandelt worden sind."

„Seid davon überzeugt!" erwiederte Boccard, „Nur durft Ihr nicht vergessen, daß man das Alte und Hergebrachte in Staat und Kirche nicht grausam nennen darf, wenn es sein Dasein mit allen Mitteln vertheidigt. Was übrigens die Grausamkeit betrifft, so weiß ich keine grausamere Religion als den Calvinismus."

„Ihr denkt an Servet?" — sagte der Rath mit leiser Stimme, während sich sein Antlitz trübte.

„Ich dachte nicht an menschliche Strafgerichte," versetzte Boccard, „sondern an die göttliche Gerechtigkeit, wie sie der finstere neue Glaube verunstaltet. Wie gesagt, ich verstehe nichts von der Theologie, aber mein Ohm, der Chorherr in Freyburg, ein glaubwurdiger und gelehrter Mann, hat mich versichert, es sei ein calvinistischer Satz, daß eh' es Gutes oder Böses gethan hat, das Kind schon in der Wiege zur

ewigen Seligkeit bestimmt, oder der Hölle verfallen sei. Das ist zu schrecklich, um wahr zu sein!"

„Und doch ist es wahr," sagte ich, des Unterrichts meines Pfarrers mich erinnernd, „schrecklich oder nicht, es ist logisch!"

„Logisch?" fragte Boccard. „Was ist logisch?"

„Was sich nicht selbst widerspricht," ließ sich der Rath vernehmen, den mein Eifer zu belustigen schien.

„Die Gottheit ist allwissend und allmächtig," fuhr ich mit Siegesgewißheit fort, „was sie voraussieht und nicht hindert ist ihr Wille, demnach ist allerdings unser Schicksal schon in der Wiege entschieden."

„Ich würde Euch das gern umstoßen," sagte Boccard, „wenn ich mich jetzt nur auf das Argument meines Oheims besinnen könnte! Denn er hatte ein treffliches Argument dagegen . . ."

„Ihr thätet mir einen Gefallen," meinte der Rath, „wenn es Euch gelänge, Euch dieses trefflichen Argumentes zu erinnern." —

Der Freiburger schenkte sich den Becher voll, leerte ihn langsam und schloß die Augen. Nach einigem Besinnen sagte er heiter: „Wenn die Herrschaften geruhn, mir nichts einzuwerfen und mich meine Gedanken ungestört entwickeln zu lassen, so hoff' ich nicht übel zu bestehn. Angenommen also, Herr Schadau, Ihr waret von Eurer calvinistischen Vorsehung seit der Wiege zur Hölle verdammt — doch bewahre mich Gott vor solcher Unhöflichkeit — gesetzt denn, ich wäre im Voraus verdammt; aber ich bin ja, Gott sei Dank, kein Calvinist“.... Hierauf nahm er einige Krumen des vortrefflichen Waizenbrotes, formte sie mit den Fingern zu einem Männchen, das er auf seinen Teller setzte mit den Worten: „Hier steht ein von Geburt an zur Hölle verdammter Calvinist. Nun gebt Acht, Schadau! — Glaubt Ihr an die zehn Gebote?“

„Wie, Herr?“ fuhr ich auf.

„Nur, nun, man darf doch fragen. Ihr Protestanten habt so manches Alte abgeschafft! Also Gott befiehlt diesem Calvinisten: Thue das! Unterlasse

jenes! Ist solches Gebot nun nicht eitel böses Blendwerk, wenn der Mann zum Voraus bestimmt ist, das Gute nicht thun zu können und das Böse thun zu müssen? Und einen solchen Unsinn muthet Ihr der höchsten Weisheit zu? Richtig ist das, wie dies Gebilde meiner Finger!" und er schnellte das Brotmännchen in die Höhe.

„Nicht übel!" meinte der Rath.

Während Boccard seine innere Genugthuung zu verbergen suchte, musterte ich eilig meine Gegengründe; aber ich wußte in diesem Augenblicke nichts Triftiges zu antworten und sagte mit einem Anflug unmuthiger Beschämung: „Das ist ein dunkler, schwerer Satz, der sich nicht leichthin erörtern läßt. Uebrigens ist seine Behauptung nicht unentbehrlich, um den Papismus zu verwerfen, dessen augenfällige Mißbräuche Ihr selbst, Boccard, nicht läugnen könnt. Denkt an die Unsitten der Pfaffen!"

„Es giebt schlimme Vögel unter ihnen," nickte Boccard.

„Der blinde Autoritätsglaube. . . . .“

„Ist eine Wohlthat für menschliche Schwachheit,“ unterbrach er mich, „muß es doch in Staat und Kirche wie in dem kleinsten Rechtshandel eine letzte Instanz geben, bei der man sich beruhigen kann!“

„Die wunderthatigen Reliquien!“

„Heilten der Schatten St. Petri und die Schweißtuchlein St. Pauli Kranke,“ versetzte Boccard mit großer Gelassenheit, „warum sollten nicht auch die Gebeine der Heiligen Wunder wirken?“

„Dieser alberne Mariendienst . . . . . .

Kaum war das Wort ausgesprochen, so veränderte sich das helle Angesicht des Fryburgers, das Blut stieg ihm mit Gewalt zu Haupte, zornroth sprang er vom Sessel auf, legte die Hand an den Degen und rief mir zu: „Wollt Ihr mich persönlich beleidigen? Ist das Eure Absicht, so zieht!“

Auch das Fräulein hatte sich bestürzt von seinem Sitze erhoben und der Rath streckte beschwichtigend beide Hände nach dem Fryburger aus. Ich erstaunte,

ohne die Fassung zu verlieren über die ganz unerwartete Wirkung meiner Worte.

„Von einer persönlichen Beleidigung kann nicht die Rede sein," sagte ich ruhig. „Wie konnte ich ahnen, daß Ihr, Boccard, der in jeder Aeußerung den Mann von Welt und Bildung bekundet und der, wie Ihr selbst sagt, so gelassen über religiöse Dinge denkt, in diesem einzigen Punkte eine solche Leidenschaft an den Tag legen würdet."

„So wisset Ihr denn nicht, Schadau, was im ganzen Gebiet von Fryburg und weit darüber hinaus bekannt ist, daß Unsere liebe Frau von Einsiedeln ein Wunder an mir Unwürdigen gethan hat?"

„Nein, wahrlich nicht," erwiederte ich. „Setzt Euch, lieber Boccard, und erzählt uns das."

„Nun, die Sache ist weltkundig und abgemalt auf einer Votivtafel im Kloster selbst.

In meinem dritten Jahre befiel mich eine schwere Krankheit und ich blieb in Folge derselben an allen Gliedern gelähmt. Alle erdenklichen Mittel wurden

vergeblich angewendet, aber kein Arzt wußte Rath. Endlich that meine liebe gute Mutter barfuß für mich eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Und, siehe da, es geschah ein Gnadenwunder! Von Stund an ging es besser mit mir, ich erstarkte und gedieh und bin heute, wie Ihr seht, ein Mann von gesunden und geraden Gliedern! Nur der guten Dame von Einsiedeln danke ich es, wenn ich heute meiner Jugend froh bin, und nicht als ein unnützer, freudeloser Krüppel mein Herz in Gram verzehre. So werdet Ihr es begreifen, liebe Herrn, und natürlich finden, daß ich meiner Helferin zeitlebens zu Dank verbunden und herzlich zugethan bleibe."

Mit diesen Worten zog er eine seidene Schnur, die er um den Hals trug und an der ein Medaillon hing, aus dem Wams hervor und küßte es mit Inbrunst.

Herr Chatillon, der ihn mit einem seltsamen Gemisch von Spott und Rührung betrachtete, begann nun in seiner verbindlichen Weise: „Aber glaubt

Ihr wohl, Herr Boccard, daß jede Madonna dieſe glückliche Kur an Euch hätte verrichten können?"

„Nicht doch!" verſetzte Boccard lebhaft, „die Meinigen verſuchten es an manchem Gnadenorte, bis ſie an die rechte Pforte klopften. Die liebe Frau von Einſiedeln iſt eben einzig in ihrer Art."

„Nun," fuhr der alte Franzoſe lächelnd fort, „ſo wird es leicht ſein, Euch mit Euerm Landsmanne zu verſöhnen, wenn dies bei Euerm wohlwollenden Gemüth und heitern Naturell, wovon Ihr uns Allen ſchon Proben gegeben habt, noch nothwendig ſein ſollte. Herr Schadau wird ſeinem harten Urtheil über den Mariendienſt in Zukunft nicht vergeſſen die Klauſel anzuhängen: mit ehrenvoller Ausnahme der lieben Frau von Einſiedeln."

„Dazu bin ich gerne bereit," ſagte ich auf den Ton des alten Herrn eingehend, freilich nicht ohne eine innere Wallung gegen ſeinen Leichtſinn.

Da ergriff der gutmüthige Boccard meine Hand und ſchüttelte ſie treuherzig. Das Geſpräch

nahm eine andere Wendung und bald erhob ſich der junge Freyburger gute Nacht wünſchend und ſich beurlaubend, da er morgen in der erſten Frühe aufzubrechen gedenke.

Nun erſt, da das erregte Hin- und Herreden ein Ende genommen hatte, richtete ich meine Blicke aufmerkſamer auf das junge Mädchen, das unſerm Geſpräch ſtillſchweigend mit großer Spannung gefolgt war, und erſtaunte über ihre Unähnlichkeit mit ihrem Vater oder Oheim. Der alte Rath hatte ein fein geſchnittenes, faſt furchtſames Geſicht, welches kluge, dunkle Augen bald wehmüthig, bald ſpöttiſch, immer geiſtvoll beleuchteten; die junge Dame dagegen war blond und ihr unſchuldiges, aber entſchloſſenes Antlitz beſeelten wunderbar ſtrahlende blaue Augen.

„Darf ich Euch fragen, junger Mann,“ begann der Parlamentsrath, „was Euch nach Paris führt? Wir ſind Glaubensgenoſſen und wenn ich Euch einen Dienſt leiſten kann, ſo verfügt über mich.“

„Herr," erwiederte ich, „als Ihr den Namen Chatillon ausspracht, gerieth mein Herz in Bewegung. Ich bin ein Soldatenkind und will den Krieg, mein väterliches Handwerk, erlernen. Ich bin ein eifriger Protestant und möchte für die gute Sache so viel thun, als in meinen Kräften steht. Diese beiden Ziele habe ich erreicht, wenn mir vergönnt ist unter den Augen des Admirals zu dienen und zu fechten. Könnt Ihr mir dazu verhelfen, so erweist Ihr mir den größten Dienst." —

Jetzt öffnete das Mädchen den Mund und frägle'. „Habt Ihr denn eine so große Verehrung für den Herren Admiral?"

„Er ist der erste Mann der Welt!" antwortete ich feurig. —

„Nun, Gasparde," fiel der Alte ein, „bei so vortrefflichen Gesinnungen dürftest Du für den jungen Herrn ein Fürwort bei Deinem Pathen einlegen"

„Warum nicht?" sagte Gasparde ruhig, „wenn er so brav ist, wie er das Aussehen hat. Ob aber

mein Fürwort fruchten wird, das ist die Frage. Der Herr Admiral ist jetzt, am Vorabend des flandrischen Krieges, vom Morgen bis in die Nacht in Anspruch genommen, belagert, ruhelos, und ich weiß nicht, ob nicht schon alle Stellen vergeben sind, über die er zu verfügen hat. Bringt Ihr nicht eine Empfehlung mit, die besser wäre als die meinige?"

„Der Name meines Vaters," versetzte ich etwas eingeschüchtert, „ist vielleicht dem Admiral nicht unbekannt." — Jetzt fiel mir aufs Herz, wie schwer es dem unempfohlenen Fremdling werden könnte, bei dem großen Feldherrn Zutritt zu erlangen und ich fuhr niedergeschlagen fort: „Ihr habt Recht, Fräulein, ich fühle, daß ich ihm wenig bringe: ein Herz und einen Degen, wie er über deren tausende gebietet. Lebte nur sein Bruder Dandelot noch! Der stünde mir näher, an den würde ich mich wagen! War er doch von Jugend auf in allen Dingen mein Vorbild: kein Feldherr, aber ein tapferer Krieger; kein Staatsmann, aber ein standhafter

Parteigenosse; kein Heiliger, aber ein warmes treues Herz!" —

Während ich diese Worte sprach, begann Fräulein Gasparde zu meinem Erstaunen erst leise zu erröthen und ihre mir räthselhafte Verlegenheit steigerte sich, bis sie mit Roth wie übergossen war. Auch der alte Herr wurde sonderbarer Weise verstimmt und sagte spitz:

„Was werdet Ihr wissen, ob Herr Dandelot ein Heiliger war, oder nicht! Doch ich bin schläfrig, heben wir die Sitzung auf. Kommt Ihr nach Paris, Herr Schadau, so beehrt mich mit Euerm Besuch. Ich wohne auf der Insel St. Louis. Morgen werden wir uns wohl nicht mehr sehen. Wir halten Rasttag und bleiben in Melun. Jetzt aber schreibt mir noch Euern Namen in diese Brieftasche. So! Gehabt Euch wohl, gute Nacht." —

Nachdem er sein Geschäft beendigt hatte, trat er zu mir in die Fensternische und heftete seine großen blauen Augen durchdringend auf die meinigen.

„Ich weiß was Euch herführt," sagte er, „Ihr wollt der guten Sache dienen. Bricht der Krieg aus, so gebe ich Euch eine Stelle in meiner deutschen Reiterei. Inzwischen — seid Ihr der Feder mächtig? Ihr versteht Deutsch und Französisch?" —

Ich verneigte mich bejahend.

„Inzwischen will ich Euch in meinem Kabinet beschäftigen. Ihr könnt mir nützlich sein! So seid mir denn willkommen. Ich erwarte Euch morgen um die achte Stunde. Seid pünktlich." —

Nun entließ er mich mit einer Handbewegung und wie ich mich vor ihm verbeugte, fügte er mit großer Freundlichkeit bei:

„Vergeßt nicht den Rath Chatillon zu besuchen, mit dem Ihr unterwegs bekannt geworden seid."

Als ich wieder auf der Straße war und dem Erlebten nachsinnend den Weg nach meiner Herberge

einſchlug, wurde mir klar, daß ich für den Admiral kein Unbekannter mehr war und ich konnte nicht im Zweifel ſein, wem ich es zu verdanken hatte. Die Freude, an ein erſehntes Ziel, das mir ſchwer zu erreichen ſchien, ſo leicht gelangt zu ſein, war mir von guter Vorbedeutung für meine beginnende Laufbahn und die Ausſicht, unter den Augen des Admirals zu arbeiten gab mir ein Gefühl von eigenem Werth, das ich bisher noch nicht gekannt hatte. Alle dieſe glücklichen Gedanken traten aber faſt gänzlich zurück vor etwas, das mich zugleich anmuthete und quälte, lockte und beunruhigte, etwas unendlich Fragwürdigem, von dem ich mir durchaus keine Rechenſchaft zu geben wußte. Jetzt nach langem vergeblichen Suchen wurde es mir plötzlich klar. Es waren die Augen des Admirals, die mir nachgingen. Und warum verfolgten ſie mich? Weil es ihre Augen waren. Kein Vater, keine Mutter konnten ihrem Kinde getreuer dieſen Spiegel der Seele vererben! Ich gerieth in eine unſagbare Verwirrung. Sollten,

konnten ihre Augen von den seinigen abstammen? War das möglich? Nein, ich hatte mich getäuscht. Meine Einbildungskraft hatte mir eine Tücke gespielt und um diese Gaukelin durch die Wirklichkeit zu widerlegen, beschloß ich eilig in meine Herberge zurückzukehren und dann auf der Insel St. Louis meine Bekannten von den drei Lilien aufzusuchen.

Als ich eine Stunde später das hohe schmale Haus des Parlamentsraths betrat, das, dicht an der Brücke St. Michel gelegen, auf der einen Seite in die Wellen der Seine, auf der andern über eine Seitengasse hinweg in die gothischen Fenster einer kleinen Kirche blickte, fand ich die Thüren des untern Stockwerks verschlossen und als ich das zweite betrat, stand ich unversehens vor Gasparde, die an einem offenen Schranke beschäftigt schien.

„Wir haben Euch erwartet," begrüßte sie mich, „und ich will Euch zu meinem Ohm führen, der sich freuen wird, Euch zu sehn."

Der Alte saß behaglich im Lehnstuhl, einen gro-

ßen Folianten durchblätternd, den er auf die dazu eingerichtete Seitenlehne stützte. Das weite Gemach war mit Büchern gefüllt, die in schön geschnitzten Eichenschränken standen. Statuetten, Münzen, Kupferstiche bevölkerten, jedes an der geeigneten Stelle, diese friedliche Gedankenstätte. Der gelehrte Herr hieß mich, ohne sich zu erheben, einen Sitz an seine Seite rücken, grüßte mich als alten Bekannten und vernahm mit sichtlicher Freude den Bericht über meinen Eintritt in die Bedienung des Admirals.

„Gebe Gott, daß es ihm diesmal gelinge!“ sagte er. „Uns Evangelischen, die wir leider am Ende doch nur eine Minderheit unter der Bevölkerung unserer Heimath sind, ohne verruchten Bürgerkrieg Luft zu schaffen, gab es zwei Wege, nur zwei Wege: entweder auswandern über den Ozean in das von Columbus entdeckte Land — diesen Gedanken hat der Admiral lange Jahre in seinem Gemüthe bewegt und, hätten sich nicht unerwartete Hindernisse dagegen erhoben, wer weiß! — oder das

Nationalgefühl entflammen und einen großen, der Menschheit heilbringenden auswärtigen Krieg führen, wo Katholik und Hugenot Seite an Seite fechtend in der Vaterlandsliebe zu Brüdern werden und ihren Religionshaß verlernen könnten. Das will der Admiral jetzt, und mir, dem Manne des Friedens brennt der Boden unter den Füßen, bis der Krieg erklärt ist! Die Niederlande vom spanischen Joche befreiend werden unsre Katholiken widerwillig in die Strömung der Freiheit gerissen werden. Aber es eilt! Glaubt mir, Schadau, über Paris brütet eine dumpfe Luft. Die Guisen suchen einen Krieg zu vereiteln, der den jungen König selbständig und sie entbehrlich machen würde. Die Königin Mutter ist zweideutig, — durchaus keine Teufelin, wie die Heißsporne unsrer Partei sie schildern, aber sie windet sich durch von heute auf morgen, selbstsüchtig nur auf das Interesse ihres Hauses bedacht. Gleichgültig gegen den Ruhm Frankreichs, ohne Sinn für Gutes und Böses, hält sie das Entgegengesetzte in

ihren Händen und der Zufall kann die Wahl entscheiden. Feig und unberechenbar wie sie ist, wäre sie freilich des Schlimmsten fähig! Nun liegt der Schwerpunkt in dem Wohlwollen des jungen Königs für Coligny, und dieser König ....." hier seufzte Chatillon, „nun, ich will Euerm Urtheil nicht vorgreifen! Da er den Admiral nicht selten besucht, so werdet Ihr mit eignen Augen sehen."

Der Greis schaute vor sich hin, dann plötzlich den Gegenstand des Gesprächs wechselnd und den Titel des Folianten aufblätternd frug er mich: „Wißt Ihr, was ich da lese? Seht einmal!"

Ich las in lateinischer Sprache: Die Geographie des Ptolemäus, herausgegeben von Michael Servedo.

„Doch nicht der in Genf verbrannte Ketzer?" frug ich bestürzt.

„Kein Andrer. Er war ein trefflicher Gelehrter, ja, so weit ich es beurtheilen kann, ein genialer Kopf, dessen Ideen in der Naturwissenschaft vielleicht später mehr Glück machen werden, als seine theo-

logischen Grübeleien. — Hättet Ihr ihn auch verbrannt, wenn Ihr im Genfer Rath gesessen hättet?"

„Gewiß, Herr!" antwortete ich mit Ueberzeugung. „Bedenkt nur das Eine: was war die gefährlichste Waffe, mit welcher die Papisten unsern Calvin bekämpften? Sie warfen ihm vor, seine Lehre sei Gotteslengnung. Nun kommt ein Spanier nach Genf, nennt sich Calvins Freund, veröffentlicht Bücher, in welchen er die Dreieinigkeit leugnet, wie wenn das nichts auf sich hätte, und mißbraucht die evangelische Freiheit. War es nun Calvin nicht den Tausenden und Tausenden schuldig, die für das reine Wort litten und bluteten, diesen falschen Bruder vor den Augen der Welt aus der evangelischen Kirche zu stoßen und dem weltlichen Richter zu überliefern, damit keine Verwechslung zwischen uns und ihm möglich sei und wir nicht unschuldigerweise fremder Gottlosigkeit geziehen werden?"

Chatillon lächelte wehmüthig und sagte: „Da Ihr Euer Urtheil über Servedo so trefflich begründet habt, müßt Ihr mir schon den Gefallen thun, diesen Abend bei mir zu bleiben. Ich führe Euch an ein Fenster, das auf die Laurentiuskapelle hinüberschaut, deren Nachbarschaft wir uns hier erfreun und wo der berühmte Franziskaner Panigarola heute Abend predigen wird. Da werdet Ihr vernehmen, wie man Euch das Urtheil spricht. Der Pater ist ein gewandter Logiker und ein feuriger Redner. Ihr werdet keines seiner Worte verlieren und — Eure Freude dran haben. — Ihr wohnt noch im Wirthshaus? Ich muß Euch doch für ein dauerndes Obdach sorgen, — was räthst Du, Gasparde?" wandte er sich an diese, die eben eingetreten war.

Gasparde antwortete heiter: „Der Schneider Gilbert, unser Glaubensgenosse, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, wäre wohl froh und hochgeehrt, wenn er dem Herrn Schadau sein bestes Zimmer abtreten dürfte. Und das hätte noch das

Gute, daß der redliche, aber furchtsame Christ unsren evangelischen Gottesdienst wieder zu besuchen wagte, von diesem tapfern Kriegsmann begleitet. — Ich gehe gleich hinüber und will ihm den Glücksfall verkündigen." — Damit eilte die Schlanke weg.

So kurz ihre Erscheinung gewesen war, hatte ich doch aufmerksam forschend in ihre Augen geschaut und ich gerieth in neues Staunen. Von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, mir ohne Aufschub dieses Räthsels Lösung zu verschaffen, kämpfte ich nur mit Mühe eine Frage nieder, die gegen allen Anstand verstoßen hätte, da kam mir der Alte selbst zu Hilfe, indem er spöttisch fragte: „Was findet Ihr Besonderes an dem Mädchen, daß Ihr es so starr betrachtet?"

„Etwas sehr Besonderes," erwiederte ich entschlossen, „die wunderbare Aehnlichkeit ihrer Augen mit denen des Admirals."

Wie wenn er eine Schlange berührt hätte, fuhr der Rath zurück und sagte gezwungen lächelnd:

„Giebt es keine Naturſpiele, Herr Schadau? Wollt Ihr dem Leben verbieten ähnliche Augen hervorzubringen?“

„Ihr habt mich gefragt, was ich Beſonderes an dem Fräulein finde,“ verſetzte ich kaltblütig, „dieſe Frage habe ich beantwortet. Erlaubt mir eine Gegenfrage: Da ich hoffe, Euch weiterhin beſuchen zu dürfen, der ich mich von Euerm Wohlwollen und von Euerm überlegenen Geiſte angezogen fühle, wie wünſcht Ihr, daß ich fortan dieſes ſchöne Fräulein begrüße? Ich weiß, daß ſie von ihrem Pathen Coligny den Namen Gaſparde führt, aber Ihr habt mir noch nicht geſagt, ob ich die Gunſt habe mit Eurer Tochter, oder mit einer Eurer Verwandten zu ſprechen.“

„Nennt Sie, wie Ihr wollt!“ murmelte der Alte verdrießlich und fing wieder an, in der Geographie des Ptolemäus zu blättern.

Durch dies abſonderliche Benehmen ward ich in meiner Vermuthung beſtärkt, daß hier ein Dunkel

walte, und begann die kühnsten Schlüsse zu ziehn. In der kleinen Druckschrift, die der Admiral über seine Vertheidigung von St. Quentin veröffentlicht hatte und die ich auswendig wußte, schloß er ziemlich unvermittelt mit einigen geheimnißvollen Worten, worin er seinen Uebertritt zum Evangelium andeutete. Hier war von der Sündhaftigkeit der Welt die Rede, an welcher er bekannte, auch selber theilgenommen zu haben. Konnte nun Gaspardes Geburt nicht im Zusammenhange stehn mit diesem vorevangelischen Leben? So streng ich sonst in solchen Dingen dachte, hier war mein Eindruck ein anderer; es lag mir diesmal ferne einen Fehltritt zu verurtheilen, der mir die unglaubliche Möglichkeit auftbat, mich der Blutsverwandten des erlauchten Helden zu nähern, — wer weiß, vielleicht um sie zu werben. Während ich meiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, glitt wahrscheinlich ein glückliches Lächeln durch meine Züge, denn der Alte, der mich insgeheim über seinen Folianten weg beobachtet

hatte, wandte sich gegen mich mit unerwartetem Feuer:

„Ergötzt es Euch, junger Herr, an einem großen Mann eine Schwäche entdeckt zu haben, so wißt: Er ist makellos! — Ihr seid im Irrthum. Ihr betrügt Euch!“

Hier erhob er sich wie unwillig und schritt das Gemach auf und nieder, dann, plötzlich den Ton wechselnd, blieb er dicht vor mir stehn indem er mich bei der Hand faßte: „Junger Freund,“ sagte er, „in dieser schlimmen Zeit, wo wir Evangelischen auf einander angewiesen sind und uns wie Brüder betrachten sollen, wächst das Vertrauen geschwind; es darf keine Wolke zwischen uns sein. Ihr seid ein braver Mann und Gasparde ist ein liebes Kind. Gott verhüte, daß etwas Verdecktes Eure Begegnung unlauter mache. Ihr könnt schweigen, das trau' ich Euch zu; auch ist die Sache ruchbar und könnte Euch aus hämischem Munde zu Ohren kommen. So hört mich an!

Gasparde ist weder meine Tochter, noch meine Nichte; aber sie ist bei mir aufgewachsen und gilt als meine Verwandte. Ihre Mutter, die kurze Zeit nach der Geburt dieses Kindes starb, war die Tochter eines deutschen Reiteroffiziers, den sie nach Frankreich begleitet hatte. Gaspardes Vater aber," hier dämpfte er die Stimme, — „ist Dandelot, des Admirals jüngerer Bruder, dessen wunderbare Tapferkeit und frühes Ende Euch nicht unbekannt sein wird. Jetzt wißt Ihr genug. Begrüßt Gasparde als meine Nichte, ich liebe sie wie mein eigenes Kind. Im übrigen haltet reinen Mund, und begegnet ihr unbefangen."

Er schwieg und ich brach das Schweigen nicht, denn ich war ganz erfüllt von der Mittheilung des alten Herrn. Jetzt wurden wir, uns beiden nicht unwillkommen, unterbrochen und zum Abendtisch gerufen, wo mir die holdselige Gasparde den Platz an ihrer Seite anwies. Als sie mir den vollen Becher reichte und ihre Hand die meinige berührte,

durchrieselte mich ein Schauer, daß in diesen jungen Adern das Blut meines Helden rinne. Auch Gasparde fühlte, daß ich sie mit andern Augen betrachte als kurz vorher, sie sann und ein Schatten der Befremdung glitt über ihre Stirne, die aber schnell wieder hell wurde, als sie mir fröhlich erzählte, wie hoch sich der Schneider Gilbert geehrt fühle mich zu beherbergen.

„Es ist wichtig," sagte sie scherzend, „daß Ihr einen christlichen Schneider an der Hand habt, der Euch die Kleider streng nach hugenotischem Schnitte verfertigt. Wenn Euch Pathe Coligny, der jetzt beim König so hoch in Gunsten steht, bei Hofe einführt und die reizenden Fräulein der Königin Mutter Euch umschwärmen, da wäret Ihr verloren, wenn nicht Eure ernste Tracht sie gebührend in Schranken hielte."

Während dieses heitern Gespräches vernahmen wir über die Gasse, von Pausen unterbrochen, bald lang gezogene, bald heftig ausgestoßene Töne, die

den verwehten Bruchstücken eines rednerischen Vortrags glichen, und als bei einem zufälligen Schweigen ein Satz fast unverletzt an unser Ohr schlug, erhob sich Herr Chatillon unwillig.

„Ich verlasse Euch!“ sagte er, „der grausame Hanswurst da drüben verjagt mich.“ — Mit diesen Worten ließ er uns allein.

„Was bedeutet das?“ fragte ich Gasparde.

„Ei,“ sagte sie, „in der Laurentiuskirche drüben predigt Pater Panigarola. Wir können von unserm Fenster mitten in das andächtige Volk hineinsehn und auch den wunderlichen Pater erblicken. Den Oheim empört sein Gerede, mich langweilt der Unsinn, ich höre gar nicht hin, habe ich ja Mühe in unsrer evangelischen Versammlung, wo doch die lautere Wahrheit gepredigt wird, mit Andacht und Erbauung, wie es dem heiligen Gegenstande geziemt, bis ans Ende aufzuhorchen.“ —

Wir waren unterdessen ans Fenster getreten, das Gasparde ruhig öffnete.

Es war eine laue Sommernacht und erleuchteten Fenster der Kapelle standen offen. Im schmalen Zwischenraume hoch über uns flimmerten Sterne. Der Pater auf der Kanzel, ein junger blasser Franziskanermönch mit südlich feurigen Augen und zuckendem Mienenspiel, geberdete sich so seltsam heftig, daß er mir erst ein Lächeln abnöthigte; bald aber nahm seine Rede, von der mir keine Sylbe entging, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Christen," rief er, „was ist die Duldung, welche man von uns verlangt? Ist sie christliche Liebe? Nein, sage ich, dreimal nein! Sie ist eine fluchwürdige Gleichgültigkeit gegen das Loos unsrer Brüder! Was würdet Ihr von einem Menschen sagen, der einen andern am Rande des Abgrunds schlummern sähe und ihn nicht weckte und zurückzöge? Und doch handelt es sich in diesem Falle nur um Leben und Sterben des Leibes. Um wie viel weniger dürfen wir, wo ewiges Heil oder Verderben auf dem Spiele steht, ohne Grausamkeit

unsern Nächsten seinem Schicksal überlassen! Wie? es wäre möglich, mit den Ketzern zu wandeln und zu handeln, ohne den Gedanken auftauchen zu lassen, daß ihre Seelen in tödtlicher Gefahr schweben? Gerade unsre Liebe zu ihnen gebietet uns, sie zum Heil zu überreden und, sind sie störrisch, zum Heil zu zwingen, und sind sie unverbesserlich, sie auszurotten, damit sie nicht durch ihr schlechtes Beispiel ihre Kinder, ihre Nachbarn, ihre Mitbürger in die ewigen Flammen mitreißen! Denn ein christliches Volk ist ein Leib, von dem geschrieben steht: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus! Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, denn, siehe, es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, als daß dein ganzer Leib in das nie verlöschende Feuer geworfen werde!" —

Dies ungefähr war der Gedankengang des Paters, den er aber mit einer leidenschaftlichen Rhetorik und mit ungezügelten Geberden zu einem wilden Schauspiel verkörperte. War es nun die Ansteckung des

Fanatismus oder das grelle von oben fallende Lampenlicht, die Gesichter der Zuhörer nahmen einen so verzerrten und, wie mir schien, blutdürstigen Ausdruck an, daß mir auf einmal klar wurde, auf welchem Vulkan wir Hugenoten in Paris stünden.

Gasparde wohnte der unheimlichen Szene fast gleichgültig bei und richtete ihr Auge auf einen schönen Stern, der über dem Dache der Kapelle mild leuchtend aufstieg.

Nachdem der Italiener seine Rede mit einer Handbewegung geschlossen, die mir eher einer Fluchgeberde als einem Segen zu gleichen schien, begann das Volk in dichtem Gedräng aus der Pforte zu strömen, an deren beiden Seiten zwei große brennende Pechfackeln in eiserne Ringe gesteckt wurden. Ihr blutiger Schein beleuchtete die Heraustretenden und erhellte zeitweise auch Gaspardes Antlitz, die das Volksgewühle mit Neugierde betrachtete, während ich mich in den Schatten zurückgelehnt hatte. Plötzlich sah ich sie erblassen, dann flammte ihr

Blick empört auf und als der meinige ihm folgte, sah ich einen hohen Mann in reicher Kleidung ihr mit halb herablassender halb gieriger Geberde einen Kuß zuwerfen. Gasparde bebte vor Zorn. Sie ergriff meine Hand und indem sie mich an ihre Seite zog, sprach sie mit vor Erregung zitternder Stimme in die Gasse hinunter:

„Du beschimpfst mich, Memme, weil du mich schutzlos glaubst!, Du irrst dich! Hier steht Einer, der dich züchtigen wird, wenn du noch einen Blick wagst!“ —

Hohnlachend schlug der Cavalier, der wenn nicht ihre Rede, doch die ausdrucksvolle Geberde verstanden hatte, seinen Mantel um die Schulter und verschwand in der strömenden Menge.

Gaspardes Zorn loste sich in einen Thränenstrom auf und sie erzählte mir schluchzend, wie dieser Elende, der zu dem Hofstaate des Herzogs von Anjou, des königlichen Bruders, gehöre, schon seit dem Tage ihrer Ankunft sie auf der Straße ver-

folge, wenn sie einen Ausgang wage und sich sogar durch das Begleit ihres Oheims nicht abhalten lasse, ihr freche Grüße zuzuwerfen. „Ich mag dem lieben Ohm bei seiner erregbaren und etwas ängstlichen Natur nichts davon sagen. Es würde ihn beunruhigen, ohne daß er mich beschützen könnte. Ihr aber seid jung und führt einen Degen, ich zähle auf Euch! Die Unziemlichkeit muß um jeden Preis ein Ende nehmen. — Nun lebt wohl, mein Ritter!“ fügte sie lächelnd hinzu, während ihre Thränen noch flossen, „und vergeßt nicht, meinem Oheim gute Nacht zu sagen!“ —

Ein alter Diener leuchtete mir in das Gemach seines Herrn, bei dem ich mich beurlaubte.

„Ist die Predigt vorüber?“ fragte der Rath. „In jüngern Tagen hätte mich das Fratzenspiel belustigt; jetzt aber, besonders seit ich in Nimes, wo ich das letzte Jahrzehnd mit Gaspard zurückgezogen gelebt habe, im Namen Gottes Mord und Auflauf anstiften sah, kann ich keinen Volkshaufen um einen

aufgeregten Pfaffen versammelt sehn ohne die Beängstigung, daß sie nun gleich etwas Verrücktes oder Grausames unternehmen werden. Es fällt mir auf die Nerven." —

Als ich die Kammer meiner Verbrecherin betrat, warf ich mich in den alten Lehnstuhl, der außer einem Feldbette ihre ganze Bequemlichkeit ausmachte. Die Ereignisse des Tages arbeiteten in meinem Kopfe fort und an meinem Herzen zehrte es wie eine zarte aber scharfe Flamme. Die Thurmuhr eines nahen Klosters schlug Mitternacht, meine Lampe, die ihr Oel aufgebraucht hatte, erlosch, aber taghell war es in meinem Innern. Daß ich Gasparden's Liebe gewinnen konne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal daß ich es mußte, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen.

V.

Am nächsten Morgen zur anberaumten Stande stellte ich mich bei dem Admiral ein und fand ihn in einem abgegriffenen Taschenbuche blätternd.

„Dies sind," begann er, „meine Aufzeichnungen aus dem Jahr siebenundfünfzig, in welchem ich St. Quentin vertheidigte und mich dann den Spaniern ergeben mußte. Da steht unter den tapfersten meiner Leute, mit einem Kreuze bezeichnet, der Name Sadow, mir dünkt, es war ein Deutscher. Sollte dieser Name mit dem Eurigen derselbe sein?" —

„Kein andrer als der Name meines Vaters! Er hatte die Ehre, unter Euch zu dienen und vor Euern Augen zu fallen." —

„Nun denn," fuhr der Admiral fort, „das bestärkt mich in dem Vertrauen, das ich in Euch setze. Ich bin von Leuten, mit denen ich lange zusammenlebte, verrathen worden, Euch trau' ich auf den ersten Anblick und ich glaube, er wird mich nicht betrügen." —

Mit diesen Worten ergriff er ein Papier, das mit seiner großen Handschrift von oben bis unten bedeckt war: „Schreibt mir das ins Reine, und wenn Ihr Euch daraus über manches unterrichtet, das Euch das Gefahrliche unsrer Zustände zeigt, so laßt 's Euch nicht anfechten. Alles Große und Entscheidende ist ein Wagniß. Setzt Euch und schreibt." —

Was mir der Admiral übergeben hatte, war ein Memorandum, das er an den Prinzen von Oranien richtete. Mit steigendem Interesse folgte ich dem Gange der Darstellung, die mit der größten Klarheit, wie sie dem Admiral eigen war, sich über die Zustände von Frankreich verbreitete. Den Krieg

mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies, schrieb der Admiral, ist unsre Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust im Schach, und die Königin-Mutter, welche den Herzog von Anjou dem König auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkle, indem er sich im Feld auszeichnet, wonach mein Herr und König Verlangen trägt, und was ich ihm als treuer Unterthan gönne und, so viel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenotische Freischaar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Theil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland

her angreift — so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehn. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens.

Ich war mit dem Schreiben zu Ende, als ein Diener eintrat und dem Admiral etwas zuflüsterte. Ehe dieser Zeit hatte, sich von seinem Sitze zu erheben, trat ein sehr junger Mann von schlanker, kränklicher Gestalt heftig erregt ins Gemach und eilte mit den Worten auf ihn zu:

„Guten Morgen, Väterchen! Was giebt es Neues? Ich verreite auf einige Tage nach Fontainebleau. Habt Ihr Nachricht aus Flandern?“ Jetzt wurde er meiner gewahr und auf mich hindeutend frug er herrisch: „Wer ist der da?“ —

„Mein Schreiber, Sire, der sich gleich entfernen wird, wenn Eure Majestät es wünscht.“ —

„Weg mit ihm!“ rief der junge König, „ich will nicht belauscht sein, wenn ich Staatsgeschäfte behandle! Vergeßt Ihr, daß wir von Spähern

umstellt sind? — Ihr seid zu arglos, lieber Admiral!"

Jetzt warf er sich in einen Lehnstuhl und starrte ins Leere; dann, plötzlich aufspringend, klopfte er Coligny auf die Schulter und als hätte er mich, dessen Entfernung er eben gefordert, vergessen, brach er in die Worte aus:

„Bei den Eingeweiden des Teufels! wir erklären seiner katholischen Majestät nächstens den Krieg!" Nun aber schien er wieder in den frühern Gedankengang zurückzufallen, denn er flüsterte mit geängstigter Miene: „Neulich noch, erinnert Ihr Euch? als wir Beide in meinem Kabinet Rath hielten, da raschelte es hinter der Tapete. Ich zog den Degen, wißt Ihr? und durchstach sie zweimal, dreimal! Da hob sie sich, und wer trat darunter hervor? Mein lieber Bruder, der Herzog von Anjou mit einem Katzenbuckel!" Hier machte der König eine nachahmende Geberde und brach in unheimliches Lachen aus. „Ich aber," fuhr er fort, „maß ihn mit einem

Blick, den er nicht ertragen konnte und der ihn flugs aus der Thüre trieb."

Hier nahm das bleiche Antlitz einen Ausdruck so wilden Hasses an, daß ich es erschrocken anstarrte.

Coligny, für den ein solcher Auftritt wohl nichts Ungewöhnliches hatte, dem aber die Gegenwart eines Zeugen peinlich sein mochte, entfernte mich mit einem Wink.

„Ich sehe, Eure Arbeit ist vollendet," sagte er, „auf Wiedersehen morgen." —

Während ich meinen Heimweg einschlug, ergriff mich ein unendlicher Jammer. Dieser unheimliche Mensch also war es, von dem die Entscheidung der Dinge abhing. Wo sollte bei so knabenhafter Unreife und flackernder Leidenschaftlichkeit die Stätigkeit des Gedankens, die Festigkeit des Entschlusses herkommen? Konnte der Admiral für ihn handeln? Aber wer bürgte dafür, daß nicht andere, feindliche Einflüsse sich in der nächsten Stunde schon dieses verworrenen Gemüthes bemächtigten! Ich fühlte,

daß nur dann Sicherheit war, wenn Coligny in seinem König eine selbstbewußte Stütze fand; besaß er in ihm nur ein Werkzeug, so konnte ihm dieses morgen entrissen werden.

In so böse Zweifel verstrickt, verfolgte ich meinen Weg, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich und blickte in das wolkenlose Gesicht meines Landsmannes Boccard, der mich umhalste und mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüßte.

„Willkommen, Schadau, in Paris!“ rief er, „Ihr seid, wie ich sehe, müßig, das bin ich auch, und da der König eben verritten ist, so müßt Ihr mit mir kommen, ich will Euch das Louvre zeigen. Ich wohne dort, da meine Compagnie die Wache der innern Gemächer hat. — Es wird Euch hoffentlich nicht belästigen,“ fuhr er fort, da er in meinen Mienen kein ungemischtes Vergnügen über seinen Vorschlag las, „mit einem königlichen Schweizer Arm in Arm zu gehn? Da ja Euer Abgott Coligny

... Verbrüderung der Parteien wünscht, so würde ihm das Herz im Leibe lachen ob der Freundschaft seines Schreibers mit einem Leibgardisten."

„Wer hat Euch gesagt" . . . unterbrach ich ihn erstaunt —

„Daß Ihr des Admirals Schreiber seid?" lachte Boccard. „Guter Freund, am Hofe wird mehr geschwatzt, als billig ist! Heute morgen beim Ballspiel war unter den hugenotischen Hofleuten die Rede von einem Deutschen, der bei dem Admiral Gunst gefunden hätte, und aus einigen Aeußerungen über die fragliche Persönlichkeit erkannte ich zweifellos meinen Freund Schadau. Es ist nur gut, daß Euch jenes Mal Blitz und Donner in die drei Lilien zurückjagten, sonst wären wir uns fremd geblieben, denn Eure Landsleute im Louvre hättet ihr wohl schwerlich aus freien Stücken aufgesucht! Mit dem Hauptmann Pfyffer muß ich Euch gleich bekannt machen!"

Dies verbat ich mir, da Pfyffer nicht nur

als ausgezeichneter Soldat, sondern auch als fanatischer Katholik berühmt war, willigte aber gern ein, mit Boccard das Innere des Louvre zu besichtigen, da ich den viel gepriesenen Bau bis jetzt nur von außen betrachtet hatte.

Wir schritten nebeneinander durch die Straßen und das freundliche Geplauder des lebenslustigen Fryburgers war mir willkommen, da es mich von meinen schweren Gedanken erlöste.

Bald betraten wir das französische Königsschloß, das damals zur Hälfte aus einem finstern mittelalterlichen Kastell, zur andern Hälfte aus einem neuen großartig prächtigen Palast bestand, den die Medicäerin hatte aufführen lassen. Diese Mischung zweier Zeiten vermehrte in mir den Eindruck, der mich, seit ich Paris betreten, nie verlassen hatte, den Eindruck des Schwankenden, Ungleichartigen, der sich widersprechenden und mit einander ringenden Elemente.

Nachdem wir viele Gänge und eine Reihe von

Gemächern durchschritten hatten, deren Verzierung in leckem Steinwerk und oft ausgelassener Malerei meinem protestantischen Geschmacke fremd und zuweilen ärgerlich war, Boccard aber herzlich belustigte, öffnete mir dieser ein Kabinet mit den Worten: „Dies ist das Studirzimmer des Königs.“ —

Da herrschte eine gräuliche Unordnung. Der Boden war mit Notenheften und aufgeblätterten Büchern bestreut. An den Wänden hingen Waffen. Auf dem kostbaren Marmortisch lag ein Waldhorn.

Ich begnügte mich von der Thüre aus einen Blick in dies Chaos zu werfen, und weitergehend frug ich Boccard, ob der König musikalisch sei.

„Er bläst herzzerreißend,“ erwiederte dieser, „oft ganze Vormittage hindurch und, was schlimmer ist, ganze Nächte, wenn er nicht hier nebenan,“ er wies auf eine andere Thüre, „vor dem Ambos steht und schmiedet, daß die Funken stieben. Jetzt aber ruhen Waldhorn und Hammer. Er ist mit dem jungen Chateauguyon eine Wette eingegangen,

welchem von ihnen es zuerſt gelinge, den Fuß im Mund das Zimmer auf und nieder zu hüpfen. Das giebt ihm nun unglaublich zu thun." —

Da Boccard ſah, wie ich traurig wurde und es ihm auch ſonſt paſſend ſcheinen mochte, das Geſpräch über das gekrönte Haupt Frankreichs abzubrechen, lud er mich ein, mit ihm das Mittagsmal in einem nicht weit entlegenen Gaſthaus einzunehmen, das er mir als ganz vorzüglich ſchilderte.

Um abzukürzen ſchlugen wir eine enge lange Gaſſe ein. Zwei Männer ſchritten uns vom andern Ende derſelben entgegen.

„Sieh," ſagte mir Boccard, „dort kommt Graf Guiche, der berüchtigte Damenfänger und der größte Rauſer vom Hofe, und neben ihm — wahrhaftig — das iſt Lignerolles! Wie darf ſich der am hellen Tage blicken laſſen, da er doch ein vollgültiges Todesurtheil auf dem Halſe hat!" —

Ich blickte hin und erkannte in dem vornehmern der Bezeichneten den Unverſchämten, der geſtern

Abend im Scheine der Fackeln Gaspards mit frecher Geberde beleidigt hatte. Auch er schien sich meiner näherschreitend zu erinnern, denn sein Auge blieb unverwandt auf mich geheftet. Wir hatten die halbe Breite der engen Gasse inne, die andere Hälfte den uns entgegen kommenden frei lassend. Da Boccard und Lignerolles auf der Mauerseite gingen, mußten der Graf und ich hart an einander vorüber.

Plötzlich erhielt ich einen Stoß und hörte den Grafen sagen: „Gieb Raum, verdammter Hugenot!“

Außer mir wandte ich mich nach ihm um, da rief er lachend zurück: „Willst du dich auf der Gasse so breit machen wie am Fenster?“

Ich wollte ihm nachstürzen, da umschlang mich Boccard und beschwor mich: „Nur hier keine Szene! In diesen Zeiten würden wir in einem Augenblick den Pöbel von Paris hinter uns her haben, und, da sie dich an deinem steifen Kragen als Hugenoten erkennen würden, wärst du unzweifelhaft verloren!

Daß du Genugthuung erhalten mußt, versteht sich von selbst. Du überlässest mir die Sache, und ich will froh sein, wenn sich der vornehme Herr zu einem ehrlichen Zweikampfe versteht. Aber an dem Schweizernamen darf keine Makel haften und wenn ich mit dem deinigen auch mein Leben einsetzen müßte!" —

„Jetzt sage mir um aller Heiligen willen, bist du mit Guiche bekannt? Hast du ihn gegen dich aufgebracht? Doch nein, das ist ja nicht möglich! Der Taugenichts war übler Laune und wollte sie an deiner Hugenotentracht auslassen."

Unterdessen waren wir in das Gasthaus eingetreten, wo wir rasch und in gestörter Stimmung unser Mal hielten.

„Ich muß meinen Kopf zusammenhalten," sagte Boccard, „denn ich werde mit dem Grafen einen harten Stand haben."

Wir trennten uns und ich kehrte in meine Herberge zurück, Boccard versprechend, ihn dort zu er-

warten. Nach Verlauf von zwei Stunden trat er in meine Kammer mit dem Ausruf: „Es ist gut abgelaufen! Der Graf wird sich mit dir schlagen morgen bei Tagesanbruch vor dem Thore St. Michel. Er empfing mich nicht unhöflich, und als ich ihm sagte, du wärest von gutem Hause, meinte er, es sei jetzt nicht der Augenblick deinen Stammbaum zu untersuchen, was er kennen zu lernen wünsche sei deine Klinge."

„Und wie steht es damit?" fuhr Boccard fort, „ich bin sicher, daß du ein methodischer Fechter bist, aber ich fürchte, du bist langsam, langsam, zumal einem so raschen Teufel gegenüber."

Boccards Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an und nachdem er nach ein paar Uebungsklingen gerufen — es befand sich zu ebener Erde neben meinem Gasthaus ein Fechtsaal — gab er mir eine derselben in die Hand und sagte: „Nun zeige deine Künste!" —

Nach einigen Gängen, die ich in gewohntem Tempo

durchfocht, während Boccard mich vergeblich mit dem Ruf: Schneller, schneller! anfeuerte, warf er seine Klinge weg und stellte sich ans Fenster um eine Thräne vor mir zu verbergen, die ich aber schon hervordringen gesehn hatte.

Ich trat zu ihm und legte meine Hand auf seine Schulter.

„Boccard," sagte ich, „betrübe dich nicht. Alles ist vorherbestimmt. Ist meine Todesstunde auf morgen gestellt, so bedarf es nicht der Klinge des Grafen um meinen Lebensfaden zu zerschneiden. Ist es nicht so, wird mir seine gefährliche Waffe nichts anhaben können." —

„Mache mich nicht ungeduldig!" versetzte er, sich rasch nach mir umdrehend. „Jede Minute der Frist, die uns bleibt, ist kostbar und muß benützt werden — nicht zum Fechten, denn in der Theorie bist du unsträflich und dein Phlegma," hier seufzte er, „ist unheilbar. Es giebt nur ein Mittel dich zu retten. Wende dich an unsre liebe Frau von Einsiedeln,

und wirf mir nicht ein, du seist Protestant — einmal ist keinmal! Muß es sie nicht doppelt rühren, wenn einer der Abtrünnigen sein Leben in ihre Hände befiehlt! Du hast jetzt noch Zeit für deine Rettung viele Ave Maria zu sprechen, und glaube mir, die Gnadenmutter wird dich nicht im Stiche lassen! Ueberwinde dich, lieber Freund, und folge meinem Rath." —

„Laß mich in Ruhe, Boccard!" versetzte ich über seine wunderliche Zumuthung ungehalten und doch von seiner Liebe gerührt.

Er aber drang noch eine Weile vergeblich in mich. Dann ordneten wir das Nothwendige für morgen und er nahm Abschied.

In der Thüre wandte er sich noch einmal zurück und sagte: „Nur einen Stoßseufzer, Schadau, vor dem Einschlafen!" —

VI.

Am nächsten Morgen wurde ich durch eine rasche Berührung aus dem Schlafe geweckt. Boccard stand vor meinem Lager.

„Auf!“ rief er, „es eilt, wenn wir nicht zu spät kommen sollen! Ich vergaß gestern dir zu sagen, von wem der Graf sich sekundiren läßt, — von Lignerolles. Ein Schimpf mehr, wenn du willst! Aber es hat den Vortheil daß im Falle du —“ er seufzte — „deinen Gegner ernstlich verwunden solltest, dieser ehrenwerthe Sekundant gewiß reinen Mund halten wird, da er tausend gute Gründe hat, die öffentliche Aufmerksamkeit in keiner Weise auf sich zu ziehn.“ —

Während ich mich ankleidete bemerkte ich wohl, daß dem Freund eine Bitte auf dem Herzen lag, die er mit Mühe niederkämpfte.

Ich hatte mein noch in Bern verfertigtes, nach Schweizersitte auf beiden Seiten mit derben Taschen versehenes Reisewams angezogen und drückte meinen breitkrämpigen Filz in die Stirne, als mich Boccard auf einmal in großer Gemüthsbewegung heftig umhalste und, nachdem er mich geküßt, seinen Lockenkopf an meine Brust lehnte. Diese überschwengliche Theilnahme erschien mir unmännlich und ich drückte das duftende Haupt mit beiden Händen beschwichtigend weg. Mir däuchte, daß sich Boccard in diesem Augenblick etwas an meinem Wams zu schaffen machte; aber ich gab nicht weiter darauf Acht, da die Zeit drängte.

Wir gingen schweigend durch die morgenstillen Gassen, während es leise zu regnen anfing, durchschritten das Thor, das eben geöffnet worden war, und fanden in kleiner Entfernung vor demselben

einen mit verfallenden Mauern umgebenen Garten. Dieſe verlaſſene Stätte war zu der Begegnung auserſehn.

Wir traten ein und erblickten Guiche mit Lignerolles, die unſer harrend zwiſchen den Buchenhecken des Hauptganges auf und niederſchritten. Der Graf grüßte mich mit ſpöttiſcher Höflichkeit. Boccard und Lignerolles traten zuſammen, um Kampfſtelle und Waffen zu regeln.

„Der Morgen iſt kühl," ſagte der Graf, „iſt es Euch genehm, ſo fechten wir im Wams." —

„Der Herr iſt nicht gepanzert?" warf Lignerolles hin, indem er eine taſtende Bewegung nach meiner Bruſt machte.

Guiche bedeutete ihn mit einem Blick, es zu laſſen.

Zwei lange Stoßklingen wurden uns geboten. Der Kampf begann und ich merkte bald, daß ich einem an Behendigkeit mir überlegenen und dabei völlig kaltblütigen Gegner gegenüber ſtehe. Nach-

dem er meine Kraft mit einigen ſpielenden Stößen wie auf dem Fechtboden geprüft hatte, wich ſeine nachläſſige Haltung. Es wurde tödtlicher Ernſt. Er zeigte Quart und ſtieß Sekunde in beſchleunigtem Tempo. Meine Parade kam genau noch rechtzeitig; wiederholte er dieſelben Stöße um eine Kleinigkeit raſcher, ſo war ich verloren. Ich ſah ihn befriedigt lächeln und machte mich auf mein Ende gefaßt.

Blitzſchnell kam der Stoß, aber die geſchmeidige Stahlklinge bog ſich hoch auf, als träfe ſie einen harten Gegenſtand, ich parirte, führte den Nachſtoß und rannte dem Grafen, der, ſeiner Sache ſicher, weit ausgefallen war, meinen Degen durch die Bruſt. Er verlor die Farbe, wurde aſchfahl, ließ die Waffe ſinken und brach zuſammen.

Lignerolles beugte ſich über den Sterbenden, während Boccard mich von hinnen zog.

Wir folgten dem Umkreiſe der Stadtmauer in flüchtiger Eile bis zum zweitnächſten Thore, wo Boccard mit mir in eine kleine ihm bekannte

Schenke trat. Wir durchschritten den Flur und ließen uns hinter dem Hause unter einer dicht überwachsenen Laube nieder. Noch war in der feuchten Morgenfrühe alles wie ausgestorben. Der Freund rief nach Wein, der uns nach einer Weile von einem verschlafenen Schenkmädchen gebracht wurde. Er schlürfte in behaglichen Zügen, während ich den Becher unberührt vor mir stehen ließ. Ich hatte die Arme über der Brust gekreuzt und senkte das Haupt. Der Todte lag mir auf der Seele.

Boccard forderte mich zum Trinken auf, und nachdem ich ihm zu Gefallen den Becher geleert hatte, begann er:

„Ob nun gewisse Leute ihre Meinung ändern werden über unsre liebe Frau von Einsiedeln?“ —

„Laß mich zufrieden!“ versetzte ich unwirsch, „was hat denn sie damit zu schaffen, daß ich einen Menschen getödtet?“ —

„Mehr als du denkst!“ erwiederte Boccard mit einem vorwurfsvollen Blicke. „Daß du hier neben

mir sitzest, hast du nur ihr zu danken! Du bist ihr eine dicke Kerze schuldig!" —

Ich zuckte die Achseln.

„Ungläubiger!" rief er, und zog, in meine linke Brusttasche langend, triumphirend das Medaillon daraus hervor, welches er um den Hals zu tragen pflegte, und das er heute morgen während seiner heftigen Umarmung mir heimlich in das Wams geschoben haben mußte.

Jetzt fiel es mir wie eine Binde von den Augen.

Die silberne Münze hatte den Stoß aufgehalten, der mein Herz durchbohren sollte. Mein erstes Gefühl war zornige Scham, als ob ich ein unehrliches Spiel getrieben und entgegen den Gesetzen des Zweikampfes meine Brust geschützt hätte. Darein mischte sich der Groll, einem Götzenbilde mein Leben zu schulden.

„Läge ich doch lieber todt," murmelte ich, „als daß ich bösem Aberglauben meine Rettung verdanken muß!" —

Aber allmälig lichteten sich meine Gedanken. Gasparde trat mir vor die Seele und mit ihr alle Fülle des Lebens. Ich war dankbar für das neu geschenkte Sonnenlicht, und als ich wieder in die freudigen Augen Boccards blickte, brachte ich es nicht über mich, mit ihm zu hadern, so gern ich es gewollt hätte. Sein Aberglaube war verwerflich, aber seine Freundestreue hatte mir das Leben gerettet.

Ich nahm von ihm mit Herzlichkeit Abschied und eilte ihm voraus durch das Thor und quer durch die Stadt nach dem Hause des Admirals, der mich zu dieser Stunde erwartete.

Hier brachte ich den Vormittag am Schreibtische zu, diesmal mit der Durchsicht von Rechnungen beauftragt, die sich auf die Ausrüstung der nach Flandern geworfenen hugenotischen Freischaar bezogen. Als der Admiral in einem freien Augenblicke zu mir trat, wagte ich die Bitte, er möchte mich nach Flandern schicken um an dem Einfall theilzunehmen und

ihm rasche und zuverlässige Nachricht von dem Verlaufe desselben zu senden.

„Nein, Schadau," antwortete er kopfschüttelnd, „ich darf Euch nicht der Gefahr aussetzen, als Freibeuter behandelt zu werden und am Galgen zu sterben. Etwas anderes ist es, wenn Ihr nach erklärten Feindseligkeiten an meiner Seite fallen solltet. Ich bin es Eurem Vater schuldig, Euch keiner andern Gefahr auszusetzen, als einem ehrlichen Soldatentod!" —

Es mochte ungefähr Mittag sein, als sich das Vorzimmer in auffallender Weise füllte und ein immer erregter werdendes Gespräch hörbar wurde.

Der Admiral rief seinen Schwiegersohn, Teligny, herein, der ihm berichtete, Graf Guiche sei diesen Morgen im Zweikampf gefallen, sein Sekundant, der verrufene Lignerolles, habe die Leiche vor dem Thore St. Michel durch die gräfliche Dienerschaft abholen lassen und ihr, bevor er sich flüchtete, nichts anderes zu sagen gewußt, als daß ihr Herr durch

die Hand eines ihm unbekannten Hugenoten gefallen sei.

Coligny zog die Brauen zusammen und brauste auf: „Habe ich nicht streng untersagt — habe ich nicht gedroht, gefleht, beschworen, daß keiner unsrer Leute in dieser verhängnißvollen Zeit einen Zwist beginne oder aufnehme, der zu blutigem Entscheide führen könnte! Ist der Zweikampf an sich schon eine That, die kein Christ ohne zwingende Gründe auf sein Gewissen laden soll, so wird er in diesen Tagen, wo ein ins Pulverfaß springender Funke uns Alle verderben kann, zum Verbrechen an unsern Glaubensgenossen und am Vaterlande." —

Ich blickte von meinen Rechnungen nicht auf und war froh, als ich die Arbeit zu Ende gebracht hatte. Dann ging ich in meine Herberge und ließ mein Gepäck in das Haus des Schneiders Gilbert bringen.

Ein kränklicher Mann mit einem furchtsamen Gesichtchen geleitete mich unter vielen Höflichkeiten in das mir bestimmte Zimmer. Es war groß und lustig

und überschaute, das oberste Stockwerk des Hauses bildend, den ganzen Stadttheil, ein Meer von Dächern, aus welchem Thurmspitzen in den Wolkenhimmel aufragten.

„Hier seid Ihr sicher!“ sagte Gilbert mit seiner Stimme und zwang mir damit ein Lächeln ab.

„Mich freut es,“ erwiederte ich, „bei einem Glaubensbruder Herberge zu nehmen.“ —

„Glaubensbruder?“ lispelte der Schneider, „sprecht nicht so laut, Herr Hauptmann. Es ist wahr, ich bin ein evangelischer Christ, und — wenn es nicht anders sein kann — will ich auch für meinen Heiland sterben; aber verbrannt werden, wie es mit Tubourq auf dem Greveplatze geschah! — ich sah damals als kleiner Knabe zu — hu, davor hab' ich einen Schauder!“ —

„Habt keine Angst,“ beruhigte ich, „diese Zeiten sind vorüber, und das Friedensedikt gewährleistet uns Allen freie Religionsübung.“

„Gott gebe, daß es dabei bleibe!“ seufzte der

Schneider. „Aber Ihr kennt unſern Pariſer Pöbel nicht. Das iſt ein wildes und ein neidiſches Volk und wir Hugenoten haben das Privilegium ſie zu ärgern. Weil wir eingezogen, züchtig und rechtſchaffen leben, ſo werfen ſie uns vor, wir wollen uns als die Beſſern von ihnen ſondern; aber, gerechter Himmel! wie iſt es möglich die zehn Gebote zu halten und ſich nicht vor ihnen auszuzeichnen!“

Mein neuer Hauswirth verließ mich und bei der einbrechenden Dämmerung ging ich hinüber in die Wohnung des Parlamentraths. Ich fand ihn höchſt niedergeſchlagen.

„Ein böſes Verhängniß waltet über unſrer Sache,“ hub er an. „Wißt Ihr es ſchon, Schadau? Ein vornehmer Höfling, Graf Guiche, ward dieſen Morgen im Zweikampf von einem Hugenoten erſtochen. Ganz Paris iſt voll davon, und ich denke, Pater Panigarola wird die Gelegenheit nicht verſäumen, auf uns Alle als auf eine Genoſſenſchaft von Mördern hinzuweiſen, und ſeinen tugendhaften

Gönner — denn Guiche war ein eifriger Kirchgänger — in einer seiner wirkungsvollen Abendpredigten als Märtyrer des katholischen Glaubens auszurufen . . . . . Der Kopf schmerzt mich, Schadau, und ich will mich zur Ruhe begeben. Laßt Euch von Gasparde den Abendtrunk kredenzen."

Gasparde stand während dieses Gesprächs neben dem Sitze des alten Herrn, auf dessen Rückenlehne sie sich wie nachdenkend stützte. Sie war heute sehr blaß und tiefernst blickten ihre großen blauen Augen.

Als wir allein waren, standen wir uns einige Augenblicke schweigend gegenüber. Jetzt stieg der schlimme Verdacht in mir auf, daß sie, die selbst mich zu ihrer Vertheidigung aufgefordert, nun vor dem Blutbefleckten schaudernd zurücktrete. Die seltsamen Umstände, die mich gerettet hatten und die ich Gasparde nicht mittheilen konnte, ohne ihr calvinistisches Gefühl schwer zu verletzen, verwirrten

mein Gewiſſen mehr, als die nach Mannesbegriffen leichte Blutſchuld es belaſtete. Gasparde fühlte mir an, daß meine Seele beſchwert war, und konnte den Grund davon allein in der Tödtung des Grafen und den daraus unſrer Partei erwachſenden Nachtheilen ſuchen.

Nach einer Weile ſagte ſie mit gepreßter Stimme: „Du alſo haſt den Grafen umgebracht?“

„Ich.“ War meine Antwort.

Wieder ſchwieg ſie und ſchien nachzuſinnen. Dann trat ſie mit plötzlichem Entſchluß an mich heran, umſchlang mich mit beiden Armen und küßte mich inbrünſtig auf den Mund.

„Was du immer mit dieſer That auf dein Gewiſſen geladen haſt,“ ſagte ſie feſt, „ich bin deine Mitſchuldige. Um meinetwillen haſt du ſie begangen. Ich bin es, die dich in Gefahr und vielleicht in Sünde geſtürzt hat. Du haſt dein Leben für mich eingeſetzt. Ich möchte es dir vergelten, doch ich kann es nie.“ —

Ich aber faßte ihre beiden Hände und rief: „Gasparde, du kannst es. Laß mich, wie heute, so morgen und immerdar dein Beschützer sein! Theile mit mir Sicherheit und Gefahr, Schuld und Heil! Eins und untrennbar laß uns sein bis zum Tode!"

„Eins und untrennbar!" sagte sie.

VII.

Seit dem verhängnißvollen Tage, an welchem ich Guiche getödtet und Gaspardes Liebe gewonnen hatte, war ein Monat verstrichen. Täglich schrieb ich im Cabinet des Admirals, der mit meiner Arbeit zufrieden schien und mich mit steigendem Vertrauen behandelte. Ich fühlte, daß ihm die Innigkeit meines Verhältnisses zu Gasparde nicht unbekannt geblieben war, ohne daß er es jedoch mit einem Worte berührt hätte.

Während dieser Zeit hatte sich die Lage der Protestanten in Paris sichtlich verschlimmert. Der Einfall in Flandern war mißlungen und der Rückschlag machte sich am Hofe und in der öffent-

lichen Stimmung fühlbar. Die Hochzeit des Königs von Navarra mit Karls reizender aber leichtfertiger Schwester erweiterte die Kluft zwischen den beiden Parteien, statt sie zu überbrücken. Kurz vorher war Jeanne d'Albret, die wegen ihres persönlichen Werthes von den Hugenoten hoch verehrte Mutter des Navarresen, plötzlich gestorben, an Gift, so hieß es.

Am Hochzeittage selber schritt der Admiral, statt der Messe beizuwohnen, auf dem Platz vor Notredame in gemessenem Gange auf und nieder und sprach, er der sonst so Vorsichtige, ein Wort aus, das in bitterster Feindseligkeit gegen ihn ausgebeutet wurde. „Notredame," sagte er, „ist mit den Fahnen behängt, die man uns im Bürgerkrieg abgenommen; sie müssen weg und ehrenvollere Trophäen an ihre Stelle!" Damit meinte er spanische Fahnen, aber das Wort wurde falsch gedeutet.

Coligny sandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutsche Reiterei lag. Als ich von

dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert mit entstellter Miene entgegen.

„Wißt Ihr schon, Herr Hauptmann," jammerte er, „daß der Admiral gestern meuchlerisch verwundet worden ist, als er aus dem Louvre nach seinem Palast zurückkehrte? Nicht tödtlich, sagt man; aber bei seinem Alter und der kummervollen Sorge, die auf ihm lastet, wer kann wissen, wie das endet! Und stirbt er, was soll aus uns werden?" —

Ich begab mich schleunig nach der Wohnung des Admirals, wo ich abgewiesen wurde. Der Pförtner sagte mir, es sei hoher Besuch im Hause, der König und die Königin Mutter. Dies beruhigte mich, da ich in meiner Arglosigkeit daraus schloß, unmöglich könne Katharina an der Unthat Antheil haben, wenn sie selbst das Opfer besuche. Der König aber, versicherte der Pförtner, sei wüthend über den tückischen Angriff auf das Leben seines väterlichen Freundes.

Jetzt wandte ich meine Schritte zurück nach der

Wohnung des Parlamentraths, den ich in lebhaftem Gespräch mit einer merkwürdigen Persönlichkeit fand, einem Manne in mittleren Jahren, dessen bewegtes Geberdenspiel den Südfranzosen verrieth und der den St. Michaelsorden trug. Noch nie hatte ich in klugere Augen geblickt. Sie leuchteten von Geist und in den zahllosen Falten und Linien um Augen und Mund bewegte sich ein unruhiges Spiel schalkhafter und scharfsinniger Gedanken.

„Gut, daß Ihr kommt, Schavau!“ rief mir der Rath entgegen, während ich unwillkürlich das unschuldige Antlitz Gaspardes, in dem nur die Lauterkeit einer einfachen und starken Seele sich spiegelte, mit der weltklugen Miene des Gastes verglich, „gut daß Ihr kommt! Herr Montaigne will mich mit Gewalt nach seinem Schlosse in Perigord entführen.“ . . . .

„Wir wollen dort den Horaz zusammen lesen,“ warf der Fremdling ein, „wie wir es vor Zeiten

in den Bädern von Aix thaten, wo ich das Vergnügen hatte, den Herrn Rath kennen zu lernen." —

„Meint Ihr, Montaigne," fuhr der Rath fort, „ich dürfe die Kinder allein lassen? Gasparde will sich nicht von ihrem Pathen und dieser junge Berner sich nicht von Gasparde trennen."

„Ei was," spottete Herr Montaigne sich gegen mich verbeugend, „sie werden, um sich in der Tugend zu stärken, das Buch Tobiä zusammen lesen!" und den Ton wechselnd, da er mein ernstes Gesicht sah, „Kurz und gut," schloß er, „Ihr kommt mit mir, lieber Rath!" —

„Ist denn eine Verschwörung gegen uns Hugenoten im Werke?" fragte ich aufmerksam werdend.

„Eine Verschwörung?" wiederholte der Gascogner. „Nicht daß ich wüßte! Wenn nicht etwa eine solche, wie sie die Wolken anzetteln, bevor ein Gewitter losbricht. Vier Fünftheile einer Nation von dem letzten Fünftheil zu etwas gezwungen, was sie nicht wollen — das heißt zum Krieg in

Flandern — das kann die Atmosphäre schon elektrisch machen. Und, nehmt es mir nicht übel, junger Mann, Ihr Hugenoten verfehlt Euch gegen den ersten Satz der Lebensweisheit: daß man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Mißachtung seiner Sitten beleidigen darf."

„Rechnet Ihr die Religion zu den Sitten eines Volkes?" fragte ich entrüstet?

„In gewissem Sinne, ja," meinte er, „doch diesmal dachte ich nur an die Gebräuche des täglichen Lebens: Ihr Hugenoten kleidet Euch düster, tragt ernsthafte Mienen, versteht keinen Scherz und seid so steif wie Eure Halskragen. Kurz, Ihr schließt Euch ab, und das bestraft sich in der größten Stadt wie auf dem kleinsten Dorfe! Da verstehn die Guisen das Leben besser! Eben kam ich vorüber als der Herzog Heinrich vor seinem Palast abstieg und den umstehenden Bürgern die Hände schüttelte, lustig wie ein Franzose und gemüthlich wie ein Deutscher! So ist es recht! Sind wir ja Alle

vom Weibe geboren und ist doch die Seife nicht theuer!"

Mir schien, als ob der Gascogner schwere Besorgniß unter diesem scherzhaften Ton verberge und ich wollte ihn weiter zur Rede stellen, als der alte Diener einen Boten des Admirals meldete, welcher mich und Gasparde unverzüglich zu sich berief.

Gasparde warf einen dichten Schleier über und wir eilten.

Unterweges erzählte sie mir, was sie in meiner Abwesenheit ausgestanden. „An deiner Seite durch einen Kugelregen zu reiten, wäre mir ein Spiel dagegen!" versicherte sie. Der Pöbel in unsrer Straße ist so giftig geworden, daß ich das Haus nicht verlassen konnte, ohne mit Schimpfworten verfolgt zu werden. Kleidete ich mich nach meinem Stande, so schrie man mir nach: Seht die Uebermüthige! Legte ich schlichtes Gewand an, so hieß es: Seht die Heuchlerin! — Einen Tag, oder eine

Woche hielte man das schon aus; aber wenn man kein Ende davon absieht! — Unsere Lage hier in Paris erinnert mich an die jenes Italieners, den sein Feind in einen Kerker mit vier kleinen Fenstern werfen ließ. Als er am nächsten Morgen erwachte, waren deren nur noch drei, am folgenden zwei, am dritten noch eines, kurz, er begriff, daß sein höllischer Feind ihn in eine Maschine gesperrt hatte, die sich allmälig in einen erdrückenden Sarg verwandelte." —

Unter diesen Reden waren wir in die Wohnung des Admirals gelangt, der uns sogleich zu sich beschied.

Er saß aufrecht auf seinem Lager, den verwundeten linken Arm in der Schlinge, blaß und ermattet. Neben ihm stand ein Geistlicher mit eisgrauem Barte. Er ließ uns nicht zu Worten kommen.

„Meine Zeit ist gemessen," sprach er, „hört mich an und gehorcht mir! Du, Gaspard, bist mir durch meinen theuern Bruder blutverwandt. Es

ist jetzt nicht der Augenblick etwas zu verhüllen das du weißt und diesem nicht verborgen bleiben darf. — Deiner Mutter ist durch einen Franzosen Unrecht geschehn; ich will nicht, daß auch du unsres Volkes Sünden mitbüßest. Wir bezahlen, was unsre Väter verschuldet haben. Du aber sollst, so viel solches an mir liegt, auf deutscher Erde ein frommes und ruhiges Leben führen."

Dann sich zu mir wendend, fuhr er fort: „Schadau, Ihr werdet Eure Kriegsschule nicht unter mir durchmachen. Hier sieht es dunkel aus. Mein Leben geht zur Neige und mein Tod ist der Bürgerkrieg. Mischt Euch nicht darein, ich verbiete es Euch. — Nicht Gaspards die Hand, ich gebe sie Euch zum Weibe. Führt sie ohne Säumniß in Eure Heimat. Verlaßt dieses ungesegnete Frankreich, sobald Ihr meinen Tod erfahrt. Bereitet ihr eine Stätte auf Schweizerboden; dann nehmt Dienste unter dem Prinzen von Oranien und kämpft für die gute Sache!" —

Jetzt winkte er dem Greise und forderte ihn auf, uns zu trauen.

„Macht es kurz," äußerte er, „ich bin müde und bedarf Ruhe."

Wir ließen uns an seinem Lager auf die Kniee nieder und der Geistliche verrichtete sein Amt, unsre Hände zusammenfügend und die liturgischen Worte aus dem Gedächtnisse sprechend.

Dann segnete uns der Admiral mit seiner ebenfalls verstümmelten Rechten.

„Lebt wohl!" schloß er, legte sich nieder und kehrte sein Antlitz gegen die Wand.

Da wir zögerten, das Gemach zu verlassen, hörten wir noch die gleichmäßigen Athemzüge des ruhig Entschlummernden.

Schweigend und in wunderbarer Stimmung kamen wir zurück und fanden Chatillon noch in lebhaftem Gespräch mit Herrn von Montaigne.

„Gewonnen Spiel!" jubelte dieser, „der Papa

willigt ein und ich selbst will ihm seinen Koffer packen, denn darauf verstehe ich mich vortrefflich." —

„Geht lieber Oheim!" mahnte Gasparde, „und macht Euch keine Sorge um mich. Das ist von nun an die Sache meines Gemals." Und sie drückte meine Hand an ihre Brust. Auch ich drang in den Rath, mit Montaigne zu verreisen.

Da mit einem Mal, wie wir Alle ihm zuredeten und ihn überzeugt glaubten, fragte er: „Hat der Admiral Paris verlassen?" Und als er hörte, Coligny bleibe und werde trotz des Drängens der Seinigen bleiben, auch wenn sein Zustand die Abreise erlauben sollte, da rief Chatillon mit glänzenden Augen und mit einer festen Stimme, die ich nicht an ihm kannte.

„So bleibe auch ich! Ich bin im Leben oftmals feig und selbstsüchtig gewesen; ich stand nicht zu meinen Glaubensgenossen wie ich sollte; in dieser letzten Stunde aber will ich sie nicht verlassen."

Montaigne biß sich die Lippe. Unser Aller Zureden fruchtete nun nichts mehr, der Alte blieb bei seinem Entschlusse.

Jetzt klopfte ihm der Gascogner auf die Schulter und sagte mit einem Anflug von Hohn:

„Alter Junge, du betrügst dich selbst, wenn du glaubst, daß du aus Heldenmuth so handelst. Du thust es aus Bequemlichkeit. Du bist zu träge geworden, dein behagliches Nest zu verlassen selbst auf die Gefahr hin, daß der Sturm es morgen wegfegt. Das ist auch ein Standpunkt und in deiner Weise hast du Recht." —

Jetzt verwandelte sich der spöttische Ausdruck auf seinem Gesichte in einen tief schmerzlichen, er umarmte Chatillon, küßte ihn und schied eilig.

Der Rath, welcher seltsam bewegt war, wünschte allein zu sein.

„Verlaßt mich, Schadau!" sagte er, mir die Hand drückend, „und kommt heute Abend noch einmal vor Schlafengehn." —

Gasparde, die mich b[illegible]leitete, ergriff unter der Thüre plötzlich das R[illegible]jepistol, das noch in meinem Gürtel ſtak.

„Laß das!“ warnte ich. „Es iſt ſcharf geladen.“

„Nein,“ lachte ſie, den Kopf zurückwerfend, „ich behalte es als Unterpfand, daß du uns dieſen Abend nicht verſäumſt!“ und ſie entfloh damit ins Haus.

VIII.

Auf meinem Zimmer lag ein Brief meines Oheims im gewohnten Format, mit den wohlbekannten altmodischen Zügen überschrieben. Der rothe Abdruck des Siegels mit seiner Devise: **Pelerin et Voyageur!** war diesmal unmäßig groß gerathen.

Noch hielt ich das Schreiben uneröffnet in der Hand, als Boccard ohne anzuklopfen hereinstürzte.

„Hast du dein Versprechen vergessen, Schadau?“ rief er mir zu.

„Welches Versprechen?“ fragte ich mißmuthig.

„Schön!“ versetzte er mit einem kurzen Lachen, das gezwungen klang. „Wenn das so fortgeht, so wirst du nächstens deinen eignen Namen vergessen! Am Vorabend deiner Abreise nach Orleans, in der

Schenke zum Mohren, hast du mir feierlich gelobt, dein längst gegebenes Versprechen zu lösen und unsern Landsmann, den Hauptmann Pfyffer, einmal zu begrüßen. Ich lud dich dann in seinem Auftrag zu seinem Namensfest in das Louvre ein.

Heute nun ist Bartholomäustag. Der Hauptmann hat zwar viele Namen, wohl acht bis zehn; da aber unter diesen allen der geschundene Barthel in seinen Augen der größte Heilige und Märtyrer ist, so feiert er als guter Christ diesen Tag in besondrer Weise. Bliebest du weg, er legte dir's als hugenotischen Starrsinn aus." —

Ich besann mich freilich, von Boccard häufig mit solchen Einladungen bestürmt worden zu sein und ihn von Woche zu Woche vertröstet zu haben. Daß ich ihm auf heute zugesagt, war mir nicht erinnerlich, aber es konnte sein.

„Boccard," sagte ich, „heute ist mir's ungelegen. Entschuldige mich bei Pfyffer und laß mich zu Hause." —

Nun aber begann er auf die wunderlichste Weise in mich zu dringen, jetzt scherzend und kindischen Unsinn vorbringend, jetzt flehentlich mich beschwörend. Zuletzt fuhr er auf:

„Wie? Hältst du so dein Ehrenwort?“ — Und unsicher wie ich war, ob ich nicht doch vielleicht mein Wort gegeben, konnte ich diesen Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen, und willigte endlich, wenn auch bitter ungern, ein, ihn zu begleiten. Ich markttete, bis er versprach in einer Stunde mich freizugeben, und wir gingen nach dem Louvre.

Paris war ruhig. Wir trafen nur einzelne Gruppen von Bürgern, die sich über den Zustand des Admirals flüsternd besprachen.

Pisseer hatte ein Gemach zu ebener Erde im großen Hofe des Louvre inne. Ich war erstaunt, seine Fenster nur spärlich erleuchtet zu sehn und Todtenstille zu finden statt eines fröhlichen Festlarms. Wie wir eintraten, stand der Hauptmann allein in der Mitte des Zimmers, vom Kopf bis zu den Füßen

bewaffnet und in eine Depesche vertieft, die er aufmerksam zu lesen, ja zu buchstabiren schien, denn er folgte den Zeilen mit dem Zeigefinger der linken Hand. Er wurde meiner ansichtig und, auf mich zutretend, fuhr er mich barsch an:

„Euren Degen, junger Herr! Ihr seid mein Gefangener." — Gleichzeitig näherten sich zwei Schweizer, die im Schatten gestanden hatten. Ich trat einen Schritt zurück.

„Wer giebt Euch ein Recht an mich, Herr Hauptmann?" — rief ich aus. „Ich bin der Schreiber des Admirals."

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, griff er mit eigner Hand nach meinem Degen und bemächtigte sich desselben. Die Ueberraschung hatte mich so außer Fassung gebracht, daß ich an keinen Widerstand dachte.

„Thut Eure Pflicht!" befahl Pfyffer. Die beiden Schweizer nahmen mich in ihre Mitte und ich folgte ihnen wehrlos, einen Blick grimmigen Vorwurfs

auf Boccard werfend. Ich konnte mir nichts anderes denken, als daß Pfyffer einen königlichen Befehl erhalten habe, mich wegen meines Zweikampfs mit Guiche in Haft zu nehmen.

Zu meinem Erstaunen wurde ich nur wenige Schritte weit nach der mir wohlbekannten Kammer Boccards geführt. Der eine Schweizer zog einen Schlüssel hervor und versuchte zu öffnen, aber vergeblich. Es schien ihm in der Eile ein unrechter übergeben worden zu sein und er sandte seinen Kameraden zurück, um von Boccard, der bei Pfyffer geblieben war, den rechten zu fordern.

In dieser kurzen Frist vernahm ich lauschend die rauhe, scheltende Stimme des Hauptmanns: „Euer freches Stücklein kann mich meine Stelle kosten! In dieser Teufelsnacht wird uns hoffentlich keiner zur Rede stellen, doch wie bringen wir morgen den Ketzer aus dem Louvre fort? Die Heiligen mögen mir's verzeihn, daß ich einem Hugenoten das Leben rette, — aber einen Landsmann und Bürger von

Bern dürfen wir von diesen verfluchten Franzosen auch nicht abschlachten lassen, — da habt Ihr wiederum Recht, Boccard . . . ."

Jetzt ging die Thüre auf, ich stand in dem dunkeln Gelaß, der Schlüssel wurde hinter mir gedreht und ein schwerer Riegel vorgeschoben.

Ich durchmaß das mir von manchem Besuche her wohlbekannte Gemach, in quälenden Gedanken auf und niederschreitend, während sich das mit Eisenstäben vergitterte, hochgelegene Fenster allmälig erhellte, denn der Mond ging auf. Der einzige wahrscheinliche Grund meiner Verhaftung, ich mochte die Sache wenden wie ich wollte, war und blieb der Zweikampf. Unerklärlich waren mir freilich Pfyffers unmuthige letzte Worte; aber ich konnte dieselben mißhört haben, oder der tapfere Hauptmann war etwas bezecht. Noch unbegreiflicher, ja haarsträubend, erschien mir das Benehmen Boccards, dem ich nie und nimmer einen so schmählichen Verrath zugetraut hätte.

Je länger ich die Sache überdachte, in desto beunruhigendere Zweifel und unlösbarere Widersprüche verstrickte ich mich.

Sollte wirklich ein blutiger Plan gegen die Hugenoten bestehn? War das denkbar? Konnte der König, wenn er nicht von Sinnen war, in die Vernichtung einer Partei willigen, deren Untergang ihn zum willenlosen Sklaven seiner ehrgeizigen Vettern von Lothringen machen mußte?

Oder war ein neuer Anschlag auf die Person des Admirals geschmiedet, und wollte man einen seiner treuen Diener von ihm entfernen? Aber ich erschien mir zu unbedeutend, als daß man zuerst an mich gedacht hatte. Der König hatte heftig gezürnt über die Verwundung des Admirals. Konnte ein Mensch, ohne dem Wahnsinn verfallen zu sein von warmer Neigung zu stumpfer Gleichgültigkeit, oder wildem Hasse in der Frist weniger Stunden übergehn?

Während ich so meinen Kopf zerarbeitete, schrie

mein Herz, daß mein Weib mich zu dieser Stunde erwarte, die Minuten zähle, und ich hier gefangen sei, ohne ihr Nachricht geben zu können.

Noch immer schritt ich auf und nieder, als die Thurmuhr des Louvre schlug; ich zählte zwölf Schläge. Es war Mitternacht. Da kam mir der Gedanke, einen Stuhl an das hohe Fenster zu rücken, in die Nische zu steigen, es zu öffnen und, an die Eisenstäbe mich anklammernd, in die Nacht auszuschauen. Das Fenster blickte auf die Seine. Alles war still. Schon wollte ich wieder ins Gemach herunterspringen, als ich meinen Blick noch über mich richtete und vor Entsetzen erstarrte.

Rechts von mir, auf einem Balkon des ersten Stockwerks, so nahe, daß ich sie fast mit der Hand erreichen konnte, erblickte ich, vom Mondlicht taghell erleuchtet, drei über das Geländer vorgebeugte, lautlos lauschende Gestalten. Mir zunächst der König mit einem Antlitz, dessen nicht unedle Züge die Angst, die Wuth, der Wahnsinn zu einem Höllen-

ausdruck verzerrten. Kein Fiebertraum kann schrecklicher sein als diese Wirklichkeit. Jetzt da ich das längst Vergangene niederschreibe, sehe ich den Unseligen wieder mit den Augen des Geistes — und ich schaudere. Neben ihm lehnte sein Bruder, der Herzog von Anjou, mit dem schlaffen, weibisch grausamen Gesichtchen und schlotterte vor Furcht. Hinter ihnen, bleich und regungslos, die Gefaßteste von Allen, stand Katharina die Medicäerin mit halbgeschlossenen Augen und fast gleichgultiger Miene.

Jetzt machte der König, wie von Gewissensangst gepeinigt, eine krampfhafte Geberde, als wollte er einen gegebenen Befehl zurücknehmen, und in demselben Augenblick knallte ein Büchsenschuß, wie mir schien im Hofe des Louvre.

„Endlich!“ flüsterte die Königin wie erleichtert und die drei Nachtgestalten verschwanden von der Zinne.

Eine nahe Glocke begann Sturm zu läuten, eine

zweite, eine dritte heulte mit; greller Fackelschein glomm auf wie eine Feuersbrunst, Schüsse knatterten und meine gespannte Einbildungskraft glaubte Sterbeseufzer zu vernehmen.

Der Admiral lag ermordet, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Aber was bedeuteten die Sturmglocken, die erst vereinzelt, dann immer häufiger fallenden Schüsse, die Mordrufe, die jetzt von fern an mein lauschendes Ohr drangen? Geschah das Unerhörte? Wurden alle Hugenoten in Paris gemeuchelt?

Und Gasparde, meine mir vom Admiral anvertraute Gasparde war mit dem wehrlosen Alten diesen Schrecken preisgegeben! Das Haar stand mir zu Berge, das Blut gerann mir in den Adern. Ich rüttelte an der Thüre aus allen Kräften, die eisernen Schlösser und das schwere Eichenholz wichen nicht. Ich suchte tastend nach einer Waffe, nach einem Werkzeug um sie zu sprengen und fand keines. Ich schlug mit den Fäusten, stieß mit den Füßen

gegen die Thüre und ſchrie nach Befreiung, — draußen im Gange blieb es todtenſtill.

Wieder ſchwang ich mich auf in die Fenſterniſche und rüttelte wie ein Verzweifelter an dem Eiſengitter, es war nicht zu erſchüttern.

Ein Fieberfroſt ergriff mich und meine Zähne ſchlugen auf einander. Dem Wahnſinn nahe warf ich mich auf Boccards Lager und wälzte mich in tödtlicher Bangigkeit. Endlich als der Morgen zu grauen begann, verfiel ich in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlummern, der ſich nicht beſchreiben läßt. Ich meinte mich noch an die Eiſenſtäbe zu klammern und hinaus zu blicken auf die raſtlos flutende Seine. Da plötzlich erhob ſich aus ihren Wellen ein halbnacktes, vom Mondlicht beglänztes Weib, eine Flußgöttin auf ihre ſprudelnde Urne geſtützt, wie ſie in Fontainebleau an den Waſſerkünſten ſitzen, und begann zu ſprechen. Aber ihre Worte richteten ſich nicht an mich, ſondern an eine Stein-

frau, die dicht neben mir die Zinne trug, auf welcher die drei fürstlichen Verschwörer gestanden.

„Schwester," frug sie aus dem Flusse, „weißt vielleicht du warum sie sich morden? Sie werfen mir Leichnam auf Leichnam in mein strömendes Bett und ich bin schmierig von Blut. Pfui, pfui! Machen vielleicht die Bettler, die ich abends ihre Lumpen in meinem Wasser waschen sehe, den Reichen den Garaus?" . . . . „Nein," raunte das steinerne Weib, „sie morden sich, weil sie nicht einig sind über den richtigen Weg zur Seligkeit." — Und ihr kaltes Antlitz verzog sich zum Hohn, als belache sie eine ungeheure Dummheit . . . . .

In diesem Augenblicke knarrte die Thüre, ich fuhr auf aus meinem Halbschlummer und erblickte Boccard, blaß und ernst wie ich ihn noch nie gesehn hatte und hinter ihm zwei seiner Leute, von welchen einer einen Laib Brot und eine Kanne Wein trug.

„Um Gotteswillen, Boccard," rief ich und stürzte

hm entgegen, was iſt heute Nacht vorgegangen? ...
Sprich!"

Er ergriff meine Hand und wollte ſich zu mir
uf das Lager ſetzen. Ich ſträubte mich und beſchwor
hn zu reden.

„Beruhige dich!" ſagte er „Es war eine
chlimme Nacht. Wir Schweizer können nichts dafür,
er König hat es befohlen." —

„Der Admiral iſt todt?" frug ich, ihn ſtarr
nſehend.

Er bejahte mit einer Bewegung des Hauptes.

„Und die andern hugenotiſchen Führer?" —

„Todt. Wenn nicht der eine oder andere, wie
er Navarreſe, durch beſondere Gunſt des Königs
erſchont blieb." —

„Iſt das Blutbad beendigt?" —

„Nein, noch wüthet es fort in den Straßen von
Paris. Kein Hugenot darf am Leben bleiben." —

Jetzt zuckte mir der Gedanke an Gasparde wie

ein glühender Blitz durchs Gehirn und alles andere verschwand im Dunkel.

„Laß mich!“ schrie ich. „Mein Weib! mein armes Weib!“ —

Boccard sah mich erstaunt und fragend an. „Dein Weib? Bist du verheiratet?“ —

„Gieb Raum, Unseliger!“ rief ich und warf mich auf ihn, der mir den Ausgang vertrat. Wir rangen miteinander und ich hätte ihn übermannt, wenn nicht einer seiner Schweizer ihm zu Hülfe gekommen wäre, indeß der andere die Thüre bewachte.

Ich wurde auf das Knie niedergedrückt.

„Boccard!“ stöhnte ich. „Im Namen des barmherzigen Gottes — bei Allem, was dir theuer ist — bei dem Haupte deines Vaters — bei der Seligkeit deiner Mutter — erbarm dich meiner und laß mich frei! Ich sage dir, Mensch, daß mein Weib da draußen ist — daß sie vielleicht in diesem Augenblick gemordet — daß sie vielleicht in diesem Augen-

blick mißhandelt wird! Oh, oh!" — und ich schlug mit geballter Faust gegen die Stirn.

Boccard erwiederte begütigend, wie man mit einem Kranken spricht: „Du bist von Sinnen, armer Freund! Du könntest nicht fünf Schritte ins Freie thun, bevor dich eine Kugel niederstreckte! Jedermann kennt dich als den Schreiber des Admirals. Nimm Vernunft an! Was du verlangst, ist unmöglich." —

Jetzt begann ich auf den Knieen liegend zu schluchzen wie ein Kind.

Noch einmal, halb bewußtlos wie ein Ertrinkender, erhob ich das Auge nach Rettung, während Boccard schweigend die im Ringen zerrissene Seidenschnur wieder zusammenknüpfte, an der die Silbermünze mit dem Bildniß der Madonna tief niederhing.

„Im Namen der Muttergottes von Einsiedeln!" — flehte ich mit gefalteten Händen.

Jetzt stand Boccard wie gebannt, die Augen

nach oben gewendet und etwas murmelnd wie ein Gebet. Dann berührte er das Medaillon mit den Lippen und schob es sorgfältig wieder in sein Wams.

Noch schwiegen wir Beide, da trat, eine Depesche emporhaltend, ein junger Fähndrich ein.

„Im Namen des Königs und auf Befehl des Hauptmanns," sagte er, „nehmt zwei Eurer Leute, Herr Boccard, und überbringt eigenhändig diese Ordre dem Kommandanten der Bastille." — Der Fähndrich trat ab.

Jetzt eilte Boccard, nach einem Augenblick des Besinnens, das Schreiben in der Hand auf mich zu:

„Tausche schnell die Kleider mit Cattani hier!" flüsterte er. „Ich will es wagen. Wo wohnt sie?" —

„Ile St. Louis." —

„Gut. Labe dich noch mit einem Trunk, du hast Kraft nöthig."

Nachdem ich eilig meiner Kleider mich entledigt, warf ich mich in die Tracht eines königlichen Schweizers, gürtete das Schwert um, ergriff die Hallebarde und Boccard, ich und der zweite Schweizer, wir stürzten ins Freie.

IX.

Schon im Hofe des Louvre bot sich meinem Augen ein schrecklicher Anblick. Die Hugenoten vom Gefolge des Königs von Navarra lagen hier, frisch getödtet, manche noch röchelnd, in Haufen übereinander. Längs der Seine weiter eilend begegnetem wir auf jedem Schritt einem Gräuel. Hier lag ein armer Alter mit gespaltetem Schädel in seinem Blute, dort sträubte sich ein todtenblasses Weib in den Armen eines rohen Lanzenknechts. Eine Gasse lag still wie das Grab, aus einer andern erschollen noch Hilferufe und mißtönige Sterbeseufzer.

Ich aber, unempfindlich für diese unfaßbare Größe des Elends, stürmte wie ein Verzweifelter vorwärts,

so daß mir Boccard und der Schweizer kaum zu folgen vermochten. Endlich war die Brücke erreicht und überschritten. Ich stürzte in vollem Laufe nach dem Hause des Raths, die Augen unverwandt auf seine hochgelegenen Fenster geheftet. An einem derselben wurden ringende Arme sichtbar, eine menschliche Gestalt mit weißen Haaren ward hinausgedrängt. Der Unglückliche, es war Chatillon, klammerte sich einen Augenblick noch mit schwachen Händen an das Gesims, dann ließ er es los und stürzte auf das Pflaster. An dem Zerschmetterten vorüber, erklomm ich in wenigen Sprüngen die Treppe und stürzte in das Gemach. Es war mit Bewaffneten gefüllt und ein wilder Lärm erscholl aus der offenen Thüre des Bibliothekzimmers. Ich bahnte mir mit meiner Hallebarde den Weg und erblickte Gaspard, in eine Ecke gedrängt und von einer gierigen, brüllenden Meute umstellt, die sie, mein Pistol in der Hand und bald auf diesen bald auf jenen zielend, von sich abhielt. Sie war farb-

los wie ein Wachsbild und aus ihren weit geöffneten blauen Augen sprühte ein schreckliches Feuer.

Alles vor mir niederwerfend, mit einem einzigen Anlauf, war ich an ihrer Seite und „Gott sei Dank, du bist es!“ rief sie noch und sank mir dann bewußtlos in die Arme.

Unterdessen war Boccard mit dem Schweizer nachgedrungen. „Leute!“ drohte er, „im Namen des Königs verbiete ich euch, diese Dame nur mit einem Finger zu berühren! Zurück, wem sein Leben lieb ist! Ich habe Befehl, sie ins Louvre zu bringen!“ —

Er war neben mich getreten und ich hatte die ohnmächtige Gasparde in den Lehnstuhl des Raths gelegt.

Da sprang aus dem Getümmel ein scheußlicher Mensch mit blutigen Händen und blutbeflecktem Gesichte hervor, in dem ich den verfehmten Lignerolles erkannte.

„Lug und Trug!“ schrie er, „das, Schweizer? —

Verkappte Hugenoten sind's und von der schlimmsten Sorte! Dieser hier — ich kenne dich wohl, vierschrötiger Halunke — hat den frommen Grafen Guiche gemordet und jener war dabei. Schlagt todt! Es ist ein verdienstliches Werk diese schurkischen Ketzer zu vertilgen! Aber rührt mir das Mädel nicht an — die ist mein!" —

Und der Verwilderte warf sich wüthend auf mich.

„Böswicht," rief Boccard, „dein Stündlein ist gekommen! Stoß zu, Schadau!" Rasch drängte er mit geschickter Parade die ruchlose Klinge in die Höhe und ich stieß dem Buben mein Schwert bis an das Heft in die Brust. Er stürzte.

Ein rasendes Geheul erhob sich aus der Rotte.

„Weg von hier!" winkte mir der Freund. „Nimm dein Weib auf den Arm und folge mir!"

Jetzt griffen Boccard und der Schweizer mit Hieb und Stoß das Gesindel an, das uns von der Thüre trennte und brachen eine Gasse, durch die ich, Gaspardé tragend, schleunig nachschritt.

Wir gelangten glücklich die Treppen hinunter und betraten die Straße. Hier hatten wir vielleicht zehn Schritte gethan, da fiel ein Schuß aus einem Fenster. Boccard schwankte, griff mit unsicherer Hand nach dem Medaillon, riß es hervor, drückte es an die erblassenden Lippen und sank nieder.

Er war durch die Schläfe getroffen. Der erste Blick überzeugte mich, daß ich ihn verloren hatte, der zweite, nach dem Fenster gerichtete, daß ihn der Tod aus meinem Reiterpistol getroffen, welches Gaspardes Hand entfallen war und das jetzt der Mörder frohlockend emporhielt. Die scheußliche Horde an den Fersen, riß ich mich mit blutendem Herzen von dem Freunde los, bei dem sein treuer Soldat niederkniete, bog um die nahe Ecke in das Seitengäßchen, wo meine Wohnung gelegen war, erreichte sie unbemerkt und eilte durch das ausgestorbene Haus mit Gasparde hinauf in meine Kammer.

Auf dem Flur des ersten Stockwerkes schritt ich durch breite Blutlachen. Der Schneider lag er-

mordet, sein Weib und seine vier Kinder, am Herd in ein Häuflein zusammengesunken, schliefen den Todesschlummer. Selbst der kleine Pudel, des Hauses Liebling, lag verendet bei ihnen. Blutgeruch erfüllte das Haus. Die letzte Treppe ersteigend, sah ich mein Zimmer offen, die halbzerschmetterte Thüre schlug der Wind auf und zu.

Hier hatten die Mörder, da sie mein Lager leer fanden, nicht lange geweilt, das ärmliche Aussehen meiner Kammer versprach ihnen keine Beute. Meine wenigen Bücher lagen zerrissen auf dem Boden zerstreut, in eines derselben hatte ich, als mich Boccard überraschte, den Brief meines Ohms geborgen, er war herausgefallen und ich stellte ihn zu mir. Meine kleine Baarschaft trug ich noch von der Reise her in einem Gurt auf dem Leibe.

Ich hatte Gaspardo auf mein Lager gebettet, wo die Bleiche zu schlummern schien, und stand neben ihr, überlegend was zu thun sei. Sie war unscheinbar wie eine Dienerin gekleidet, wohl in

der Abſicht mit ihrem Pflegevater zu fliehen. Ich trug die Tracht der Schweizergarde.

Ein wilder Schmerz bemächtigte ſich meiner über all das frevelhaft vergoſſene theure und unſchuldige Blut. „Fort aus dieſer Hölle!“ ſprach ich halblaut vor mich hin.

„Ja, fort aus dieſer Hölle!“ wiederholte Gasparde, die Augen öffnend und ſich auf dem Lager in die Höhe richtend. „Hier iſt unſres Bleibens nicht! Zum erſten nächſten Thor hinaus!“

„Bleibe noch ruhig!“ erwiederte ich. „Unterdeſſen wird es Abend und die Dämmerung erleichtert uns vielleicht das Entrinnen.“ —

„Nein, nein,“ verſetzte ſie beſtimmt, „keinen Augenblick länger bleibe ich in dieſem Pfuhl! Was liegt am Leben, wenn wir zuſammen ſterben! Laß uns geradenwegs auf das nächſte Thor zugehn. Werden wir überfallen und wollen ſie mich mißhandeln, ſo erſtichſt du mich, und erſchlägſt ihrer

zwei oder drei, so sterben wir nicht ungerächt. — Versprich mir das!" —

Nach einigem Ueberlegen willigte ich ein, da es auch mir besser schien, um jeden Preis der Noth ein Ende zu machen. Konnte doch der Mord morgen von neuem beginnen, waren doch die Thore nachts strenger bewacht als am Tage.

Wir machten uns auf den Weg, durch die blutgetränkten Gassen langsam neben einander wandelnd unter einem wolkenlosen, dunkelblauen Augusthimmel.

Unangefochten erreichten wir das Thor.

Im Thorweg vor dem Pförtchen der Wachtstube stand mit verschränkten Armen ein lothringischer Kriegsmann mit der Feldbinde der Guisen, der uns mit stechendem Blicke musterte.

„Zwei wunderliche Vögel!" lachte er. „Wo hinaus, Herr Schweizer, mit Euerm Schwesterchen?"

Das Schwert lockend schritt ich näher, entschlossen ihm die Brust zu durchbohren; denn ich war des Lebens und der Lüge müde.

„Bei den Hörnern des Satans! Seid Ihr es, Herr Schadau?“ sagte der lothringische Hauptmann, bei dem letzten Worte seine Stimme dämpfend. „Tretet ein, hier stört uns niemand.“ —

Ich blickte ihm ins Gesicht und suchte mich zu erinnern. Mein ehemaliger böhmischer Fechtmeister tauchte mir auf.

„Ja freilich bin ich es,“ fuhr er fort, da er meinen Gedanken mir im Auge las, „und bin's, wie mir dünkt, zur gelegenen Stunde.“ —

Mit diesen Worten zog er mich in die Stube und Gasparde folgte.

In dem dumpfigen Raum lagen auf einer Bank zwei betrunkene Kriegsknechte, Würfel und Becher neben ihnen am Boden.

„Auf, ihr Hunde!“ fuhr sie der Hauptmann an. Der eine erhob sich mühsam. Er packte ihn am Arm und stieß ihn vor die Thüre mit den Worten: „Auf die Wache, Schuft! Du bürgst mir mit deinem Leben, daß niemand passirt!“ —

Den andern, der nur einen grunzenden Ton von sich gegeben hatte, warf er von der Bank und stieß ihn mit dem Fuße unter dieselbe, wo er ruhig fortschnarchte.

„Jetzt belieben die Herrschaften Platz zu nehmen!“ und er zeigte mit einer kavaliermäßigen Handbewegung auf den schmutzigen Sitz.

Wir ließen uns nieder, er rückte einen zerbrochenen Stuhl herbei, setzte sich rittlings darauf, den Ellbogen auf die Lehne stützend, und begann in familiärem Ton:

„Nun laßt uns plaudern! Euer Fall ist mir klar, Ihr braucht ihn mir nicht zu erläutern. Ihr wünscht einen Paß nach der Schweiz, nicht wahr? — Ich rechne es mir zur Ehre, Euch einen Gegendienst zu leisten für die Gefälligkeit, mit der Ihr mir seinerzeit das schöne wirtembergische Siegel gezeigt habt, weil Ihr wußtet, ich sei ein Kenner. Eine Hand wäscht die andere. Siegel gegen Siegel. Diesmal kann ich Euch mit einem aushelfen.“

Er kramte in seiner Brieftasche und zog mehrere Papiere heraus.

„Seht, als ein vorsichtiger Mann ließ ich mir für alle Fälle von meinem gnädigen Herzog Heinrich für mich und meine Leute, die wir gestern Nacht dem Admiral unsre Aufwartung machten," diese Worte begleitete er mit einer Mordgeberde, vor der mir schauderte, „die nöthigen Reisepapiere geben. Der Streich konnte fehlen. Nun, die Heiligen haben sich dieser guten Stadt Paris angenommen! — Einer der Pässe — hier ist er — lautet auf einen beurlaubten königlichen Schweizer, den Fourier Koch-Stedt ihn zu Euch! er gewährt Euch freie Straße durch Lothringen an die Schweizergrenze. Das wäre nun in Ordnung. — Was das Fortkommen mit Eurem Schätzchen betrifft, zu dem ich Euch, ohne Schmeichelei, Glück wünsche," hier verneigte er sich gegen Gasparde, „so wird die schöne Dame schwerlich gut zu Fuße sein. Da kann ich Euch denn zwei Gäule abtreten, einen sogar mit Damen-

sattel — denn auch ich bin nicht ungeliebt, und pflege selbander zu reiten. Ihr gebt mir dafür vierzig Goldgulden, baar, wenn Ihr es bei Euch habt, sonst genügt mir Euer Ehrenwort. Sie sind etwas abgejagt, denn wir wurden Hals über Kopf nach Paris aufgeboten; aber bis an die Grenze werden sie noch dauern." Und er rief durch das Fensterchen einem Stalljungen, der am Thore herumlungerte, den Befehl zu schleunig zu satteln.

Während ich ihm das Geld, fast mein ganzes Besitzthum, auf die Bank vorzählte, sagte der Böhme:

„Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Ihr Euerm Fechtmeister Ehre gemacht habt. Freund Lignerolles hat mir alles erzählt. Er wußte Euern Namen nicht, aber ich erkannte Euch gleich aus seiner Beschreibung. Ihr habt den Guiche erstochen! Alle Wetter, das will etwas heißen. Ich hätte Euch das nie zugetraut. Freilich meinte Lignerolles, Ihr hättet Euch die Brust etwas ge-

panzert. Das ſieht Euch nicht gleich, doch zuletzt hilft ſich jeder wie er kann."

Während dieſes grauſigen Geplauders ſaß Gasparde ſtumm und bleich. Jetzt wurden die Thiere vorgeführt, der Böhme half ihr, die unter ſeiner Berührung zuſammenſchrak, kunſtgerecht in den Sattel, ich ſchwang mich auf das andere Roß, der Hauptmann grüßte, und wir ſprengten durch den hallenden Thorweg und über die donnernde Brücke gerettet von dannen.

X.

Zwei Wochen später an einem frischen Herbstmorgen ritt ich mit meinem jungen Weibe die letzte Höhe des Gebirgszuges hinan, der die Landschaft von dem neuenburgischen Gebiete trennt. Der Gral war entronnen, wir ließen unsre Pferde grasen und setzten uns auf ein Felsstück.

Eine weite friedliche Landschaft lag in der Morgensonne vor uns ausgebreitet. Zu unsern Füßen leuchteten die Seen von Neuenburg, Murten und Biel; weiterhin dehnte sich das frühlingsgrüne Hochland von Freiburg mit seinen schönen Hügellinien und dunkeln Waldsäumen; die eben sich entschleiernden Hochgebirge bildeten den lichten Hintergrund.

„Dies ſchöne Land alſo iſt deine Heimat und endlich evangeliſcher Boden?“ fragte Gasparde.

Ich zeigte ihr links das in der Sonne blitzende Thürmchen des Schloſſes Chaumont.

„Dort wohnt mein guter Ohm. Noch ein paar Stunden, und er heißt dich als ſein geliebtes Kind willkommen! — Hier unten an den Seeen iſt evangeliſches Land, aber dort drüben, wo du die Thurmſpitzen von Fryburg erkennen kannſt, beginnt das katholiſche.“ —

Als ich Fryburg nannte, verfiel Gasparde in Gedanken. „Boccards Heimat!“ ſagte ſie dann. „Erinnerſt du dich noch, wie froh er an jenem Abend war, als wir uns zum erſten Mal bei Neiun begegneten! Nun erwartet ihn ſein Vater vergebens, — und für mich iſt er geſtorben.“

Schwere Tropfen ſanken von ihren Wimpern.

Ich antwortete nicht, aber blitzſchnell zog an meiner Seele die Geſchichte der verhängnißvollen Verkettung meines Looſes mit dem meines heitern

Landsmannes vorüber und meine Gedanken verklagten und entschuldigten sich unter einander.

Unwillkürlich griff ich an meine Brust auf die Stelle, wo Boccards Medaille mir den Todesstoß aufgehalten hatte.

Es knisterte in meinem Wams wie Papier; ich zog den vergessenen, noch ungelesenen Brief meines Ohms heraus und erbrach das unförmliche Siegel. Was ich las versetzte mich in schmerzliches Erstaunen. Die Zeilen lauteten:

Lieber Hans!

Wenn Du dieses lieſest, bin ich aus dem Leben, oder vielmehr, bin ich in das Leben gegangen.

Seit einigen Tagen fühle ich mich sehr schwach, ohne gerade krank zu sein. In der Stille leg' ich ab Pilgerschuh' und Wanderstab. Derweil ich noch die Feder führen kann, will ich Dir selbst meine Heimfahrt melden und den Brief an Dich eigenhändig überschreiben, damit eine fremde Handschrift Dich nicht betrübe. — Bin ich gestorben, so hat

der alte Jochem den Auftrag ein Kreuz zu meinem Namen zu setzen und den Brief zu siegeln. Roth, nicht schwarz. Ziehe auch kein Trauergewand um mich an, denn ich bin zur Freude eingegangen. Ich lasse Dir mein irdisches Gut, vergiß Du das himmlische nicht.

Dein treuer Ohm Renat.

Daneben war mit ungeschickter Hand ein großes Kreuz gemalt. Ich kehrte mich ab und ließ meinen Thränen freien Lauf. Dann erhob ich das Haupt und wandte mich zu Gaspardo, die mit gefalteten Händen an meiner Seite stand, um sie in das verödete Haus meiner Jugend einzuführen.

LEIPZIG

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Gedichte

von

Conrad Ferdinand Meyer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Verlag von H. Haessel.
1882.

Inhalt.

I. Portal.

	Seite
Fülle	3
Das heilige Feuer	4
Schiller's Bestattung	5
Lieder-Seelen	6
Schwarzschattende Kastanie	7
Nachtgräuliche	8
Die todten Freunde	9
Lenzfahrt	10
Ueber einem Grabe	11
Der Marmorknabe	13
Liebesklümmchen	14
Hochzeitslied	15
Die Jungfrau	16
Die Fei	17
Die Dryas	19
Ein Lied Chastelard's	22
Fingerhütchen	23
Traumbesitz	30
Die geschickten Musen	31

II. Stunde.

Morgenlied	35
Eppich	36
Das todte Kind	37
Lenz Wanderer Mörder Triumphator	38
Maientag	40
Der geschändete Baum	41

	Seite
Mond	42
Jetzt rede du!	42
Die Lautenstimmer	43
Sonntags	45
Schwüle	47
In Harmetnächten	48
Eingelegte Ruder	48
Ein bißchen Freude	49
Im Spätboot	50
Vor der Ernte	51
Erntegewitter	52
Schnitterlied	53
Auf Goldgrund	54
Requiem	55
Die Bettlerstraube	56
Weinlegen	57
Scherspruch	59
Novemberjamm	60
Aus der Höhe	61
Die Schlittschuhe	62
Im Konzert	65
Begegnung	66
Neujahrsglocken	67
Das Herze	68

III. In den Bergen.

Der Reifbecher	71
Das weiße Spitzchen	72
Firnlicht	73
Himmelsnähe	74
Allerbarmen	75
Götterwahl	76
Das Gericht	77
Das Glöcklein	78
Spiel	80
Die Hand bei Nitra	81

Seite

Die alte Brücke . . . 82
Der Kaiser und das Fräulein . . . 84
Der Rheinborn . . . 85
Die Felswand . . . 86
Hohe Station . . . 87
Vision . . . 88
Der Hengert . . . 89
Bacchus in Bünden . . . 93
Wundfieber . . . 96
Frag mir nicht nach . . . 98
Gespenster . . . 99
Alte Schrift . . . 100
Das Gemälde . . . 101
Die Rehe . . . 105
Die Zwingburg . . . 108

IV. Reise.

Tag, schein herein, und Leben, flieh hinaus! . . . 111
La Rôse . . . 112
Die Schlacht der Bäume . . . 114
Der Triumphbogen . . . 115
Auf dem Canal grande . . . 116
Venedig . . . 120
Die Narde . . . 121
Nach einem Niederländer . . . 122
Ja . . . 123
Die Cartäuser . . . 124
Der römische Brunnen . . . 125
Tarpeja . . . 126
Die gegeißelte Psyche . . . 128
Der todte Achill . . . 129
Der Musensaal . . . 131
Alte Schweizer . . . 135
Abschied von Corsica . . . 137
Napoleon im Kreml . . . 139
Die Corsin . . . 140

Seite

Der Gesang des Meeres 141
Das Strandfischer 142
Nicola Peche 144
Zwiegespräch 145
Abberufung 146

V. Liebe.

Alles war ein Spiel 149
Zwei Segel 150
Hesperos 151
Das verblühte Herz 153
Ohne Datum 154
Die Kapelle 156
Unruhige Nacht 157
Der Kamerad 158
Spielzeug 160
Wiedersehen 161
Der Blutstropfen 161
Stapfen 166
Wetterleuchten 168
Lethe 169
Einer Toten 171
Ihr Heim 172
Liebesjahr 174
Weihnacht in Ajaccio 175
Schneeglöckchen 176
Hirtenfeuer 177
Loh schüren deiner Rosse Huf! 178
Dämmergang 179
Die tolle Liebe 180

VI. Götter.

Die Schule des Silen 185
Penthesilea 186
Vor einer Büste 187
Die sterbende Medusa 188
Nächtliche Zeichen 190

	Seite
Der Strumgott	191
Thrymheim	193
Der trunkene Gott	195
Der Botenlauf	199
Der Gesang der Parze	200
Der Ritt in den Tod	202
Das Joch am Leman	203
Das Geisterroß	206
Das verlorene Schwert	210
Das Heiligthum	211
Die wunderbare Rede	213

VII. Frech und Fromm.

König Etzel's Schwert	219
Galahwinte	221
Bettlerballade	222
Die Söhne Herrns	224
Der Berg der Seligkeiten	226
Die Gaukler	229
Der Pilger und die Sarazenin	231
Am Himmelsthor	237
Mit zwei Worten	238
Kaiser Friedrich der Zweite	239
Die gezeichnete Stirne	241
Die Gedanken des Königs René	243
Der Mann von Aloerna	244
Die Ketzerin	247
Der Mönch von Bonifazio	250
Jung Tyrrel	253
La Blanche Nef	255
Der gleitende Purpur	259
Das Goldtuch	262
Frau Agnes und ihre Nonnen	263
Die drei gemalten Ritter	266
Einsiedel	268
Das Münster	271
Die Krypte	276

VIII. Genie.

Camoëns
Michel Angelo und seine Statuen
Conquistadores
Don Fabrique
Die Schweizer des Herrn von Tremouille
Die Seitenwunde
Cäsar Borja's Ohnmacht
Papst Julius
Michel Angelo
Der Schreckliche
Auf Ponte Sisto

IX. Männer.

Hussen's Kerker
Der Landgraf
Der Rappe des Comturs
Die spanischen Brüder
Der schöne Tag
Das Auge des Blinden
Die verstummte Laute
Das Weib des Admirals
Hugenottenlieb
Die Karyatide
Mourir ou parvenir!
Das Reiterlein
Die Füße im Feuer
Die Rose von Newport
Der sterbende Cromwell
Milton's Rache
Der Dagelhofen

Seite
279
281
282
286
288
291
292
295
298
299
300

303
305
307
309
312
313
316
318
319
320
321
323
326
329
331
332
334

I.

Vorsaal.

Fülle.

Genug iſt nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbſt! Kein Aſt, der ſeiner Frucht entbehrte!
Tief beugt ſich mancher allzureich beſchwerte,
Der Apfel fällt mit dumpfem Laut zur Erde.

Genug iſt nicht genug! Es lacht im Laube!
Die Pfirſche hat dem Munde zugetrunken!
Ein helles Jechlied ſummt die Wespe trunken —
Genug iſt nicht genug! — um eine Traube.

Genug iſt nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeiſt am Borne des Genuſſes,
Das Herz, auch es bedarf des Ueberfluſſes,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!

Das heilige Feuer.

Auf das Feuer mit dem goldnen Strahle
Heftet ſich in tiefer Mitternacht
Schlummerlos das Auge der Veſtale,
Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Wenn ſie ſchlummerte, wenn ſie entſchliefe,
Wenn erſtürbe die verſäumte Glut,
Eingeſargt in Gruft und Grabestiefe
Würde ſie, wo Staub und Moder ruht!

Eine Flamme zittert mir im Buſen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Friſt,
Die entzündet durch den Hauch der Muſen
Ihnen ein beſtändig Opfer iſt

Und ich hüte ſie mit heil'ger Scheue,
Daß ſie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft verſenkt.

Schillers Bestattung.

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Den eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

Lieder-Seelen.

In der Nacht, die die Bäume mit Blüten deckt,
Ward ich von süßen Gespenstern erschreckt,
Ein Reigen schwang im Garten sich,
Den ich mit leisem Fuß beschlich;
Wie zarter Elfen Chor im Ring
Ein weißer, lebendiger Schimmer ging.
Die Schemen hab' ich keck befragt:
Wer seid ihr, lustige Wesen? Sagt!

„Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See."
„Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee."
„Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!"
„Ich bin ein Geheimnis, geflüstert ins Ohr."
„Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind."
„Ich bin ein üppiges Blumengewind —"
„Und die du wählst, und der's beschied
Die Gunst der Stunde, die wird ein Lied."

Schwarzschattende Kastanie.

Schwarzschattende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschattende Kastanie!
Im Perle badet junge Brut
Mit Hader oder Lustgeschrei,
Und Kinder schwimmen leuchtend weiß
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendrot,
So zuckt aus roter Schiffslatern
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Nachtgeräusche.

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die ans Ohr des Schlummerlosen fluthen!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrochnen Stille,
Wie das Athmen eines jungen Busens,
Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann des Schlummers leise leise Tritte.

Die todten Freunde.

Das Boot stößt ab von den Leuchten des Gestads.
Durch fahnige Wellen dreht sich der Schwung des Rads.
Schwarz qualmt des Rohres Rauch . . . Heut hab' ich schlecht,
Das heißt mit lauter jungem Volk gezecht — —

Du, der gestürzt ist mit zerschossener Stirn,
Und du, verschwunden auf einer Gletscherfirn,
Und du, verludert wie schwüler Blitzesschein,
Meine todten Freunde, saget, gedenkt ihr mein?

Wogen zischen um Boot und Räderschlag,
Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
In den Fluthen braust ein sturmgedämpfter Chor,
Becher läuten aus tiefer Nacht empor.

—

Lenzfahrt.

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Aufquillt der See, das Eis zersprang,
Das erste Segel theilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

Und eh die Locke dir ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

Ueber einem Grabe.

Blüthen ſchweben über deinem Grabe.
Schnell umarmte dich der Tod, o Knabe,
Den wir Alle liebten, die dich kannten,
Deſſen Augen wie zwei Sonnen brannten,
Deſſen Blicke Seelen unterjochten,
Deſſen Pulſe ſtark und feurig pochten,
Deſſen Worte ſchon die Herzen lenkten,
Den wir weinend geſtern hier verſenkten.

Maiennacht. Der Sterne mildes Schweigen ...
Dort! ich ſeh' es aus der Erde ſteigen!
Unterm Raſen quillt hervor es leiſe,
Flatterflammen drehen ſich im Kreiſe,
Ungelebtes Leben zuckt und lechzt
Aus der Körperkraft, die hier vermodert,
Abgemähter Jugend letztes Walten,
Letzte Glut verraucht in Wunſchgeſtalten,
Eine blaſſe Jagd:

Voran ein Zecher,
In der Fauſt den überfüllten Becher!
Weh'nde Locken will der Bube faſſen,
Die entflatternd nicht ſich haſchen laſſen,
Luſtgeſtachelt raſt er hinter jenen,

Ein verhülltes Mädchen folgt in Thränen.
Durch die Brandung mit verstürmten Haaren
Seh' ich einen kühnen Schiffer fahren.
Einen jungen Krieger seh' ich toben,
Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben.
Einer stürzt sich auf die Rednerbühne,
Weites Volksgetos beherrscht der Kühne.
Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben!
Arme strecken sich und Kränze schweben —

Kränze wenn du lebtest, dir beschieden,
Nicht erreichte!

Knabe, schlaf' in Frieden!

Der Marmorknabe.

In der Capuletti Vigna graben
Gärtner, finden einen Marmorknaben,
Meister Simon holen sie herbei,
Der entscheide, welcher Gott es sei.

Wie den Fund man dem Gelehrten zeigte,
Der die graue Wimper forschend neigte,
Kniet' ein Kind daneben: Julia,
Die den Marmorknaben finden sah.

„Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig' ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt?"

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: „Er löscht die Fackel. Sie verlebt.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

Liebesflämmchen.

Die Mutter mahnt mich Abends:
„Trag Sorg zur Ampel, Kind!
Jüngst träumte mir von Feuer —
Auch weht ein wilder Wind."

Das Flämmchen auf der Ampel,
Ich lösch' es mit Bedacht,
Das Licht in meinem Herzen
Brennt durch die ganze Nacht.

Die Mutter ruft mich Morgens:
„Kind, hebe dich! 's ist Tag!"
Sie pocht an meiner Thüre
Dreimal mit starkem Schlag

Und meint, sie habe grausam
Mich aus dem Schlaf geschreckt —
Das Licht in meinem Herzen
Hat längst mich aufgeweckt.

Hochzeitslied.

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die jüngst'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Weh und lieb' und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Weh und lieb' und leide!

Fremder Augen helle Lust
Ueberstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide —
Weh und lieb' und leide!

Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Weh und lieb' und leide!

—

Die Jungfrau.

Wo sah ich, Mädchen, deine Züge,
Die droh'nden Augen, lieblich wild,
Noch rein von Eitelkeit und Lüge?
Auf Buonarott's großem Bild:

Der Schöpfer senkt sich sachten Fluges
Zum Menschen, welcher schlummernd liegt,
Im Schoße seines Mantelbuges
Ruht himmlisches Gesind geschmiegt:

Voran ein Wesen nicht zu nennen,
Von Gottes Mantel keusch umwallt,
Des Weibes Züge, zu erkennen
In einer schlanken Traumgestalt.

Sie lauscht, das Haupt hervorgewendet,
Mit Augen schaut sie tief erschreckt,
Wie Adam Er den Funken spendet
Und seine Rechte mahnend reckt.

Sie sieht den Schlumm'rer sich erheben,
Der das bewußte Sein empfängt,
Auch sie sehnt dunkel sich zu leben,
An Gottes Schulter still gedrängt —

So harrst du vor des Lebens Schranke,
Noch ungefesselt vom Geschick,
Ein unentweihter Gottgedanke,
Und öffnest staunend deinen Blick.

Die Lei.

Mondnacht und Flut. Sie hangt am Kiel,
Umflammert mit den Armen ihn,
Sie treibt ein grausam lüstern Spiel,
Den Nachen in den Grund zu ziehn.

Der Ferge stöhnt: „In Seegesträuch
Reißt nieder uns der blanke Leib!
Rasch, Herr! Von Sünde reinigt Euch,
Begehrt Ihr heim zu Kind und Weib!“

Der Ritter hält den Schwertesgriff
Sich als das heil'ge Zeichen vor —
Aus dunkeln Haaren lauscht am Schiff
Ein schmerzlich bleiches Haupt empor.

„Herr Christ! Ich beichte Ritterthat,
Streit, Flammenschein und strömend Blut,
Doch nichts von Frevel noch Verrat,
Denn Treu und Glauben hielt ich gut.“

Er küßt das Kreuz. Gell schreit die See!
Umflangen sieht er eine Hand
Am Steuer, blendend weiß wie Schnee,
Und starrt darauf, von Graun gebannt.

„Herr Chriſt! Ich beichte Miſſethat!
Ich brach den Glauben und die Treu,
Ich übt' an einem Lieb Verrat.
Es ſtarb. Ich thue Leid und Reu!"

Sie löst die Arme. Sie verſinkt.
Das Ruder ſchlägt. Der Nachen fliegt.
Vom Strand das Licht des Erkers winkt,
Wo Weib und Kind ihm ſchlummernd liegt.

Die Druas.

O Liebe, wie schnell verrinnst du,
Du goldne, schöne Stunde,
Mit einer Wunde beginnst du
Und endest mit einer Wunde.

Ein Jüngling irrt in Waldesraum,
Umspielt von goldnen Schimmern,
Und späht nach einem schönen Baum,
Sich draus ein Bett zu zimmern.

Jungeiche mit dem stolzen Wuchs,
Du bist mir gleich die rechte,
Dich zeichn' ich mit dem Beile flugs,
Dann ruf ich meine Knechte.

Er führt den Streich. Ein schmerzlich Ach
Macht jählings ihn erbleichen.
„Ich sterbe!" stöhnt's im Stamme schwach,
„Die jüngste dieser Eichen!"

Ein Tröpfchen Blutes oder zwei
Sieht er am Beile hangen
Und schleudert's weg mit einem Schrei,
Als hätt' er Mord begangen.

Schnell flüstert's aus dem Baume jetzt:
„Der Mord ist nicht vollendet!
Ich bin nur leicht am Arm verletzt.
Ich hatt' mich umgewendet."

„Komm, Göttin", fleht er, „Waldeskind,
Daß ich Vergebung finde!"
Die Schultern schmiegend schlüpft geschwind
Die Dryas aus der Rinde.

Ein Dämmer lag auf Stirn und Haar,
Ein Brüten und ein Weben,
Von grünem Blätterschatten war
Der schlanke Wuchs umgeben.

Er fing den Arm zu küssen an,
Die Stelle mit dem Hiebe,
Und, der er viel zu Leid gethan,
Die that ihm viel zu Liebe.

„In meinem Baum — ist lauter Traum" . . .
Sie schlüpft zurück bebende
Und lispelt in den Waldesraum:
„Ich weiß, wen ich dir sende!"

Der Betin Biene Dienst ist schwer,
Sie muß sich redlich plagen,
Honig und Wermuth hin und her,
Waldaus, waldein zu tragen.

Einmal kam Bienchen wild gebrummt.
Etwas, mich kann's entrüſten!“
Es ſetzt ſich an den Stamm und ſummt:
„Ich ſah's wie ſie ſich küßten!

Sie iſt ein blühend Nachbarkind,
Muß ihn beſtändig necken —
Dich läßt er nun bei Wetter und Wind
In deinem Baume ſtecken!“

Ein ſchmerzlich Ach, als wände ſich
Ein ſchlanker Leib und ſtürbe!
Das Laub vergilbt, die Krone blich,
Die Rinde bröckelt mürbe.

Ein Lied Chastelard's.

Sehnsucht ist Qual!
Der Herrin wag ich's nicht zu sagen,
Ich will's den dunkeln Eichen klagen
Im grünen Thal:
Sehnsucht ist Qual.

Mein Leib vergeht
Wie schmelzend Eis in bleichen Farben,
Sie sieht mich dursten, lechzen, darben,
Bleibt unerfleht —
Mein Leib vergeht.

Doch mag es sein,
Daß sie an ihrer Macht sich weide!
Ergetzt sie grausam sich an meinem Leide,
So denkt sie mein —
Drum mag es sein.

Sehnsucht ist Qual!
Dem Kühnsten macht die Folter bange,
Ein Grab, darin ich nichts verlange,
Gieb mir, o Thal!
Sehnsucht ist Qual.

Fingerhütchen.

Liebe Kinder, wißt ihr, wo
Fingerhut zu Hause?
Tief im Thal von Ackerlee
Hat er Herd und Klause;
Aber schon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen,
Geht er, wunderlicher nie
Wallte man auf Erden!
Sitzt er, stannen Kinn und Knie,
Daß sie Nachbarn werden.

Körbe flicht aus Binsen er,
Früh und spät sich regend,
Trägt sie zum Verkauf umher
In der ganzen Gegend,
Und er gäbe sich zufrieden,
Wär' er nicht im Volk gemieden;
Denn man zischelt mancherlei:
Daß ein Hexenmeister,
Daß er kräuterkundig sei
Und im Bund der Geister.

Solches iſt die Wahrheit nicht,
Iſt ein leeres Meinen,
Doch das Volk im Dämmerlicht
Schaudert vor dem Kleinen.
So die Jungen wie die Alten
Weichen aus dem Ungeſtalten —
Doch vorüber wohlgemut
Auf des Schuſters Käppchen
Trabt er. Blauer Fingerhut
Nickt von ſeinem Käppchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
Nach des Tages Laſten,
Hat den halben Weg gemacht,
Darf ein bischen raſten,
Setzt ſich und den Korb daneben,
Schimmernd hebt der Mond ſich eben:
Fingerhut iſt gar nicht bang,
Ihm iſt gar nicht ſchaurig,
Nur daß noch der Weg ſo lang,
Macht den Kleinen traurig.

Etwas hört er klingen fein —
Nicht mit rechten Dingen,
Mitten aus dem grünen Rain
Ein melodisch Singen:
„Silberfähre, gleitest leise“ —
Schon verstummt die kurze Weise.
Fingerhütchen spähet scharf
Und kann nichts entdecken,
Aber was er hören darf,
Ist nicht zum Erschrecken.

Wieder hebt das Liedchen an
Unter Busch und Hecken,
Doch es bleibt der Reimgefran
Stets im Hügel stecken.
„Silberfähre, gleitest leise“ —
Wiederum verstummt die Weise.
Lieblich ist, doch einerlei
Der Gesang der Elfen,
Fingerhütchen fällt es bei,
Ihnen einzuhelfen.

Fingerhütchen lauert ſtill
Auf der Töne Leiter,
Wie das Liedchen enden will
Führt er leicht es weiter:
„Silberfähre, gleiteſt leiſe“
— „Ohne Ruder, ohne Gleiſe.“
Aus dem Hügel ruft's empor:
„Das iſt dir gelungen!“
Unterm Boden kommt hervor
Kleines Volk geſprungen.

„Fingerhütchen, Fingerhut,“
Lärmt die helle Runde,
„Faß dir einen friſchen Mut!
Günſtig iſt die Stunde!
Silberfähre, gleiteſt leiſe
Ohne Ruder, ohne Gleiſe!“
Dieſes haſt du brav gemacht,
Lernet es, ihr Sänger!
Wie du es zu Stand gebracht,
Hübſcher iſt's und länger!

Zeig dich einmal, ſchöner Mann!
Laß dich einmal ſehen!
Vorn zuerſt und hinten dann!
Laß dich einmal drehen!
Weh! Was müſſen wir erblicken!
Fingerbütchen, welch ein Rücken!
Auf der Schulter, liebe Zeit,
Trägſt du grauſe Bürde!
Ohne hübſche Leiblichkeit
Was iſt Weisheitswürde?

Eine ganze Stirne voll
Glücklicher Gedanken,
Unter einem Höcker ſoll
Länger nicht ſie ſchwanken!
Strecket euch, verkrümmte Glieder!
Garſt'ger Buckel, purzle nieder!
Fingerhut, nun biſt du grad,
Deines Fehls geneſen!
Heil zum ſchlanken Rückengrat!
Heil zum neuen Weſen!"

Plötzlich steckt der Elfenchor
Wieder tief im Raine,
Aus dem Hügelrund empor
Tönt's im Mondenscheine:
„Silberfähre, gleitest leise
Ohne Ruder, ohne Gleise."
Fingerhütchen wird es satt,
Wäre gern daheime,
Er entschlummert laß und matt
An dem eignen Reime.

Schlummert eine ganze Nacht
Auf derselben Stelle,
Wie er endlich auferwacht,
Scheint die Sonne helle:
Kühe weiden, Schafe grasen
Auf des Elfenhügels Rasen.
Fingerhut ist bald bekannt,
Läßt die Blicke schweifen,
Sachte dreht er dann die Hand,
Hinter sich zu greifen.

Iſt ihm Heil im Traum geſchehn?
Iſt das Heil die Wahrheit?
Wird das Kleinwert beſtehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er taſtet, taſtet, taſtet:
Unbebürdet! Unbelaſtet!
„Jetzt bin ich ein grader Mann!“
Jauchzt er ohne Ende,
Wie ein Hirtlein jagt er dann
Ueber Feld behende.

Fingerbut ſteht plötzlich ſtill,
Taſtet leicht und leiſe,
Ob er wieder wachſen will?
Nein! in keiner Weiſe!
Selig preiſt er Nacht und Stunde,
Da er ſang im Geiſterbunde —
Fingerhütchen wandelt ſchlank,
Gleich als hätt' er Flügel,
Seit er ſchlummernd niederſank
Nachts am Elfenhügel.

Traumbesitz.

„Fremdling, unter diesem Schutte
Wölbt sich eine weite Halle,
Blüht des Inka goldner Garten,
Prangt der Sessel meines Ahns!

Alles Laub und alle Früchte
Und die Vögel auf den Aesten
Und die Fischlein in den Teichen
Sind vom allerfeinsten Geld."

— „Knabe, du bist zart und dürftig,
Deine greisen Eltern darben —
Warum gräbst du nicht die nahen
Schätze, die dein Erbe sind?"

„Solches, Fremdling, wäre sündlich!
Nein, ich lasse mir genügen
An dem kleinen Waizenfelde,
Das mir eben übrig blieb.

Im Geheimniß meines Herzens,
Mit den Augen meines Geistes
Schwelg' ich in den lichten Wundern,
In dem unermessnen Hort:

O des Glanzes! O der Fülle!
Siehst du dort die Büschel Maises
Mit den schön geformten Kolben?
Siehst du dort den goldnen Thron?"

Die gefeſſelten Muſen.

Es herrſcht' ein König irgendwo
In Dazien oder Thrazien,
Den ſuchten einſt die Muſen heim,
Die Muſen mit den Grazien.

Statt milden Nectars Rebenblut
Gewohnten ſie zu nippen,
Die Seele des Barbaren hing
An ihren ſel'gen Lippen.

Erſt ſang ein jedes Himmelskind
Im Ton, der ihm eigen,
Dann ſchritt der ganze Chor im Tact
Und trat den blüh'nden Reigen.

Der König klatſchte: „Morgen will
Ich wieder euch beſtallen."
Die Muſen ſchüttelten das Haupt:
„Das hangt an unſern Lallen."

„An euern Launen? . . .“ Der Despot
Begann zu schmähn und lästern.
„Ihr Knechte,“ schrie er, „Fesseln her!“
Und fesselte die Schwestern.

Der König wacht', um Mitternacht
Vernahm er leises Schreiten,
Geflüster: „Seid ihr alle da?“
Und Schüttern zarter Saiten.

Er fuhr empor. „Den hellen Chor
Ergreift, getreue Wächter!“
Die Schergen griffen in die Luft
Und silbern klang Gelächter.

Am Morgen war der Kerker leer,
Der Reigen über die Grenze —
Drin hingen statt der Ketten schwer
Zerrißne Blumenkränze.

II.

Stunde.

Morgenlied.

Mit edeln Purpurröthen
Und hellem Amſelſchlag,
Mit Roſen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.
Der Wanderſchritt des Lebens
Iſt noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem friſchen Kranz.

Ihr thaubenetzten Kränze
Der neuen Morgenkraft,
Geworfen aus den Lüften
Und ſpielend aufgerafft —
Wohl manchen ließ ich welken
Noch vor der Mittagsglut;
Zerriſſen hab' ich manchen
Aus reinem Uebermut!

Mit edeln Purpurröthen
Und hellem Amſelſchlag,
Mit Roſen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag —
Hinweg, du dunkle Klage,
Aus all dem Licht und Glanz!
Den Schmerz verlorner Tage
Bedeckt ein friſcher Kranz.

Epheu.

Epheu, mein alter Hausgeſell,
Du biſt von jungen Blättern hell,
Dein Wintergrün, ſo ſtill und ſtreng,
Verträgt ſich's mit dem Lenzgedräng?

— „Warum denn nicht? Wie meines hat
Dein Leben alt und junges Blatt,
Eins ſtreng und dunkel, eines licht
Von Lenz und Luſt! Warum denn nicht?“

Das todte Kind.

Es hat den Garten ſich zum Freund gemacht,
Dann welkten es und er im Herbſte ſacht,
Die Sonne ging und es und er entſchlief,
Gehüllt in eine Decke weiß und tief.

Jetzt iſt der Garten unverſehns erwacht,
Die Kleine ſchlummert feſt in ihrer Nacht.
Wo ſteckſt du? ſummt es dort und ſummt es hier.
Der ganze Garten frägt nach ihr, nach ihr.

Die blaue Winde klettert ſchlank empor
Und blickt ins Haus: Komm hinterm Schrank hervor!
Wo birgſt du dich? Du thuſt dir's ſelbſt zu leid!
Was haſt du für ein neues Sommerkleid?

Lenz Wanderer Mörder Triumphator.

I.

Ich lag an einem Raine
Mit meinem dürren Stab.
Was lauf' ich? Meine Beine
Erlaufen nur das Grab . . .

Ein Wandrer zog derunden,
War noch ein Knabe fast,
Der hielt als Stab in Händen
Den blüthenreichsten Ast.

„Grüß Gott dich, schöner Wandrer!
Bist du es, Knabe Lenz?"
Er rief: „Ich bin kein Andrer
Und komme von Florenz!"

Das mußte mich erwecken.
„Kind Lenz, ich wandre mit!"
Wir hoben unsre Stecken
In einem Schritt und Tritt.

Die beiden Stäbe hoben
Kind Lenz und ich zugleich;
Auch meiner ward von oben
Bis unten blüthenreich.

II.

Nieder trägt der warme Föhn
Der Lawine fern Getön,
Hinter jenen hohen Föhren
Kann den dumpfen Schlag ich hören.

In des Lenzes blauen Schein
Aus der Schelle dunkelm Schrein
Drängt und drückt das neue Leben,
Lüftet Kleid und Decken eben —

Von derselben Kraft und Lust
Wächst das Herz mir in der Brust,
Heute kann es noch sich dehnen
Mit den Liedern, mit den Thränen!

Aber blauen wird ein Tag,
Da sich's nicht mehr dehnen mag —
Dann kommt mich der Lenz zu tödten
Mit den Veilchen, mit den Flöten.

III.

Frühling mit der Vöglein Laut
Allerenden, allerorten!
Frühling, der die Welt umblaut,
Deine blüh'nden Siegespforten
Haſt du niedrig aufgebaut!

Ueber alle Pfade her
Schießen blüthenſchwere Zweige
Ungebändigt, kreuz und quer,
Daß dir jedes Haupt ſich neige,
Und die Demuth iſt nicht ſchwer.

Maientag.

Englein ſingen aus dem blauen Tag,
Mägdlein ſingen hinterm Blüthenhag,
Jubelnd mit dem ganzen Lenzgeſind
Singt mir in vernarbter Bruſt — ein Kind.

Der geſchändete Baum.

Sie haben mit dem Beile dich zerſchnitten,
Die Frevler — haſt du viel dabei gelitten?
Ich ſelber habe ſorglich dich verbunden
Und traue: Junger Baum, du' wirſt geſunden!
Auch ich erlitt zu ſchier derſelben Stunde
Von ſchärferm Meſſer eine tiefre Wunde.
Zu unterſuchen komm' ich täglich deine
Und unerträglich brennen fühl' ich meine.
Du ſaugeſt gierig ein die Kraft der Erde,
Mir iſt, als ob auch ich durchrieſelt werde!
Der friſche Saft quillt aus zerſchnittner Rinde
Heilſam. Mir iſt, als ob auch ich's empfinde!
Indem ich deine ſich erfriſchen fühle,
Iſt mir, als ob ſich meine Wunde kühle!
Natur beginnt zu wirken und zu weben,
Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!
Wie viele, ſo verwundet, welkten, ſtarben!
Wir beide prahlen noch mit unſern Narben!

Wund.

Zu Walde flücht' ich, ein gehetztes Wild,
Indeß der Abendhimmel purpurn quillt.

Ich lieg und keuche. Zu mir rinnt herein
Ein stilles Bluten über Moos und Stein.

Jetzt rede du!

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Vielliebes Wald, in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen.

Die Lautenſtimmer.

Schlummernd jüngſt in Waldesraum
Hatt' ich einen hübſchen Traum:
Etwas regt ſich in der Hecke,
Etwas klimpert im Verſtecke.

Das Geſträuch mit leiſer Hand
Theilt' ich, bis das Neſt ich fand:
Kinder, rings im Graſe ſitzend,
Mit den hellen Augen blitzend!

Kutſchend auf dem nackten Knie,
Stimmten eine Laute ſie —
„Sagt, was lagert ihr im Munde?
Sprecht, was ſchaffet ihr im Bunde?"

Auf das zarte Werk erpicht,
Hörten ſie die Frage nicht.
„Seht, wie iſt ſie zugerichtet!
Wundgeriſſen! Faſt vernichtet!"

Emſig ward gekleyt, geſpäht,
An den Saiten flink gedreht,
Ließen eine tiefer klingen,
Ließen eine hohe ſpringen, —

Endlich klang die Laute rein
Und die Kinder spielten fein,
Bis ich aus dem Traum erwachte
Und mir seinen Sinn bedachte:

Dumpf entschlummert, jetzo hell,
Ganz ein anderer Gesell!
Was die Kinder ohne Fehle
Stimmten, es war meine Seele!

Sonntags.

Ich liebe, Nymphe, deine keusche Flut,
Die kühl im allertiefsten Walde ruht.
Du spiegelst weder Stadt noch Firneschnee,
Den Himmel schimmerst du, mein kleiner See!
Dein Antlitz sagt mir Alles, rasch erregt,
Was dir das kindliche Gemüth bewegt,
Und leicht erhellt, verdunkelt ohne Grund,
Macht es mir alle deine Launen kund.

Der Kahn, verborgen tief im Schilfe dort,
Gefesselt ist er durch ein Zauberwort.
Nie hat gelöst ihn eine trunkne Schaar,
Nie hat sich eine Dirn im Flatterhaar,
Von roten Bublen durch den Wald gehetzt,
Vor deinen Spiegel keuchend hingesetzt.
Nie hat ein unstet zuckend Fackelrot
Dir über deine kühle Stirn gelebt!

Horch! Stimmen durch den Wald! Ein Lustgeschrei!
Gekreisch! Gewieher! Freches Volk, vorbei!
Den Gassenhauer, liederlich gejohlt —
Schäme dich, Echo! — hast du wiederholt!
Verhülle, Nymphe, deiner Augen Schein,
Verbirg dich tiefer in den Wald hinein!
Und zürnend gegen den Tumult gewandt:
„Hinweg!“ gebot ich mit erhobner Hand.

„Nicht näher!“ Und im Walde ward es Ruh.
Der Jubel zog ſich einer Schenke zu.
Du bliebſt in deinem blauen Kleide rein,
In deinem grünen Waldesdämmerſchein —
Indeſſen hat die Sonne ſich geneigt,
Wie ſüß in jedem Blatt die Stille ſchweigt!
In Tannenduft und unter Himmelsruh,
Bewacht von meinem Blick, entſchlummerſt du!

—

Schwüle.

Trüb verglomm der ſchwüle Sommertag,
Dumpf und traurig tönt mein Ruderſchlag —
Sterne, Sterne — Abend iſt es ja —
Sterne, warum ſeid ihr noch nicht da?

Bleich das Leben! Bleich der Felſenhang!
Schilf, was flüſterſt du ſo frech und bang?
Fern der Himmel und die Tiefe nah —
Sterne, warum ſeid ihr noch nicht da?

Eine liebe, liebe Stimme ruft
Mich beſtändig aus der Waſſergruft —
Weg, Geſpenſt, das oft ich winken ſah!
Sterne, Sterne, ſeid ihr nicht mehr da?

Endlich, endlich durch das Dunkel bricht —
Es war Zeit! — ein ſchwaches Flimmerlicht —
Denn ich wußte nicht wie mir geſchah.
Sterne, Sterne, bleibt mir immer nah!

In Harmesnächten.

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

Eingelegte Ruder.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts das mich verdroß! Nichts das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

Ein bischen Freude.

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermuth Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein. Mit ein bischen Freude!

Wie flicht sich ein zerrissner Kranz,
Den jach der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bischen Freude!

Wie sühnt sich die verjährte Schuld,
Die bitterlich berente?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büßerhast und Ungeduld?
Nein. Mit ein bischen Freude!

Im Spätboot.

Aus der Schiffsbank mach' ich meinen Pfühl,
Endlich wird die heiße Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
Ueber mir des Rohres schwarzer Rauch
Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch.
Hüben hier und wieder drüben dort
Hält das Boot an manchem kleinen Port:
Bei der Schiffslaterne kargem Schein
Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
Nur der Steurer noch, der wacht und steht!
Nur der Wind, der mir im Haare weht!
Schmerz und Lust erleiden sanften Tod
Einen Schlumm'rer trägt das dunkle Boot.

Vor der Ernte.

In reiner Nacht die Sichel geht
Und macht ein leis Getön,
Im reifen Korne wogt und webt
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land,
Früh morgen schwingt die Schnitt'rin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

Erntegewitter.

Ein jäher Blitz. Der Erntewagen ſchwankt.
Aus ſeinen Garben fahren Dirnen auf
Und ſpringen ſchreiend in die Nacht hinab.
Ein Blitz. Auf einer goldnen Garbe thront
Noch unvertrieben eine frevle Maid,
Der das gelöſte Haar den Nacken peitſcht.
Sie hebt das volle Glas mit nacktem Arm,
Als brächte ſie's der Gluth die ſie umflammt,
Und leert's auf einen Zug. Ins Dunkel wirft
Sie's weit und gleitet ihrem Becher nach.
Ein Blitz. Zwei ſchwarze Roſſe bäumen ſich.
Die Peitſche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

Schnitterlied.

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen,
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von steigenden dunkeln Gewittern bedroht —
Gerettet das Korn! Und nicht Einer der Garbe!
Von Aehre zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Hoch thronet ihr Schönen auf güldenen Sitzen
In strotzenden Garben umflimmert von Blitzen —
Nicht Eine die Garbe! Wir bringen das Brot!
Zum Reigen! Zum Tanze! Zur tosenden Runde!
Von Becher zu Munde
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

—

Auf Goldgrund.

Durch den Bildersaal bin ich gegangen
In der letzten Stunde noch, der späten,
Wo, von schimmernd goldnem Grund umfangen,
Heil'ge mit gehobnen Händen beten.

Dann durchs blache Feld bin ich geschritten
Letzter Sommerabendgluth entgegen,
Und die heut das reife Korn geschnitten,
Sah ich Garben auf den Wagen legen.

Rasch gedieh das Werk der braunen Arme,
Um den Schnitter und die dunkle Garbe
Floß das Abendlicht, das glühend warme,
Mit der wunderbaren Goldesfarbe.

Unter Bürden schwankende Gestalten
Lautlos in der stillen Feierstunde!
Müder Arme unermüdlich Walten,
Auch auf schimmernd heilig-goldnem Grunde!

Requiem.

Bei der Abendsonne Wandern
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor:

„Viele Schläge, viele Schläge
Thut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Thut im Dämmerlicht das Erz!“

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Die Veltlinertraube.

Brütend liegt ein heißes Schweigen
Ueber Thal und Bergesjoch,
Greis und Winzervreigen
Schlummern in der Traube noch.

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht' ich unterm Laube
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Schelle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Gluthdurchwogt und üppig rund,
Schwebt' ich dunkelpurpurprangend
Ueber einem rothen Mund!

Weinſegen.

Heut athm' ich mit den Sommerlüften
Die allerfeinſten Würzen ein,
Ich kenne dieſes ſeltne Düften:
Heut blüht der echte Kloſterwein.
Hier zog im Land die erſten Trauben
Zum erſten Liebesmahl der Abt,
Der mit dem theuern Chriſtenglauben
Uns öde Heiden einſt begabt.

Das Kloſter, längſt iſt's ſchon verſchwunden,
Zerſtäubt mit Altar, Gruft und Chor,
Doch ſteigt in dieſen Mittagsſtunden —
So heißt's — der erſte Abt empor.
Nicht will er zu der Leſe kommen,
Wo wild die Kelter überſchäumt,
Nein, wie ſich ziemt für einen Frommen,
Wann myſtiſch ſüß die Blüthe träumt.

Was dort? Wer öffnet ſtill das Gatter?
Beraubt die ſtarke Würze mich?
Ein wallend blankes Reckgeflatter
Bewegt ſich ſacht und feierlich!
Es iſt der Abt. Ich ſehe bücken
Das edelgreiſe Haupt ihn dort,
Die frechen Nachbarskinder drücken
Sich ſchleunig durch die Hecke fort.

Er prüft genau die zarte Blüte,
Die jungen Schoße licht und grün,
Sein Angesicht ist voller Güte
Und voll von herzlichem Bemühn.
Hochwürden blickt so hell und heiter,
Dies Jahr geräth der Wein wie nie!
Er wandelt zu den Stufen weiter
Und geisterleicht ersteigt er sie.

Schon auf des Weinbergs Höhe schreitet
Er bei dem kleinen Winzerhaus.
Er setzt sich auf die Bank. Er breitet
Die Geisterhände mächtig aus.
Er segnet seine Klosterreben,
Sein eigen vielgeliebtes Kind,
Uns Ketzer segnet er daneben,
Die seines Weinbergs Erben sind.

Säerspruch.

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Kern das stirbt und ruht.
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
Hier eins das durch die Schelle bricht.
Es hat es gut. Süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt
Und jedes fällt wie's Gott gefällt.

Novembersonne.

In den ächzenden Gewinden
Hat die Kelter sich gedreht,
Unter meinen alten Linden
Liegt das Laub hoch aufgeweht.

Dieser Erde Werke rasten,
Schon beginnt die Winterruh —
Sonne, noch mit unverblaßten,
Warmen Strahlen wanderst du!

Ehe sich das Jahr entlaubte,
Gingen, traun, sie müßig nie,
Nun an deinem lichten Haupte
Flammen unbeschäftigt sie.

Erst ein Ackerknecht und Schnitter,
Noch ein Traubenkoch zuletzt,
Bist du jetzt der freie Ritter,
Der sich auf der Fahrt ergetzt.

Und die Schüler, zu den Bänken
Kehrend, grüßen jubelhell
Hingelagert vor den Schenken
Dich als Musengott Apoll.

Aus der Höhe.

Schreitend meinen Höhenpfad,
Seh' ich ſtatt lebend'ger Fluth
Unter mir des Eiſes Flur,
Drauf der Wettlauf Tauſender
Unermüdlich ſich ergötzt.
Horch! Ein dunkel Geiſterlied,
Wie des Bienenkorbs Geſumm:
Dröhnend ſender Unterbruch
Durch die reine Winterluft
Des geſtählten Schuhes Ton —
Meiner Jugend einz'ge Luſt
Läutet dumpf zu mir empor.

Die Schlittschuhe.

„Hör', Ohm! In deiner Trödelkammer hangt
Ein Schlittschuhpaar, danach mein Herz verlangt!
Von London haſt du einſt es heimgebracht,
Zwar iſt es nicht nach neu'ſter Art gemacht,
Doch damaszirt, vertenfelt elegant!
Dir roſtet ungebraucht es an der Wand,
Du gibſt es mir!" Hier, Junge, haſt du Geld,
Kauf dir ein ſchmuckes Paar, wie dir's gefällt!
„Ach was! Die damaszirten will ich, deine:
Du läufſt ja nimmer auf dem Eis, ich meine?"
Der liebe Quälgeiſt läßt mir keine Ruh,
Er zieht mich der verſcholl'nen Stube zu;
Da lehnen Masken, Klingen, kreuz und quer
An Bayle's ſtaubbedecktem Dictionär,
Und ſeine Beute ſchon erblickt der Knabe
In dunkelm Winkel hinter einer Truhe:
„Da ſind ſie!" Ich betrachte meine Habe,
Die Jugendſchwingen, die geſtählten Schuhe!
Mir um die Schläfen zieht ein leiſer Traum . . .
„Du gibſt ſie mir!" . . . In ihrem blonden Haar,
Dem aufgewehten, wie ſie lieblich war,
Der Wangen edel Blaß geröthet kaum! . . .

In Nebel eingeſchleiert lag die Stadt,
Der See, ein Becken ſpiegelhell und glatt,
Drauf in die Wette flogen, Gleis an Gleis,
Die Läufer; Wimpel flaggten auf dem Eis . . .
Sie ſchwebte ſtill, zuerſt umkreiſt von vielen
Geflügelten wettlaufenden Geſpielen —
Dort ſtürmte wild die purpurne Bachantin,
Hier maß den Lauf die peinliche Pedantin —
Sie aber wiegte ſich mit ſchlanker Kraft
Und leichten Leibes, luſtig, elfenhaft,
Sie glitt dahin, das Eis berührend kaum,
Bis ſich die Bahn in einem weiten Raum
Verlor und dann in ſchmal're Bahnen theilte.
Da lenkt es ihren Fuß in Einſamkeiten,
In blaue Dämmerung hinauszugleiten,
Ins Märchenreich; ſie zagte nicht und eilte
Und ſah, daß ich an ihrer Seite fuhr,
Nahm meine Hand und eilte raſcher nur.
Bald hinter uns verſcholl der Menge Schall,
Die Winterſonne ſank, ein Feuerball,
Doch nicht zu hemmen war das leichte Schweben,
Der ſel'ge Reigen, die beſchwingte Flucht
Und warme Kreiſe zog das raſche Leben
Auf harterſtarrter, geiſterhafter Bucht.
An uns vorüber ſchoß ein Fackellauf,
Ein glüh Phantom, den grauen See hinauf . . .
In ſtiller Luft ein unbewußtes Klingen,
Wie Glockenlaut, des Eiſes ſurrend Singen . . .
Ein dumpf Getos, das aus der Tiefe dröhnt —
Sie lauſcht, erſchrickt, ihr graut, das iſt der Tod!
Jäh wendet ſie den Lauf, ſie ſtrebt zurück,

Ein ſcheuer Vogel, durch das Abenddunkel,
Schon wieder naht das wirre Lichtgefunkel,
Der Lärm, ſie löſt die Hand . . . . o Märchenglück!
Sie wendet ſich nicht um und ſucht die Stadt,
Dem Kinde gleich, das ſich verlaufen hat —
„Ei, Ohm, du träumſt? Nicht wahr, du gibſt ſie mir,
Bevor das Eis geſchmelzen? . . .“ Junge, hier.

Im Konzert.

Heut im Konzerte hielt ich Zwiegespräch
Mit einem allerliebsten Mädchenhals,
Der aus derselben Bank geschimmert schon
Ein früher Mal . . . Du hattest, sagt' ich ihm,
Ein schmales Kettlein an, besinne dich!
Vielteilig, fein gefügt, von blassem Gold,
Süß leuchtend aus dem Dunkel des Gewands.
Verloren ging's? Vielleicht ist's nur verlegt?
Zerbrach es eben erst der Finger Hast?
Trug's ein Gespiel davon, ein schmeichelndes?
Warf, dich betörend, eine Hand dir's um,
Die Treue brach? Du hassest jetzt das Band?
Du trauerst, Hälschen? Heute neigst du dich
Ein bischen tiefer als das letzte Mal?
Der eigenartige Satz: Die Flöte klagt:
„Das Hälschen neigt sich etwas tiefer heut!"
„O dunkles Schicksal!" dröhnt verhängnisvoll
Das melancholische Violoncell . . .
Ein feines Glöckchen aber frottet hell:
„Das Kettlein steckt im blauen Sammt des Schreins.
Aus einer reinen Laune blieb's zu Haus."

—

Begegnung.

Mich führte durch den Tannenwald
Ein ſtiller Pfad, ein tief verſchneiter,
Da, ohne daß ein Huf gehallt,
Erblickt' ich plötzlich einen Reiter.

Nicht zugewandt, nicht abgewandt,
Kam er, den Mantel umgeſchlagen,
Mir däuchte, daß ich ihn gekannt
In alten, längſt verſchollnen Tagen.

Der jungen Augen wilde Kraft,
Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
Ein Zug von Traum und Leidenſchaft
Berührte mich ſo tief und eigen.

Sein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen.
Mich faßt's mit Luſt und Grauen an
Ihm Gruß und Namen nachzurufen.

Doch keinen Namen hab' ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter ſchon im Tann
Und hinterm Schneegeſteck verſchwunden.

Neujahrsglocken.

In den Lüften ſchwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne.

Leis verhallen die zum erſten riefen,
Neu Gelänte hebt ſich aus den Tiefen.

Große Heere, nicht ein einzler Rufer!
Wohllaut flutbet ohne Strand und Ufer.

Das Heute.

Das Heut iſt einem jungen Weibe gleich.
Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich.
Es ſchaudert. Einen vollen Becher faßt
Es gierig noch und ſchlürft in toller Haſt.
Der üpp'ge Mund, indem er lechzt und trinkt,
Entfärbt ſich und verwelkt. Der Becher ſinkt.
Langſam zieht es den Kranz ſich aus dem Haar.
Das Haar ergraut, das eben braun noch war.
Tiefrunzelt ſich das ſchöne ſchuld'ge Haupt.
Zuſammenbricht das Knie, der Kraft beraubt.
Die Horen kleiden dicht in Schleier ein
Und führen weg ein greiſes Mütterlein.

III.

In den Bergen.

Der Reisebecher.

Gestern fand ich, räumend eines langvergessnen Schrankes Fächer,
Den vom Vater mir vererbten, meinen ersten Reisebecher.
Währenddeß ich leise singend reinigt' ihn vom Staub der Jahre,
War's als höbe mir ein Bergwind aus der Stirn die grauen Haare,
War's als dufteten die Matten, drein ich schlummernd lag versunken,
War's als rauschten alle Quelle, draus ich wandernd einst getrunken.

—

Das weiße Spitzchen.

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das thut mir Gewalt:

„Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier eben ist's einsam! Hier eben ist's kühl!

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
Er kräuselt sich, fluthet, er wandert, er reist,

Die Meersbank des Felsens ist dir schon bereit,
Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr weit!"

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

So komm ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ' ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis wandelt in Lüften ein Heerdegeläut:
„Laß offen die Truhen! Komm lieber noch heut."

Firnelicht.

Wie pocht' das Herz mir in der Bruſt,
Trotz meiner jungen Wanderluſt,
Da, heimgewendet, ich erſchaut'
Die Schneegebirge, ſüß umblaut,
Das große ſtille Leuchten!

Ich athmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunſt, der Städte Staub.
Ich ſah den Kampf. Was ſageſt du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes ſtilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimath noch
Und liebe ſie von Herzen doch,
In meinem Weſen und Gedicht
Allüberall iſt Firnelicht,
Das große ſtille Leuchten.

Was kann ich für die Heimath thun,
Verer ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines ſtilles Leuchten!

Himmelsnähe.

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lagr' ich an ſchmalem Felſengrate hier,
Aus einem grün erſtarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke ſich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerſtreut,
In hundert Rinnen rieſelt er davon
Und aus der ſchwarzen Feuchte ſchimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke ſchon.

Bald nahe toſt, bald fern der Waſſerfall,
Er ſtäubt und ſtürzt, nun rechts, nun links verweht,
Ein tiefes Schweigen und ein ſteter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Athem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmelthieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heiſ'rer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felſenriff
Und ich empfinde daß Gott bei mir ſei.

Allerbarmen.

An dem Bauerhaus vorüber
Schritt ich eilig, weil mir grauste,
Weil im dumpfen Hof ein trüber,
Brütender Cretine hauste.

Schaudernd warf ich einen halben
Blick in seinen feuchten Kerker —
Eben war die Zeit der Schwalben,
Wo sie baun an Dach und Erker.

Den Enterbten sah ich kauern,
Ueber seiner Lagerstätte
Blitzten Schwalben um die Mauern,
Nester bauend in die Wette.

Der erloschne Blick erfreute
Sich, in einem kleinen blauen
Raum das Werk der Schwalben heute,
Dieses kluge Werk zu schauen.

Blitzend kreiste das Geschwirre
An dem engen Horizonte,
Und das Lachen klang, das irre,
Drin sich doch der Himmel sonnte.

Göttermahl.

Wo die Tannen finſt're Schatten werfen
Ueber Hänge goldbeſonnt,
Unverwundet von der Firne Schärfen
Blaut der reine Horizont,

Wo das Spiel den raſtlos weh'nden Winden
Kein Gebälk und keine Mauer wehrt,
Wo, wie einer dunkeln Sorge Schwinden,
Jede Wolke ſich verzehrt,

Wo das braune Rind wie Juno ſchauend
Weidet und mit heller Glocke tönt,
Wo das Zicklein lüſtern wiederkauend
Den bemooſten Felſen krönt,

Schlürf' ich kühle Luft und wilde Würzen,
Mit den ſel'gen Göttern koſt ich da —
Die mich nicht aus ihrem Himmel ſtürzen —
Nectar und Ambroſia!

Das Seelchen.

Ich lag im Gras auf einer Alp,
In sel'ge Blauen starrt' ich auf —
Mir war als ob auf meiner Brust
Mich etwas sacht betastete.
Ich blickte schräg. Ein Falter saß
Auf meinem grauen Wanderkleid.
Mein Seelchen war's. So lernt' ich einst
In Rom an einem Basrelief.
Wie sieht es aus? Das wüßt' ich gern,
Ich blinzle mein Gewand entlang —
Blank war's, betupft mit Tropfen Bluts.

Das Glöcklein.

Er ſteht an ihrem Pfühl in herber Qual,
Den jungen Buſen muß er keuchen ſehn —
Er iſt ein Arzt. Er weiß, ſein traut Gemahl
Erblaßt, ſobald die Morgenſchauer wehn.

Sie hat geſchlummmert. „Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war,
Wie ſchön mir träumte, das erzähl ich dir —
Du ſchickſt mich wieder hin das nächſte Jahr!

Dort vor dem Dorf — du weißt den moos'gen Stein —
Saß ich, umhallt von lauter Heerdgetön,
An mir vorüber zogen mit Schalmein
Die Heerden nieder von den Sommerhöhn.

Die Heerden kehren alle heut nach Haus —
Das iſt die letzte wohl? Nein, eine noch!
Noch ein Geläut klingt an und eins klingt aus!
Das endet nicht! Da kam das letzte doch!

Mich überfluthet' fliehend Abendroth,
Die Matten dunkelten ſo grün und rein,
Die Firne brannten ſtill — und lagen todt,
Darüber glomm ein leiſer Sternenſchein —

Da horch! ein Glöcklein noch aus finst'rer Schlucht,
Verirrt, verspätet, wandert's ohne Ruh,
Ein armes Glöcklein, das die Heerde sucht —
Auf wacht' ich dann und bei mir wärest du!

Mann, schick mich wieder auf die lieben Höhn —
Sie haben, sagst du, mich gesund gemacht . . .
Dort war es schön! Dort war es wunderschön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörst du's? Gute Nacht . . ."

Spiel.

Denkſt, Freund, des wilden Knabenſpiels du noch,
Das wir getrieben einſt am Bergesjoch,
Wann unſer freud'ge Wandertag verglomm
Und höher ſtets und immer höher klomm?
Wir ſprangen jubelnd über Stock und Stein
Vergan und wieder in das Licht hinein
  Und noch einmal und noch einmal,
Bis uns entſchlüpft' der letzte Sonnenſtrahl.

Das Spiel das wir im Alpenthale dort
Getrieben, Freund, wir ſpielen's heut noch fort.
Wann neben uns das ſüße Licht erbleicht,
Wir ſteigen, bis von neuem wir's erreicht.
Wir ſpringen muthig über Stock und Stein
Und mitten wieder in den Tag hinein
  Und noch einmal und noch einmal,
Bis uns entſchlüpft der letzte Lebensſtrahl.

Die Bank des Alten.

Ich bin einmal in einem Thal gegangen,
Das fern der Welt, dem Himmel nahe war,
Durch das Gelände seiner Wiesen klangen
Die Sensen rings der zweiten Mahd im Jahr.

Ich schritt durch eines Dörfchens stille Gassen.
Kein Laut. Vor einer Hütte saß allein
Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
Und schaute feiernd auf den Firnenschein.

Zuweilen, in die Hand gelegt die Stirne,
Seh' ich den Himmel jenes Thales blaun,
Den Müden seh' ich wieder auf die Firne,
Die nahen, selig klaren Firne schaun.

S'ist nur ein Traum. Wohl ist der Greis geschieden
Aus dieser Sonne Licht, von Jahren schwer;
Er schlummert wohl in seines Grabes Frieden
Und seine Bank steht vor der Hütte leer.

Noch pulst mein Leben feurig. Wie den Andern
Nemmt mir ein Tag, da mich die Kraft verrät;
Dann will ich langsam in die Berge wandern
Und suchen wo die Bank des Alten steht.

—

Die alte Brücke.

Dein Bogen, grauer Zeit entſtammt,
Steht manch Jahrhundert außer Amt;
Ein neuer Bau ragt über dir:
Dort fahren ſie! Du feierſt hier.

Die Straße, die getragen du,
Deckt Wuchs und rothe Blüthe zu!
Ein Nebel netzt und tränkt dein Moos,
Er ſteigt aus dumpfem Reußgetos:

Mit einem luftgewebnen Kleid
Umſchleiert dich Vergangenheit
Und ſtatt des Lebens geht der Traum
Auf deines Pfades engem Raum.

Das Carmen, das der Schüler ſang,
Träumt noch im Felſenwiederklang,
Gewieher und Drommetenhall
Träumt und verdröhnt im Wogenſchwall.

Der Kaiſer ritt auf deinem Steg,
Du warſt nach Rom der arge Weg,
Und Parricida, freudblaß,
Ward hier vom Staub der Welle naß!

Du brachteſt nordwärts manchen Brief,
Drin römiſche Verleumdung ſchlief —
Gemengt mit Söldnern beuteſchwer
Schlich Peſt und ſchwarzer Tod daher!

Vorbei! Vorüber ohne Spur!
Du fieleſt heim an die Natur,
Die dich unwildert, dich umgrünt,
Vom Tritt des Menſchen dich entſühnt!

—

Der Kaiſer und das Fräulein.

Hoch am Septimer, dem Kaiſerpaſſe,
(Denn die Kaiſer pflegten nach Italien
Ueber dieſes Bergesjoch zu reiten)
Hielt ich unter ſteilen Sonnenſtrahlen
Mittagsraſt. Mir gegenüber wand ſich
Um den Felſen noch ein Stück des alten
Saumwegs ſchwebend über jähem Abgrund.
Mittag iſt des Berges Geiſterſtunde.
In die Sonne blinzelt' ich. Ein Hornruf!
Banner flattern. Schwert und Bügel klirren.
Frau'n und Ritter gleiten aus den Sätteln.
Sorglich leiten Säumer ſchöne Roſſe.
Die geſtrenge Kaiſ'rin ſeh' ich ſchreiten,
Ein verſteinert Weib mit harten Zügen.
Hinter ihr die Fräulein. Einer Zarten
Schwindelt plötzlich. Ihre Kniee wanken.
Sich entfärbend lehnt ſie an die Bergwand . . .
Raſch ein Held — er trägt das Kaiſerkrönlein
Um die Kappe — fängt in ſeinen mächt'gen
Armen auf das wanke Kind und trägt es
An die Bruſt gedrückt. Das Mädchen ſchwebte
Sicher überm Abgrund und er raubt' ihr
Einen flücht'gen Kuß. Da ſchwand das Blendwerk.
Weiter pilgernd räthſelt' ich ein Weilchen:
War es einer der Ottonen oder
War's ein Heinrich oder war's ein Friedrich,
Der die wehrlos Schwebende geküßt hat?

Der Rheinborn.

Ich bin den Rhein hinaufgezogen
Durch manches ſchatt'ge Felſenthor,
Entlang die blauen, friſchen Wogen
Zu ſeinem hohen Quell empor.

Dem hellſten Berne, weit und offen,
Darin ein Ruder weinumlaubt
Sich ſpiegle, wie ein heiter Hoffen,
Entſpring' er leicht, hatt' ich geglaubt.

Ich klomm empor auf ſchroffen Stiegen,
Verwegnen Pfaden, öd und wild,
Und ſah mir ihn zu Füßen liegen
Als einen erzgegoßnen Schild.

Fernab von Heerdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht verſenkt,
Bedeckt von ſchweren Rieſenſchatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt —

Hier jauchzt kein Senn, hier ſchallt kein Reigen.
In kurzen, dunkeln Wellchen geht
Der See. Hier wird die Welt zum Schweigen,
Wenn nicht ein Stein in Fall gerät —

Ein Sturz! Ein Schlag! Und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos!

Die Felswand.

Gigantisch, wildzerissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstät
Daran herum. Bang sucht es wo es hafte.
Dort! Ueber einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehaun, ein Bruchstück Weges!
Fast oben ragt ein Thor mit blauer Füllung:
Dort klimmt der Weg empor zu Licht und Höhe!
Nicht ruht das Aug, bis ihn es aufgefunden:
Den ganzen Weg entlang die ganze Felswand.
Feindselig blickte sie. Nun blickt sie gastlich,
Geeinigt im Zusammenhang des Pfades!

Hohe Station.

Hoch an der Windung des Passes bewohn' ich ein niedriges Berghaus —
Heut ist verüber die Post, heut bin ich oben allein.
Lehnend am Fenster belausch' ich die Stille des dämmernden Abends,
Rings kein Laut! Nur der Specht hämmert im harzigen Tann.
Leicht aus dem Wald in den Wald hüpft über die Matte das Eichhorn,
Spielend auf offenem Plan; denn es ist Herr im Bezirk.
Jammer! Was hör' ich? Ein schrilles Gesurre: „Gemordet ist Garfield!"
„Bismarck zürnt im Gezelt!" „Väterlich segnet der Papst!"
Schwirrt in der Luft ein Gerücht? Was gewahr' ich? Ein schwärzliches Glöcklein!
Unter dem Fenstergesims bebt der electrische Draht,
Der, wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der Menschheit,
Durch das entlegenste Thal trägt die Geberde der Zeit.

Viſion.

Als ich jüngſt vom Pfad verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Führt' ein Licht aus dunkelm Tann
Mich an eines Hüttleins Schwelle,
Drin bei matter Ampelhelle
Eine greiſe Parze ſpann.

Draußen ſchlug der Wind die Schwingen,
Und die Bergesſtröme ſingen
Hört' ich ihren dunkeln Sang ...
Und ich ſah den Faden ſchweben,
Und der Faden ſchien ein Leben —
Meines? dacht' ich zauberbang.

Wage, Menſch, die höchſten Flüge,
Deiner Parze ſtarre Züge
Sehen längſt das nahe Ziel!
Tummle dich, ein kühner Ringer:
Ihre hagern, harten Finger
Enden bald das edle Spiel ...

Eine Thräne ſeh' ich ſchimmern?
An der Wand mit Silberflimmern
Hangt ein dürrer Todtenkranz ...
Irgend einen alten Jammer
In der Alpenhütte Kammer
Spinnt ein Weib im Ampelglanz.

Der Hengert.

Vater Lucas sprach beim Frühstück:
„Heute, Herr, ist hier ein Hengert!"
Und ich fragte: „Was ist Hengert?"
Mich belehrte Vater Lucas:
„Hengert, Herr, bedeutet Reigen,
Ball und Sprung und Fußgezappel
In der Sprache der Grisenen
Und Ihr möchtet böse schlummern,
Sucht Ihr heut nicht still're Ruhstatt!"

„Vater Lucas, keine Sorge!
Hab' ich erst mich müd' gewandert,
Schlief' ich auch in einem Meersturm!"

Frendig nahm ich meinen Bergstock,
Stieg hinan die saft'gen Weiden,
Wo sich tummeln braune Fohlen,
Durch bewegliches Gerölle

Klemm ich auf zum sel'gen Gipfel,
Den mit leichtem Kuß berühren
Heimatlose Wanderwolken.

Müde kehrt' ich heim ins Bergbaus
Um die Zeit der ersten Lichter.
Vor der Pforte stand ein Häuflein,
In der Mitte Musikanten,
Rechts die Burschen, links die Mädchen,
Doch kein Scherzwort flog herüber
Und hinüber flog kein Trutzwort.
Lässig mit gekreuzten Armen
Standen sie geschieden, feindlich
Sich mit dunkeln Blicken messend.

Und ich stieg in meine Kammer,
Legte mich getrost zur Ruhe.
Bald erklang Musik piano,
Allgemach begann der Hengert,
Sachte schritt er, schläfrig schleift' er,
Wie Geschlurfe von Pantoffeln.
Heimlich spottet' ich der trägen
Füße, der bequemen Herzen
Im Gebirge der Grisonen
Und versank in süßen Schlummer ....

Horch! Ein Ton, ein feurig greller,
Schlägt empor wie eine Flamme!
Jach erhitzen sich die Bäche
Und die Geige sticht ein Tämen!
Mir zur Rechten, mir zur Linken,
Mir zu Häupten, mir zu Füßen,
Ungezügelt, ungebändigt,
Erderschütternd stampft der Reigen,
Immer lauter, wilder, teller
Lebt und rast und dröhnt und tritt er,
Daß erbeben alle Wallen,
Leisend sausten durch die Lüfte
Bergbaus, Hengert, Kelterkammer,
Wie vereinst die hochgelobte
Casa santa durch die Lüfte
Fuhr von Asturien nach Loretto,
Doch von Engeln sie getragen,
Ich von höllischen Gewalten
An den Sabbat auf dem Blocksberg . .

Also ging es bis zum Morgen,
Da die heil'ge Frühe leichte
Stern an Stern am ew'gen Leuchter
Ueber schwarzen Tannenbergen.
Lechzend öffnet' ich das Fenster,
Einzuschlürfen Morgenlüfte,
Abzukühlen die zertanzte
Fieberschwüle Stirn im Winde . . . .

Wagen rollten in die Ferne,
Trugen fort die letzten Gäste.
Unterm Vordach ein Geflüster —
Ein aus tiefster Brust geseufztes,
Ein aus tiefster Brust erwiedert
Leidenschaftliches Adie ....

Bacchus in Bünden.

Wo ſtürzend aus rätiſchen Klüften der Rhein
Um ſilberne Hüften ſich gürtet den Wein,
Zehn paukende Masken mit Cymbelgelärm:
„Du Traube von Trimmis, dich wimmeln wir heut!“

Sie treten den Reigen, ſie ſtampfen den Chor,
Da dunkelt's und lodern die Fackeln empor:
Ein Kranz in den Lüften! Ein wirbelndes Paar!
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar!

Die Fackeln verlöſchen. Es hebt ſich der Glanz
Des ſchimmernden Monds und vergeiſtert den Tanz —
Ein adliger Jüngling von fremder Geſtalt
Bemeiſtert den Reigen mit Herrſchergewalt.

Er ſchwebt in der Mitte bekränzt und allein
Mit leuchtenden Füßen in himmliſchem Schein,
Die Schulter umflattert getigertes Fell,
Er trägt einen Scepter, der kühne Geſell.

Er neigt ihn vor Irma, der träumenden Maid:
„In nachtdunkle Haare taugt blitzend Geſchmeid!“
Er greift in den Himmel mit mächtiger Hand,
Er raubt aus den Sternen ein flimmerndes Band:

Schön Irma ſchwebt hin mit dem Krönlein von Licht,
Als feſſelte fürder die Erde ſie nicht,
Er ſchwingt ihr zu Häupten den Thyrſus umrankt
Mit üppigem Laube, von Trauben umſchwankt . . .

Zwölf Schläge verkünden die Mitte der Nacht.
Der Reigen ermüdet. Das Feſt iſt vollbracht!
„Herunter die Masken! So will es der Brauch!
Du Führer des Reigens, entlarve dich auch!

Wir ſind unſer zwanzig, und voll iſt die Zahl!
Wer biſt du, der frech in die Gilde ſich ſtahl?
Ein Gaukler? Ein Zaub'rer? Sprich wie du dich nennſt!
Sonſt fürcht' unſre Meſſer, biſt du kein Geſpenſt!“

Ein Mönchlein, ein zechend entſchlafnes, wird reg:
„Wer biſt du? Der Satan? Dir weiſ' ich den Weg!“
Er zeichnet ein Kreuz. „Nun entmumme dich nur!
Ich bin der gelehrte Pancrazi von Eur!“

Der Jüngling entlaret ein von Epheh umlaubt,
Ein hehes, ein mildes, ein gnädiges Haupt:
„Zu Füßen dem Herrſcher, vermeſſen Geſind!
Ich bin Dionyſus, des Donnerers Kind!“

Er lächelt dem Mönch in das feiſte Geſicht:
„Silenos, Silenos, verleugne mich nicht!
Mich hat ſeine Gnaden, der Biſchof, gebannt
Und iſt doch mein treu'ſter Bekenner im Land.

Weinfröhliche Räter, etrurisch Geschlecht,
Ihr habt schon am Reno* gehörig gezecht,
Doch hüben am Rhein in germanischer Mark
Bezecht ihr euch doppelt und dreimal so stark!"

* Ein italienischer Fluß.

Wundfieber.

„Berggeist, ich höre deine Ströme rauschen —
Gieb mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen!
Du von der Firne mondenhellen Hängen,
Ich aus der Krankenkammer schwülen Engen!
Denn wisse, Geist, ich liege hier gefangen
Und lasse den geknickten Flügel hangen.
Ich ächz' und stöhne, den gelähmten, wunden,
Gebrochnen Arm dicht an den Leib gebunden.
Zwei kurzer Wandertage süßes Träumen —
Und dich verdroß ein Gast in deinen Räumen.
Vom Tische stießest du den freund'gen Becher,
Entrissest mir den eisgewürzten Becher
Und rolltest mich hohnlachend durch die Klüfte
Hinunter in des Fieberlagers Grüfte.
Verräther, schmählich hast du mich betrogen!
Hast du mich leise rufend nicht gezogen?
Warst du mir lange Jahre nicht gewogen?
Und wann in deinem Reich ich mich verirrte,
Schritt nicht, wie Zufall, mir voran ein Hirte
Und ließ in seine sichern Stapfen treten
Vergab mich — ungerufen, ungebeten?
Du bist mir gram geworden? Laß dich fragen!
Muß ich der führerlosen Fahrt entsagen?
Des hehren Irrganges mich entwöhnen?“

Mir gab Bescheid der Geist mit tiefen Tönen
Im Flutensturz und in der Laue Dröhnen,
Es klang wie Droh'n und wieder klang's wie Höhnen:
„Ein junger Wand'rer kam zu mir gefahren
Mit hast'gen Schritten und mit weh'nden Haaren.
Ein bleiches Bild, so ist er ohne Bangen
Auf meinen schmalen Gräten umgegangen,
Und über Klüften, schwindelnd abgrundtiefen,
Aus welchen jubelnd ihn die Wogen riefen,
Ist er gewandelt auf gestürzten Föhren
Und schien in meine Wildniß zu gehören,
Ein dumpfer Ton in meinen dumpfen Chören —
Du warst's! Und gingst an eines Abgrunds Saume,
Unkundig der Gefahr, in wachem Traume,
Doch mir gefiel der Kühne und der Blinde,
Und Sorge trug ich dir als einem Kinde —
Jetzt, lieber Herr, bist leidlich du vernünftig,
Hast Weib und Hof, bist in der Gilde zünftig,
Verlaß dich nicht auf meine Flügel künftig!"

—

Frag mir nicht nach.

Wo weiß die Landgnart durch die Tannen ſchäumt,
Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,
Da ſtand ein grauer Thurm — wie hingeträumt
In ungebrochne Waldeseinſamkeit.
Ich ſah mich um und frug: „Wie heißt das Schloß?“
Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da grellte ſie, die jedes Wort verdroß:
„Fragmirnichtnach.“

Ich ſchritt hinan; im Hof ein Brünnlein ſchell,
Durch den verwachſnen Thorweg drang ich ein,
Ein dünnes kühles Rieſeln überquell
Auf einer Gruft den ſchwarz bemooſten Stein.
Ich beugte mich nach des Verſchollnen Spur,
Entziffernd, was des Steines Inſchrift ſprach,
Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:
Frag mir nicht nach!

Gespenster.

Am Horizonte glomm des Abends Feuer;
Ich stieg, indeß die Purpurglut verblich,
Zum Römerthurm empor und lehnte mich
Randüber auf das dunkelnde Gemäuer —

Und sah, wie sich am Hange scheu und scheuer
Die Beerenleserin verüberschlich.
Das arme Weibchen drückt' und duckte sich,
Und schlug ein Kreuz: ihr war es nicht geheuer ....

Mich flog ein Lächeln an. Im Gypsich neben
Der Brüstung flüstert's: „Freund, in deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben!

Führt dich Erinn'rung dem zerstörten Ort
Vorbei, du huschest noch geschwinder fort,
Als das vor Gram gebückte Weibchen dort."

Alte Schrift.

Jüngſt verleckt' es mich im Abendglimmen,
Zum Lombardenthurm emporzuklimmen,
Dem verſchollnen Herrſcher hier im Gaue,
Der die Ferne noch beherrſcht, die blaue.

In den Trümmern bin ich lang geblieben:
Wandrernamen ſtanden rings geſchrieben
Hoch im Raum — der Boden war gewichen,
Lettern und Gebilde halb erblichen.

Einer dichtet ANNO MD:
„Gott hab' ich in der Natur bewundert!"
„Gaudeamus!" gräbt ein flotter Zecher
Um den keck entworfnen Rieſenbecher.

Dort ein Herz von einem Pfeil durchſchnitten:
„Hedewig" ſteht auf des Bolzes Mitten;
Dicht daneben ſetzt ein Zeitgenoſſe
Gut lateiniſch eine derbe Poſſe —

Dann zur Raſt in des Caſtelles Schatten
Legten ſich die Schüler auf die Matten,
Schlürften eines Humpens rothe Wellen
Und mir iſt: ich trink' mit den Geſellen.

Das Gemälde.

Trüb brennt der Schenke Kerzenlicht,
Der Wirthin junges Angesicht,
Ermüdet, schlummertrunken,
Nickt auf die Brust gesunken,
Denn schon ist Mitternacht verbei.
Am Schiefertische spielen Zwei,
Die weißen Würfel schallen,
Schlecht ist der Wurf gefallen —
Ein junges wildes Augenpaar
Dreht aus verwirrtem Lockenhaar:
„Das war mein letztes Silberstück!
Doch wenden muß sich jetzt das Glück!
Du, Alter, mußt mir bergen!
Wir spielen bis zum Morgen!“
Mit grünen Katzenaugen blitzt
Der Alte, der im Dunkel sitzt:
„Laß dich zu Bette legen,
Die Mutter spricht den Segen!“
Des Jungen Faust zerdrückt das Glas
Mit einem Fluch — „Kind, weißt du was?
„Ein Schlößlein steht auf grünem Plan“
So fängt ein altes Märchen an.
Ich meide das im Walde,
Hier eben an der Halde.
Verschlossen sind die Fenster,

Drin hausen nur Gespenster
Für den der an Gespenster glaubt —
Sobald das Jahr den Wald entlaubt,
Macht sich der Herr von hinnen
Von diesen luft'gen Zinnen —
Schwelgt in der Stadt im Marmorsaal
Und spielt bei lust'gem Kerzenstrahl.
Kling, kling! Ich hör' es klingen,
Wie goldne Füchse springen . . .
Dein Vater — ward mir recht gesagt? —
War Pächter und ist ausgejagt . . .
Da weißt du droben ein und aus,
Du kennst den Hund, du kennst das Haus —
Ich borgte mir mein Spielgeld frisch
Von dieses reichen Mannes Tisch!
Nimm was da liegt, nimm was da steht:
Ein Prunkgeschirr, ein Goldgerät,
Mir darfst du's gleich verhandeln,
Ich kann's in Münze wandeln.
Von selber öffnet sich der Schrein,
Du müßtest nicht ein Schlosser sein . . ."
Der Bursche lauscht mit dumpfem Hirn
Dem höllischen Gemunkel,
Ein Schatten steht auf seiner Stirn,
Ein Schatten tief und dunkel:
Und wieder leis und lüstern
Beginnt das grimme Flüstern:
„Kurt, sieh den Lauf der Welt dir an!
Was wohl gelingt, ist wohl gethan!
Betrachte dir die Thaten
Der großen Diplomaten,

Die klugen Herrn verſtehn den Pfiff,
Ein leiſer Schritt, ein ſich'rer Griff!
Dann ſpielt man hübſch Verſtecken
Und läßt ſich nicht entdecken —
Du blickſt ſo wild als wollt'ſt du mich
Erſtechen, Kurt, beſinne dich!
Wo ſuchſt du deine Schlüſſel, Kurt?
Du trägſt den ganzen Bund am Gurt! . . ."
Er ſtürzt hinaus, empört, bethört,
Die Wirthin, die ihn ſchreiten hört,
Lallt halb im Traum, ſie weiß nicht wie:
„Wie geht's der Mutter? Grüße ſie!"
Er taumelt in die Nacht hinaus,
Um ſeine Stirn ſteigt ein Gebraus
Betrunkener Gedanken
Und ſeine Schritte wanken.
Er ſtürmt empor die Strecke
Zum Schloß auf Schnees Decke,
Das Gitter überſteigt er leis
Und kniſternd bricht das Tannenreis,
Er ſchleicht und nach der Leiter langt
Er, die am Dach der Scheune hangt,
Er ſieht am Herrenhauſe ſchon,
Er klettert über den Balken,
Sein Herz, er hört es pochen
Und hat die Thür erbrochen.
Raſch iſt ein Wachslicht angebrannt,
Laut kracht es in der Täfelwand,
Ihm ſteigt das Haar, hin ſtarrt er wild
Und ſieht ein farbenlieblich Bild,
Von lichtem Reif umgeben,

Sich aus dem Düſter heben:
Den Schlummer eines Knaben ſieht
Er, neben dem die Mutter kniet,
Die blauen Augen ſtrahlen licht
Von einer guten Zuverſicht,
Nicht kann den Blick er wenden
Von dieſen fleh'nden Händen . . .
Da muß mit Thränenbächen
Die harte Rinde brechen —
Dumpf klirrend fällt der Schlüſſelbund.
Die Mutter dankt mit frohem Mund.
Er flüchtet über den Balken,
Die Leiter trägt er ſchnell daran,
Als wandelt' er auf Gluten —
Und wendet ſich zum Guten.

Die Hetze.

Fern von dem fürſtlichen keuſchen Gemahl
Jubelt ein blühender Jüngling im Saal:
„Hebet die Becher und ruft daß es ſchallt:
Freiheit, ſie lebe! Die Freiheit im Wald!“
All die Genoſſen der weidlichen Luſt
Bringen das Hoch aus erglühender Bruſt:
„Lebe die Jugend und Bachus' Gewalt!
Freiheit, ſie lebe! Die Freiheit im Wald!“

Schmetternde Hörner! Dann flüſtern ſie ſacht,
Scherzen und lecken die Gliſen der Nacht
Aus ihren Waldesverſtecken hervor —
Aengſtliche Schläge beſtürmen das Thor.
„Setz dich ans Feuer, du herziges Kind!“
Lärmt im erleuchteten Hof das Geſind.
„Fürſtlich bewirthen mit Kuchen dich wir!
Trinnen was ſuchſt du? Beſcheide dich hier!“

Raſch in den Saal, in den fürſtlichen, tritt
Eine Geſcheuchte mit haſtigem Schritt,
Ueber den Buſen, vom Laufe bewegt,
Kreuzweis die flehenden Arme gelegt —
Blätter am Röcklein, herbſtröthlich und falb!
Krausdunkle Haare, noch flattern ſie halb,
Süßbraune Augen und ſchmerzlich dabei,
Blutende Füße — nicht die einer Fei!

„Sage, wer biſt du, krauslockiges Haupt,
Schimmernd von purpurnen Blättern umlaubt?“
— „Rehe, die Rehe, ſo heiß' ich im Land
Von meinem braunen Geleck und Gewand“ —
„Mein iſt die Rehe! Des Herrn iſt die Jagd!“
Jubelt der Jüngling, es ſträubt ſich die Magd . . .
Halali! hetzt es und tobt es und hallt.
Ringend entwindet ſie ſich der Gewalt.

Lodernde Augen, wie Blitze der Nacht —
Doch ſie beſinnt ſich. Dann redet ſie ſacht:
„Rehe, die Rehe, ſo heiß' ich im Land,
Wilpert, der Schütz, iſt der Vater genannt —
Auf eine Jagd, die dem Herrn nur gebührt,
Hat ihn ein äsendes Rudel verführt.
Siehe, da kniet er, da zielt er und knallt —
Heut hat der Vater gefrevelt im Wald!
Doch deine Förſter ergriffen ihn, weh,
Ihn und das ſündlich erbeutete Reh.
Ich, von der Angſt und dem Jammer gejagt,
Lief in den Wald, eine hilfloſe Magd.
Da ſchier das Herz mir im Buſen zerſprang,
Sah ich die Kerzen und hörte den Klang —
Glaubte die gütige Herzogin hier
Und nun erzittr' ich und fleh' ich vor dir.
Gieb mir den Vater und gieb mir ihn bald,
Daß ich getröſtet verlaſſe den Wald.
Gnade!“

Der Herzog gesteht sich verwirrt,
Daß man sich leichtlich im Walde recirrt.
Und er bekennt, vom Gewissen gerührt,
Daß eine Rehe vom Wege verführt.
Murmelnd verlangt er ein Blatt, einen Stift,
Schreibt eine Zeile mit schwankender Schrift:
„Wilpert, dem Schützen, gewähr' ich Pardon!"
Und sie bedankt sich und fort ist sie schon.
Er tritt ans Fenster und öffnet es sacht:
Leuchtende Sterne der ruhigen Nacht!
Dort eine flüchtige dunkle Gestalt
Und eine Rehe verschwindet im Wald.

Die Zwingburg.

Gebrochen iſt der alte Twing,
Ringsum ergrünt ſein Mauerring,
Der Eppich ſchwankt im Fenſter,
Verſunken in der Erde Schooß
Tief unter das beſonnte Moos
Sind Ritter und Geſpenſter.

Wo durch das tiefgewölbte Thor
Die zorn'ge Fehde ſchritt hervor
Und ließ die Hörner ſchmettern,
Da hat ſich, duftig eingeengt,
Ein Zicklein ans Geſträuch gehängt
Und naſcht von jungen Blättern.

Wo wild verträumt Frau Minne ſtund,
Zerrann auf blauem Himmelsgrund
Der keke Bau des Erkers.
Wo tief der ſtumme Haß gegrollt,
Liegt weich, ins hohe Gras gerollt,
Ein feuchter Stein des Kerkers.

Und wo den Teich vom Hügelhang
Herab die trotz'ge Feſte zwang
Ein finſter Bild zu ſpiegeln,
Da rudert, von der Flut benetzt,
Der Burg zerſtörtes Wappen jetzt:
Ein Schwan mit Silberflügeln.

IV.

Reise.

„Tag, schein' herein und, Leben, flieh hinaus!"

Shakespeare.

Tag, schein' herein! Die Kammer steht dir offen!
Holdsel'ger Lenzesmorgen, schein' herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherschrein.
Vogt Winter muß dem Lenze Rechnung geben,
Dem schönen Erben über Hof und Haus —
Auch mir zu gut geschrieben ist ein Leben —
Tag, schein' herein und, Leben, flieh hinaus!

Ich war von einem schweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.
Von vielen tausend unverbrauchten Stunden
Schwillt ungestüm mir nun die Gegenwart.
Aus dunkelm Grunde grüne Saat zu wecken
Bedarf es Sonnesstrahles nur und Thaus,
Ich fühle wie sich tausend Keime strecken.
Tag, schein' herein und, Leben, flieh hinaus!

Ein Segel zieht auf wunderkühlen Pfaden,
In Flutendunkel spiegelt sich der Tag.
Was hat die Barke dort für mich geladen?
Vielleicht ist's etwas das mich freuen mag!
Entgegen ihr! Was wird die Barke bringen
Durch blauer Wellen freudiges Gebraus?
Entgegen ihr! Mit weitgestreckten Schwingen!
Tag, schein' herein und, Leben, flieh hinaus!

La Röſe.

Als der Bernina Felſenther
Durchdonnerte der Wagen
Und wir im Süden ſahn empor
Die Muſchelberge ragen,
Blies ſchmetternd auf dem Röſslein vorn
Der in der Lederhoſe.
„Wen grüßeſt du mit deinem Horn?“
„Die Roſe, Herr, die Roſe!“

Mit flachem Dach ein Säulenhaus,
Das erſte welſche Bildniß,
Schaut Röſe weinumwunden aus
Verwerr'ner Gartenwildniß —
Es iſt, als ob des Baches Flut
Meled'ſcher ſchon erloſe,
Hell brennt in Abendſonnenglut
Die Roſe, ja, die Roſe.

Nun, Herz, beginnt die Wonnezeit
Auf Wegen und auf Stegen,
Mir ſtrömt ein Hauch von Ueppigkeit
Und ew'gem Lenz entgegen —
Mir gaukelt um die helle Stirn
Ein Falter mit Gekoſe —
Den Wein bringt eine junge Dirn,
Die Roſe, ja, die Roſe.

BIBL. UNIVERS. UPS.

Noch einmal darf in südlich Land
Ich Nordgeborner wallen,
Vertauschen meine Felsenwand
Mit weißen Marmorhallen.
Gegrüßt, Italien, Licht und Luft!
Ich preise meine Leose!
Du bist an unsrer Erde Brust
Die Rose, ja die Rose!

Die Schlacht der Bäume.

Hier am Sarazenenthurme,
Der die Straße hielt geschlossen,
Ist in manchem wilden Sturme
Deutsch und welsches Blut geflossen.

Nun sich in des Thales Räumen
Länger nicht die Völker morden,
Ringen noch mit ihren Bäumen
Hier der Süden und der Norden.

Arvbaum ist der deutschen Bande
Bannerherr, der düster kühne,
Ueppig Volk der Sonnenlande,
Rebe führt's, die sonnig grüne.

Ohne Schild- und Schwertgeklirre,
Ohne der Drommete Schmettern
Kämpfen in der Felsenwirre
Hier die Nadeln mit den Blättern.

Der Triumphbogen.

Ein leuchtend blauer Tag. Ein wogend Aehrenfeld,
Daraus ein wetterschwarzer Mauerbogen steigt.
In seinem kurzen Schatten schläft das Schnittervolk.
Allein emporgerichtet sitzt die schönste Maid,
Des Landes Kind, doch welches Lands? Italiens!
Ein strenggeschnittnes, musenhaftes Angesicht,
Am halbzerstörten Sims des Bogens hangt der Blick,
Als müht' er zu enträthseln dort die Inschrift sich.
(Wenn nicht des Auges Dunkel von dem Liebsten träumt.)
Sie hebt die erste sich, erweckt die Schnitterschaar,
Ergreift die blanke Sichel, die im Schatten lag,
Und schreitet herrlich durch das golden wogende Korn,
Umblaut vom Himmel als ein göttliches Gebild.
S'ist Klio, die das Alterthum enträthselnde,
Vergilbten Pergaments und der Archive müd,
Gelockt vom Rauschen einer überreifen Saat,
Wird sie zur starken Schnitterin. Die Sichel klingt.

Auf dem Canal grande.

Eine glückgefüllte Gondel gleitet auf dem Canal grande,
An Giorgione lehnt die Blonde mit dem rothen Sammtgewande.
„Giorgio, deiner Laute Saiten hör' ich leiſe, leiſe klingen" —
„Julia Vendramin, Erlauchte, was befiehlſt du mir zu ſingen?"

„Nichts von ſchönen Augen, Giorgio! Solches Thema ſollſt du laſſen!
Singe, wie dem Meer entſtiegen dieſe wunderbaren Gaſſen!
Feſſle kränzend keine Locken, die ſich ringeln los und ledig!
Giorgio, ſinge mir von meinem unvergleichlichen Venedig!"

„Meine ſüße Muſe will es! Es geſchieht!" Er präludierte.
„Weiland, eh' des heil'gen Marcus Flagge dieſes Meer regierte,
Drüben dort, wo duftverſchleiert Iſtriens ſchöne Berge blauen,
Sank vor ungezählten Jahren eine Dämm'rung voller Grauen.

Durch das Dunkel huſchen Larven, angſtgeſchreckte Hunde winſeln,
Schreie gellen, Stimmen warnen: „Löſt die Böte! Nach den Inſeln!"
In den Lüften haucht ein Odem, wie es in den Gräbern modert —
Schaurig tagen Meer und Himmel! Aquileja brennt und ledert!

Von der Stätte, wo die stillen, ungezähmten Flammen wogen,
Kommt ein dumpfes Menschenbrausen nach dem freien Strand gezogen:
Attila, die Gottesgeißel, jagt auf blutbesprengten Pfaden
Krieger mit zerbrochnen Schwertern, Frau mit Schätzen schwer beladen.

Wie zum Hades Schatten wandern, ziehn zum Meere die Gescheuchten,
Das die purpurroth gefärbten Wolken weit hinaus beleuchten,
Wittwen, Waisen schreiten jammernd, schweigend stürzen wunde Männer,
Mitten im Gewühle bäumen Wagen sich und scheue Renner.

Kniee wanken, Füße gleiten, Kästchen brechen, draus die hellen
Goldnen Reife rollend springen und die weißen Perlen quellen.
Nackte Küstenkinder starren gierig auf das rings zerstreute
Gold, und doch betastet's keines, — Ätzel's ist die ganze Beute!

Schiffer rüsten dunkle Nachen, drüber Wogen schäumend schlagen,
Durch die weiße Brandung werden bleiche Frau'n an Bord getragen —
Mit der Rechten an die phryg'sche Mütze langt der Meerplebejer,
Beut zum Sprung ins Boot die Linke dem behelmten Aquilejer.

Schon entflieht ein Schiff mit weh'nden Segeln, flatternden Gewanden,
Drin sich weitgetrennte Loose sonder Wahl zusammenfanden,
Unbekannte Hände drücken sich in angstbeklommnem Traume,
Aquileja's Ueberbleibsel schmiegen sich in engem Raume.

Letzte Scheideblicke wendend, sehn sie noch den Himmel bluten,
Aber tiefer stets und ferner brennen die gesunknen Gluten.
Still verglimmt der Heimat müde Todesfackel. Auf die Ruder
Beugt sich Unglück neben Unglück, Bruder seufzend neben Bruder.

Eine Fürstin küsst ein Knäblein, ein dem Edelblute fremdes,
Eine Sclavin wärmt ein fürstlich Kind im Schooß des Wellen-
hemdes —
Unter ihnen Eine Tiefe, über ihnen Eine Welke —
Liebe thaut vom Himmel, Liebe wächst in diesem neuen Volke.

Ueber eines Mantels Flattern, sturmverwehten greisen Haaren
Will das Schweben einer Glorie einen Heil'gen offenbaren,
Dieses ist der heil'ge Marcus, rüstig rudernd wie ein Andrer —
Nach den nahenden Lagunen lenkt die Fahrt der sel'ge Wandrer.

Neben ihm der Jugendschlanke schlägt die Wellen, daß sie schallen,
Wirren Locken sind die Kränze schwelgerischer Lust entfallen.
Der Bacchant wird zum Aeneas. Niederbrannte Troja's Feuer.
Mit den rudernden Genossen sucht er edles Abenteuer.

Mälig lichtet sich der Osten. In der ersten Helle schauen
Kecke Männer tief ins Antlitz morgenstiller schöner Frauen —
Lieblich Haupt, das blonde Flechten wie mit lichtem Ring
umwinden,
Bald an einem tapfern Herzen wirst du deine Heimat finden!

Scharfgezeichnet neigt sich eines Helden narb'ge Stirne denkend,
In das göttliche Geheimniß ew'gen Werdens sich versenkend;
Rings in Stücke sprang zerschmettert Roma's rost'ge Riesenkette,
Neue Weltgeschicke gönnen junger Freiheit eine Stätte ....

Wie geworfen aus dem Himmel heiter ſpielend von Aureren,
Schwimmt ein lichter Kranz von Inſeln in die blaue Flut verloren —
Jubelnd grüßen den beſchwingten, den beſeelten Ruderſchlägen
Fiſcher bis zum Gurt umbrandet, netzezieh'nde, ſchon entgegen.

„Fleh'nde kommen wir, Veneter! Drüben flammt ein weit Verderben!
Unſre Seelen ſind entronnen einem ungeheuern Sterben!"
„Freuet euch! Ihr lebt und athmet! Hier iſt euch Aſyl gegeben!
Friede ſei mit euren Todten! Freude denen, die da leben! . . ."

Schwert und Ruder tragend wallen ernſte Genien vor den Böten;
Auch ein Schwarm von Liebesgöttern flügelt durch die jungen Nöten —
Ueber das Geſtein der Inſeln geht ein Hauch von Luſt und Wonne,
Ahnungsvollem Meer entſteigend, prangt Venedigs erſte Sonne.

Blonde Julia, Deiner Heimath Urſprung hab' ich dir verkündet,
Liebe hat die Stadt Venedig, Liebe hat die Welt gegründet —
Deiner Augen ſtrahlend blauer Himmel würde bleichen ohne
Liebesfeuer und verſtummen, wie die Laute des Giorgione."

Venedig.

Venedig, einen Winter lebt' ich dort —
Paläſte, Brücken, der Lagune Duft!
Doch hier im harten Licht der Gegenwart
Verdämmert mälig mir die Märchenwelt.
Vielleicht vergaß ich einen Tizian.
Ein Frevel! Jenen doch vergaß ich nicht,
Wo über einem Sturm von Armen ſich
Die Jungfrau feurig in die Himmel hebt,
So wenig als den andern Tizian —
Doch kein gemalter war's — die Wirklichkeit:
Am Quai, dem nächt'gen, der Slavonen war's.
Im Dunkel ſtand ich. Fenſter ſchimmerten.
Zwei dürft'ge Frauen kamen hergerannt.
Hart an die Scheibe preßt' das junge Weib
Die bleiche Stirn. Was drinnen ſie erblickt,
Das ſie erſtarren machte, weiß ich nicht.
(Vielleicht den Herzgeliebten, welcher ſie
(An eines andern Weibes Bruſt verrieth.)
Ich aber ſah den feinſten Mädchenkopf
Vom Tod entfärbt! Ein Antlitz voller Tod!
Die Mutter führte weg die Schwankende . . .
Die beiden Tiziane blieben mir
Stets gegenwärtig; löſchen ſie, ſo liſcht
Die Göttin vor dem armen Menſchenkind.

Die Narde.

(Nach einem vergleichlichen Bilde.)

Die brave Martha that, was sie vermocht',
Sie rupfte, spickte, briet und sott und kocht',
Sie schob dem Herrn die braunsten Kuchen zu,
Und: „Diesen", sagt' sie, „Herr, versuche Du!"

Maria nahte, die den schlanken Krug,
Gefüllt mit einer seltnen Narde, trug.
Sie neigt' das Knie, den Krug. Die Narde floß.
Sie neigt' das Herz, das strömend sich ergoß.

In der beseelten Hand Mariens ruht'
Der edle Fuß. Drauf quoll der Narde Flut.
Ihn abzutrocknen löste sie des Haars
Geschlungnen Knoten. Blond und seiden war's.

Ein spitz Geflüster regte sich am Tisch,
Wie der getretnen Viper scharf Gezisch:
„Das duftet! Tausend oder mehr Denar
Verdunsten mit! Ich wollt' wir hätten's baar!

Bei Levi legten wir's auf Zins geschwind
Und draus erzögen wir ein Waisenkind —"
„Still," sagt' der Göttliche, „laß unentweiht,
Judas! Wer liebt, verschwendet allezeit."

Nach einem Niederländer.

Der Meiſter malt ein kleines zartes Bild,
Zurückgelehnt, beſchaut er's liebevoll.
Es pocht. „Herein.“ Ein vlämiſcher Junker iſt's
Mit einer drallen, aufgedonnerten Dirn,
Der vor Geſundheit faſt die Wange birſt.
Sie rauſcht von Seide, flimmert von Geſchmeid.
„Wir haben's eilig, lieber Meiſter. Wißt,
Ein wackrer Schelm ſtiehlt mir das Töchterlein.
Morgen iſt Hochzeit. Malet mir mein Kind!“
„Zur Stunde, Herr! Nur noch den Pinſelſtrich!“
Sie treten luſtig vor die Staffelei:
Auf einem blanken Kiſſen ſchlummernd liegt
Ein feiner Mädchenkopf. Der Meiſter ſetzt
Des Blumenkranzes tiefſte Knoſpe noch
Auf die verblichne Stirn mit leichter Hand.
— „Nach der Natur?“ — „Nach der Natur. Mein Kind.
Geſtern beerdigt. Herr, ich bin zu Dienſt.“

Ja.

(Nach einer alten Skizze.)

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
Durch die neue Schöpfung fuhr,
Folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
Ihm zu Häupten selig leis,
Riesenhafte Nachtgestalten
Schlossen unterhalb den Kreis.

„Ob' ich euern Reigen löse,"
Sprach der Allgewalt'ge nun,
Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
Meinen Willen nur zu thun!"

Freudig jubelten die Lichten:
„Dir zu dienen, sind wir da!"
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen knirschten: „Ja."

Die Cartäuſer.

Ich ſehe ſie auf Sacchi's ſüßem Bilde
Beſchreiten ihrer todten Brüder Grüfte,
Gegürtet mit dem Knotenſtrick die Hüfte,
In weißen Kleidern, feſtlich, göttlich milde —
Manch einer ſchleppte ſich mit Schwert und Schilde,
Gepanzert ſauſt' zu Roß er durch die Lüfte,
Bevor er ſuchte die verlornen Klüfte
Und weltentſagend trat in dieſe Gilde.
Sie alle wollen hier in öder Wildniß
Vergeſſen ein verführeriſches Bildniß,
Sie alle wollen hier ein Stündlein büßen,
Um mit den Reinen rein ſich zu begrüßen,
Sie alle wollen hier ein Stündlein beten,
Bevor ſie vor den ſtrengen Richter treten.

Der römiſche Brunnen.

Aufſteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorſchaale Rund,
Die, ſich verſchleiernd, überfließt
In einer zweiten Schaale Grund;
Die zweite giebt, ſie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und ſtrömt und ruht.

Tarpeja.

Am Brunnen überfluthet im Dämmerlicht
Der volle Krug und die Mägde merken's nicht,
Denn Nina plaudert: „Freundinnen, wisst ihr wohl,
Daß Eine sitzt im Gestein am Capitol?

Mein Schatz, der Beppe, hat sie unlängst gesehn
Vor ihrem runden Silberspiegel stehn,
Die sich zu Haupt das güldene Krönlein hub —
Mein Schatz, der Beppe, da er nach Münzen grub.

Er schlüpfte durch einen schmalen Felsengang,
Er tappte sich einen finstern Pfad entlang —
Sie glomm in Höllenlicht! Er rief: „Wie schön!"
Die Treppe brach mit donnerndem Getön.

Sie war des römischen Castellanes Kind
Und sie verrieth die Burg und das Burggesind!
Mit Fingerdeut bedang sich die schlaue Maid
Des Feindes Helmgekrön und Schildgeschmeid!

Die Krönlein all und die Stein' und die goldnen Ring'
Beängelt' sie, die in Feindes Lager ging!
Sie öffnet' ihm ein Thor mit sünd'gem Mut
Und sah des Vaters Haupt, es schwamm in Blut.

Doch da am Feinde sie die Löhnung sucht',
Ward sie mit Hohn erdrückt und mit Schildeswucht,
Sie stürzte, von ihrem eigenen Hort entseelt,
Erstickt vom Lohne den sie selbst gewählt.

Dann grub die Zeit ſie tief und tiefer ein,
Sie ſank hinunter, hinab ins Felsgeſtein,
Hinab, hinunter viel hundert Klafter tief
Mit ihrem gleißenden Hort, darin ſie ſchlief.

Da ſitzt die arme Seele nun in Pein
Und putzt, die eitle, ſich mutterſeelallein —
Tarpeja, gieb heraus der Kettlein drei!
Wir tragen's den Knaben zu Luſt in Lüften frei!

Tarpeja, gleite durch den Felſenſpalt
Drei Kettlein und drei goldene Ringlein bald!
Tarpeja lieb! Wir ſind zufrieden, giebſt
Du nur, was du verächtlich bei Seite ſchiebſt.

Der Beppo ſagt: weil du begingſt Verrat,
Biſt du verdammt für deine Miſſethat!
Behüt' mich Gott! In Ewigkeit verdammt!
Weil dir nach rothem Gold das Herz geflammt.

Man hört es oft — ſo ſagt er — wie du lachſt
Wann du dich ſchön vor deinem Spiegel machſt!
Man hört es oft — ſo ſagt er — wie du weinſt,
Weil nicht du kommſt in den ſchönen Himmel einſt!

Tarpeja lieb, entſage der böſen Luſt!
Tarpeja, gieb die Kettlein um Hals und Bruſt!
Wir beten, Arge, für dich den Roſenkranz,
Du ſteigſt empor, empor in den Himmelsglanz!"

Die gegeißelte Pſyche.

Wo von alter Schönheit Trümmern
Marmorhell die Säle ſchimmern,
Windet blaß und lieblich eine
Pſyche ſich im Marmelſteine.

Unſichtbarem Geißelhiebe
Beugt ſie ſich in Qual und Liebe,
Auf den zarten Knieen liegend,
Enge ſich zuſammenſchmiegend.

Flehend halb und halb geduldig
Trägt ſie Schmach und weiß ſich ſchuldig.
Ihre Schmerzensblicke fragen:
Liebſt du mich? und kannſt mich ſchlagen?

Soll dich der Olymp begrüßen,
Arme Pſyche, mußt du büßen!
Eros, der dich ſucht und peinigt,
Will dich ſelig und gereinigt.

Der todte Achill.

Im Vatican vor dem vergilbten Marmorſarg,
Dem ringsum bildgeſchmückten, träumt' ich heute lang,
Betrachtend ſeines feinen Zierats üpp'gen Kranz:
Thetis entführt den Sohn, den Rufer in der Schlacht,
Den Renner, dem die Knie' erſchlafften, welchem ſchwer
Die Lider ſanken — von Delphinen rings umtanzt —
Im Muſchelwagen durch des Meers erregte Fluth.
Tritonen, bis zum Schuppengurt umbrandete,
Bärt'ge Geſellen, ſchilfbekränztes, ſtumpfes Volk,
Geberden ſich als Pferdelenker. Es bedarf
Der muth'gen Roſſe Paar, das, Haupt an kühnem Haupt,
Die weite Fluth durchrudert mit dem Schlag des Hufs,
Des Zügels nicht! In des Peliden Waffen hat
Sich ſchäkernd ein leichtſinniges Geſind getheilt:
Die Nereiden. Eine hebt das Schwert und zieht's
Und lacht und haut und ſticht und wundet Licht und Luft.
Ein ſchlankes Mädchen zielt mit rückgebognem Arm,
In ſchwach geballter Fauſt den unbeſiegten Speer,
Der auf und nieder, wie der Wage Balken, ſchwankt.
Die dritte ſchiebt der blanken Schulter ſeinen Bug
Dem Erzſchild unter, ganz als zöge ſie zu Feld,
Dann deckt damit den ſanften Buſen gaukelnd ſie,
Als ſchirmt' das Eiſen eines Kriegers tapf're Bruſt.
Die vierte — Held, du zürnteſt, ſchlummerteſt du nicht! —
Setzt jubelnd ſich den Helm, den wildumflatterten,
Auf das gedankenloſe Haupt und nickt damit.
Scherzt, Kinder! Nur mit dir ein Wort, Vollendeter!

(Denn mit der Mutter, die dein schlummerschweres Haupt
Im Schooß gebettet hält, der dir das Leben gab,
Der schmerzversunknen Mutter, plaudert es sich nicht.)
Pelide, sprich! Was ist der Tod? Wohin die Fahrt?
Wozu die Waffen? Zu erneutem Lauf und Kampf?
Zu deines Grabes Schmuck und düstern Ehren nur?
Was blitzt auf deinem Schwerte? Deine letzte That,
Verglimmend, wie der Abend eines heißen Schlachtentags?
Die Morgensonnen eines neuen Kampfgefilds?
Bedarfst du deines Schwertes noch, du Schlummernder?
Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer.
Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht
Sieht nicht dir ähnlich, Heros! Eher fährst
Du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu
Und trägst den Myrtenkranz, beseligt und gestillt,
Mit den Geweihten! Doch auch solches ziemt dir nicht!
Was einzig dir geziemt, ist Kampf und Kampfespreis —
Pelide! ein Erwachen schwebt vor deinem Boot
Und schimmert unter deinem mächt'gen Augenlid!
Du lebst, Achill? Gieb Antwort! Wohin wanderst du?
Er schweigt! Er schweigt. Der Wagen rollt. Ein Triton bläst
Sein Muschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor schallt.

Der Muſenſaal.

Jüngſt trug ein Traum auf dunkler Schwinge mich
Nach Rom der ew'gen Stadt. Den Vatican
Betrat ich. Ich betrat den Muſenſaal
Verwundert, denn er war ein andrer heut,
Als ich geſchaut mit jungen Augen ihn,
Da Pio Neuo höchſter Prieſter war.
Verſchwunden aus dem edeln Octogon,
Dem kuppelhellen, war der Muſaget,
Apelle, der die Cither zierlich ſchlug,
Voranzugehn dem Chor tanzmeiſterlich.
Die Neune faßen oder ſtanden nicht
Umher vertheilt in ſchönen Stellungen —
In wilder Gruppe ſchritten eilig ſie,
Wie Schnitterinnen, die auf blachem Feld
Ein leuchtendes Gewitter überraſcht:
Voran die blutige Melpomene,
Die an den Söhnen rächt der Vater Schuld.
Sie trägt das Schwert und auch den Kranz von Wein.
„Ein Reich", ſo jubelt ſie, „zerſtör' ich jetzt!
Das Feuer kniſtert unter ſeinem Thron!

Die nordiſche Barbarin preßt den Fuß,
Den plumpen, auf den Nacken eines Weibs,
Das ſchmerzenreicher blickt als Niobe —
Sklavin, empor! Zerbrich die Feſſel! Wirf
Die grinſende Barbarin in den Staub! . . .“
So jauchzt die blutige Melpomene —
Wer ſchreitet, ſchlicht gewandet, neben ihr?
Kalliope, die keuſch und kindlich blickt,
Die den erblindeten Homer geführt,
Die tapfre Helden liebt und Schildgetos
Und Roſſgeſtampf und dann abſeits der Schlacht
In jugendzartem Buſen Looſe wägt —
Mit beiden Armen in die Ferne grüßt
Sie jetzt: „Behelmte! Blonde Herzogin!
Ins rauhe Heerhorn ſtößeſt du mit Macht!
Erzklirrend ſpringen dir die Söhne auf!
Die Völker richteſt und beherrſcheſt du,
Gerechte Herrin, beilgewalt'ge Frau!“
Weithallend redet jetzt ein mächtig Paar,
Terpſichore und Polyhymnia:
„Der Tag iſt fern und er erfüllt ſich doch:
Die Völker ſchreiten einen Reigen einſt,
Sich an den Händen haltend, frei geſellt,
Vieltauſendſtimmig dröhnt der Chorgeſang!“
— „Dann weicht das Leid! Nicht alles, aber doch
Das meiſte Leid!“ Euterpe flötet es,
Das liebliche Geſchöpf, die Schmeichlerin!

— „Dann füllt", Grate lacht's mit blüh'ndem Mund,
Die ſchöne Schelmin, die das Liebeslied,
Das Zechlied für allein unſterblich hält,
„Dann füllt ein Jeder ſeine Schaale ſich
Mit duft'gem Wein und ſchlürft und Keiner darbt" —
„Thörinnen!" gellt ein ſcharfgeſchnittner Mund,
„Verſpotte ſie, mein Ariſtophanes! . . .
Doch eure Kampfgeſellin bin ich auch!
Ich werde lachend, was nicht ſterben kann!
Im Angeſicht den hippokrat'ſchen Zug
Zeig' ich der ſelbſtgefäll'gen Gegenwart
Mit meinem Spiegel, der getreu verzerrt,
Die Prahlerei der Zeit zerreißt mein Hohn
In trunkner Luſt, wie die Bacchante jach
Ein Zicklein oder Reh in Stücke reißt.
Mordluſt'ger bin ich noch und tragiſcher
Als du, mein Schweſterchen Melpomene,
Denn du erhelleſt unter Zähren dich,
Doch mein Gelächter, Thränen ſchluchzen drin!"
Thalia rief's und unterm Epheukranz
Verlarvte mit der Satyrmaske ſie
Die wehmuthvoll ergriffnen Züge ſich
Und hob mit nerv'gem Arm das Tympanum.
Die letzte wandelt noch Urania,
Die Gläubige mit dem gehobnen Blick
(Die andern heißen ſie die Schwärmerin),
Doch trennt ſie ſich von den Geſchwiſtern nicht.

Sie ſieht den Sturm der Erdendinge ruhn
In friedevollen Händen immerdar —
Aufflattert das Gewand! Die Locken wehn!
Ein Sturm erbrauſt! Die Säule birſt entzwei!
Die Kuppel bricht! In leuchtend tiefem Blau
Entfeſſelt ſchwebt der Muſencher einher.

Alte Schweizer.*

Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang
Den von Raphael's Fresken verherrlichten Gang
In der puffigen alten geſchichtlichen Tracht,
Als riefe das Horn ſie zur Murtener Schlacht:

„Herr Heiliger Vater, der Gläubigen Hort,
So kann es nicht gehn und ſo geht es nicht fort!
Du ſparſt an den Kohlen, Du knickerſt am Licht —
An Deinen Helvetiern knauſre Du nicht!

Wann den Himmel ein Heiliger Vater gewann,
Ergiebt es elf Thaler für jeglichen Mann!
So galt's und ſo gilt's von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Wir pochen auf unſer hiſtoriſches Recht!

Herr Heiliger Vater, Du weißt wer wir ſind!
Beſcheidene Leute von Ahne zu Kind!
Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen geſtürzt!

* Bei der Thronbeſteigung Leo's XIII. brach im Vatican eine kleine Palaſtrevolte aus, weil der ſparſame Papſt den Schweizern das übliche Donativ zurückhielt.

Herr Heiliger Vater, die Thaler heraus!
Sonſt räumen wir Kiſten und Kaſten im Haus —
Potz Donner und Hagel und hölliſcher Pfuhl!
Wir verſteigern Dir den apoſtoliſchen Stuhl!“

Der Heilige Vater bekreuzt ſich entſetzt
Und zaudert und langt in die Taſche zuletzt —
Da werden die Löwen zu Lämmern im Nu:
„Herr Heiliger Vater, jetzt ſegne uns Du!“

Abſchied von Corſica.

Oelbaumſilber, Myrte, Lorbeer, Pinie,
Bald im Schnee der Heimath denk' ich euer —
Sanfte Buchten, blaue Meereslinie,
Auf dem Abend dunkelnd Burggemäuer!
Aus der Schlucht erſtrahlend Hirtenfeuer!

Lebet, Corſen, wohl, mir lieb geworden!
Vor den Kirchen lüpft ihr leicht die Hüte!
Gerne knallt ihr und ein bischen Morden
Steckt ſeit alter Zeit euch im Geblüte —
Daß die heil'ge Jungfrau euch behüte!

Klimmend am Geſtein des Inſellandes
Lebet wohl, ihr bitz'gen, kleinen Pferde!
Wallend um die Krümmungen des Strandes,
Lebet, Schafe, wohl! Gedrängte Heerde
Mit den weichſten Vließen auf der Erde!

Lebet wohl, ihr grellen Hirtenflöten,
Um die Gunſt der jungen Corſin werbend!
Lebet wohl, ihr warmen Abendröten,
In den weiten Himmeln ſelig ſterbend,
Erſt die Wolken, dann die Fluten färbend!

Märchen, aus dem Tageslicht verſchollen,
An Ajaccio's nächt'ger Hafenſtiege
Lebe wohl im dumpfen Wogenrollen!
Ehernes Gedröhn der hundert Siege
Um des todten Weltereb'rers Wiege!

Schwer entſagt das Aug der offnen Ferne,
Schwer das Ohr dem Meereswellenſchlage —
Unter kält're Sonnen, blaſſ're Sterne
Folget mir, ihr Inſelwandertage,
Und umklingt mich dort, wie eine Sage . . .

Napoleon im Kreml.

Er nickt mit ſeinem großen Haupt
Am Feuer eines fremden Herds:
Im Traum erblickt er einen Geiſt,
Der ſeines Purpurs Spange löſt.

Der Dämon ſchreit mit wilder Gier:
„Mich lüſtet nach dem rothen Kleid!
In ungezählter Menſchen Blut
Getaucht, verfärbt der Purpur nicht!“

Die Beiden rangen Leib an Leib.
„Gieb her!“ „Gieb her!“ Der Dämon flucht
Mit ſpitzen Flügeln durch die Nacht
Und ſchleift den Purpur hinter ſich.

Und wo der Purpur flatternd fliegt,
Sprühn Funken, lodern Flammen auf!
Der Corſe fährt aus ſeinem Traum
Und ſtarrt in Moskau's weiten Brand.

Die Corſin.

Als das Mütterlein erkrankt,
Zog es ächzend aus die Schuh,
Iſt dem Bettlein zugewankt,
Bettet' ſich zur ew'gen Ruh,
Seine Haare, weiß wie Flachs,
Seine Füße, gelb wie Wachs —
Statt wie Mütterlein zu thun,
Sterb' ich ſtracks in meinen Schuhn!

Heute war ich in der Stadt
Mit dem letzten Silberling,
Schaute, was der Krämer hat,
Kramte weder Kreuz noch Ring,
Kaufte Mehl von Weizenkorn
Und ein volles Pulverhorn —
Zu dem Liebſten lauf' ich nun,
Sterbe ſtracks in meinen Schuhn!

Ritten juſt die Blauen* aus,
Tranken beim Battiſta Wein,
Luden ſcharf am Zollerhaus,
Sprengten ins Gebirg hinein.
Raſch bin links ich abgeſchweift.
Pssß . . . Die erſte Kugel pfeift —
Nächtens bei dem Liebſten ruhn
Werd' ich ſtracks in meinen Schuhn!

---

* Die Gendarmerie.

Der Geſang des Meeres.

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! Auf Wiederſehen!
Eure wandelluſtigen Geſtalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Von der Erde ſeid ihr angezogen:
Blaue Gipfel! Küſten weit gebogen!
Dort der Stern iſt eines Leuchtthurms Feuer!
Ziehet, Kinder! Suchet Abenteuer!

Segelt, kühne Schiffer, in den Lüften!
Ruhet, ſel'ge Geiſter, über Klüften!
Panet Thürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Traget glüh'nden Kampfes Purpurtrachten!

Rauſcht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieſelt in die Wellen!
Brauſt in Strömen durch die Lande nieder —
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Das Strandkloſter.

Bollwerk und Mauer trutzen
Dem Wellenwurf ſchon ein Jahrtauſend ja,
Wir ſingen, elf Capuzen,
Ein kräftig ſchallend Deo gloria!

Die Kutten, ſtark gewoben,
Umhingen uns in braunen Lappen lang,
Sie ſind gemach verſtoben,
Die Stäubchen irrten durch den Kloſtergang.

Die Orgel im Empore
Spielt unſer zwölftes todtes Brüderlein,
Hier rieſelt uns im Chore
Der morſche Kalk ſanft ins Gerippe herein.

Es glitt vor tauſend Jahren
Dem Strand ein Sarazenenſegel nah,
Sobald's vorbeigefahren,
Anſtimmten wir ein kräftig Gloria.

Ergötzt von unſerm Singen,
Nahm der Pirat zu uns zurück den Lauf,
Zwölf Köpfe ließ er ſpringen,
Das Blut ſchoß wie aus Brunnenröhren auf.

Wir ſingen ohne Kehlen,
Wir ſitzen fröhlich ohne Schädel da,
Wir ſingen mit den Seelen
Ein kräftig ſchallend Deo gloria!

Der Morgenſtrahl, der ſchiefe,
Durchs rechte Fenſter ängelt er herein,
Vergoldend in der Tiefe
Ein luſtiglich pfallierend Todtenbein.

Der Abendſtrahl, der ſchräge,
Durchs linke Fenſter blinzelt er herein,
Und zählt, ob allerwege
Wir richtig unſer elf Geſpenſter ſei'n.

Oft übertäubt das Dröhnen
Des Meers die Noten unſrer Litanei,
Aus unſern Orgeltönen
Erhebt ſich oft ein ſchriller Möwenſchrei —

Bollwerk und Mauer trutzen
Dem Wellenwurf noch tauſend Jahre ja,
Wir ſingen, elf Kapuzen,
Ein kräftig ſchallend Deo gloria!

Nicola Pesce.

Ein halbes Jährchen hab' ich nun geſchwommen
Und noch behagt mir dieſes kühle Gleiten,
Der Arme läſſig Auseinanderbreiten —
Die Faſtenſpeiſe mag der Seele frommen!

Halb ſchlummernd lieg' ich ſtundenlang, umglommen
Von Wetterleuchten, bis auf allen Seiten
Sich Wogen thürmen. Männlich gilt's zu ſtreiten.
Ich freue mich. Stets bin ich durchgekommen.

Was machte mich zum Fiſch? Ein Mißverſtändniß
Mit meinem Weib. Vermehrte Menſchenkenntniß.
Mein Wanderdrang und meine Farbenluſt.

Die Furcht verlernt' ich über Todestiefen,
Faſt bis zum Frieren kühlt' ich mir die Bruſt —
Ich bleib' ein Fiſch und meine Haare trieſen!

Dwlegespräch.

Sonne:

Meine Strahlen sind geknickte Speere,
Ich versank in blut'ger Heldenehre —

Abendröthe:

Wie der Ruhm, will ich mit lichten Händen
In das nahe Dunkel Grüße spenden.

Sonne:

Folge deiner Sonne! Längs dem Strande
Schleppe nicht die dämmernden Gewande!

Abendröthe:

Darf ich nicht ans Sterben mich gewöhnen
Mit den milden abgestuften Tönen?

Sonne:

Eile dich! Bevor den jungen Helden
Eines neuen Tages Fackeln melden!

Abendröthe:

Ich bin dein, dir folg' ich unaufhaltsam!
Ich bin dein, doch zieh mich nicht gewaltsam . . .

Möwenflug.

Möwen ſah um einen Felſen kreiſen
Ich in unermüdlich gleichen Gleiſen,
Auf geſpannter Schwinge ſchweben bleibend,
Eine ſchimmernd weiße Bahn beſchreibend,
Und zugleich in grünem Meeresſpiegel
Sah ich um die ſelben Felſenſpitzen
Eine helle Jagd geſtreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte ſolche Klarheit,
Daß ſich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß ſich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beſchlich es mich wie Grauen,
Schein und Weſen ſo verwandt zu ſchauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins geſpenſtiſche Geflatter ſtarrend:
Und du ſelber? Biſt du ächt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgeſpiegelt?
Gaukelſt du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder haſt du Blut in deinen Schwingen?

V.

Liebe.

Alles war ein Spiel.

In dieſen Liedern ſuche du
Nach keinem ernſten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Luſt
Und Alles war ein Spiel.

Beſonders forſche nicht danach,
Welch Antlitz mir gefiel,
Wohl leuchten Augen viele drin,
Doch Alles war ein Spiel.

Und ob verſtohlen auf ein Blatt
Auch eine Thräne fiel,
Getrocknet iſt die Thräne längſt
Und Alles war ein Spiel.

Zwei Segel.

Zwei Segel erhellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel ſich ſchwellend
Zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.

Begehrt eins zu haſten,
Das andre geht ſchnell,
Verlangt eins zu raſten,
Ruht auch ſein Geſell.

Hesperos.

Ueber ſchwarzem Tannenbange
Schimmerſt mir zum Abendgange,
Eine Liebe fühl' ich neigen
Sich in deinem Niederſteigen,
Unbemerkt biſt du gekommen,
Aus der blaſſen Luft entglommen —
So mit ungehörten Tritten
Durch die Dämm'rung hergeglitten
Kam die Mutter, die mir legte
Auf die Schulter die bewegte
Hand, daß ich ihr nicht verhehle,
Was ich leide, was mich quäle,
Und warum ich ohne Klage
Mich verzehre, mich zernage.
Und ich ſchwieg und unter Zähren
Ließ ſie meinen Trotz gewähren.
Hat ſie Wohnung jetzt, die Milde,
Dort in deinem Lichtgefilde?
Deiner Strahlen fang' ich jeden,
Durch das Dunkel hör' ich reden,
(Und mir iſt als ob die kühle
Hand ich auf der Schulter fühle)
Reden nicht von Seligkeiten,
Nur Erinn'rung alter Zeiten —
Jetzt verſteht ſie ohne Kunde

Wer ich bin im Herzensgrunde,
Dies und jenes muß sie schelten,
Andres läßt sie heiter gelten,
Und sie meint, wie sich's entschieden,
Gebe sie sich auch zufrieden ...
Abendstern, du eilst geschwinde!
Laß sie plaudern mit dem Kinde!
Freundlich zitternd gehst du nieder ...
Mutter, Mutter, komme wieder!

Das beerdigte Herz.

Mich denkt es eines alten Traums.
Es war in meiner dumpfen Zeit,
Da junge Wildheit in mir gohr.
Bekümmert war die Mutter oft.
Da kam einmal ein schlimmer Brief.
(Was er enthielt errieth ich nie.)
Die Mutter fuhr sich mit der Hand
Zum Herzen, fast als stürb' es ihr.
Die Nacht darauf hatt' ich den Traum:
Die Mutter sah verstohlen ich
Nach unserm Tannenwinkel gehn,
Den Spaten in der zarten Hand,
Sie grub ein Grab und legt' ein Herz
Hinunter sacht. Sie ebnete
Die Erde dann und schlich davon.

Ohne Datum.

(An meine Schwester.)

Du ſcherzeſt, daß ein Datum ich vergaß,
Und meinſt, ich dürfte bei dem Stundenmaß
Mit einem Federſtriche mich verweilen.
Du ſchreibſt: „Datire künftig deine Zeilen!“
Doch war das Zählen meine Sache nie,
Nach dem Wievielten ſuch' ich ſtets vergebens,
Auch dieſe Zeilen, wie datir' ich ſie?
„Aus allen Augenblicken meines Lebens!“

Kurz iſt und eilig eines Menſchen Tag,
Er drängt, er pulſt, er flutet, Schlag um Schlag,
Wie eines Herzens ungeſtümes Klopfen . . .
Wer teilt die Jagd des Bluts und ſeiner Tropfen?
Es iſt ein Sturm, der nie zur Rüſte geht,
Die Wechſelglut des Nehmens und des Gebens,
Und meine Haare flattern windverweht
In allen Augenblicken meines Lebens.

Zu ruhn iſt mir verſagt, es treibt mich fort,
Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in deiner Treue;
Sie iſt die alte wie die ewig neue,
Sie iſt die Raſt in dieſer Flucht und Flut,
Ein fromm Geleite leiſen Flügelſchwebens,
Sie iſt der Segen, der beſtändig ruht
Auf allen Augenblicken meines Lebens.

Ich hemme die beſchwingten Roſſe nicht,
Ich freue mich, mit jedem neuen Licht
Das Feld geſtreckten Laufes zu durchmeſſen —
Ein fernes, dunkles Geſtern zu vergeſſen —
Ich fliege — hinter mir verſinkt die Zeit —
Im Morgenſonnenſtrahl verjüngten Strebens! . . .
Vorbei! . . . Nur du allein weißt noch Beſcheid
Von allen Augenblicken meines Lebens.

Die Ampel.

An des Jahres Wende ſprach ich: Muſe,
Keiner Mutter Hand beſcheert mich! Gieb mir
Du mein Angebinde, Muſe! fleht' ich.
In die Kammer lauſchend von dem Lager,
Sah ich bald der Schweſtern eine ſchreiten.
Auf mein Tiſchchen ſetzt' ſie einer Ampel
Zarte Form mit ſchlankgeſchweiften Henkeln,
Aber die mir keineswegs antik ſchien.
Ich erſchrack. Was meinſt Du, Muſe? Räthſt Du
Nächtlich auszufeilen meine Verſe?
Schon entſchwebend wandte ſie das Antlitz
Halb. Ich ſah des Muſenhauptes edeln
Umriß mit den ſpottend feinen Lippen . . .
Als ich dann in neuem Jahr erwachte,
Keine Ampel! Doch ich fand ſie wieder —
Und erkannte gleich ſie an der zarten
Form und an den ſchlankgeſchweiften Henkeln —
In des Liebchens Hand, das mir die Treppe
Nächtlich hellt mit ſtillen Ampelſtrahlen.
Scheidend auf die letzte Stufe ſetzt' ſie
Das Geſchenk der Muſe ſacht und küßt' mich.

Unruhige Nacht.

Heut ward mir bis zum jungen Tag
Der Schlummer abgebrochen,
Im Herzen ging es Schlag auf Schlag
Mit Hämmern und mit Pochen,

Als trieb' ſich eine Bubenſchaar
Wild um in beiden Kammern,
Gewährt hat, bis es Morgen war,
Das Klopfen und das Hämmern.

Nun weiſt es ſich bei Tagesſchein
Was drin geſchafft die Rangen:
Sie haben mir im Herzensſchrein
Dein Bildniß aufgehangen!

Der Kamerad.

Mit dem Tode ſchloß ich Kameradſchaft.
Ueber einem vollen Humpen ſaßen
Oft wir nächtens und philoſophirten.
Auch zuſammen gingen wir ſpaziren,
Lauſchten mit elegiſchen Gefühlen
Nach dem Pilgerruf der Abendglocke.
Aber männlich auch an meiner Seite
Stand der Kamerad und ſecundirte,
Oder wann ich im Gebirg verirrt war,
Hangend über ſchwindelnd tiefem Abgrund,
Sprach er: Blick mir in das Auge ruhig
Und ich that es und ich war gerettet —
Lange ſtanden wir auf gutem Fuße,
Bis mich volles Leben überſtrömte
Glühend warm mit unbekannter Fülle,
Und mir ſchauderte vor meinem Freunde . . .
Als das Liebchen heute mir am Hals hing,
Ueber ſeine Schulter weg erblickt' ich
Meines Kameraden leichten Umriß
Auf dem Abendhimmel und er grollte:
„Bin ich dir verleidet? Deine feigen
Lippen meiden meinen ſchlichten Namen?
Iſt das hübſch von einem Kameraden?"
In demſelben Augenblick umarmte
Liebchen mich und rief: „So möcht' ich ſterben!

Komme, Tod, und raub' mich, Tod, im Kusse!"
Und der Tod, von schwellend jungen Lippen
Heiß und leidenschaftlich angerufen,
Hörte seinen Namen mit Vergnügen.
Ueber sein geheimnißvolles Antlitz
Glitt ein Leuchten und er schied in Minne.

Spielzeug.

Liebchen fand ich spielend. Einen Kasten
Hatte sie entdeckt voll längst vergeßnen
Staub'gen Kinderspielzeugs: Mauern, Thore,
Rathhaus, Häuser, Häuserchen und Kirche . . .
Sie erbaut' das Städtchen mit gelenken
Händen, stellt' den Kirchthurm in die Mitte.
Doch ein Häuschen hatt' sie vorbehalten,
Vorbehalten sieben grüne Pappeln
Für ein allerliebstes kleines Landgut.
Nicht zu nah! Im Städtchen klatscht man sündlich.
Nicht zu ferne! Man bedarf der Menschen.
„Eben sind wir eingezogen!" jubelt'
Sie und klatscht' in ihre kleinen Hände.
In der Wonne des erworbnen Heimes
Riß ich Liebchen an mich so gewaltsam,
Daß den Arm sie streckte wie ertrinkend . . .
Was erwischte sie mit schnellen Fingern,
Eng an meine Brust gepreßt? Die Kirche,
Ja, die Kirche mit dem rothen Dach war's
Und sie stellt' sie dicht vor unser Landhaus.

Weihgeſchenk.

Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!
Shakespeare.

Heute deiner zu gedenken,
Deren Grab die Nacht bethaut,
Haben wir mit Weihgeſchenken
Und gedämpftem Klagelaut!
Warum war dir's nicht gegeben,
Muthig deinen Tag zu leben?
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

Braune, ſchwermuthvolle Augen,
Oeffnet euch ein letztes Mal!
Laßt aus euren Tiefen ſaugen
Mich noch einen ſüßen Strahl!
O wie hatt' ich euch ſo gerne,
Traute, träumeriſche Sterne!
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

Wie das Schüttern zarter Saiten,
Schlichen ſich in jedes Herz
Deine ſtillen Lieblichkeiten,
Deiner Züge leiſer Schmerz!
Feuchte Waldesſchatten lagen
Ueber dir in Lenzestagen —
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

Wie ein Reh dem Wald entrennen,
Das ein üppig Thal entdeckt,
Nahteſt ſchüchtern du den Brunnen,
Flohſt, vom eignen Bild geſchreckt!
Aengſtlich, wo ſich Wege theilen,
Seh' ich zweifeln dich und weilen —
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

Zeigte jung ein arger Spiegel
Dir den Wurm in jeder Frucht?
Schwebte nahen Todes Flügel
Ueber dir mit Eiferſucht?
Nie hat dich ein Arm umſchloſſen,
Liebe haſt du nie genoſſen —
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

Willig ſtiegeſt du die Stufen
Nieder in dein frühes Grab,
Wandteſt dich, von uns gerufen,
Lächelnd um — und ſtiegſt hinab!
Mit gelaſſener Geberde
Schiedeſt du vom Grün der Erde —
Heil Dir, Königin der Nacht,
Die Dein Mägdlein umgebracht!

—

Der Blutstropfen.

Zur Zeit der Leſe war's im Winzerhaus
Des Herdes goldne Flamme praſſelte,
Die Fenſterſcheiben überhauchten ſich
Und draußen ſcholl das Evoë geiſterhaft
Aus Nebeldämmer. Becher klangen. Jung
Und Alt empfand die bacchiſche Gewalt.
Mit einem zarten Schimmer röteten
Selbſt ihr die Wangen ſich, die unſer Gaſt
Und dieſer Erde Gaſt nicht lange war,
Ein ſtilles, ſcheues, ungezähmtes Kind.
Zum Reigen rief Lyaeus. Jene ſchlich
Sich weg. Ins Freie blickte ſie hinaus
Durchs Fenſter. Dann beſchrieb ſie träumeriſch,
Die ganz ſich unbeachtet Wähnende,
Die Scheibe mit dem Finger. Weh! umſtellt,
Belauert wurde ſie von einem Schwarm

Und überfallen. Rasch in Trümmer schlug,
Das Antlitz glutbedeckt, die Scheibe sie,
Sich selbst verwundend. Dieses Tüchlein hier,
Das als Reliquie mir im Schreine liegt,
Fing, über die verletzte Hand gelegt,
Das Quellen eines Tropfen Blutes auf,
Der warm ihr eben erst im Herzen rann.

Jung schwand sie hin, und kein Lebend'ger weiß,
Was dort geschrieben auf der Scheibe stand —
Als dieser bleiche Tropfen Bluts vielleicht.

Stapfen.

In jungen Jahren war's. Ich brachte dich
Zurück ins Nachbarhaus, wo du zu Gast,
Durch das Gehölz. Der Nebel rieſelte,
Du zogſt des Reiſekleids Capuze vor
Und blickteſt traulich mit verhüllter Stirn.
Naß ward der Pfad. Die Sohlen prägten ſich
Dem feuchten Waldesboden deutlich ein,
Die wandernden. Du ſchritteſt auf dem Pferd,
Von deiner Reiſe ſprechend. Eine noch,
Die läng're, folge drauf, ſo ſagteſt du.
Dann ſcherzten wir, der nahen Trennung klug
Das Angeſicht verhüllend, und du ſchiedſt,
Dort wo der Firſt ſich über Ulmen hebt.
Ich ging denſelben Pfad gemach zurück,
Leis ſchwelgend noch in deiner Lieblichkeit,
In deiner wilden Scheu, und wohlgemuth
Vertrauend auf ein baldig Wiederſehn.
Vergnüglich ſchlendernd, ſah ich auf dem Rain
Den Umriß deiner Sohlen deutlich noch
Dem feuchten Waldesboden eingeprägt,
Die kleinſte Spur von dir, die flüchtigſte,
Und doch dein Weſen: wandernd, reiſehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie ſüß!
Die Stapfen ſchritten jetzt entgegen dem

Zurück dieſelbe Strecke Wandernden:
Aus deinen Stapfen hebſt du dich empor
Vor meinem innern Auge. Deinen Wuchs
Erblickt' ich mit des Buſens zartem Bug.
Vorüber gingſt du, eine Traumgeſtalt.
Die Stapfen wurden jetzt undeutlicher,
Vom Regen halb gelöſcht, der ſtärker fiel.
Da überſchlich mich eine Traurigkeit:
Faſt unter meinem Blick verwiſchten ſich
Die Spuren deines letzten Gangs mit mir.

Wetterleuchten.

Im Garten ſchritt ich durch die Lenzesnacht.
Des Jahres erſte Blitze lederten.
Die jungen Blüten glommen feuerroth
Und blichen wieder dann. Ein ſchönes Spiel,
Darob ich ſtille hielt. Da ſah ich dich!
Mit einem Blütenzweige ſpielteſt du,
Die jung gebliebne Todte! Durch die Haſt
Und Flucht der Zeit zurück erkannt' ich dich,
Die juſt des Himmels Feuer überglomm.
Erglühend ſtandeſt du, wie dazumal,
Da dich das erſte Liebeswort erſchreckt,
Du Ungebändigte, du Flüchtende!
Dann mit den Blüten wieder blicheſt du.

Letze.

Jüngſt im Traume ſah ich auf den Fluten
Einen Nachen ohne Ruder ziehn,
Strom und Himmel ſtand in matten Gluten
Wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord ſich ſchlank,
Kreiſend durch die Reihe ſah ich glänzen
Eine Schale, drans ein Jedes trank.

Jetzt erſcholl ein Lied voll ſüßer Wehmuth,
Das die Schaar der Kranzgenoſſen ſang —
Ich erkannte deines Nackens Demuth,
Deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle tauchte' ich. Bis zum Marke
Schaudert' ich, wie ſeltſam kühl ſie war.
Ich erreicht' die leiſe zieh'nde Barke,
Drängte mich in die geweihte Schaar.

Und die Reihe war an dir, zu trinken
Und die volle Schale hebeſt du,
Sprachſt zu mir mit trautem Augenwinken:
„Herz, ich trinke dir Vergeſſen zu.“

Dir entriß in treß'gem Liebesdrange
Ich die Schale, warf ſie in die Flut,
Sie verſank und ſiehe, deine Wange
Färbte ſich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt' ich dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot,
Da zerrannſt du lächelnd mir im Arme
Und ich wußt' es wieder — du biſt todt.

Einer Todten.

Wie fühl' ich heute deine Nacht,
Als ob sich deine Wimper schatte
Vor mir auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht!
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,
Du bist's! Doch deine Lippen schweigen,
Und liefest du ein Wort, das zart und eigen,
Bist's wieder du,
Dein Herzensblut,
Indeß dein Staub im Grabe ruht.

Mir ist, wann mich dein Athem streift,
Der ich erstarkt an Kampf und Wunden,
Als seist in deinen stillen Grabesstunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir
Die Deinen — um dich zu vergessen,
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen,
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

Ihr Helm.

Lang verüber ging ich den Gehegen,
Drin der Giebel deines Heimes ragt,
Dieſer Pforte, dieſen Schattenwegen!
Wer da wohne, hab' ich nicht gefragt.
Wer da wohne
Hinter einer dunkeln Lindenkrone,
Hat das Herz mir nicht vorausgeſagt.

Pfade liefen durch die feuchte Wieſe,
Kleine Sohlen ſah ich hier und dort
Eingezeichnet auf dem weichen Kieſe,
Aber meines Weges zog ich fort.
Ich begehrte
Zu verfolgen nicht die flücht'ge Fährte,
Zu betreten nicht den ſtummen Ort.

Auch ein Rauſchen hört' ich aus der Linde,
Die der Hauch der Abendlüfte bog;
„Komme, Wandrer", rief es, „komm und finde!"
Während raſcher ich des Weges zog.
Ich vertraute
Dem Verſprechen nicht der Geiſterlaute,
Deren Wehn mir oft das Herz betrog.

Und den Stern der Liebe ſah ich eilen
Dort zum dunkelſcharfen Bergesrand,
Auf dem ſchlanken Giebel blitzend weilen,
Wie ein zitternd Feuer, eh' er ſchwand.
Im Entweichen
Gab der Freund am Himmel mir ein Zeichen,
Wann er über meinem Glücke ſtand.

Längſt verſunken glaubt' ich's in der Ferne,
Daß ſo nahe mir verborgen lag!
Wer verſteht den ſtillen Wink der Sterne
Vor dem rechten, dem beſtimmten Tag?
Vor der Stunde,
Die ihn zieht zu dem erſehnten Bunde,
Den nicht Tod noch Leben trennen mag?

Lang verüber ging ich deiner Liebe
Durch den Staub des Lebens unbewußt,
Daß zur Wonne mir die Klage bliebe
Und ein leiſer Schmerz in ſel'ger Bruſt —
Schmerz und Klage
Ueber ohne dich verdarbte Tage,
Die mit deinem Kuß du ſtillen mußt.

Liebesjahr.

Hat ſich die Kelter gedreht? Tanzt dort mit dem Laub eine Flocke?
Zuckte der Blitz im Auguſt? Blühten die Kirſchen im Mai?
Blüthen und Aehren und Trauben erblickt' ich in ſchwellendem Kranz nur
Um das geliebteſte Haupt und ich erblicke ſie noch.

Weihnacht in Ajaccio.

Reife Goldorangen fallen sahn wir heute, Myrte blühte,
Eidechs glitt entlang der Mauer, die von Sonne glühte.

Uns zu Häupten neben einem morschen Laube flog ein Falter —
Keine herbe Grenze scheidet Jugend hier und Alter.

Eh' das welke Blatt verweht ist, wird die Knospe neu geboren —
Eine liebliche Verwirrung, schwebt der Zug der Horen.

Sprich, was träumen deine Blicke? Fehlt ein Winter dir, ein bleicher?
Theures Weib, du bist um einen lichten Frühling reicher!

Liebst du doch die langen Sonnen und die Kraft und Gluth der Farben!
Und du sehnst dich nach der Heimath, wo sie längst erstarben?

Horch! Durch paradieseswarme Lüfte tönen Weihnachtsglocken!
Sprich, was träumen deine Blicke? Von den weißen Flocken?

Schneewittchen.

Schneewittchen haſt im Scherz du dich genannt,
Da plaudernd einſt zuſammen wir geſeſſen,
Der Augen tiefes Blau, die Elfenhand,
Des Nackens Blondgekraus, wer kann's vergeſſen?

Noch jüngſt — ich ſchritt ein hohes Thal entlang,
Es war gekrönt mit ſieben Silberſpitzen,
Die von dem himmelnahen Felſenhang
Herunter auf die grünen Pfade blitzen —

„Schneewittchen!" rief ich laut und unbewußt,
„Schneewittchen! hinter deinen ſieben Bergen
Führſt droben pünktlich du mit kühler Bruſt
Den kleinen Haushalt deinen ſieben Zwergen?"

Ein ſpottend Echo nur antwortet' mir,
Die Felsſtirn rümpfte lachend ihre Falten
Und doch, und doch, mir war's, ich hätt' von dir,
Schneewittchen! einen lieben Gruß erhalten.

Hirtenfeuer.

Ließeſt unter uns dich nieder,
Liebe, liebenswerthe Frau,
Aber heute ziehſt du wieder,
Wie die Sterne ziehn im Blau.

Siehſt den Abendſtern du blinken
Dort vor ſeinem Untergang?
Einen Augenblick im Sinken
Ruht er auf dem Bergeshang.

In der flüchtigen Minute,
In dem eilenden Moment
Iſt's als ob er gaſtlich ruhte,
Wie ein Hirtenfeuer brennt.

Aber nur die kleinſte Weile
Bringt er auf der Erde zu,
Sieh — er zittert ja vor Eile
Und verſchwindet, Frau, wie du.

Laß ſcharren deiner Roſſe Huf!

Geh nicht, die Gott für mich erſchuf!
Laß ſcharren deiner Roſſe Huf
Den Reiferuf!

Du willſt von meinem Herde fliehn?
Und weißt ja nicht, wohin, wohin
Dich deine Roſſe ziehn!

Die Stunde rinnt! Das Leben jagt!
Wir haben uns noch nichts geſagt —
Bleib bis es tagt!

Du darfſt aus meinen Armen fliehn?
Und weißt ja nicht, wohin, wohin
Dich deine Roſſe ziehn . . .

Dämmergang.

Du lebſt meerüber
In blauer Ferne
Und du beſuchſt mich
Beim erſten Sterne.

Ich mach' im Felde
Die Dämmerrunde,
Umkreiſt, umbellen
Von meinem Hunde.

Es rauſcht im Dickicht,
Es webt im Düſter,
Auf meine Wange
Haucht warm Geflüſter.

Das Weggeleite
Wird trauter, trauter,
Du ſchmiegſt dich näher,
Du plauderſt lauter.

Da giebt's zu ſcheiten,
Da giebt's zu fragen,
Und hell zu lachen
Und leis zu klagen.

Was wedelt Barry
So glückverloren?
Du kraufſt dem Liebling
Die weichen Ohren . . .

Die todte Liebe.

Im Schatten wir,
Das Dorf im Sonnenkuß,
(Fast wie das Jüngerpaar,
Das ging nach Emmaus,
Dazwischen leise
Redend schritt
Der Meister, dem sie folgten
Und der den Tod erlitt.)
So schreitet zwischen uns
Im Dämmerlicht
Unsre todte Liebe,
Die leise spricht.
Sie weiß für das Geheimniß
Ein heimlich Wort,
Sie kennt der Seelen
Allertiefsten Hort.
Sie deutet und erläutert
Uns jedes Ding,
Sie sagt: So ist's gekommen,
Daß ich am Holze hing.
Ihr habet mich verleugnet
Und schlimm verhöhnt,

Ich saß im Purpur,
Blutig, dorngekrönt,
Ich habe Tod erlitten,
Den Tod bezwang ich bald,
Und geh' in eurer Mitten
Als geistige Gestalt —
Die Weggesellin
Blieb unerkannt,
Doch hat uns wie den Jüngern
Das Herz gebrannt.

—

VI.

Götter.

Die Schule des Silen.

In der schattendunkeln Laube gab Silen, der weise, Stunde,
Der ihm weich ans Knie geschmiegte Bacchus hing an seinem Munde,
Lieblich lauschend.

Unter seinem krausen Barte lachte freundlich der Ergraute,
Da er in das milde Feuer junger Götteraugen schaute,
Dann begann er:

„Kind, betrachte dieses Antlitz, die gedankenschweren Lider!
Kind, in jedem greisen Zecher ehre du die Züge wieder
Deines Lehrers.

Oft, wo die Veliten wankten, jene prahlerischen Knaben,
Sind es die Triarier, Liebling, die das Feld behauptet haben
Unerschüttert!

Wenn auf Chios mit dem Mädchen theilt den Becher der Ephebe,
Laß sie nippen, laß sie kosen — mit der vollsten Schale schwebe
Du vorüber.

Lenke deine götterleichten Schritte zu Homer dem alten,
Netze seine heil'gen Lippen, glätte seiner Stirne Falten,
Wunderthäter!

Lös ihm jeder Erdenschwere Fessel mit der Hand, der milden,
Fülle du des Blinden Auge mit unsterblichen Gebilden,
Ewig schönen!"

Penthens.

Sie ſchreitet in bacchiſch bevölkertem Raum
Mit wehenden Haaren ein glühender Traum,
Von Faunen umhüpft,
Um die Hüfte den Gürtel der Natter geknüpft.

Melodiſch gewiegt und von Epheh umlaubt,
Ein flüſterndes rücklings geworfenes Haupt —
„Ich opfre mich Dir.
Verzehre, Lyaeus, was menſchlich in mir!“

„Agave!“ ruft's und der bacchiſche Schwarm
Zerſtiebt und der Vater ergreift ſie am Arm.
„Weg, trunken Geſind!
Erwach und erröthe, verlorenes Kind!

Du dienſt einem Gaukler!“ Im Schutz des Gewands
Verhüllt er den Buſen, entreißt ihr den Kranz —
Wild hebt ſie den Stab.
Sie ſchlug! Aufſtöhnt der das Leben ihr gab.

„Ich glaube den Gott! Ich empfinde die Macht!
Ich ſtrafe den Frevler der Götter verlacht!
Wer biſt du, Geſicht?
Ich bin die Bachantin! Ich kenne dich nicht!“

Er betrachtet ſein Kind. Er erſtaunt. Er erblaßt.
Er entſpringt, von entſetzlichem Grauen erfaßt.
Er flieht im Gefild,
Ein rennender Läufer, ein haſtendes Wild.

„Herbei, alle Schweſtern! Mänaden, herbei!“
Erhebt ſie den Weidruf, das helle Geſchrei:
„Zur Jagd! Zur Jagd!“
— „Wir folgen dir, blonde, begeiſterte Magd!“

Sie jagen den König, Agave voran,
Er ſpringt in den Strom und erneuert den Lauf
Am andern Geſtad,
Sie ſtürzt ſich mit jubelnden Sprüngen ins Bad.

Aufſpritzen die Waſſer. Er wirbelt den Staub
Mit bebenden Füßen. Sie hetzen den Raub —
Was dämmert empor?
Ein Felſengeſtein ohne Pfad, ohne Thor.

Die Sonne verſank und die Wolke verglimmt.
Er eilt und er ſchwankt und er keucht und er klimmt —
Am Fuße der Wand
Erreicht ihn die raſende mordende Hand.

Am Grate des Berges verfärbt ſich die Glut,
Im Schatten des Berges verſtrömt ſich das Blut,
Nacht ſchwebt heran
Und erſchrickt und verhüllt was Agave gethan.

Vor einer Büſte.

Biſt du die träumende Bacche? Der Sterblichen lieblichſte biſt du!
Still in den Winkeln des Munds lächelt ein grauſamer Zug.

Die ſterbende Meduſe.

Ein kurzes Schwert gezückt in nerv'ger Rechten,
Belauert Perſeus bang in ſeinem Schild
Der ſchlummernden Meduſe Spiegelbild,
Das ſüße Haupt mit müden Schlangenflechten.
Zur Hälfte zeigt der Spiegel längs der Erde
Des jungen Wuchſes athmende Geberde —
„Raub' ich das arge Haupt mit raſchem Hiebe,
Verderblich der Verderberin genaht?
Wenn nur die blonde Wimper ſchlummernd bliebe!
Der Blick verſteint! Gefährlich iſt die That.
Die Mörderin! Sie ſchließt vielleicht aus Liſt
Die wachen Augen! Sie die grauſam iſt!
Durch weiße Lider ſchimmert blaues Licht
Und — ziſchte dort der Kopf der Natter nicht?

Meduſen träumt daß einen Kranz ſie winde,
Der Menſchen ſchöner Liebling der ſie war,
Bevor die Stirn der Göttin Angebinde
Verſchattet ihr mit wirrem Schlangenhaar.
Mit den Geſpielen glaubt ſie noch zu wandern
Und ſpendet ihnen lockenſchüttelnd Grüße,
In blüh'ndem Reigen regt ſie mit den Andern
Die freudehellen, die beſchwingten Füße,
Ihr Antlitz hat vergeſſen, daß es tödte,
Es glaubt, es glaubt an die barmherz'ge Lüge
Des Traums. Es lauſcht dem Hauch der Hirtenflöte,
Der weich melodiſch zieht durch ſeine Züge.

Es lächelt still, von schwerem Bann befreit,
In unverlorner erster Lieblichkeit.

Der Mörder tritt an ihre Seite dicht
Und dunkler träumt Medusens Angesicht.
Ihr ist, sie habe Haß empfunden schon,
Vor sich geschaudert, dumpf und bang gelitten,
Die Menschen habe schon sie erst geflohn,
Dann ihnen nachgestellt mit Meuchlerschritten —
Sie sinnt was Unheilbares sie gequält,
Daß sie dem eignen Leben feind geworden
Und andres Leben sich ergötzt zu morden —
Sie sinnt umsonst. Ihr hält's der Traum verhehlt.
Die graune Larve, die sie lang geschreckt,
Ist wie mit einem Purpurtuch bedeckt.
Das Gram ist aufgelöst in Seligkeit,
Begonnen hat der Seele Feierzeit.
Der Dämmer herrscht. Das harte Licht verblich.
Als eine der Erlösten fühlt sie sich.
Sie fürchtet keines Schreckens Wiederkehr,
Sie weiß, die Qualen kommen nimmermehr,
Nein, nimmermehr, und nun ist Alles gut!
Sie liegt, den Hals gebogen, auf dem Rasen,
Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen
Und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht.

Nächtliche Fahrt.

Ein Schiff befuhr das Meer. Aufrauſchend quoll
Die Fluth am Kiel. Er ſuchte Pylos' Strand.
Das Steuer führt' ein Jüngling kummervoll,
Dem früh des Vaters Rath und Hilfe ſchwand.

Der Glückbedürft'ge hieß Telemaches
Und ſchaute nach des Segels nächt'gem Flug,
Dicht neben ihm der hohe Fahrtgenoß,
Athene war's, die Menters Züge trug.

Unendlich brach hervor der Sterne Heer,
Die lichten Waller wußten ihre Bahn . . .
Da ſprach die Tochter Zeus' auf dunkelm Meer:
„Jetzt, Jüngling, ruf' mit mir die Götter an!"

Die Hände, wie der Staubgeborne fleht,
Erhob ſie ausgebreitet in die Nacht —
Und ſie erhörte ſelber das Gebet,
Von ihr für den Verlaſſnen dargebracht.

Der Stromgott.

Morgengrauu. Die Karavane windet ſich dem Nil zur Seite,
Eine Rede dröhnt und murmelt über dunkler Stromesbreite.

Längs dem Ufer nippen durſtig ſilbergrau geperlte Tauben,
Trinken Ibiſſe mit blankem Flügelpaar und ſchwarzen Hauben.

Nil, der ſegenreiche Vater, ſorgt für alle ſeine Kinder,
Speiſt und tränkt aus ſeiner Fülle keines mehr und keines minder —

Neben einem braunen Reiter ein gebundner Knabe wandelt,
Joſeph iſt's, den ſeine Brüder in die Sklaverei verhandelt.

Taub' und Ibis flattern nur um wenig Flügelſchläge weiter.
Joſeph lauſcht des Stromes Worten. Ruhig ſitzt der ſtumme Reiter.

„Knabe, deine Blicke trauern! Jüngling, deine Füße bluten!
Dich verkauften deine Brüder . . . Sei willkomm an meinen Fluten!

Joſeph, fremder Knabe Joſeph, du gefeſſelter, du müder,
Biſt du einſt der Herr der Ernten, ſpeiſe deine ſchlimmen Brüder!

Knabe Joſeph!" rauſcht es dumpfer. Das erſtaunte Kind in Banden
Tröſtet ſich des güt'gen Grußes, bleibt er auch ihm unverſtanden.

Auf des Niles weiten Wassern ist des Stromgotts Wort verschollen,
Nur ein Antlitz schwimmt und schimmert, dessen Haare lockig rollen . . .

Jetzt beleben sich die Pfade. Schiffe blähen ihre Flügel.
Kleebeladene Kamele wandern, sacht bewegte Hügel.

Frauen kommen mit dem schlanken Kruge, die gemessen schreiten
In verhülltem stillem Zuge, wie die Jahre, wie die Zeiten . . .

Aus der ahnungsvollen Ferne ragen Spitzen, hell besonnte,
Steigen wie beschneite Gipfel weiß am reinen Horizonte —

Joseph schaut empor zum Reiter: „Mit dir meiner Väter Frieden!
Herr, wie nennst du dort die Berge?“ „Kind, du schaust die Pyramiden!“

Thespesius.

Zwei Greise ruhten unter einer Pinie,
Stab neben Stab, an einer Quelle klarer Flut,
Wo wandernd sie begegnet sich von ungefähr.
Sie führten Zwiegespräch und sie behagten sich.
— „Man nennt mich Sokrates, und wer, mein Freund, bist du?“
— „Mich nannten Aridaeus lange Jahre sie,
Seit langen Jahren bin ich nun Thespesius.“
— „Zwei Namen trugst du?“ — „Beide Namen, Sokrates.
Hör' an! Ein Jüngling, peitscht' ich rasend das Gespann.
Die Rosse flogen. Becher, Buhlen, Würfelspiel,
Wuth, Zorn, vergessen Blut — verklagend Blut!
Dem ich entfleh, die Eumeniden hinter mir —
Sie folgten meiner raschen Füße schnellstem Lauf,
Ich warf mich in den Fluß, sie sprangen jauchzend nach
Und hoben schwimmend ihrer Fackeln düstre Glut.
Ich klomm bergan — verirrt stürzt' ich von einer Wand —
Die Sinne schwandey mir. Dann lebt' ich wieder — war's
Im Traum? — und schritt auf einem weichen Wiesengrün,
Wo Sel'ge — solche schienen sie — lustwandelten
In still bewegten Schaaren. Kränze trugen sie.
Den Einen kannt' ich wohl und ward von ihm erkannt:
Mein Blutsverwandter, welcher jüngst geschwunden war
Aus dieser Erde Staub nach einem reinen Lauf.

Der ſprach mich an: „Ich grüße dich, Theſpeſius!“
„Wozu der neue Name, wunderſamer Ohm?
Wie nennſt du mich? Dein Aridaeus bin ich ja!“
Die Locken ſchüttelt' leis er, die ambroſiſchen:
„Und abermals, ich grüße dich, Theſpeſius!“ —
Jetzt wacht' ich wirklich auf. Am Hange lag
Ich blutbedeckt, von gier'gen Raben ſchon umſchwärmt —
Was mehr? Ich ward ein Andrer. Nicht mit kleinem Kampf!
Der Kampf iſt groß! Mein neuer Name ſtärkte mich,
Der makelloſe, der ſo rein und göttlich klang!
Hab' gute Fahrt!“ — „Fahr' wohl auch du, Theſpeſius!“

—

Der trunkene Gott.

Weiße Marmorſtufen ſteigen
Durch der Garten laub'ge Nacht,
Schlanke Palmenfächer neigen
In des Himmels blaue Pracht.
Ueber Tempeln, Hainen, Grüften
Zieht in abendweichen Lüften
Alexander's Lieblingsſchaar;
Daß der Erde Herr ſich labe,
Bietet ihm ein ſchöner Knabe
Wein in goldner Schaale dar.

Kleitos neben Philipp's Sohne
Furcht die Stirne kummervoll,
Der benarbte Macedone
Schlürft im Weine Zorn und Groll:
Er gedenkt der Heergenoſſen,
Die die erſte Phalanx ſchloſſen
In den Bergen kühl und fern —
Seinen dunkeln Muth zu kränken
Lüſtet es den jungen Schenken
Lagernd an dem Knie des Herrn.

Die erhabne Stirn und Braue
Träumt den Zug ins Inderland,
Lauſchend lieſt den Traum das ſchlaue
Kind, den Blick emporgewandt:
„Bacchus biſt du, der belaubte,
Mit dem ſchwärmeriſchen Haupte,
Der ins Land der Sonne zieht!
Ohne Heer kannſt du bezwingen,
Nur den Thyrſus darfſt du ſchwingen,
Winke nur und Indien kniet!“

Finſter grollt der tapfre Streiter:
„Durch der Wüſte heißen Sand?
Immer ferner, immer weiter?
Nach des Indus Fabelſtrand?
Siegſt du mit der Wimper Winken,
Warum fechten wir und ſinken
Wir für dich? Zum Schein und Spott?
Lebende kannſt du belohnen,
Deine todten Macedonen,
Wecke ſie, biſt du ein Gott!“

— „Welchen dampfenden Altares
Freuſt du auf der Erde dich?
Biſt du die Gewalt des Ares,
Helmumflattert, fürchterlich?
Herr, bevor den niedern Thalen
Du dich nahteſt ohne Strahlen,
Welches war dein himmliſch Amt?
Biſt du Zeus? Biſt du ein Andrer?
Biſt du Helios, der Wandrer,
Deſſen Stirne ſonnig flammt?“ —

Traulich neigt der graue Fechter
Sich zum Ohr des Gottes hin,
Mit unſeligem Gelächter
Rührt er an der Schulter ihn:
„Gaſt des Himmels, merklich ſinken
Haupt und Schulter dir zur Linken*,
Laſtet dir der Erde Raub?
Macht der Knabe dich zum Gotte,
Dein Gebrechen ſchreit mit Spotte:
Alexander, du biſt Staub!“

* Alexander war ſchief, ſeine rechte Schulter etwas höher als die ſchwächere linke.

Eine tödtende Geberde!
Eines Gottes Rachewut!
Ein Erdelchter an der Erde!
Alter Treue ſtrömend Blut!
Auf den Mörder, auf die Leiche
Starrt der Schenk, der ſchreckensbleiche:
Kranz und Wunde! Feſt und Grab!
Stumme, ſteingewordne Zecher —
Hier ein herrenloſer Becher
Rollt die Stufen ſacht herab . . .

Der Botenlauf.

Blicke gen Himmel gewandt! Gebreitete flehende Arme!
Murmeln und ſchallender Ruf! Knieende Mädchen und Frau'n!
„Götter, beflügelt den Boten! Entſcheidung! Lieber als Bangniß!
Seit ſich die Sonne erhob, ringen die Stadt und Tarquin.
Siehe, die Sonne verſinkt! Mitkämpfer, Caſtor und Pollux!
Denkt der verlaſſenen Frau'n! Sendet den Boten geſchwind!"
Horch! Achtfüßig Geklirr bergan! Zwei reiſige Reiter!
Eben am heiligen Quell ſpülen die Waffen ſie rein.
Dann, zwei gewaltige Jünglinge, ſtehn auf der ragenden Burg ſie,
Gegen die ſchauernden Frau'n hat ſich der eine gekehrt:
„Freude, knoſpendes Mädchen! Entſchloſſene Römerin, Freude!
Herrlicher Sieg iſt erkämpft! Geht ihr entgegen dem Heer?"
Einer ſpricht's und der Andere lauſcht, zu dem Bruder gewendet.
Jetzt in das bleichende Licht ſpringen die Roſſe empor.
Einer der Jünglinge ſchwindet im Abend, es ſchwindet der andre,
Denn wie ein liebendes Paar laſſen die Brüder ſich nicht.
Ueber der römiſchen Feſte gewaltigem dunkelndem Umriß
Hebt ſich in dämmernder Nacht ſeliges Doppelgeſtirn.

Der Gesang der Parze.

In der Wiege schlummert ein schönes Römerkind,
Die Parze sitzt daneben und spinnt und spinnt.
Sonst schweigt sie streng. Ist die lauschende Mutter fort,
So singt die Parze murmelnd ein dunkles Wort:

Jetzt liegst du, Kindlein, noch in der Traumesruh.
Bald, kleine Claudia, spinnest am Rocken du —
Du wachsest rasch und entwächst den Kleidlein bald!
Du wachsest schlank! Du wirst eine Wohlgestalt!

Die Fackel lodert und wirft einen grellen Schein,
Sie kleiden dich mit dem Hochzeitsschleier ein!
Die Knaben hüpfen empor am Festgelag
Und scherzen ausgelassen zum ernsten Tag.

Eine Herrin wandelt in ihrem eignen Raum,
Und ihre Mägd' und die Sklaven athmen kaum.
Ihr ziemt daß all die Hände geflügelt sind.
Ihr ziemt daß all die Lippen gezügelt sind.

Die blühenden Heren schwingen im Reigen sich:
Dir ward ein Knabe, Julier, freue dich!
Doch wann die Freude schwebt und die Flöte schallt,
Dann — sagt die Parze — kommt der Jammer bald.

Der Tiber flutet und überschwemmt den Strand,
Das bleiche Fieber steigt empor ans Land,
Der Rufer ruft's und kündet's von Haus zu Haus:
„Vernehmt! Den Julier tragen sie heut hinaus!"

Jetzt, kleine Claudia, trägst du unträglich Leid!
In strenge Falten legst du dein Wittwenkleid —
Dein Römerknabe springt dir bebend vom Scheeß
Und grüßt dich bekümmflattert herab vom Neß . . .

Die Juden rufen Schlacht und sie rufen Sieg . . .
Da naht's. Da kommt's, was empor die Stufen stieg:
Vier Männer und die Bahre, Claudia, sind's
Mit der bekränzten Leiche deines Kinds!

Jetzt, kleine Claudia, bist du zu Tode wund" —
Das Kindlein lächelt. Es klirrt ein Schlüsselbund.
Die Mutter tritt besorgt in die Kammer ein
Und die Parze bleicht im goldenen Morgenschein.

Der Ritt in den Tod.

„Greif' aus, du mein junges, mein feuriges Thier!
Noch einmal verwachs' ich centaurisch mit dir!

Umschmettert mich, Tuben! Erhebet den Ton!
Den Latiner besiegte des Manlius Sohn!

Heran die Trophä'n! Der latinische Speer!
Der eroberte Helm! Die erbeutete Wehr!

Duell ist bei Strafe des Beiles verpönt . . .
Doch er liegt der die römische Wölfin gehöhnt!

Lictoren, erfüllet des Vaters Gebet!
Ich besitze den Kranz und verdiene den Tod —

Bevor es sich rollend im Sande bestaubt,
Erheb' ich in ewigem Jubel das Haupt!"

Das Joch am Leman.

„Die Einen liegen todt mit ihren Wunden,
Die Andern treiben wir daher gebunden —
Den Römeraar der Zwillingslegion,
Der eingegarnten Wölfin scharfen Bissen
Im Männerkampf, im Roßgestampf entrissen,
Schwingt Dirice, der Berge Sohn!“

Weit blaut die Seeflut. Scheltend jagen Treiber
Am Ufer einen Haufen Menschenleiber,
Die nackte Schmach umjauchzt Triumphgesang,
Ein Jüngling kreist auf einem falben Pferde
Um die zu Zwei'n gepaarte Römerherde
Die Krümmen des Gestads entlang.

Er knickt den Aar mit einem stolzen Schreie,
Er schickt den Ruf zur nahen Firnenreihe —
Die Grät' und Wände blicken greß und bleich —
„Hebt, Ahnen, euch vom Silbersitz, zu schauen
Die Pferde, die wir für den Räuber bauen,
Der sich verstieg in euer Reich!

Wir bauen nicht mit Mörtel noch mit Steinen,
Zwei Speere pflanzt! Querüber bindet einen!
Zwei Römerköpfe drauf! Es ist gethan!“ —
Das Joch umstehn verwegne Kriegsgesellen
Mit Auerhörnern und mit Bärenfellen
Und schauen sich das Bauwerk an!

Die Hörner dröhnen. Zu der blut'gen Pforte
Strömt her das Volk aus jedem Thal und Orte,
Groß wundert sich am Joch die Kinderschaar,
Ein Mädelreigen springt in heller Freude
Um das von Schande triefende Gebäude,
Den blüh'nden Veilchenkranz im Haar.

Der Manlierstirn verzogne Brauen grollen,
Des Glaudierkopfs erhitzte Augen rollen —
Der Hirtenknabe geißelt wie ein Rind
Den Brutusenkel. Sich durchs Joch zu bücken,
Krümmt jetzt das erste Römerpaar den Rücken
Und gellend lacht das Alpenkind.

Mit starren Zügen blickt, als ob er spotte,
Ein Felsenblock, der eigen ist dem Gotte,
Drauf hoch des Landes Priesterinnen stehn:
Ein hell Geschöpf in sonnenlichten Flechten
Und eine Drude mit geballter Rechten
Und rabenschwarzer Haare Wehn.

Die Dunkle höhnt: „Geht, Römer! Schneidet Stecken!
Wir rüsten euch zur Fahrt mit Bettelsäcken!
Euch peitsch' ein wildes Wetter durch die Schlucht!
Verflucht der Steg, darüber ihr gekommen,
Und wen ihr euch zum Führer habt genommen,
Er sei am ganzen Leib verflucht!"

Die Fichte fleht: „Du blitzest in den Lüften,
Umflatterst die Spitzen, nistest in den Klüften!
Behüte, Geist der Firn', uns lange noch!"
Die Zweie singen starke Zauberlieder —
Ein Geier hangt im Wan und stößt danieder
Und setzt sich schreiend auf das Joch.

—

Das Geisterroß.

Durch den dreigetheilten Bogen,
Des Triumphes prangend Thor,
Durch die lauten Menschenwogen
Dort zum Capitol empor
Lenkt den Tanz der weißen Pferde
Cäsar's lässige Geberde.

Hinter des Triumphes Wagen
Duldend oder grollend gehn
Ueberwundne. Ketten tragen
Cäsar's lebende Trophäen.
„Dieser!" höhnt es im Gedränge,
„Dieser Trotz'ge!" zischt die Menge.

Unberührt vom Hohn der Stunde,
Starren, traumgefüllten Blicks,
Geht, ein Singen auf dem Munde,
Ruhig Vercingetorix —
Fremde Weise, fremde Worte,
Mit dem Geist an fremdem Orte:

„Cäsar, blendend weiße Rosse
Hat Hispanien dir gebracht!
Glück, edler Ahnen Sprosse,
Dunkel ist er wie die Nacht —
Deine Schimmel, deine viere,
Tauscht' ich nicht mit meinem Thiere . . .

Ellid heißt der wackre Jager
Stark von Wuchs und fest im Bug,
Welcher mich ins Römerlager
Mit gewalt'gen Sprüngen trug . . .
Der zum Opfer ich gegeben
Mich für meines Volkes Leben!

Dreimal flog ich um im Kreise,
In der Faust des Schwertes Blitz,
Noch im Lauf, nach Gallier Weise,
Sprang ich ab von Cäsar's Sitz . . .
Ellid schickt' ich zu den Todten
Mir voran als meinen Boten!

Wie er mir ins Antlitz schnaubte,
Stieß ich, Blick versenkt in Blick,
Hinter seinem mächt'gen Haupte
Stracks das Schwert ihm durchs Genick . . .
Daß mir eines Nessos Ehre
Mangle nicht im Geisterheere.

Ellid sprengt seit langen Jahren
Mitten in der bleichen Jagd,
Wann daheim die Todten fahren
Durch die Wälder, bis es tagt . . .
Sehn sie meinen leb'gen Renner,
Wundern sich die stillen Männer . . .

Lange Jahre lag gebunden
Ich in feuchter Kerkergruft —
Kettenſchwere, dumpfe Stunden —
Endlich wieder Tag und Luft —
Ellid, ſchwarzer Ellid, ſpute
Dich! Du witterſt, wo ich blute!

Heute endlich! Endlich heute!
Wann der Kahle ſchwelgt am Mahl,
Würgt er ſeine Siegesbeute
Mit dem letzten müden Strahl . . .
Wann die Sonne niedergleitet,
Wird mir Block und Beil bereitet.

Henker, nimm das Beil zu Händen!
Nicht das Beil? . . . So nimm den Strang!
Droſſle mich! Nur enden, enden!
Letzte Schmach! Sie währt nicht lang . . .
Ellid's kurzes Hufgeſtampfe
Hör' ich nahn im Todeskampfe!

Sterbend pack' ich Ellid's Haare,
Ein Befreiter ſpring' ich auf,
Fahre, ſchwarzer Ellid, fahre!
Nach der Heimat nimm den Lauf!
Wogen roſen! Rhedan's Stimme!
In den Strom, mein Thier, und ſchwimme!"

Cäſar's Schimmel blähn die Nüſtern.
„Ave Triumphator!“ ſchallt.
Des Gebundnen Lippen flüſtern:
„In der Heimath bin ich bald!
Blitz mit geſtrecktem Jagen
Wird mich nach der Heimath tragen!“

Das verlorene Schwert.

Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag
Nach einem letzten durchgekämpften Tag
Und Julius Cäsar tritt in ihren Hain,
In ihren stillen Göttertempel ein.
Die Weihgeschenke sieht gehäuft er dort,
Von Gold und Silber manchen lichten Hort
Und edeln Raub. Doch über Hort und Schatz
Hangt ein erbeutet Schwert am Ehrenplatz.
Es ist die Römerklinge kurz und schlicht —
Des Juliers scharfer Blick verläßt sie nicht,
Er haftet auf der Waffe wie gebannt,
Sie däucht dem Sieger wunderlich bekannt!
Mit einem Lächeln deutet er empor:
„Ein armer Fechter der sein Schwert verlor!“
Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:
„Du selbst verlorest's im Gedräng der Schlacht!“
Mit zorn'ger Faust ergreift's ein Legionar —
„Nein, tapfrer Strabe, laß es dem Altar!
Verloren ging's in steilem Siegeslauf
Und heißem Ringen. Götter haben's auf.“

Das Heiligthum.

Waldnacht. Urmächt'ge Eichen, unter die
Des Blitzes greller Strahl geleuchtet nie!
Dämmernde Wölbung, Ast in Ast verwebt,
Von keines Vogels Lustgeschrei belebt!
Ein brütend Schweigen, nie vom Sturm gestört,
Ein heilig Dunkel, das dem Gott gehört,
Darin, umblinkt von Schädel und Gebein,
Sich ungemiß erhebt ein Opferstein . . .
Es rauscht. Es raschelt. Schritte durch den Wald!
Das kurze römische Commando schallt.
Gelenkt von Helmen! Eine reis'ge Schaar!
Voraus ein Gallier und ein Legionar:
„Die Stämme können dienen. Beil in Schwung!
Cäsar braucht Widder zur Belagerung!"*
Erbleichend spricht der Gallier ein Gebet,
Den Römer auch ergreift die Majestät
Des Orts, doch hebt geheißend er die Axt —
Der Gallier flüstert: „Weißt du was du wagst?
Die Stämme — diese Riesen — sind geweiht,
Hier wohnt ein mächt'ger Gott seit alter Zeit,
In dessen Nähe nur der Priester tritt,
Ein todtenblasses Opfer schleppt er mit.
Verletztest nur ein Blatt du freventlich,
Stracks kehrte sich die Waffe wider dich!" . . .

* Von Massilia.

Die heil'gen Eichen drehen Baum an Baum,
Die Römer lauſchen bang und athmen kaum,
Schwer, ſchwerer wird der Hand des Beiles Wucht
Und ihr entſinkt's. Sie ſtürzen auf die Flucht.
„Steht!" Und ſie flehn. Denn es iſt Cäſar's Ruf,
Der ſie durch ſtrenge Zucht zu Männern ſchuf!
Er iſt bei ſeiner Schaar. Er deutet hin
Auf eine Eiche. Sie umſchlingen ihn,
Sie decken ihn wie im Gedräng der Schlacht,
Sie flehn. Er ringt. Er hat ſich losgemacht,
Er ſchreitet vor. Sie folgen. Er ergreift
Ein Beil, hebt's, führt den Schlag, der ſauſt und pfeift . . .
Sank er verwundet von dem frevlen Beil?
Er lächelt: „Schauet, Kinder, ich bin heil!"
Erſtaunen! Jubel! Hohngelächter! Spott!
Soldatenwitz: „Verendet hat der Gott!"
Die Rinde fliegt! Des Stammes Stärke kracht!
Von Laub zu dunklerm Laube flieht die Nacht.
Die Beile thun ihr Werk. Die Wölbung bricht —
Auf Rieſentrümmer fällt das weiße Licht.

Die wunderbare Rede.

Auf der Appierſtraße zieht ein Heer
Schnellen Schrittes, weit umwölkt von Staub.
Weiß am Horizont das Häuſermeer —
„Rom iſt morgen euer!“ zeigt Sever.
„Flieget, Adler! Stoßt auf euren Raub!“

„Morgen? Rom ſorgt ſich um morgen nicht.
„Die Gladiatoren ſpielen heut!“
Weiber ſchmücken ſich. Oreſtes ficht!
Manch unheimlich brennend Augenlicht
Blitzt im Spiegel den die Sklavin beut.

Sänften haſten zum Theater ſchon,
Von Gewitterwolken überjagt,
Schwüle Blicke, die wie Fackeln lohn,
Finſt'rer Brauen ungeduldig Drohn —
Wiebt's ein Morgen? Spiel iſt angeſagt!

Ueber Dach und Zinne ragt empor
Himmelhoch ein rieſenſtarker Bau,
Der ein Volk empfängt durch manches Thor.
Hinter ſeinem Mauerkranz hervor
Steigt es ſchwarz und ſchwärzer auf im Blau.

Drinnen drängen ſie ſich Sitz an Sitz.
Jede Stufe ſtrotzt und wogt und ſchwillt.
Auf der Bühne züngeln hell und ſpitz
Kurze Schwerter. Schimmernd flirrt ein Blitz
Und ein erſter Sprudel Blutes quillt.

Starren Blickes, blaß vor Leidenſchaft,
Lauert vorgeneigt die Römerin
Auf die Sterbewunde — Eine gafft
Lüſtern. Eine ſinnt dämonenhaft.
Eine lauſcht mit hartem Mörderſinn.

An der raſch gedrehten Klingen Spiel
Haften Seelen gierig, ohne Zahl —
Traf der Stoß? Er ſaß. Ein Fechter fiel,
Wälzt ſich um im Sand und iſt am Ziel
Nach der kurz empfundnen Sterbequal.

Mark und Herz erſchütternd gellt ein Schrei!
Dort auf dem Balkon ein Weib im Traum!
Um die Schultern wehn die Haare frei
Und als ob ſie die Sibylle ſei,
Ruft ſie ehern durch den vollen Raum:

„Wehe morgen! Fechter, du biſt todt!
Gute Fahrt! Dir thun ſie nichts zu leid!
Morgen wehe! Horch! Die Tuba droht!
Eine weite Flamme weht und loht!
Wehe! Sie zerreißen mir das Kleid!“

In das Morgen blickt sie voller Graun,
Schaudernd wie vor Blutes tiefem Strom,
Denn ihr Auge kann das Künft'ge schaun —
Es ist keine von den ird'schen Frau'n!
Es ist Rom! Es ist die Göttin Rom!

Vor dem Volk auf hoher Stufe ragt
Rom die Herrin in versteintem Schmerz,
Rom, vor welcher einst die Welt gezagt,
Jetzt die wunde, die geschlagne Magd!
Leid und Mitleid füllen jedes Herz.

Durch die Menge geht ein Flüstern leis,
Eine Rede schwirrt und irrt und rauscht,
Flutet höher, höher stufenweis,
Braust wie Meeresbrandung, füllt den Kreis,
Jeder spricht sie mit und Jeder lauscht:

„Schande! Brandmal! Striemen! Sklavenjoch!
Wehe! Sie zerreißen Dir das Kleid!
Ach wie lange noch, wie lange noch?
Stürbest, Göttin Roma, stürbst Du doch!
Aber Du bist voll Unsterblichkeit!“

VII.

Frech und fromm.

König Etzel's Schwert.

Der Kaiser spricht zu Ritter Hug:
„Du hast für mich dein Schwert verspellt,
Des Eisens ist bei mir genug,
Geh, wähl' dir eins, das dir gefällt!"

Hug schreitet durch den Waffensaal,
Wo stets der graue Schaffner sitzt.
„Der Kaiser giebt mir freie Wahl
Aus Allem was da hangt und blitzt!"

Er prüft und wägt. Von ihrem Ort
Langt er die Schwerter mannigfalt —
„Sprich, wessen ist das große dort,
Gewaltig, heidnisch, ungestalt?"

„Des Würgers Etzel!" flüstert scheu
Der Graue, der es hält in Hut.
„Des Hunnenkönigs! Meiner Treu,
So lechzt und dürstet es nach Blut!"

„Laß ruhn. Es hat genug gewürgt!
Die todte Wuth erwecke nicht!"
„Gieb her! Dem ist der Sieg verbürgt,
Der mit dem Schwert des Hunnen ficht!"

Und wieder sprengt er in den Kampf.
„Du hast dich lange nicht gelebt,
Schwert Etzel's, an des Blutes Dampf!
Drum freue dich und trinke jetzt!“

Er schwingt es weit, er mäht und mäht
Und Etzel's Schwert, es schwelgt und trinkt,
Bis müd die Sonne niedergeht
Und hinter rothe Wolken sinkt.

Als längst er schon im Mondlicht braust,
Wird ihm der Arm vom Schlagen matt.
Er frägt das Schwert in seiner Faust:
„Schwert Etzel's, bist noch nicht du satt?

Laß ab! Heut ist genug gethan!“
Doch weh, es weiß von keiner Rast,
Es hebt ein neues Morden an
Und trifft und frißt was es erfaßt.

„Laß ab!“ Es zuckt in grauser Lust,
Der Ritter stürzt mit seinem Pferd
Und jubelnd sticht ihn durch die Brust
Des Hunnen unersättlich Schwert.

Galaſwinte.

Im Saale jubelt Hochzeit —
Die Arme vor dem Buſen
Kreuzt Fredegund in Demut,
Des Königs liſt'ge Dublin:
„Ich bin die Magd und leuchte
Dem Bräutchen auf die Kammer!"
Die Alabaſterampel
Mit römiſchen Sculpturen,
Die ſchwebend einſt geſchimmert
In ſtillem Grabesdunkel,
Trägt Fredegund in Demut
Und hellt die Hochzeitskammer,
Sie ſetzt die Ampel nieder
Und geht und lächelt tückiſch.
Die zarte Galaſwinte
Blickt in die weh'nde Flamme,
Die Flamme leht und flackert,
Die Ampel ſpringt in Scherben,
Die Fürſtin weint im Dunkel:
„Die mich gebracht aus Spanien,
Dein Kind dem Frankenkönig,
Jetzt kehrſt du auf dem Roſſe
Im Schein der Wanderfackel
Noch einmal dich und breiteſt
Nach mir die Arme, Mutter!"

Bettlerballade.

Prinz Bertarit bewirthet Verona's Bettlerschaft
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubensaft.
Gebeten ist ein Jeder, der sich mit Lumpen deckt,
Der, heischend auf den Brücken der Etsch, die Rechte reckt.

Auf edlen Marmorsesseln im Saale thronen sie,
Durch Riss' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh' und Knie.
Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen grell gemischt,
Jetzt werden noch die Hasen und Hühner aufgetischt.

Der tastet nach dem Becher. Er durstet und ist blind.
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.
Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter strupp'gem Schopf,
Mit wildem Mosesbarte prahlt ein Charakterkopf.

Die Herzen sind gesättigt. Beginne, Musica!
Ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig' und Harf' ist da —
Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie Gottes Engel schön,
Erhebt den vollen Becher und singt durch das Getön:

„Mit frisch gepflückten Rosen bekrön' ich mir das Haupt,
Des Reiches eh'rne Krone hat mir der Ohm geraubt.
Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut ist klein!
So will ich mit den Armen als Armer fröhlich sein!"

Ein Bettler stürzt ins Zimmer. „Grimmell, wo kommst du her?"
Der Schreckensbleiche stammelt: „Ich lauscht' von ungefähr,
Gebettet an der Hofburg — Dein Ohm schickt Mörder aus,
Nimm meinen braunen Mantel!" Erzschritt umdröhnt das Haus.

„Drück in die Stirn den Hut dir! Er schattet tief! Geschwind!
Da hast du meinen Stecken! Entspring, geliebtes Kind!“
Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht davon.
— „Wer bist du? Zeig das Antlitz!“ Gehobne Dolche drohn.

— „Laß ihn! Es ist Grummelo! Ich kenn' das Loch im Hut!
Ich kenn' den Riß im Aermel! Wir opfern edler Blut!“
Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit,
Der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod entflieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward dareb zum Mann.
Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm erschlug er dann.
Verona nahm er stürmend in rothem Feuerschein.
Am Abend lud der König Verona's Bettler ein.

Die Söhne Harums.

Harun ſprach zu ſeinen Kindern Aſſur, Aſſad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muths begann?
Seit ich Bagdads Thron beſtiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befeſtigt ihr die Herrſchaft? Wie vertheidigt ihr mein Leben?“

Aſſur ruft, der feurig ſchlanke: „Schleunig werb' ich Dir ein Heer!
Zimmre Maſten, webe Segel! Ich bevölkre Dir das Meer!
Roſſe ſchul' ich. Säbel ſchmied' ich. Ich erbaue Dir Caſtelle.
Dir gehören Stadt und Wüſte! Dir gehorchen Strand und Welle!“

Aſſad mit der ſchlauen Miene ſinnt und äußert ſich bedächtig:
„Sicher ſchaff' ich Deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig.
Traue Deinem Aſſad! Wähle mich zum Polizeiminiſter!
Jeden Athemzug belauſch' ich, jedes heimliche Geflüſter.

Wirthe, Kuppler und Barbiere, jedem ſetz' ich einen Sold,
Daß ein jeder mir berichte, wer Dich liebt und wer Dir grollt.“
Harun lächelt. Zu dem jüngſten, ſeinem Liebling, ſagt er:
„Ruhſt du?
Wie beſchämſt du deine Brüder? Zarter Scheherban, was thuſt du?“

„Vater“, redet jetzt der Jüngſte keuſch erröthend, „es iſt gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus Deinem Blut!
Ueber ungezählte Looſe biſt allmächtig Du auf Erden,
Das iſt Raub an Deinen Brüdern — und Du wirſt gerichtet werden!

Dein erhaben Loos zu sühnen, das sich thürmt den Blitzen zu,
Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen Du!
Such mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid noch Spende!
Wie der Aermste will ich leben von der Arbeit meiner Hände!

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr, ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in Deines Glückes Grund und Boden ein!
Jedem Hause wird ein Zauber, daß es unzerstörlich dauert,
Etwas Liebes, etwas Theures in den Grundstein eingemauert!

Höreſt Du die Straße rauschen unter Deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieſer Menge namenloſer Tiſchgenoß —
Wenn Dich die Beherrſchten läſtern, segnet Einer, Herr, Dich stündlich!
Wenn Dich die Enterbten haſſen, Einer, Vater, liebt Dich kindlich!"

Der Berg der Seligkeiten.

Ein Bergesrücken ſtill beſonnt,
Allum der duft'ge Horizont —
Hier ſaß der Chriſt und rings im Kreis
Die Galiläer ſtufenweis
Gelagert auf den ſteilen Triften —
Der Meiſter lobt' der Lilie Kleid,
Hieß göttlich Werk das Friedeſtiften
Und rühmte die Barmherzigkeit.
Er ließ die Segensſchwingen breiten
All ſeines Reiches Seligkeiten.
Dann iſt er ſacht hinabgegangen . . .
Und hat am Kreuzesſtamm gehangen.

Am Berg der Seligkeiten irrten
Der Hirtin Stapfen und des Hirten,
Wie Wolken ſtill, wie Stürme brauſend,
Zog dran vorüber ein Jahrtauſend,
Die Lilie blieb des Lobes froh,
Sie kleide ſich wie Salome,
Die Luft, drin nie das Erz erſcholl,
Iſt noch von Friedeworten voll.

Trommetenſtoß! Jach klimmt empor
Ein Heer, das Schlacht und Raum verlor.
Kreuzritter ſind's, von Saladin
Verſprengt, die wild zur Höhe fliehn,
Heiß unter ihren Schritten her
Entflammt den dürren Raſen er,
In ſchwarzen Wolken wallt der Qualm.
Schlachtroſſe ſchnauben auf der Alm.
Scharf pfeifen Sarazenenpfeile
Durch das Gedräng der Flucht und Eile.
Fort! Ein verfärbter Purpur weht,
Ein junger König wankt entkräftet,
Doch dieſes Reiches Majeſtät
Iſt König Chriſt, ans Kreuz geheftet.
Drum tragen ſie das Kreuz voran,
Der Weltenbarmer ſchwebte dran,
Das bittre Kreuz, davon herab
Er ſeines Mordes Schuld vergab.
Sie wuſchen's dann mit rothen Bächen,
Um des Erbarmers Tod zu rächen . . .
Das Wüthen, Morden, Bluten, Streiten
Erſteigt den Berg der Seligkeiten.
Erklommen iſt der Gipfel jetzt
Und hinter ihm erbrauſt das Meer,
Der Kurdenſchleuder ausgeſetzt,
Steht auf dem Kulm das Chriſtenheer.

Trommetenſtoß! „Der Heiland lebt!
Chriſtus regiert!“ Der Berg erbebt.
„Hilf, König, der gekreuzigt wurde!“
„Zielt auf das Kreuz!“ befiehlt der Kurde.

„Wie blöde Falter um die Flamme,
So flattern ſie am Kreuzesſtamme!“
Es ſauſt. Steilnieder zu der Bucht
Stürzt Roß und Reiter in die Schlucht.
Das Kreuz, mit Glut und brünſt'ger Haſt
Umfängt's ein Mönch und hält's umfaßt:
„Hörſt, König, Du der Heiden Spott?
Vernichte ſie, verhöhnter Gott!
In heller Rüſtung komm gefahren
Mit Deines Vaters Engelſchaaren!
Lebſt Du, regierſt Du, Chriſte, nicht?“
Kein Engelſchwert erblitzt im Licht.
Die Luft verfinſtert Pfeilgeſaus —
„Komm!“ ſchreit der Mönch und athmet aus.

Des Himmels innig tiefer Schein
Umfaßt ein menſchenleer Geſtein.
Vom Schwert erkämpft, vom Schwert zerſtört,
Dies Reich hat nicht dem Chriſt gehört.

Die Gaukler.

Am Strande des gelobten Lands
In glühem Stich des Sonnenbrands
Kämpft Ludewig der Fromme;
Er trägt in ſich des Todes Keim,
Ihm ahnt es, daß er nimmer heim
Ins ſchöne Frankreich komme.

Scheu lauſcht in Zeltes Dämmerſchein
Ein junger Edelknecht herein
Und hinter ihm die andern:
„Herr König, es ſind Gaukler da,
Drei Brüder aus Armenia,
Die nach dem Grabe wandern.

Es heißt, ſie ſpielen wunderſchön!
Erlaubt ein friſches Herngetön
Uns allen anzuhören!“
Der König ſeufzt: „Betrug der Welt!
Bringt mir die Gaukler in das Zelt,
Daß ſie euch nicht bethören!“

Jetzt heben an den Mund die Drei
Das Horn und ſpielen frank und frei,
Als ging' es aus zum Jagen.
Dann wie ein Quell im Walde quillt,
So rieſelt ſanft und wächſt und ſchwillt
Ein Jubeln und ein Klagen.

Gemach verklönt der Hörner Schall,
Laut ruft Renaud von Reineval:
„Du Herzenstroſt der Minne!
Lucinden, die ſich um mich kränkt,
In Treuen ihres Pilgers denkt,
Sah ich auf ſtiller Zinne!“

„Ich ſchaute“, fällt jung Walter ein,
„In meinem Teich den Wiederſchein
Von Eichen kühl und düſter,
Ich ſah mein Boot, der Ruder bar,
Das halb ans Land gezogen war,
Umneigt von Schilfgeflüſter!“

Ein Jeder hat im Horneslaut
Sein Herz belauſcht, ſein Lieb geſchaut,
Sein Minnen und ſein Sehnen.
— „Herr König, ſagt, was ſinnet Ihr?
Was ſehnet Ihr? Was minnet Ihr?
Was rinnen Euch die Thränen?“

Herr Ludwig flüſtert: „Sel'ger Traum!
Mich hoben durch den Himmelsraum
Angeliſche Geſtalten.
„Getreuer Knecht, willkomm!“ erſcholl
Ein Ruf — ich konnte wonnevoll
Die Thränen nicht verhalten.“

Der Pilger und die Sarazenin.

Jüngst am Libanon in einem Kloster,
Drin ich eine kurze Reiserast hielt,
Langsam durch die kühlen Hallen wandelnd,
Blieb ich stehn vor einem alten Bilde,
Wohlbewahrt in eigener Capelle.
Es berührte mich mit leisem Zauber
Trotz der byzantinischen Gestalten,
Denn darüber lag ein Glanz der Liebe:
Durch das Thor des Paradieses schritten
Eine Sarazenin und ein Pilger,
Hand in Hand versenkt und Blick in Blick auch.
„Was bedeutet dieses süße Märchen?"
Frug ich Anaklet, den Klosterbruder,
Der mich schleichend überall begleitet.
Mit gesenkten Augen gab er Antwort:
„Guter Herr, kein süßes Märchen ist es,
Sondern eine tröstliche Legende,
Auf ein altes Pergament verzeichnet
Zur Erbauung aller gläub'gen Christen.
Dieser Pilger ist ein heilger Märtrer,
Eine Märtrin ist die Sarazenin,
Er verschied, gesteinigt und gepeinigt,
Sie verblich, umarmend eine Schwelle!"

Märchenluſtig bin ich wie Scheherban,
Wie die plaudernde Scheherezade!
Und ich bat den Mönch: „Erzähle, Vater,
Deinem Sohn die tröſtliche Legende.“
Bruder Anaklet willfahrte ſprechend:

„Einſt, vor ungezählten vielen Jahren —
Alſo ſteht's im Pergament verzeichnet,
Das ich gründlich lernte ſchon als Knabe —
Zogen Pilger nach dem Grab vorüber
Ohne Raſt und ohne Trunk und Speiſe
Scheuen Fußes an der Stadt Damaskus,
Denn verhaßt iſt Chriſtus in Damaskus!
Vor der Stadt Damaskus rauſcht ein Brunnen,
Wo ein Löwenkopf aus ſeines Maules
Tief herabgezognen Winkeln ſprudelt
Ein begehrtes köſtlich kühles Waſſer.
Dort am Brunnen ſtand die Sarazenin.

Schleierlos, die jungen warmen Augen
Fünfzehnjährig oder ſechszehnjährig,
Stand am Brunnen eine Sarazenin,
Die den ſchlanken Krug gelaſſen füllte.
Alle Pilger zogen ihr vorüber
Mit geſenktem Haupte niederblickend,
Denn die Moslimweiber treiben Künſte.

(Aber überwunden hat ſie Chriſtus!)
Nur ein zarter Jüngling, faſt ein Knabe
Noch, entwich der Pilgerreihe durſtig,
Nahte ſich der jungen Sarazenin
Flehend, forderte von ihr zu trinken.
Langſam ſenkte ſie den Krug. Er ſchlürfte.
Langſam hob den Krug zu Haupt ſie wieder,
Heimwärts wandelnd. Vor des Thores Wölbung
Wandte ſie das Haupt mitſammt dem Kruge,
Schritte fühlend hinter ihren Sohlen:
„Pilger, hüte dich vor dieſem Thore!
Denn es würde dir zum Thor des Todes!
Meine dunkeln Augen ſind verderblich
Und verhaßt iſt Chriſtus in Damaskus!“

Und ſie wandelt durch des Thores Wölbung,
Und ſie wandelt durch die dunkeln Gaſſen,
Schritte fühlend hinter ihren Sohlen.
Ihre Thüre öffnet ſie und ſchließt ſie
Und empor zum innern Söller ſteigend
Sieht ſie, mit den Sinnen ihres Geiſtes
Einen Pilger liegen auf der Schwelle,
Auf der Schwelle vor des Hauſes Pforte.

In der erſten Morgenhelle ſtand ſie
Vor dem Pilger, heftig ihn zu ſchelten:
„Pilger, hebe dich von dieſer Schwelle,

Die zur Schwelle würde dir des Todes!
Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
Meine dunkeln Augen sind verderblich!
Alle schlügen heute dich mit Stäben,
Alle würfen heute dich mit Steinen,
Und du lägest todt in deinem Blute!
Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!
Weiche, Pilger! Heb' dich, läst'ger Bettler!
Fremdling! Aberglänb'scher! Götzendiener!
Diesen Lippen einen Kuß! Entweiche!"
Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
Zornig wich von ihm die Sarazenin.

In der letzten Abendhelle stand sie
Vor dem Pilger, dem das Blut aus vielen
Wunden strömte, heftig ihn zu schelten:
„Weiche, Pilger! Heb' dich, läst'ger Bettler!
Fremdling! Aberglänb'scher! Götzendiener!
Meine dunkeln Augen sind verderblich
Und verhaßt ist Christus in Damaskus!
Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
Waschen will ich deine rothen Striemen,
Küssen will ich deine blut'gen Wunden,
Läugnest du den bleichen Mann am Holze!"
Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
Weinend wich von ihm die Sarazenin
Und empor zum innern Söller steigend

Hört ſie mit den Sinnen ihres Geiſtes
Leiſe ſtöhnen einen Todeswunden
Auf der Schwelle vor des Hauſes Pforte.
Ferne blieb der Schlummer ihren Lidern,
Endlich kam der Schlummer und ein Traum kam.

Rings empor an eines Gipfels Abhang
Klommen mit erbaulichen Geſängen
Pilger auf zum Thor des Paradieſes.
Einer klomm voran, ein heil'ger Märtrer,
Den die andern grüßten ehrerbietig.
In des Thores Wölbung ſtand der Heiland:
„Tritt herein! Du haſt für mich geblutet!“
Doch der Pilger weigerte ſich ſtandhaft:
„Heiland, laß mich liegen auf der Schwelle,
Bis ſie kommt die ſtündlich ich erwarte!
Hand in Hand verſenkt und Blick in Blick auch,
Tritt ſie, mir geſellt, in Deine Freude,
Meine Sarazenin, eine Chriſtin.

Solches ſtammelnd, ſtürzten ihr die Thränen
So gewaltig, daß ſie drob erwachte.
Jählings ſpringt ſie auf von ihrem Lager,
Fliegt hinab des Hauſes hundert Stufen:
Leer und blutbegoſſen lag die Schwelle
In des ungebornen Tages Frühlicht.
Auf die harte Schwelle kniet ſie nieder,

Badet ſie mit unerſchöpften Thränen,
Drängt den warmen Buſen ihr entgegen,
Preßt ſie feſt, als klopft' ein Herz im Steine,
Keines klopft, doch ihres zum Zerſpringen.

Als die Füße derer wiederkehrten,
Die den Todten vor das Thor getragen,
Eilten ſie der Schwelle ſchon verüber,
Auf der Schwelle ſahn ſie eine Todte,
Auf der Schwelle lag die Sarazenin
Keine Sarazenin, eine Chriſtin!"
Endet' Bruder Anaklet erbaulich.

Am Himmelsthor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von Neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit thränennassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

Mit zwei Worten.

Am Geſtade Paläſtina's, auf und nieder, Tag um Tag,
„London?“ frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
„London!“ bat ſie lang vergebens, nimmer ward ſie müd und zag,
Bis zuletzt an Bord ſie brachte eines Bootes Ruderſchlag.

Sie betrat das Deck des Seglers und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?“ frug ſie, von der Heimath abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgeſtreckte Hand belehrt,
Nach den Küſten wo die Sonne ſich in Abendgluth verzehrt . . .

„Gilbert?“ fragt die Sarazenin im Gedräng der großen Stadt,
Und die Menge lacht und ſpottet, bis ſie dann Erbarmen hat.
„Tauſend Gilbert giebt's in London!“ Doch ſie ſchreitet nimmer matt.
„Labe dich mit Trank und Speiſe!“ Doch ſie wird von Thränen ſatt.

„Gilbert!“ „Nichts als Gilbert? weißt du keine andern Worte? nein?“
„Gilbert!“ . . . „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket ſein —
Dem gebräunt in Sklavenketten glüher Wüſte Sonnenſchein —
Dem die Bande löſte heimlich eines Emirs Töchterlein —“

„Pilgrim Gilbert Becket!“ dröhnt es, brauſt es längs der Themſe Strand.
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Ueber ſeine Schwelle führt er, die das Ziel der Reiſe fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Kaiser Friedrich der Zweite.

In den Armen seines Jüngsten
Phantasirt der sieche Kaiser,
An dem treuen Herzen Manfreds
Kämpft er seinen Todeskampf.

Mit den geisterhaften, blauen
Augen starrt er in die Weite,
Während seine fieberheiße
Rechte preßt des Sohnes Hand:

„Manfred, lausche meinen Worten!
Drüben auf dem Marmortische
Mit den Greifen liegt mein gültig
Unterschrieben Testament.

Eine Kutte, drin zu sterben,
Schenkten mir die braven Mönche,
Daß ich meine Seele rette
Trotz dem Bann des heil'gen Stuhls.

Manfred, meines Herzens Liebling,
Laß den Herold auf den Söller
Treten und der Erde melden,
Daß der Hohenstaufe schied.

Manfred mit den blonden Locken
Sarge prächtig ein die Kutte,
Führe sie mit Schangepränge
Nach dem Dome von Palerm!

Weißt du, Liebling, das Geheimniß?
Diese Nacht in einer Sänfte
Trugen meine Sarazenen
Sacht mich an den Strand des Meers.

Meiner harrt ein schwellend Segel.
Auf des Schiffes Deck gelagert,
Fahr' entgegen ich dem Morgen
Und dem neugebornen Strahl.

Fern auf einem Vorgebirge,
Das in blaue Flut hinausragt,
Steht ein halb zertrümmert Kloster
Und ein schlanker Tempelbau.

Zwischen Kloster und Rotunde
Schlagen wir das Zelt im Freien.
Selig athm' ich Meer und Himmel,
Bis mich Schlummer übermannt."

Die gezeichnete Stirne.

„Weib, verrathe mir, von wem gerufen
Du zur Leidgesellin dich gegeben?
Wer herunter dieses Kerkers Stufen
Dich gezogen, du mein süßes Leben?“

— König Enzio, keine Menschen haben
Mich vermocht im Kerker zu verbleichen!
Nein, ein Schicksal war mir eingegraben,
Meine junge Stirne trug ein Zeichen.

Unsre Väter nahmen dich gefangen
Und wir Kinder hatten's bald erfahren,
Daß du nimmer wirst ans Licht gelangen,
König Enzio mit den Ringelhaaren!

Daß du nimmer tragen eine helle
Rüstung wirst, wo die Trommeten klingen,
Daß du nimmer rauschen Wald und Quelle
Hörst, noch einen freien Vogel singen!

Und wir Kinder lauschten sachte, sachte
Durch das Gitter in des Kerkers Tiefe,
Leis und heftig streitend, ob er wachte
Schmerbekümmert oder ob er schliefe —

Meine Stirne drückt' ich an das Eiſen,
Drinnen lagſt du ſchlummernd, wie mir deuchte,
Blickte . . . blickte, war nicht wegzureiſen,
Bis der Wächter' drohend mich verſcheuchte.

Mütterlein erſah mich und wehklagte,
Schlug die Hände jammervoll zuſammen:
„Kind, wer hat dir in die Stirne" — fragte
Sie — „gezeichnet dieſes Kreuz von Flammen?"

Hieß mich dann in ihren Spiegel ſchauen —
Theuer werther Herr, ſo wahr ich lebe,
Eingezeichnet über meinen Brauen
Waren deines Kerkers Eiſenſtäbe!

Außen wich das Zeichen; aber innen
Blieb's, da ich zur Maid erwuchs, geſchrieben —
Herr, ſeit jenem Tag war all mein Sinnen
Dich und deinen Kerker nur zu lieben.

Die Gedanken des Königs René.

Der fromme Lautenſchläger Herr René
Trug braune Locken — ſie ſind weiß wie Schnee.
An ſeiner Stirn verglomm der Kronen Glanz,
Da haftet nichts als nur ein Lorbeerkranz.

Schloß Tarascon — er bietet's zum Verkauf —
Dran ſpritzt die blaue Rhone ſcherzend auf,
Von hoher Warte wandert rings der Blick
Der König wägt als Denker ſein Geſchick:

„S'iſt eigen daß man immer mich vertreibt!
S'iſt eigen daß mir nichts in Händen bleibt!
Lothringen erbt' ich, wo die Trift ſich feunt,
Das nahm mir weg Anton von Vaudemont.

Dann erbt' ich flugs das Fürſtentbum Anjou
Und noch das nette Ländlein Bar dazu —
Herr König Ludwig trat in mein Gelaß
Als Gaſt und ſchrieb mir meinen Wanderpaß.

Reich Napel war's, das dann zu Erb mir fiel,
Dort miſchte ſich der Aragon ins Spiel —
Das ſchöne Napel! Richtig werd' ich ſchlemm!
Mir bleibt das himmliſche Jeruſalem!

Da ſchimmert unvergänglich Dach und Fach —
Ich erb' es ſchon. Das Erben iſt mein Sach!
Doch acht mein Sach, wie hier, ſo droben dort,
Jagt aus dem Himmel mich der Teufel fort."

Der Mars von Florenz.

Die Thürme von Florenz umblaut
Der süße Lenz, der junge Lenz,
Die Frauen singen leis und laut
In allen Gassen von Florenz.

Am Rand der Arnobrücke steht
Ein schwarzverwittert Marmelbild
Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
Gott Mars, und lächelt falsch und wild.

— „Gott Mars, wohl magst du finster schaun,
Trommete dröhnt im Lenze nie,
Raub' eine dir von unsern Frauen!
Hoch über Venus preis' ich sie!"

Ein Jüngling ruft's dem Gott empor
Mit lachend ausgestreckter Hand —
Ihm dringt ein Erzgedröhn ans Ohr,
Er eilt und steht am andern Strand.

Rasch tritt aus einem Haus hervor
Ein Edelweib, das höhnt und lacht:
„Zur Amidei? Junger Thor!
Dir war das Schön're zugedacht!

Nach Gottes Rathschluß ist's geschehn!
Heut wirst du — heißt's — mit ihr getraut —
Jetzt stellst du die Donati schon:
Blick her! Vergleich' mit deiner Braut!"

Sie zerrt ein Mägdlein an das Licht,
Es kämpft ins dunkle Haus zurück,
Im jungen bangen Angesicht
Erräth er aller Himmel Glück.

„Hinweg! Die Amidei harrt!
Hinweg! Mein Kind ist keine Dirn!
Ihr blicket frech!“ Der Jüngling starrt
Auf die gescholtne Mädchenstirn.

Der Wunsch ist Glut! Die Scham ist Glut!
Die hehre Doppelflamme lebt!
Er streckt die Hand. Das höchste Gut
Ergreift er und ergreift den Tod.

„Frau, strafet mich nicht allzuschwer!
Das süße Haupt! Das blonde Haar!
Gewähret sie mir!“ stammelt er.
„Ich führe straks sie zum Altar!“

Den Ring der ihm die Hand bereift,
Der Amidei Trauungsring,
Hat rasend er sich abgestreift
Und schleudert ihn. Da rollt er. Kling . . .

Jetzt kniet er im Capellenraum,
An Kerzen und an Wunden reich,
Zur Linken kniet sein sünd'ger Traum,
Wie Engel schön, wie Todte bleich.

Dem Paar zu Häupten murmelt leer
Und ſchnell ein feiles Prieſterwort —
„Die Roſſe her! Die Roſſe her!
Zum Thor hinaus! Ins Freie fort!

Du lieb Geſchöpf! Du bebſt wie Laub!
Verlarve dir das Angeſicht!
Faß Muth! Ich bringe meinen Raub,
In eine Burg die Keiner bricht!“

Am Rand der Arnebrücke ſteht
Ein ſchwarzverwittert Marmelbild
Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
Gott Mars, und lächelt falſch und wild.

Das Schwert des Gottes ſchüttert leis.
Da ſpringt hervor mit Erzeslaut
Ein Hinterhalt, ein Mörderkreis,
Die Sippe der verrathnen Braut.

„Verdammter, ſtirb!“ — „Geliebte, flieh!“
Wild ringend ſtürzt er umgebracht,
An ſeinen Buſen gleitet ſie
Und ſinkt mit ihm in Eine Nacht.

Herab von aller Thürme Hang
Verkündet gellend Sturmgeläut
Den Bürgerkampf. Das Schwert erklang
Dem Gott, der ſich des Mordes freut.

Die Ketzerin.

Fra Dolcin, der Ketzer, der von Dante
In der Hölle neunten Kreis Gebannte,
Hat ein Weib geliebt, von dem sie sagen,
Daß kein schön'res lebt' in jenen Tagen.
Kamen seine Jünger ihn zu grüßen,
Saß die Blonde schon zu seinen Füßen,
Segnet' er das Volk mit freier Rechten,
Neigte sie zuerst die goldnen Flechten;
Dem Verfehmten folgte sie, dem Flüchtigen,
Durch die Schluchten des Gebirges Zieh'nden —
Da er von den Schergen ward gefangen,
Ist sie seinen Fesseln nachgegangen;
Wo er in der Flamme sich gewunden,
Steht auch sie am Marterpfahl gebunden.

Lieblich ist, die Fra Dolcin verführte,
Wie noch nie ein Weib die Herzen rührte;
Augen, unergründlich wunderbare,
Schaun, als ob sie zu den Sel'gen fahre.
Die sie richten, fragen sich mit Grauen:
Kann die Hölle wie der Himmel schauen?

Und es zittern vor dem unſchuldsvollen
Engelsantlitz, die ſie martern wollen.

Selbſt der Prieſter ſpricht mit ihr gelinde,
Als mit einem irrgegangnen Kinde:
„Schwaches Weib, der dich verleitet hatte,
Weder Bruder war er dir noch Gatte!
Seine Aſche treibt im Wind! Verflogen
Sind die Stapfen, die dich nachgezogen!
Büße! Folge reuig den Gebeten
Unſrer heil'gen Kirche! Laß den Todten!"
In den Banden kann ſich nicht bewegen
Margherita, nur die Lippen regen:
„Leiden muß ich, was Dolcin gelitten . . .
Horch, er ruft! Ich folge ſeinen Schritten" —
Und die warmen, tiefen Blicke ſtrahlen —
„Durch die Martern folg' ich, durch die Qualen!"
— „Ketzerin, dich ſtärken finſtre Mächte!
Brände her!" . . . . Es rühren ſich die Knechte.

Siehe da! Wie eines Blitzes Leuchten
Fährt ein Ritter unter die Geſcheuchten,
Will den ſchönen Dämon ſich erſtreiten;
Er bemächtigt ſich der Naledeiten,
Ihre Kniee faßt er mit der Linken,
In der Rechten dreht des Schwertes Blinken:
„Tretet aus die Glut! Bei Gottes Leibe,
Löſcht die Fackeln! Weg von meinem Weibe!
Sage Ja . . . Mit einem Wink der Lider . . .
Und vom Scheiterhaufen ſteigſt du nieder!

Keiner wird auf meiner Burg es wagen,
Dich um deinen Glauben zu befragen!"

— „Laß mich ziehn! ... Ich darf mich nicht verweilen ...
Horch, Doleino ruft! ... Ich muß mich eilen ...
Gieb mich frei!" Er weicht mit einem herben
Hohngelächter. „Mag die Thörin sterben!"

Ueber ihrem blonden Haupt zusammen
Schlagen Todesflammen, Liebesflammen.

Der Mönch von Bonifazio.

„Corſen, löſt des Portes Ketten! Jede Hoffnung iſt verſchwunden!
Nirgend weht ein rettend Segel! Gebt euch! Pfleget eure Wunden!

Genua, euer hat's vergeſſen! Spähet aus von eurem Riffe!
Sucht im Meere! Schärft die Augen! Nirgend, nirgend Genua's Schiffe!

Eure Kinder hör' ich wimmern, eure Frauu, die hungermatten,
Blicken hohl wie Nachtgeſpenſter und ihr ſelber wankt wie Schatten!"

Vom Verdeck des Schiffes ruft's empor zu Boniſazio's Walle
König Alfons milden Sinnes, aber droben ſchweigen Alle.

Nimmer würden ſich dem Dränger dieſe tapfern Corſen geben,
Gält' es nur das eigne, gält' es nicht der Knaben junges Leben!

Finſter vor ſich niederſtarrend, treten flüſternd ſie zuſammen —
Eines Mönchs empörte Augen ſchießen Blitze, ſchleudern Flammen:

„Feige Hunde! Keine Corſen! In die Hölle der Verräther!"
„Schweige Mönch! Wir haben Herzen. Wir ſind Gatten, wir ſind Väter."

Auf dem preisgegebnen Felſen kniet der Mönch in wildem Harme:
„Leihe, Gott, mir Deine Hände! Gieb mir Deine ſtarken Arme!

Heute kennt' ich Lehn zu fordern. Alles gab ich. Nichts geblieben
Iſt mir außer meinem Felſen. Aber etwas muß ich lieben.

Gott, Du kannſt mit Deinen Kräften eines Menſchen Kräfte
steigern!
Was Du thatſt für Deine Juden, darfſt Du keinem Greiſen weigern!

Genna's Schiffe will ich ſuchen! Will ſie bei den Schnäbeln faſſen!
Spannen will ich weite Segel und ſie nicht ermatten laſſen!"

Alle ſeine Muskeln ſchwellen, alle ſeine Pulſe beben,
Schiffe durch das Meer zu ſchleppen, Segel aus der Flut zu heben.

Aufgeſprungen, überwindend Raum und Zeit mit ſeinem Gotte
Deutet er ins Meer gewaltig: „Dort! ich ſehe dort die Flotte!"

Aber keine Segel blinken aus des Meeres farb'ger Weite,
Unbevölkert flutet eine ſchrankenloſe Waſſerbreite.

Nur die Sonne wandert höher, ihre Strahlen brennen wärmer.
Nichts als Meer und nichts als Himmel. Alfons lächelt: „Armer
Schwärmer!"

Dort! Am Saum des Meers das Pünktchen . . . Sichtbar kaum . . .
Der greift' und dritte
Punkt und jetzt ein viert' und fünfter und ein ſechſter in der Mitte!

Winde blaſen, Wellen ſtoßen. Meer und Himmel ſind im Bunde.
Segel, immer neue Segel ſteigen aus dem blauen Grunde.

Wende deine Schiffe, König! Sonſt verlierſt du Ruhm und Ehre!
Wege, Fürſtin Genua, wege, du Beherrſcherin der Meere!

Alle Glocken Venifazio's ſchlagen ſchütternd an und ſtürmen,
Jubel wiegt ſich in den Lüften über den zerſchoſſnen Thürmen.

Und der Mönch, der mit der Allmacht ſeinen ird'ſchen Arm bewehrte?
An der Erde liegt er ſterbend, der von ihrem Hauch Verzehrte.

Jung Tyrrel.

„Jung Tyrrel, fuhrest über See?
Jung Tyrrel, mir willkommen hie!
Sahst du so dunkle Forste je?
So stolze Forste sahst du nie!

Ein englisch Wild erst umgebracht!
Dann geb' ich dir ein englisch Lehn!"
Jung Tyrrel, dem das Herze lacht,
Läßt seine blanken Zähne sehn.

„Wer heut den besten Schuß mir thut,
Den Achtzehnender mir erlegt,
Der nehme sich als Lehensgut
Den Königsforst der ihn gehegt!

Ja schwör' ich dir's auf diesen Bart,
Der feuerroth die Brust mir deckt!
Zu Wald! Zu Wald! Der Rappe scharrt!
Die Bracke spürt! Der Rüde bleckt!"

Herr Wilhelm stößt ins Jägerhorn,
Ein Weier krächzt in seinem Horst,
Die Wipfel peitscht ein dunkler Zorn,
Es braust und tost. Dann schweigt der Forst.

Herr Wilhelm ſchlägt mit Tyrrel Rath:
„Ich links, du rechts! Fort! Gute Birſch!“
Es knirſcht das Laub darauf er trat,
In heller Lichtung äßt ein Hirſch:

Ein Rothhirſch der vier Ellen mißt,
Daß ſich ein Jägerherze freut,
Der dieſes Forſtes König iſt,
Mit weit veräſtetem Geſtäud.

Her raunt's aus Waldesfinſterniß
Zu Tyrrel, der ſich duckt ins Moos:
„Verdammt daß mir die Sehne riß!
Du drück in Teufels Namen los!“

Herr Tyrrel lauſcht. „Wer ſprach das Wort?“
Ein Veilchen ſchweigt's im Laubesdach.
„Schieß, Tyrrel!“ raunt's von anderm Ort.
Er ſchießt. Genüber ſtöhnt ein Ach.

Herr Tyrrel, das war ſchlimme Birſch!
Im Dickicht rinnt ein Bächlein rot.
Ihr fehltet Englands größten Hirſch
Und ſchoſſet Englands König tot.

La Blanche Nef.

„Herr König, ich bin Steffens Kind,
Der den Grebner einst geführt!
Es ist ein Leben, daß mein Gesind,
Mein Schiff allein den König führt!

Voraus den schnellsten Seglern fliegt
Mein Boot, La Blanche Nef genannt,
Es weiß wo sichre Tiefe liegt,
Es furcht das Meer, es kennt den Strand!"

— „Nicht mich, doch meinen besten Hort,
Vier Königskinder, führest du —
Sie kneipen, weil mein Leben dort —
Die junge Normandie dazu!

Gelobe mir dein himmlisch Theil,
Gelobe mir dein männlich Wort:
Du bringst an Leib und Seele heil
Die Kinder mir nach England dort!"

— „Ich schwöre Dir mein himmlisch Theil,
Ich schwöre Dir mein männlich Wort:
An Leib und Seele bring' ich heil
Die Kinder Dir nach England dort!"

Des Schiffers geller Pfiff erſcholl,
In See das Boot des Königs ſtach —
Ein Korb von friſchen Blumen voll,
Glitt Blanche Nef, la Belle, nach.

So leicht beſchwingt wie nie zuvor,
Durchfurchte Blanche Nef die See
Mit ihrem kräft'gen Knabenflor
Und Mägdlein ſchlank wie Hirſch und Reh.

Die Königskinder hell und zart
Erhöht inmitten ſaßen ſie,
Ringsum gepaart in Zucht und Art
Das Edelblut der Normandie.

Vier helle Stimmen ſangen ſchön
Und hundertſtimmig ſcholl der Chor,
Es zog das junge Luſtgetön
Die Nixen aus der Fluth empor.

— „Ich warne junge Herrlichkeit
Und dich, normänniſch Edelblut,
Das Singen ſchafft der Nixe Leid,
Dem freudeloſen Kind der Flut!"

— „Und ſchaffen dem Geſücht wir Leid
Und quälen wir das Halbgeſchlecht
Und reizen wir der Nixe Neid,
Das, Steffen, iſt uns eben recht!"

Gemach verlesch das Abendrot,
Des Tages Gluten schliefen ein,
Ausbreitet' über Meer und Boot
Der Mond den bleichen Geisterschein.

Die See ist wunderlich erregt.
Was wandert um des Kieles Lauf?
Den Armen wird die Flut bewegt,
Beglänzte Nacken tauchen auf.

Der Steffen ernst am Steuer stand:
„Das Meer ist klar, doch droht Gefahr . . ."
Er deutet mit gestreckter Hand:
„Da naht sie schon, die Nixenschaar!"

Umflammert hält den schrägen Mast
Ein blanker Leib als Schiffssignr,
Daß Blanche Nes, von Graun erfaßt,
In wilder Flucht von dannen fuhr.

— „Ich warne junge Herrlichkeit,
Vergeßt die Nachtgebete nicht!"
— „Ei Steffen, Kind der alten Zeit,
Süß herzt es sich im Mondenlicht" . . .

Es klimmt und überklimmt das Bord,
Es läßt sich nieder aus den Tann,
Es kichert wie ein freches Wort,
Es schaudert wie ein lüstern Graun . . .

Es reizt, es quält, es ſchlüpft, es ſchmiegt
Sich zwiſchen Edelknecht und Maid,
Bis ſich das Paar in Armen liegt
Zu früher Luſt, zu Tod und Leid . . .

Dem Steffen ſteigt das Haar. Er ſtarrt
Auf ein geſpenſtig Bacchanal:
Die Königskinder hell und zart
Verblühen all im Mondenſtrahl.

„Verloren geht mein himmliſch Theil,
Gebrochen iſt mein männlich Wort:
Nicht bring' an Leib und Seele heil
Die Kinder ich nach England dort!

Geh nieder, Blanche Nef! Es ragt
Links unterm Waſſer hier ein Riff . . ."
Er dreht das Steuer ſtracks und jagt
Der Klippe zu das Sündenſchiff.

Der König lauſcht zurück: „Das ſchell
Wie Sterbeſchrei!" Klar iſt der Sund.
Ein Korb von welken Blumen voll,
Sinkt Blanche Nef zum Meeresgrund.

Der gleitende Purpur.

„Gia Weihnacht! Gia Weihnacht!“
Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend' und Gaben.

Gia Weihnacht! Gia Weihnacht!
Heute, da die Himmel niederschweben,
Wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler stehn erwartend —
Einer hält des Kaisers Knie umfangen
Mit den wundgeriebnen Armen,
Dran zerrissner Fesseln Enden hangen.

— „Schalk! Was zerrst du mir den Purpur?
Harr und beite! Kennst du mich als Kargen?“
Doch der Bettler hält den Mantel
Fest und jammert: „Kennst Du mich, den Argen?

Du Gesalbter und Erlauchter!
Kennst Du mich? . . . Du hast mit mir gelegen,
Mit dem Siechen, mit dem Wunden,
Unter Eines Mutterherzens Schlägen.

Aus demſelben Wollentuche
Schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demſelben Pſalmenbuche
Sang das friſche Jugendantlitz Beider!

Heinz wo biſt du? Heinz wo bleibſt du?
Haſt zum Spiele Du mich oft gerufen
Durch die Säle, durch die Gänge,
Auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Dann als einen falſchen Bruder
Und Verräther haſt Du mich erfunden!
Du ergrimmteſt und Du warfeſt
In die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
Hab' ich ohne Mantel heut gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!"

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Hundert Bettler ſtrecken jetzt die Hände:
„Gieb uns Mäntel! Gieb uns Röcke!
Sei barmherzig! Gieb uns Deine Spende!"

Eine Spange löſt der Kaiſer
Sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
Ueber ſeinen ſünd'gen Bruder
Und der erſte Bettler ſteht bekleidet . . .

Gia Weihnacht! Gia Weihnacht!
Jubelt Erd' und Himmelreich mit Schallen.
Gloria! Gloria! Friede! Freude!
Und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

—

Das Goldtuch.

„Ihr Mägde, ſchaut, was ihr im Schreine habt!
Nicht darfſt du mir von hinnen unbegabt,
Mein blonder Enkel, der der Ahne bot
Mit prieſterlichen Händen Gott im Brot!“

Mathilde ſprach's die Fürſtin, ſterbeſchwach.
Richburg die Schaffnerin ſeufzt' Weh und Ach!
„Hin gabſt den Armen Alles du! Allein
Dein goldgewoben Bahrtuch liegt im Schrein!“

— „Die goldne Decke! Gebt dem Biſchof die!
Brauthemd und Bahrtuch fehlt den Frauen nie!“ . . .
Der Jüngling zaudert . . . „Nimm die Decke! Kränk'
Mich nicht!“ Er nimmt und zieht mit dem Geſchenk.

Sie athmet aus. Es läutet lang und ſchön
Mit allen Glocken von des Münſters Höhn.
Was wandert dort im letzten Sonnenblick?
Mathildens Bahrtuch kehrt zu ihr zurück.

Abſpringt ein Reiter, der den Thurm erſteigt.
„Den Biſchof warf das Roß. Ein Todter ſchweigt.
Wir bringen ihn! Verdoppelt das Geläut!
Ihr Glöckner, zwier bekommt ihr Löhnung heut!“

Frau Agnes und ihre Nonnen.

Ein Kloſterhof, ein Lenzestag!
Ein ſchwarzer Lindenſchatten,
Wo der gekrönte Habsburg lag
Erſtochen auf den Matten.

Frau Agnes, die geſtrenge Frau,
Des Vaters Blut zu rächen,
Rief mordend aus: „Ich bad' in Thau!"
Und ſchritt in rothen Bächen.

Sie freute ſich in warmes Blut
Die Knöchel einzutauchen,
Sie warf in ſtille Dörfer Glut,
Sie ließ die Burgen rauchen.

Nachdem Gericht gehalten war,
Vollbracht die Todtenfeier,
Verbarg ſie das Meduſenhaar
Mit einem Nonnenſchleier.

Sie ſchuf ein Kloſter, wo herrer
Aus Grüften Geiſter ſchweben,
Sie füllt' mit Blumen an den Chor,
Mit lauter jungem Leben:

Sie raubt das kraufe Blondgelock
Manch einem Edelkinde,
Beſchert ihm einen ſchwarzen Rock
Und eine blanke Binde.

Sie geißelt ſich den weißen Leib,
Bis rothe Tropfen rinnen,
Sie will, das unbarmherz'ge Weib,
Den zarten Heiland minnen.

Dort ſitzt ſie unter Lindennacht
Am kühlen Kloſterbronnen,
Sie hat die Bibel mitgebracht
Zur Andacht ihrer Nonnen.

Am Gatter lauſchen Kinder ſcheu
Mit friſchgepflückten Veilchen,
Ein Weiblein hinkt mit Holz vorbei,
Bückt tief ſich vor der Heil'gen.

Dem jüngſten Nönnchen giebt das Buch
Sie jetzt, der lieblich Bleichen:
„Wir blieben bei Sankt Pauli Spruch.
Sieh her! Da ſteckt das Zeichen!"

Die Zarte, die das Buch empfing,
Beſchaut Sankt Paulum denkend.
Sie lieſt. Ihr lauſcht der Schweſtern Ring,
Die Wimper züchtig ſenkend —

„Was frommte mir die Faſtenzeit,
Was frommten Geiſſelhiebe,
Was frommt' es, trüg' ich härен Kleid,
Und mangelte der Liebe?"

Da bebt ein Seufzer manche Bruſt
Im Nonnenneſt erbaulich
Und manche kecke Lebensluſt
Blickt traurig und beſchaulich . . .

—

Die drei gemalten Ritter.

„Frau Berte, hört: Ihr dürftet nun
Mir einmal einen Gefallen thun!“

— „Was denkt Ihr, Graf? Wohin denket Ihr?
Vor den drei gemalten Rittern hier?“

Drei Ritter prahlen auf der Wand
Mit rollenden Augen, am Dolch die Hand.

„Wer, Frau, iſt dieſe Ritterſchaft?“
— „Drei Vettern und alle drei tugendhaft!

Gelobt Ihr, Graf, die Ehe mir
Bei den drei gemalten Rittern hier,

Will ich — Ihr laßt es doch nicht ruhn —
Euch einmal einen Gefallen thun.“

Das Gräflein zwinkert den Rittern zu.
(„Frau Berte, welch eine Gans biſt du!“)

Das Gräflein hebt die Finger flink.
(„Frau Berte, du biſt ein dummes Ding!“)

„Trautlieb, ich ſchwör' und beſchwör' es dir
Bei den drei gemalten Rittern hier!"

Jetzt rufen aus einem Mund die Drei:
„Es iſt geredet und bleibt dabei!"

Die Wand verſinkt: dahinter ſtehn
Drei gült'ge Zeugen. So iſt's geſchehn.

Einſiedel.

„Was pocht mir an das Fenſter?
Wer klopft an meine Thür ſo laut?“
— „Ich bin ein junger Wildfang
Und naß bis auf die Haut.

Ich bin der Gerold Wendel,
Wir ziehen an den Hof zu Zwein,
Der Andre iſt ein Konrad
Und nennt ſich Lützelſtein.

Der duckt ſich etwo anders
Vor Blitzgezuck und Wetterzorn
Und bläſt mich morgen munter
Mit ſeinem Jägerhorn.

Einſiedel, frommer Bruder,
Ihr ſehet wie es um mich ſteht!
Gewährt mir Euer Lager
Und ſprecht mein Nachtgebet!“

Er lallt es halb entſchlummert
Und ſtreckt die Glieder aus zur Ruh
Einſiedel deckt ſein Lämpchen
Mit beiden Händen zu.

„Wie lieblich iſt die Jugend!
Hätt' ich ein Füllhorn voller Glück,
Ich leert' es dir zu Häupten,
Es bliebe nichts zurück.“

Der Schlumm'rer wird zum Trämmer,
In hast'gen Worten redet er,
Lacht, weint in Einem Athem
Und wirft sich hin und her.

— „Ich habe Blut vergossen!"
Einsiedel faßt besorgt ihn an.
„Du träumst nicht gut. Erwache!
Die Augen aufgethan!"

Er starrt mit wilden Blicken.
„Mein Kind, wie hast du mich erschreckt!"
— „Einsiedel, frommer Bruder,
Ich bin mit Blut bedeckt.

Wir saßen unter Linden,
Ich und der Konrad Lützelstein,
Ein Fräulein von dem Hofe
Bot lachend uns den Wein.

Sie streift' mich mit dem Aermel
Die binsenschlank gewachsen war,
Sie hatte schnelle Augen
Und aschenblondes Haar.

Sie streift' mich mit der Achsel
Und lispelt mir ins Ohr hinein:
„Willt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeselle sein?"

Da ſchwang man einen Reigen,
Sie reigte mit dem Lützelſtein —
„Wilt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeſelle ſein?“

Mir ſchwoll die Bruſt vor Eifer,
Ein Hader reißt die Klingen bloß —
„Herzbruder, mein Herzbruder,
Gabſt mir den Todesſtoß!“

Einſiedel mahnt: „Erwache!“
Und ſchiebt zurück ſein Fenſterlein.
Da ſtrömt mit Tannendüften
Ein Erdgeruch herein.

Und horch, ein Hifthorn ſchmettert
Und eine friſche Stimme ſchallt:
„Wo ſteckt der Gerold Wendel?
Den ſuch' ich durch den Wald!“

Das Münster.

Des Meisters hei[illegible] Wange brennt,
Sie bringen ihm [illegible] Sacrament,
Er ißt des ew'gen Lebens Brot,
Im Stubenwinkel grinst der Tod.
Fort trägt der Pfaffe die Monstranz.
Mit Augen scharf von Fieberglanz
Winkt weg der Meister seinem Weibe,
Dem Sohn, dem einz'gen, winkt er: Bleibe!
Und deutet auf den Eichenschrein:
Was mag da Köstlich's drinnen sein?
Der Jüngling hebt ein Pergament
Aus einer Lade die er kennt
Und breitet auf die Lagerstatt
Ein langsam aufgerolltes Blatt.
Da dehnt sich feierlich gewaltig
Ein Münster eins und mannigfaltig
Vom obern bis zum untern Rand —
Ein Riß von jugendkühner Hand.
Der Meister sieht am Brett sich stehn
Und seine Zeichenkohle gehn,
Sieht über blühendfrische Wangen
Verworrne Haare niederhangen —
Und vor dem ersten seiner Pläne
Erstaunt er und zerdrückt die Thräne.
Auflodern seine Lebensgeister,
Mit raschen Pulsen spricht der Meister:

„Dies Blatt erweckt den Tag mir wieder,
Wo in der Vaterſtadt ich nieder
Gelegt den Stab der Wanderſchaft —
Ich ſchritt in voller Jugendkraft.
Daheim war ein begeiſtert Leben,
Ein Münſter wollten ſie erheben
Mit andern Ländern um die Wette
Und höher noch als andre Städte,
Gott und den Heil'gen all zum Ruhm,
Zur Ehre deutſchem Bürgerthum.
Mich ließ auf ſeine Stube kommen
Der Rath. „Laß, junger Meiſter, frommen,
Was du erwandert haſt! Wohlan!
Entwirf uns eines Münſters Plan!“

Da ſaß ich auf in langen Nächten,
Zur Linken ſtanden mir und Rechten,
Der Chriſt mit ſeiner Märtrerſchaar,
Die Kaiſer mit den Kronen gar,
Viel reine Frauu und Helden gut,
Die nahmen mich in Zucht und Hut,
Wollt' ich in ſchwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren,
Und opfert's nicht mit keuſchem Sinn
Dem Ganzen ſtreng ich zu Gewinn,
Gleich ſchlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an ſeinen ehrnen Schild,
Den Finger hob (das Haupt von Licht
Umrahmt) ein Heil'ger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das iſt ein Werk und iſt kein Spiel!

Da war's als ich die Reble führte,
Daß Gott der Geist das Werk berührte:
Gemach begann der Dom zu schweben
Und regte sich aus eignem Leben,
Mich riß es über mich empor,
Mit schlanken Stämmen wuchs der Chor,
Wen Himmel blüht' in Laub und Ranke
Der menschlich göttliche Gedanke —
Das Münster stand auf meinem Platte,
Still dacht' ich, Wer's vollendet hatte.

Im Flur auf unserm städt'schen Haus
Stellt' ich das Blatt den Bürgern aus,
Und wie die Bürger nahe traten,
Sprach Aller Mund: Du hast's errathen!
So und nicht anders soll es sein.
Da legt' ich meinen ersten Stein,
Aus allen Herzen, allen Händen
In freud'ger Fülle quellen Spenden.
Beschattend schon die Häusermasse
Entstieg der Dom dem Lärm der Gasse
Und wuchs mit abgemessnen Schritten,
Die Wolken und die Jahre glitten,
Doch karger werdend mit den Jahren,
Begannen Hand und Herz zu sparen,
Die Flamme der Begeistrung fiel
In müde Asche vor dem Ziel.
Erst sprach der Rath von kurzen Fristen,
Und stiller ward's auf den Gerüsten,
Dann setzten neue Frist sie wieder,
Das Baugestelle faulte nieder.

Laut feilſchte rings der Markt und ſummte,
Sobald der Hammerſchlag verſtummte,
Mit ekeln Buden ward verklebt
Der Pfeiler, der nach oben ſtrebt.
Ich aber ging dem Brote nach,
Baut' Erkerlein und Giebeldach,
Ein wackrer Lohnknecht wie die Andern.
Doch Abends im Nachhauſewandern
Bei trauter Dämmerglocke Klang
Stand ich vor meinem Münſter lang,
Die Glut erklomm den höchſten Trümmer,
Verglomm in letztem Tagesſchimmer,
Noch ging das Knabenſpiel im Braus
Rings um das dunkelnd hehe Haus.
Wohl hemmt ein Junge kurz den Lauf
Und ſchaut am Münſter trotzig auf —
Dann runzelt' ich die weißen Braun
Und dachte: Werden's Dieſe baun?

Inzwiſchen ſchoſſen auf die Reiſer,
Sie wurden faſt'ger und ich greiſer.
Jüngſt irrt' ich traurig und allein
Um meinen Dom im Abendſchein,
Ernſt ſtand das junge Volk beiſammen,
Die kräft'gen Augen ſprühten Flammen,
Sie ſchienen warm ſich zu verſchwören
Und redend nur auf ſich zu hören,
Ich ſchlich in ihre Nähe leis,
Aus Einem Munde ſprach der Kreis:
„Bei Gottes Haupte! Wir vollenden
Den Dom mit dieſen unſern Händen!“ . . .

Ob sie den ersten Meister kennen
Des Werks, das sie zu enden brennen?
Nach den Gesichtern keck und neu
Blickt' ich hinüber still und scheu . . .
Mit einem Male rief ein dreister
Gesell: „Begrüßt den alten Meister!"
Und riß die Kappe sich vom Haar,
Da grüßte mich die ganze Schaar.

Habt Dank und Gottes Lohn, Gesellen!
Ihr wollet die Gerüste stellen?
Nicht ich — Habt Dank und Gottes Lohn —
Geht hin und rufet meinen Sohn!
Wie wird mir? . . . Schallt im Dom das Amt?
Die Glocken dröhnen allesammt . . ."
Er faßt des Sohnes Rechte. „Schau!
Es steigt . . . Mein Münster steigt im Blau!"
Er starrt, den Blick emporgewendet.
Er neigt das Haupt. Er seufzt: „Vollendet!"

Die Krypta.

Baut junge Meiſter, bauet hell und weit
Der Macht, dem Muth, der That, der Gunſt der Stunde,
Der Dinge wahr und tief geſchöpfter Kunde,
Dem ganzen Genienkreis der neuen Zeit!

Des Lebens unerſchöpften Kräften weiht
Die freud'ge, lichtdurchfluthete Rotunde —
Baut auch die Krypte drunter, wo das wunde
Gemüth ſich flüchten darf in Einſamkeit:

Vergeßt die Krypte nicht! Dort ſoll ſich neigen
Das heil'ge Haupt, das Dornen ſcharf umwinden!
Ich glaube: Ein'ge werden niederſteigen.

Dort unten werden Ein'ge Troſt empfinden.
Wir mögen, wenn die Leiden uns umnachten,
Nicht Glück noch Ruhm, nur größern Schmerz betrachten.

VIII.

Genie.

Camoëns.

Camoëns, der Muſen Liebling,
Lag erkrankt im Hoſpitale.
In derſelben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm des Tages Stunden kürzend
Mit unendlichem Geplauder.

„Edler Herr und großer Dichter,
Was ſie melden, iſt es Wahrheit?
Daß geſcheitert eines Tages
Am Geſtad von Coromandel
Sei das undankbare Fahrzeug,
Das beehrt war, Euch zu tragen?
Daß Ihr, kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten kühn gerudert,
Doch in ausgeſtreckter Linken,
Unerreicht vom Wellenwurfe,
Hieltet Eures Liedes Handſchrift?
Schwer wird ſolches mir zu glauben.
Herr, auch mir, wann ich verliebt bin,
Sind Apelle's Schweſtern günſtig;
Aber ging' es mir ans Leben,
Flattern meine ſchönſten Verſe
Ließ' ich wahrlich mit dem Winde,
Brauchte meine beiden Arme!"

Antwort gab der Dichter lächelnd:
„Solches that ich, Freund, in Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens!
Wider Bosheit, Neid, Verleumdung
Kämpft' ich um des Tages Nothdurft
Mit dem einen dieser Arme.
Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht, die Lusiaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben."

Michel Angelo und seine Statuen.

Du öffnest, Sklave, deinen Mund,
Doch stöhnst du nicht. Die Lippe schweigt.
Nicht drückt, Gedankenvoller, dich
Die Bürde der behelmten Stirn.
Du packst mit nerv'ger Hand den Bart,
Doch springst du, Moses, nicht empor.
Maria mit dem todten Sohn,
Du weinst, doch rinnt die Thräne nicht.
Ihr stellt des Leids Geberde dar,
Ihr meine Kinder, ohne Leid!
So steht der freigewordne Geist
Des Lebens überwundne Qual.
Was martert die lebend'ge Brust,
Beseligt und ergötzt im Stein.
Den Augenblick verewigt ihr
Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod.
Im Schilfe wartet Charon mein,
Der pfeifend sich die Zeit vertreibt.

Conquistadores.

Zwei edle Spanier halten Wacht
Und einer spricht zum andern:
„Señor, mir däucht, der Teufel lacht,
Wie wir ins Leere wandern!
Das Segel rauscht, es rauscht der Kiel,
Noch keines Strandes Boten —
Die Hölle treibt mit uns ihr Spiel,
Wir wandern zu den Todten!

Wer einem Genuesen traut,
Hat den Verstand verloren!
Die Klugen hat er schlecht erbaut,
Doch lockt er alle Thoren —
Rund sei die Erde, log er mir,
Wie Pomeranzenbälle,
Doch unermeßlich fluthet hier
Nur Welle hinter Welle!“

Der Andre blickt ins Meer hinaus
Und runzelt finstre Brauen:
„Señor, mich zog Columb ins Haus,
Ließ mich die Karten schauen,
Was er docirt', verstand ich nicht,
Ich ließ es alles gelten —
Sein übermächtig Angesicht
Verhieß mir neue Welten!

Betreg er ſich und haben wir
Uns in das Nichts verlaufen,
Ein räud'ger Hund, Señor, wie Ihr
Darf fröhlich mit erſaufen!"
— „Señor, da betet Ihr nicht gut!
Zurück Euch in den Nachen
Den räud'gen Hund! Ihr raucht von Blut
Und Ihr entſprangt den Wachen!"

„Señor, ich dolcht' ein falſches Weib,
Bekenn' ich unverhohlen!
Nicht hab' dem Bäcker einen Laib
Vom Bret ich weggeſtohlen!
Señor, Ihr ſeid ein Galgenſtrick!"
— „Señor, Ihr ſeid nicht beſſer!"
Sie ziehen mit entflammtem Blick
Und kreuzen blanke Meſſer . . .

Da zwiſchen ihre Meſſer walzt
In tollem Freudenſprunge,
Mit ölgetränkten Fingern ſchnalzt
Miguel, der Küchenjunge.
Er drückt die Lider blinzelnd ein
Mit ſchlauem Wimperzwinken,
Bald hüpft er auf dem rechten Bein,
Bald hepſt er auf dem linken,

In Lüften bläht ſich ſein Gewand,
Es puffen ihm die Hoſen —
Neugierig kommen hergerannt
Soldaten und Matroſen.

Der Junge redet kunterbunt,
Als ob's im Kopf ihm fehle,
Dann öffnet er den großen Mund
Und ſingt aus voller Kehle:

„Das Heimchen zirpt, das Heimchen zirpt,
Stimmt Laudes an und Pſalmen!
Und wenn's mir nicht vor Freude ſtirbt,
Bald weidet's unter Halmen!
Ich ſchwör' es Euch bei Gottes Haupt:
Es athmet duft'ge Weiden,
Es wittert Wälder dichtbelaubt
Und unermeſſne Haiden!

Erlauchte Herren, gebet Acht,
In meinem engen Kämmchen
Hat unſre Meerfahrt mitgemacht
Ein andaluſiſch Heimchen —
Mitnahm ich's aus dem Vaterland,
Mich ſcheidend zu beſchenken,
Ich fing's mit flinkem Griff der Hand
Zu einem Angedenken.

Da wir zu Schiffe ſtiegen dort,
Die Zierden aller Lande,
Zirpt' Heimchen mir im Buſen fort,
Als weidet's noch am Strande.
Das grüne Vorgebirg verſchwand,
Dem Heimchen ward es ſchaurig,
Beklommen ſaß es an der Wand
Und wurde faul und traurig.

So darbt's und dämmert's langezeit,
Schon gab ich es verloren,
Und nun, bei meiner Seligkeit,
Iſt Heimchen neu geboren!
Bedenkt, es hockte gram und lahm
An Dielen und an Wänden,
Jetzt jubelt's wie ein Bräutigam
Und kann nur gar nicht enden!"

Miguel iſt fort und wieder da,
Die Fingerſpitze zeigend:
Da ſitzt es ja! da ſingt es ja!
Die Männer lauſchen ſchweigend —
Dann ſinnen ſie der Sache nach,
Den Luſtgeſang im Ohre,
Sie ſchütteln ſich die Hände jach
Und ſchrei'n in wildem Chore:

„Das Heimchen zirpt! Das Heimchen zirpt!
Bald ſchwelgen wir in Beute!
Wer ſpielt, gewinnt! Wer wagt, erwirbt!
Wir ſind gemachte Leute!
Die Küſte winkt! Das Gold erblinkt,
Davon die Sagen melden!
Das Morgen ſteigt! Das Geſtern ſinkt!
Wir ſind berühmte Helden!"

Don Fadrique.

Don Fadrique bringt ein Ständchen
Seiner drolligen Pepita:
„Liebchen, strecke durch die Thüre
Deines Füßchens Spitze nur!“

Und die drollige Pepita
Streckt durch eine schmale Spalte
Eines allerliebsten Fußes
Weißes Spitzchen in die Luft.

Don Fadrique krümmt den Rücken,
Will das weiße Spitzchen küssen,
Knabe Amor steht bei Seite,
Der den Bogen lachend spannt.

Nach dem ewig jungen Herzen
Zielt er, doch wer lacht, der zielt schlecht:
In des Ritters alten Rücken
Schießt er einen Hexenschuß.

Don Fadrique's Knochen rasseln,
Don Fadrique stürzt zusammen,
Figaro holt eine Sänfte,
Figaro bringt ihn zu Bett.

„Frommer Bruder Agostino,
Exorcire mir das frevle
Allerliebste weiße Füßchen
Das durch meine Beichte tanzt!“

Don Fadrique sucht den Hades,
Zierlich schreitend wie ein Stutzer,
Tänzelnd leuchtet ihm ein weißes
Füßchen durch die Unterwelt.

—

Die Schweizer des Herrn von Tremouille.

Herr Karl war verdroſſen,
Sein Pulver verſchoſſen:
„O Gunſt der Bellona, du wandelndes Glück!
Umſtarrt aller Enden
Von Felſen und Wänden
Laß ich meine herrlichen Büchſen zurück?“

Da kam aus der Peuille
Herr Ludwig Tremouille
Und ſprach: „Ich bezwinge die ſchwindelnde Bahn!
Nicht Neſſe, nicht Karren
Der Büchſen und Karren!
Ich ſpanne mich ſelbſt und die Schweizer daran.

Die kennen die Berge!
Das ſind keine Zwerge,
Wie deine Gascogner, die zappelige Brut!
Die haben dir Arme,
So harte, ſo warme!
Herr König, ich ſteh' für die Büchſen dir gut!

Ihr Herrn aus den Bünden,
Bedenkt eure Sünden:
Den rollenden Würfel, den Becher, die Dirn!
Die wollen wir fegen
Auf brennenden Wegen,
Die büßen wir heute mit triefender Stirn!

Weg warf er die Jacke,
Daß fester er packe
Das Seil um die erste Kanone geknüpft —
Da jauchzten die Buben
Und schoben und huben,
Im Nu aus den puffigen Wämsern geschlüpft.

Der flämmige Berner,
Der lust'ge Luzerner
Sie streiften die nervigen Arme sich nackt;
Die Kinder der Aabene,
Der braune Grisone,
Sie zogen die rasselnden Büchsen im Takt.

Ein knarrendes Stöhnen,
Metallenes Dröhnen!
Sie fuhren zu Berg mit der Heerde von Erz,
Verüber den Schründen,
Die Herrn aus den Bünden,
Als ging' es zum Reigen mit Jubel und Scherz.

Ein prächtiges Wetter!
Drommetengeschmetter
Erschüttert die blaue, die strahlende Luft.
Ihr schellt, Apenninen,
Den hellen Clarinen
Und klangt bis in eure verborgenste Schluft!

Doch hartes Bedenken!
Da gab's keine Schenken
Für durstige Gaumen und siedendes Blut.
Herr Ludwig ruft munter:
„Bald geht es bergunter!“
Und reißt an dem Seil in der sengenden Glut.

Wie kicherte Flore,
Wie höhnte Aurore,
Erblickten heundärmlich den Ritter sie hier!
Mit keuchender Lunge,
Mit lechzender Zunge,
Den zierlichen Helden an Fest und Turnier!

Noch einmal geschrieben
Und jetzt sind sie eben!
Sie rasten, auf glühende Felsen gestreckt,
Und sehen mit Weiden
Und goldnen Getreiden
Die fette lombardische Fläche bedeckt.

Der Liebling der Frauen
Nahm, sich zu beschauen,
In Züchten sein silbernes Spieglein hervor,
Besah in der Wildniß
Sein schreckliches Bildniß
Und fluchte: „Potz Blitz! Ich bin Ludwig der Mohr!“

Die Seitenwunde.

Ueber ihre Ihere statt der Ruse
Reißeln die Baglioni die Meduse
Und an ihren grausen Hochzeitsfesten
Kämpft der Bräutigam mit seinen Gästen.

Heute liegen wieder sie wie Garben:
Blutsgenossen, die sich würgend starben!
We des Bruderhasses Fackel brannte,
Sucht das Kind und findet's Atalante.

Niederstarrend, auf das Knie gesunken,
Hebt des Sohnes Haupt sie jammertrunken.
Drüber hebt sie die geballte Rechte,
Daß sie fluche diesem Mordgeschlechte . . .

Ihrem Knaben steht die Seite offen,
We der Speer Longin's den Herrn getroffen,
Ihres Knaben Haupt, ein blendes ist es,
Wie das dorngekrönte Haupt des Christes . . .

Wie des Christes Haupt ist's ein erbleichtes,
Auf die Schulter friedevoll geneigtes,
Haß und Fluch erlischt auf ihrem Munde,
Sie ehrt die heil'ge Seitenwunde . . .

Cäſar Borja's Ohnmacht.

Wer bin ich? Einer welcher unterging,
Den Kranz im Haar, den Becher in der Fauſt,
Mit einem herculaniſchen Gelag
Von einem ungeheuren Sturz bedeckt?
Ich weiß den Becher nur und meinen Sturz ...
Im Belvedere ... Geſtern ... Am Bankett ...
Den Becher, ihn kredenzte ſchlürfend mir
Der Papſt, der ewig heiter lächelnde,
Denn Cäſar Borja bin ich, Sohn des Papſts!

Die Ampel über meinem Lager kämpft
Mit eines neuen Tages fahlem Schein ...
Ob's geſtern oder ehegeſtern war,
Ich weiß es nicht, doch Eines weiß ich wohl:
In jenem Becher gohr der Borja Gift.
Er galt dem Gaſt, dem Biſchof. Selbſt gewürzt
Hat ſich der Vater ew'gen Schlummers Trunk!
Ein Becher ward verwechſelt. Warum nicht?
Verrath des Schenken? Zufall? ... Es geſchah.
Ich lebe. Meine Drachenkraft bezwang
Das Drachengift. Die Stunde ruft. Zur That!

Leer ſteht ein Thron und eine Krone rollt.
Verbraucht iſt das Apoſtelmärchen. Weg
Damit! Der Vater war der letzte Papſt!
Ein König folgt ihm nach und der bin ich.
Entſcheidungsſtunde, nicht erſchreckſt du mich.
Ich habe lange dich voraus bedacht:
Entlarve mir dein kühnes Angeſicht!
Du heißeſt Heute! Kämmrer, gieb das Schwert!
Reif ſtehn die Ernten und die Sichel blitzt.
Marſch, meine Banden! Richtet das Geſchütz
Auf des Conclave Kammern! Suchſt du mich,
Hauptmann? Im Berge, ſagſt du, wird gekämpft?
Ich komme! Ich verhundertfache mich!
Ich ſteige mordend auf das Capitol
Und mit Italiens Krone krön' ich mir
Dies Haupt das ſeine Frevel überragt!

Ich träume nur und komme nicht vom Platz.
Sturmlaufend bleib' ich eingewurzelt ſtehn.
Gelähmte Sehnen! Meuchleriſches Gift!
Auf einem Krankenlager krümm' ich mich.
Kein Diener hier! Kein Arzt an meinem Pfühl'
Miethlinge! Meine Stunde ſchwebt vorbei,
Mit ſtich'ndem Fuß berührt ſie ſpottend mir
Die Fauſt, die ein erdichtet Schwert umkrampft.
Verweile, Schickſalsſtunde! ... Doch ſie ſchwebt.
Ich fühle meiner Feinde heimlich Werk:
Sie ſchaufeln, ſie miniren, während ich
Geſchlendert aus der Schranke liege ... Dort!
Die grüne Feuerkugel! Ein Signal
Von meinen Banden? Nein, ein Meteor

Zuckt flüchtig durch die ſchwüle Sommernacht.
Hier über Roma's Kuppeln lebt es auf:
Nahn fackelſchwingend meine Banden ſich?
Nein, es iſt Berja's Glück das flammt und brennt
Und ſeine Zinnen ſtürzen! Wehe mir!
Dem Valentine nebt die Wimper ſich ...
Pfui! Iſt das eines Weibes Augenlid?

Verzweiflung! Göttin! Stähle meinen Leib!
Ich winde mich von meinem Lager auf,
Ich ſchreite ... Keiner ſieht's ... Ich ſchreite. Bei
Der nackten Hölle, Sehnen, ſtrammet euch! ...
Verdammniß! ... Wieder lieg' ich hingeſtreckt ...
Und ein erdolchter Knabe feſſelt mich
Mit Ringen an den Stein ... Dort gafft ein Weib,
Die Haare triefend, mit geſchwellnem Hals ...
Blutleſe Brut! Weg in des Tibers Grab! ...
Aus allen Wänden quillt es ſchwarz hervor
Und dunkelt über mir ... Unſagbar Graun ...

Papſt Julius.

Halb vom Hades ſchon bezwungen,
Von Lemuren ſchon umſchwebt,
Hat er doch ſich losgerungen —
Sieh er athmet! Sieh er lebt!
Hinter ſeinen greiſen Brauen
Flammt's! Jetzt langt er nach dem Bart,
Zürnt und ſchilt den Tod mit rauhen,
Ungeſtümen Worten hart:

„Weg mir aus dem Angeſichte,
Larven, die mir bleich gedroht!
Ghoren, aus dem Sonnenlichte
Weg ins Schilf mit deinem Boot!
Keine Macht iſt dir gegeben,
Bis ich ſelbſt dich rufen mag!
Heute hab' ich noch zu leben
Einen vollgedrängten Tag!

Arzt, ſtatt deiner faden Tropfen
Gieb mir des Falerners Glut!
Laß meine Pulſe klopfen,
Wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Thüren! Weg die Kiſſen!
Meine Feldherrn, tretet ein!
Meine Meiſter, laßt ſie wiſſen,
Daß ſie dreifach emſig ſei'n!

Regſt, Bramante, die geſchickten
Hände du? Vollende doch!
Dieſe Augen, ſie erblickten
Gerne deine Kuppel noch!
Michel Angelo, willkommen!
Warum ſchauſt du wieder ſcheel?
Dort erblick' ich meinen frommen,
Meinen ſüßen Raphael!

Als den Hirten nicht des Lammes,
Bildet mich als Moſen ab,
Der den Dränger ſeines Stammes
Niederſchlug mit wucht'gem Stab —
Wo die Waſſerſtürze toſen
In die Brunnenſchale jach,
Setzet, Meiſter, mich als Moſen,
Der die Felſenwand zerbrach!

Moſes bin ich, in dem Blitze
Sinai's, in Rauch und Dampf:
Meine donnernden Geſchütze
Enden flammend jeden Kampf!
Mit den neugegoßnen Stücken
Bring' ich Burg und Stadt zu Fall,
Schmettre Breſchen, breche Lücken
In den ſtärkſten Mauerwall!

Falkner, ſprich, was macht mein Sperber,
Der die Klaue ſich zerfließ?
Marſchalk, ſag, wie lebt mein Berber,
Den zu ſcharf ich jagen ließ?

Tummelt, Diener, zum Ergötzen
Mir im Hof ein feurig Thier!
Laßt es ſpringen, laßt es ſetzen
Vor den alten Augen mir!

Helmt mir die gefurchte Stirne!
Harniſcht mir die welke Hand!
Der Italien macht zur Dirne,
Jagt den Fremdling aus dem Land!
Reicht ein Schwert! Ich will es retten!
Ruft, Trompeten, ruft zur Schlacht!
In der Fauſt zerriſſne Ketten,
Schreit' ich durch des Hades Nacht!"

Michel Angelo.

In der Sixtine dämmerhehrem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand,
Sitzt Michel Angelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Laut spricht hinein er in die Mitternacht,
Als lauscht' ein Gast ihm gegenüber hier,
Bald wie mit einer allgewalt'gen Macht,
Bald wieder wie mit Seinesgleichen schier:

„Umfaßt, umgrenzt hab' ich Dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte Dich in lichte Mäntel ein
Und gab Dir Leib, wie dieses Bibelwort.

Mit weh'nden Haaren stürmst Du feurig wild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für Deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig Du!

So schuf ich Dich mit meiner nicht'gen Kraft:
Damit ich nicht der größre Künstler sei,
Schaff mich — ich bin ein Knecht der Leidenschaft —
Nach Deinem Bilde schaff mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest Du aus Thon,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst Du Deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.

Der Schreckliche.

Benvenuto, sprich, was schmiedest
Du wie rasend in der Werkstatt?
Welches ungeheure Kunstwerk?
— „Messer! Scharfe feine Messer!“

Benvenuto, sprich, was prahlst du?
Welche ungeheure Lüge
Tischest auf du den Gesellen?
— „Ich bin stummer als ein Fischchen.“

Benvenuto, sprich, was drehst du?
Welche ungeheure Meerthat,
Die vor Abend du begehn wirst?
— „Ich bin frömmer als ein Lämmlein.“

Benvenuto bringt die Eisen
Meister Jakob von Perugia,
Der den kranken Finger schneidet
Dem geduld'gen Kind des Goldschmieds.

Benvenuto's glühnde Blicke
Folgen jedem Schnitt des Stahles.
„Rafaella, schmerzt mein Messer?“
„Benvenuto, nein, es schmerzt nicht.“

Auf Ponte Sisto.

Süß iſt das Dunkel nach Gluten des Tags! Auf dämmernder Brücke
Schau' ich die Ufer entlang dieſer unſterblichen Stadt.
Burgen und Tempel verwachſen zu Einer gewaltigen Sage!
Unter mir hütet der Strom manchen verſchollenen Hort.
Dort in der Flut eines Nachens Geſpenſt! Iſt's ein flüchtiger Kaiſer?
Iſt es der „Jakob vom Kahn“ *, der Buonaretti geführt?
Gellend erhebt ſich Geſang in dem Boot zum Ruhme des Liebchens.
Horch! Ein lebendiger Mund fordert lebendiges Glück.

---

* In den dreißiger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts ſetzte Meiſter „Jakob vom Kahn“ zwiſchen Ponte Siſto und St. Angelo die Leute über die Tiber.

IX.

Männer.

Hussens Lerker.

Es geht mit mir zu Ende,
Mein Sach und Spruch ist eben
Hoch über Menschenhände
Gerückt vor Gottes Thron,
Schon schwebt auf einer Welle,
Umringt von seinem Volke,
Entgegen mir des Menschen Sohn.

Den Kerker will ich preisen,
Der Kerker, der ist gut!
Das Fensterkreuz von Eisen
Blickt auf die frische Flut
Und zwischen seinen Stäben
Seh' ich ein Segel schweben,
Darob im Blau die Firne ruht.

Wie nah die Flut ich fühle,
Als läg' ich drein versenkt,
Mit wundersamer Kühle
Wird mir der Leib getränkt —
Auch seh' ich eine Traube
Mit einem rothen Laube,
Die tief herab ins Fenster hängt.

Es iſt die Zeit zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reitern
Dem ew'gen Lenze zu,
Sie wiſſen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege —
Was, meine Seele, fürchteſt du?

Der Landgraf.

Mir ſitzt zu Hauſe jung gezähmt
Und leicht gelähmt
Ein Steinaar im Verließe,
Der martert ſich den Hals zu drehn,
Ins Blau zu ſehn,
Aus dem er gerne fließe.

So ſtreck' ich Landgraf ebenfalls
Den Kerf und Hals
Wohl durch das Kerkergitter,
Ob etwas auf der Straße zieht
Für mein Gemüt,
Ein Schüler oder Ritter.

Der Kaiſer, der vergichtet iſt,
Trum gerne mißt
Die Reſt der barſchen Lüfte,
Vergaß wie ſchwer ein ganzer Mann
Entrathen kann
Das Jagdhorn an der Hüfte.

Ich wurde hinterrücks gefällt,
Ein Netz geſtellt
Ward mir mit falſchen Schriften!
Wer mir mit lächelndem Geſicht
Die Treue bricht,
Der kann mich auch vergiften!

Wär' ich ein römisch bleder Mann,
Ich wähnte dann:
Damit hätt' ich's verbrochen,
Daß triumphirend ich hinaus
Zum Gotteshaus
Schmiß Rühmchen Liebeths Knochen!*

Jüngst warf ich auf den Festungsrain
Ein Stüberlein
Dem Bettler hin, dem lahmen:
Den schlug der Spanier bis aufs Blut —
Mich fraß die Wuth —
Der Teufel hol' ihn! Amen!

Wohl läg' ich besser auf dem Feld —
„Ade, du Welt!" —
Gewundet und erstochen!
Wie Meister Ulrich Zwingli lag,
Am grünen Hag,
Den hellen Blick gebrochen!

Nun tröstet mich das Eine doch:
Das päpstlich Joch
Ist in den Dreck getreten!
Wir dürfen ohne Clerisei
Und Heuchelei
Getrost zum Herrgott beten!

---

* Die Reliquien der heiligen Elisabeth.

Der Rappe des Comturs.

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
Man führt' ihm seinen Rappen her:
„Den Zwingli laß ich nicht im Stich,
Und kommt ihr mit, so freut es mich."
Da griffen mit dem Herren wert
Von Küsnach dreißig frisch zum Schwert:
Mit Mann und Roß im Morgenrot
Stieß ab das kriegbeladne Boot.
Trag schlich der Tag; dann durch die Nacht
Flog Kunde von verlorner Schlacht.
Von drüben rief der Herguertburm,
Bald stöhnten alle Wesen Sturm,
Und was geblieben war zu Haus,
Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
Am Himmel kämpfte lichter Schein
Mit schwarz geballten Wolkenreihn.
„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!" Sie sahn
Es drohend durch die Fluten nahn.
Wo breit des Mondes Silber floß,
Da rang und rauscht' ein mächtig Roß
Und wilder schnaubt's und näher fuhr's . . .
„Hilf Gott, der Rappe des Comturs!"
Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
Die bleiche Mähne stand im Rund.
Zur Erde starrt' sein Augenstern,
Als sucht' es dort den todten Herrn . . .
Ein Knabe bot dem edeln Thier

Die Mähne sind: „Du blutest hier!“
Die Wunde badete die Flut,
Jetzt überquillt sie neu von Blut,
Und jeder Tropfen schwer und rot
Verkündet eines Mannes Tod.
Die Commurei mit Thurm und Thor
Ragt weiß im Mondenglanz empor.
Heim schritt der Rapp das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Wittwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

Die spanischen Brüder.

„Da find' ich dich! In Wintergrans
Hält dich ein deutsches Donaunest,
Ein schneebelastet Giebelhaus,
Kind einer heißen Sonne, fest.

Was treibst du hier? Mit toller Brunst
Bohrst du dich in Folianten ein?
Vom Teufel kommt die schwarze Kunst!
Griechisch? Die Kirche spricht Latein!

Darüber sitzest, Nacht um Nacht,
Du auf? Noch qualmt der Lampe Docht!
Auch siehst du bleich und überwacht,
Der sonst so weidlich ritt und focht!

Du darbst? Du meidest jede Lust?
Von allem Denken mach dich frei!
Verbrenn' an einer warmen Brust,
Ertränk' in Wein die Ketzerei!

Ergreife Schwert und Eisenhut!
Dem Spanier ward die Welt zum Raub!
Nach Flandern! Eh dein Edelblut
Versiegt in ekelm Bücherstaub!

Mein Bruder Juan, komm mit mir,
Beflecke nicht der Diaz Ruhm!
Ersäuf' im Quadalquivir
Das gottverdammte Lutherthum!

In Wittenberg hast du — absurd! —
Auf einer Schule Bank geheckt!
Bei diesem Dolch an meinem Gurt,
Ich morde den der dich verleckt!

Der Vater ist ein alter Christ
Und sähe lieber dich im Grab!
Die Mutter, welche gläubig ist —
Der Mutter drückst das Herz du ab!

Nie hat ein Diaz falsch geglaubt!
Nicht wahr? Uns thust du nicht die Schmach,
Geliebter Bruder, theures Haupt!
Ich eilte deinen Schritten nach!

Juan, ich reiße dich heraus
Mit dieser meiner Arme Kraft!
Die Rosse stampfen vor dem Haus,
Geführt von meiner Dienerschaft.

Du schweigst? Bekenn mir eh's geschah!
Thatst du den Schritt? Du schüttelst: Nein!
Wirst du ihn thun? Ja? Du nickst: Ja? . . .
Juan, es muß geschieden sein!"

Eng hält den Bruder er umfaßt,
Bang flehnend senkt er Blick in Blick,
Küßt, küßt ihn noch einmal in Hast —
Und stößt den Dolch ihm durchs Genick.

Er hält den Bruder lang im Arm,
Mit unerschöpften Thränen netzt
Und badet er den Todten warm:
„Noch starbest als ein Christ du jetzt!“

—

Der ſchöne Tag.

In kühler Tiefe ſpiegelt ſich
Des Juli-Himmels warmes Blau,
Libellen tanzen auf der Flut,
Die nicht der kleinſte Hauch bewegt.

Zwei Knaben und ein ledig Boot —
Sie ſpringen jauchzend in das Bad,
Der eine taucht gekühlt empor,
Der andre ſteigt nicht wieder auf.

Ein wilder Schrei: „Der Bruder ſank!“
Von Booten wimmelt's ſchon. Man fiſcht.
Den Einen rudern ſie ans Land,
Der fahl wie ein Verbrecher ſitzt.

Der andre Knabe ſinkt und ſinkt
Gemach hinab, ein Schlummernder,
Geſchmiegt das ſanfte Lockenhaupt
An einer Nymphe weiße Bruſt.

Das Auge des Blinden.

Durch das Marktgedräng von Namur
Stelzt ein narb'ger armer Krüppel.
— „Leute, bringt mich zu Don Juan!"
— „Schweigst du wohl, da ist Don Juan!"

„Schweigst du wohl, da ist Don Juan!"
In des Volkes Gasse reitet
Ein Gespenst am hellen Tage:
Don Juan der Oesterreicher —

Don Juan der Oesterreicher,
Der im Wein das Gift getrunken
König Philipps, seines Bruders,
Und Don Juan kennt den Mörder.

Seinen Mörder kennt Don Juan,
Auch den armen Krüppel kennt er,
Der den Bügel ihm betastet,
Der die Hand ihm deckt mit Küssen —

Der ihm deckt die Hand mit Küssen:
„Bin zerfetzt wie eine Fahne!
Wohne jetzt in Barcelona —
Braves Volk, bei meiner Ehre!

Braves Volk, bei meiner Ehre:
„Alter, leere dieſes Glas mir!“
„Alter, kannteſt du Don Juan?“
„Sprich uns immer von Don Juan!“

Immer ſprech' ich von Don Juan!
In den Schenken an dem Hafen
Gab ich tauſendmal zum Beſten
Die Victoria von Lepanto!

Die Victoria von Lepanto
Gab ich tauſendmal zum Beſten ...
Hergeſtelzt bin ich nach Flandern
Zu dem Abgott meines Lebens!

O Du Freude meines Lebens!
Sohn des Kaiſers! Kind des Glückes!
Deines Volkes Held und Liebling!
Ruhmgekrönter junger Feldherr!

Ruhmgekrönter junger Feldherr
Mit den goldnen Ringelhaaren,
Mit den ſtrahlend blauen Augen,
Ein ſchöner Engel Gottes!

Ein ſchöner Engel Gottes ...“
Durch die Menge die des Todes
Bild betrachtet, geht ein Schauder.
Juan der geſpenſtig bleiche,

Jnan der gespenstig bleiche
Sucht erstaunt das Aug des Krüppels —
Ist es trunken? Lebt's im Wahnsinn?
Es ist leer. Es ist erloschen.

Es ist leer. Es ist erloschen.
Den Jnans zerstörte Jugend
Blüht in eines Blinden Auge
Fort in unversehrter Schönheit.

Die verſtummte Laute.

Sie mochte gern an ſeiner Schulter lehnen
In einem weichen Abenddämmerlicht,
Sie barg vor ihm das Rieſeln ihrer Thränen,
Den halbenthüllten Reiz der Seele nicht:
„Freund, einz'ger Freund auf dieſem düſtern Eiland,
Ich welke! Chaſtelard, auch du biſt bleich!
Schlag deine Laute! Singe mir von weiland!
Von meinem erſten Königreich!“

Er ſtürmte durch die Saiten: „Jener Tage
Ins Meer geſunkne Sonnen ſind verblaßt!
Maria Stuart! Ich erhebe Klage,
Daß du geſchluchzt an meinem Herzen haſt!
Mit deinen Zähren bade hier dem reinen,
Entſeelten Gott die Marmerfüße bleich —
Weib, ſündlich iſt's vor einem Menſchen weinen
Mit dieſen Augen warm und weich!

Was war ich dir? Der nichtige Vertraute!
Ein Echo, das von deinen Seufzern ſchellt!
Ein Spiegel, drin ſie eitel ſich beſchaute,
Die Zähre, die dir an der Wimper quellt!
War dir die Laute nur, darauf zu breiten
Die Fingerſpitzen und ich hallte ſchön —
Ich haſſe dich!“ Er riß entzwei die Saiten
Mit einem gellen Mißgetön.

Er floh davon hinaus in Wald und Wildniß,
Doch wo er lechzend schlürft' aus einem Quell,
Sah er im Brunnen ein gelichtes Bildniß
Aus naher Tiefe schimmern dunkel hell,
Sah er ein blasses Angesicht in Zähren,
Es schwand und blickte wiederum empor,
Von Sehnen und Erfüllen und Gewähren
Rauscht's um den Born in Schilf und Rohr.

„Maria!" so beginnt in ihrer Kammer
Am Lager kniend sie das Nachtgebet,
„Maria!" wiederhallt voll Wut und Jammer
Ein Mund, der neben ihr im Dunkel steht.
Sie schreit. Man kommt. Von Fackelglut umlodert
Bebt sie vor Zorn: „Ein Mörder! fesselt ihn!"
Er lächelt: „Bist du schön!" Unaufgefordert
Giebt er den Schergen sich dahin.

Er schreitet seinem Blutgerüst entgegen
In einem klaren kühlen Morgenrot,
Ins Ohr des Sünders flüstert angelegen
Ein Kapuziner, der vermummte Tod:
„Freund, du bekommst es gut! Du wirst entlastet!
Ich absolvire dich von Lust und Pein!
Von keiner weichen weißen Hand betastet,
Wirst du die stumme Laute sein!"

Das Weib des Admirals.

Auf mondenhellem Lager wälzt ein Weib,
Ein ſchlummerloſes, ſich: „O banger Pfühl!
Auch du, mein ſorgender Gemahl, du wachſt!
Wer dürfte ſchlafen? Horch, die Folter ſtöhnt . . .
Erwürgte modern ohne Leichentuch,
Sieh unſer Linnen, Chatillon, wie fein!
Gen Himmel ſchreit der Märtrer fremdes Blut,
Ich ſchreie, Herr, in deinen Armen mit!
Mein Held, ich rede Zeugniß gegen dich
Vor Gott, entrolleſt du dein Banner nicht!“
Sie ſchweigt in düſtrer Glut. Er ſinnt und ſagt:
„Erwäge, Weib, die Schrecken die du wählſt!
Dies Haus in Rauch und Trümmern! Dies mein Haupt
Verfehmt, dem Meuchelmord gezeigt — geraubt!
Entehrt dies Wappen von des Henkers Hand!
Du mit den Knaben bettelnd auf der Flucht!
Wählſt du dir Solches? Nimm drei Tage Friſt!“
— „Drei Tage Friſt? Sie ſind vorbei. Brich auf!“

Hugenottenlied.

In die Schule bin ich gangen
Bei dem Meister Hans Calvin,
Lehre hab ich dort empfangen:
Vorbestimmt ist Alles ewigbin!
Jeder volle Wurf im Würfelspiele,
Jeder Liebestritt auf Liebchens Diele,
Jeder Kuß —
Schicksalsschluß!

Dann bin ich zu Roß gestiegen
Mit dem Hauptmann Des Adrets,
Der das Kindlein in der Wiegen
Würgt und sich ergötzt an Qual und Weh!
Jeder First, der raucht und dampft und lodert,
Jeder Todte, der im Graben modert,
Jeder Schuß —
Schicksalsschluß!

Die Karyatide.

Im Hof des Louvre trägt ein Weib
Die Zinne mit dem Marmorhaupt,
Mit einem allerliebſten Haupt.
Als Meiſter Goujon ſie geformt
In ſeinen Linien, überſchlank,
Und ſtehend auf dem Baugerüſt
Die letzte Locke meißelte,
Erſchoß den Meiſter hinterrücks
(Am Tag der Saint-Barthélemy)
Ein überzeugter Katholik.
Verſtürzend überflutet' er
Den feinen Buſen ganz mit Blut,
Dann ſank er rücklings in den Hof.
Die Marmormagd entſchlummerte
Und ſchlief dreihundert Jahre lang,
Ein Feuerſchein erwärmte ſie
(Am Tag da die Commüne focht)
Sie gähnt' und blickte rings ſich um:
Wo bin ich denn? In welcher Stadt?
Sie merken ſich. Es iſt Paris.

Mourir ou parvenir!

Herr Heinrich Guiſe ſchrieb. Da rauſcht' Gewand —
Es war ſein Lieb, das aus der Kirche kam,
Sein zärtlich Lieb, der ſchälernd aus der Hand
Ihr das mit Gold beſchlagne Meßbuch nahm.
Er blättert' drin. Hell war's von Farbenglut
Und keck verſchlungner Arabeskenzier —
„Geliebter, dich verdirbt dein Uebermuth!
Hinweg! Entflieh von hier!

Du biſt zu hoch! Der König, feig und ſchlau,
Bebt wie ein Kind vor deinen mächt'gen Braun!
Dich haßt er tödtlich — glaub es einer Frau!
Ihn ſah ich lächeln jüngſt — mich ſchüttelt Graun!"
Zur Feder griff er. „Flora, ſchlanke Fei!
Wie könnt' ich leben," ſeufzt' er, „fern von dir?"
Und ſchrieb ins Meßbuch, wo die Zeile frei:
Mourir —

— „Verſuche Gott nicht! Das Verderben reift!
Hinweg aus Blois! Mein Alles, Schmerz und Luſt!
Ich weiß: in dieſem Augenblicke ſchleift
Der Meuchelmord ein Schwert für deine Bruſt!"
Der Herzog ſchrieb in ihrem Buche fort,
So viel ihm Raum gewährte das Papier,
Als wär' es ein erbaulich Bibelwort:
— Ou parvenir!

„Mich so zu quälen! Schlimm hat mir geträumt!
Mein Gott! Du wandest dich in Todesschmerz!
Hinweg! Jetzt! Heute! Hörst du? Nicht gesäumt!“
Sein Liebchen zog er kosend an das Herz,
Sie senkte des bethränten Auges Glanz —
In kühnen Zügen stand der Spruch vor ihr,
Umrankt von einem üpp'gen Blumenkranz:
Meurir ou parvenir!

Das Reiterlein.

Das Bächlein nimmt nach der Loire den Gang.
An beiden Seiten
Auf und ab, die Ufer entlang
Spähn sie und reiten.
Sie sind sich so nahe! Sie sind sich so fern!
„Bon jour! meine Herrn!“
Grüßt keck eine Stimme.

Ein feurig, unbändig Reiterlein
Springt ab behende,
Setzt rechts ein Bein und links ein Bein
In beide Gelände:
„Groß ist der Sonne Glut —
Herrn, meint Ihr's gut,
Schafft eins zu trinken!“

Rechts kommt ein Pokal und links ein Pokal
Von verschiedener Helle,
Der: schäumender Champagnerstrahl
Der andere: Purpurrelle —
„Katholik? Calvinist?
Hier ein Christ! Dort ein Christ!“
Er schlürft aus beiden Bechern.

„Mit streitender Theologie
Mach' ich mir nichts zu schaffen,
Den Guisen überlaß ich sie,
Den Weibern und den Pfaffen!
Pred'gerrock? Meßgewand?
Stich und Schuß! Mord und Brand!
Ins Meer geschwemmte Leichen!

Bekennt mir, Herren, frei und frank:
Wie thut Ihr, wann Ihr dürstet?
Ihr setzt Euch rittlings auf die Bank
Und ruft nach Wein und dürstet!
Zug und Schluck! Schluck und Zug!
Noch ein Trunk! Nie genug!
Die Einen wie die Andern.

Genießt Ihr wenn'ge Minneluft
Nach Dogmen oder Schulen?
Kost alle nicht Ihr Brust an Brust
Mit Euren tranten Buhlen?
Thört Ihr nicht? Trügt Ihr nicht?
Schwört Ihr nicht? Lügt Ihr nicht?
Die Einen wie die Andern.

Drum lassen wir auf sich bestehn
Die Lehren die uns trennten,
Da wir erbaulich einig gehn
In allen Elementen:
Erntefest! Winzertanz!
Aehrenkranz! Traubenkranz!
Feldruhm und edle Waffen!

Spricht's und es fährt ein elektrischer Schlag
Rundum und setzt Alles in Flammen:
Frankreich hoch! Freudetag!
Heut wächst es zusammen!
Sie springen ins Wasser, sie waten im Fluß,
Sie spitzen die bärtigen Lippen zum Kuß,
Sie fallen sich all in die Arme.

Der Kleine drückt und küßt und herzt
Sie alle wie alte Bekannte.
„Wie aber, Herren, steht es," scherzt
Er, „mit dem Proviante?
Alles her! Fleisch oder Fisch!
Ihr seid geladen heut zu Tisch
Bei Heinrich von Navarra."

Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Thurm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Thor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert golden hell
Und knarrend öffnet jetzt das Thor ein Edelmann ...

— „Ich bin ein Knecht des Königs, als Courier geschickt
Nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Reck!"
— „Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Thier!"
Der Reiter tritt in einen dunklen Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Dreht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild ...
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft ...
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal ...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt ...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

— „Verdammt! Dasſelbe Wappen! Dieſer ſelbe Saal!
Drei Jahre ſind's ... Auf einer Hugenottenjagd ...
Ein fein, halsſtarrig Weib ... „Wo ſteckt der Junker? Sprich!"
Sie ſchweigt. „Bekenn!" Sie ſchweigt. „Gieb ihn heraus!"
Sie ſchweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geſchöpf ...
Die Füße pack' ich ihr und blöße ſie und ſtrecke ſie
Tief mitten in die Glut ... „Gieb ihn heraus!" ... Sie
ſchweigt ...
Sie windet ſich ... Sahſt du das Wappen nicht am Thor?
Wer hieß dich hier zu Gaſte geben, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich."
Ein tritt der Edelmann. „Du träumſt! Zu Tiſche, Gaſt ..."

Da ſitzen ſie. Die Drei in ihrer ſchwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder ſpricht das Tiſchgebet.
Ihn ſtarren ſie mit aufgeriſſnen Augen an —
Den Becher füllt und übergießt er, ſtürzt den Trunk,
Springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerſtatt!
Müd bin ich wie ein Hund!" Ein Diener leuchtet ihm,
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und ſieht den Knaben flüſtern in des Vaters Ohr ...
Dem Diener folgt er taumelnd in das Thurmgemach.

Feſt riegelt er die Thür. Er prüft Piſtol und Schwert.
Hell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke ſtöhnt.
Die Treppe kracht ... Dröhnt hier ein Tritt? ... Schleicht dort
ein Schritt? ...
Ihn täuſcht das Ohr. Herüber wandelt Mitternacht.
Auf ſeinen Lidern laſtet Blei und ſchlummernd ſinkt
Er auf das Lager. Draußen plätſchert Regenflut.

Er träumt. „Geſteh!“ Sie ſchweigt. „Gieb ihn heraus!“ Sie ſchweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufſprüht und ziſcht ein Feuermeer, das ihn verſchlingt . . .
— „Erwach! Du ſollteſt längſt von hinnen ſein! Es tagt!“
Durch die Tapetenthür in das Gemach gelangt,
Vor ſeinem Lager ſteht des Schloſſes Herr — ergraut,
Dem geſtern braun ſich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt ſich heut.
Zerſplittert liegen Aeſtetrümmer quer im Pfad.
Die frühſten Vöglein zwitſchern, halb im Traume noch.
Friedſel'ge Wolken ſchwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen athmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet ſich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr ſeid ein kluger Mann und voll Beſonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiederſehn!“ Der Andre ſpricht:
„Du ſagſt's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienſt mir ſchwer . . . Bemerket haſt du teufliſch mir
Mein Weib! Und lebſt! . . . Mein iſt die Rache, redet Gott.“

Die Rose von Newport.

Sprengende Reiter und flatternde Blüthen,
Einer voraus mit geſcheitelten Locken —
Iſt es der Lenz auf geflügeltem Renner?
Karl iſt's, der Jüngling, der Erbe von England,
Und die ſich nähern in goldener Mailuft,
Das ſind die Giebel und Thore von Newport,
Drüber das Wappen der Stadt: eine Roſe!
Jubelnde Gaſſen und jubelnde Wimpel
Und ein von treibender Jugend geſchwelltes,
Jubelndes Herz in dem Buſen des Stuart . . .
Unter den blühenden Linden des Marktes
Schreitet ein Reigen von blüh'nden Geſtalten
Und eine Schönſte mit herzlichem Beben
Bietet dem Prinzen die Roſe von Newport:
„Seliges Geſtern und Morgen und Heute,
Herr, Dir die Roſe von Newport bedeute!"

Morgen erzählen die Linden das Märchen
Von der entblätterten Roſe von Newport.

Sprengende Reiter und wirbelnde Flocken,
Einer voraus mit verwilderten Haaren —
Iſt es der Winter, der finſtre Geſelle?
Karl iſt's, der Flüchtling, der König von England.
Seit er das Blut ſeines Volkes vergeſſen,
Reitet er neben zerſchmetterndem Abgrund . . .

Und die ſich nähern in weißem Geſtöber,
Das ſind die Giebel und Thore von Newport,
Drüber das Wappen der Stadt: eine Roſe!
Nirgend ein Jubel und nirgend ein Wimpel,
Polternde Hämmer und kreiſchende Feilen —
Und ein von eiſernen Fäuſten gepreſſtes,
Aechzendes Herz in dem Buſen des Stuart . . .
Unter den frierenden Linden des Marktes
Bettelt ein Kind mit verſchatteten Augen,
Bietet dem König ein derrendes Röschen:
„Seliges Geſtern und Morgen und Heute,
Herr, Dir die Roſe von Newport bedeute!“
Karl, der die Züge des Kindes betrachtet,
Schmal und geſpenſtig im Spiegel des Elends
Sieht er das eigene Antlitz und ſchaudert.

Morgen erzählen die Linden das Märchen
Von dem enthaupteten König in England.

Der ſterbende Cromwell.

Vor der Königsburg in nächt'ger Stunde
Knickt der Tod die Eichen in die Runde,
Drinnen ſucht er dann ein zäher Leben
Aus den Wurzeln allgemach zu heben —
Whiteball iſt Cromwell's Sterbeſtätte,
Ein Waldenſer kniet an ſeinem Bette!
„Herr, ich komm', ein Kind des welſchen Thales,
Wo Du biſt der Schutzgott jedes Mahles,
Unſern Dank auf Deine Knie zu legen,
Leben, Cromwell, mußt Du unſertwegen!
Rom befehdet uns mit ſeinen Pfaffen,
Unſer Herzog rüſtet frevle Waffen
Gegen unſer Thal, den lautern Glauben
Will er oder uns das Leben rauben!
Doch Du ſahſt in Deinen Schmerzensnächten
Uns gefoltert ſchon von Henkersknechten
Und Du hobeſt Dich in Fieberſchwüle
Auf den Arm geſtützt empor vom Pfühle
Und Du drehteſt über Meer gewendet,
Pfaffen, Henker blieben ungeſendet —
Wenn wir, Cromwell, Deine Söhne wären,
Herber könnten wir Dich nicht entbehren!
Deine bangen Athemzüge geben
Uns den Odem, friſten uns das Leben.
Dennoch — Wie Du leideſt, Herr — unſäglich —
Deine Qualen werden unerträglich? —
Dennoch — ob uns Hartes ſei beſchieden —
Friedeſtifter, fahre hin in Frieden!"

Milton's Rache.

Am Grab der Republik iſt er geſtanden,
Doch ſah er nicht des Stuart Schiffe landen,
Ihn hüllt' in Dunkel eine güt'ge Nacht:
Er iſt erblindet! Herrlich füllt mit lichten
Gebilden und dämoniſchen Geſichten
Die Muſe ſeines Auges Nacht . . .

Ein eifrig Mädchenantlitz neigt ſich neben
Der müden Ampel, feine Finger ſchweben,
Auf leichte Blätter ſchreibt des Dichters Kind
Mit eines Stiftes ungehörtem Gleiten
Die Wucht der Worte, die für alle Zeiten
In Marmelſtein gehauen ſind . . .

Er ſpricht: „Zur Stunde, da" — Hohnrufe gellen,
Das Haupt, das blinde, bleiche, zuckt in grellen,
Lodernden Fackelgluten, zürnt und lauſcht . . .
Durch Lendens Gaſſen wandern um die Herden
Der Cavaliere, Schlaf und Scham zu merden,
Von Wein und Uebermuth berauſcht:

„Schaut auf! Das iſt des Puritaners Erker!
Der Schreiber hält ein blühend Kind im Kerker!
Der Schuhu hütet einen duft'gen Kranz!
Wir ſchreiten ſchlank und jung, wir ſind die Sünden
Und kommen ihr das Herzchen zu entzünden
Mit Saitenſpiel und Reigentanz!

Vertreibt den Kauz vom Neſt! Umarmt die Dirne!“
Geklirr! Ein Stein! . . . Still blutet eine Stirne,
Den Vater ſchirmt das Mädchen mit dem Leib,
Die Bleiche drückt er auf den Schemel nieder,
Ein Richter, kehrt zu ſeinem Lied er wieder:
„Nimm deinen Stift, mein Kind, und ſchreib!

Zur Stunde, da des Laſterkönigs Knechte
Umwandern, die Gutheiliger der Nächte . . .
Zur Stunde, da die Hölle frechen Schalls
Aufſchreit, empor zu den erhabnen Thürmen . . .
Zur Stunde, da die Rieſenſtadt durchſtürmen
Die blut'gen Söhne Belials . . . . .“

So ſang mit wunder Stirn der geiſterblaſſe
Poet. Verſchollen iſt der Lärm der Gaſſe,
Doch eh Jahrhundert um Jahrhundert flieht,
Von einem bangen Mädchen aufgeſchrieben,
Sind Miltons Rächerverſe ſtehn geblieben,
Verwoben in ſein ewig Lied.

Der Daxelhofen.

Den Hauptmann Daxelhofen
Bestaunten in der Stadt Paris
Die Kinder und die Zofen
Um seines blonden Bartes Vließ —
Prinz Condé zog zu Felde,
Der Hauptmann Daxelhofen auch,
Da fuhr am Bord der Schelde
Der Blitz und quoll der Pulverrauch.

Die Lilienbanner hoben
Sich sachte weg aus Niederland
Und schoben sich und schoben
Tout doucement zum Rheinesstrand.
„Herr Prinz, welch köstlich Düften!
So duftet nur am Rhein der Wein!
Und dort der Thurm in Lüften,
Herr Prinz, das ist doch Mainz am Rhein?

In meinem Pakt geschrieben
Steht: Ewig nimmer gegens Reich!
So steht's und ist geblieben
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!
Ich bin von Schwabenstamme,
Bin auch ein Eidgenosse gut,
Und daß mich Gott verdamme,
Vergieß ich Deutscher deutsches Blut!

In Mainz als Feind zu rücken
Reißt mich kein Höllenteufel fort,
Betret' ich dort die Brücken,
So sei mir Hand und Schlund verdorrt!
Nicht dürft' ich mich bezechen
Mit frommen Christenleuten mehr!
Mein Waffen lieber brechen,
Als brechen Eid und Mannesehr!"

„La, la", lirrt Condé, „ferner
Dient Ihr um Doppel-Tripellohn."
Da bricht vorm Knie der Berner
In Stücke krachend sein Sponton,
Dem Prinzen wirft zu Füßen
Die beiden Trümmer er und spricht:
„Den König laß ich grüßen,
Das deutsche Reich befehd' ich nicht!"

Druck von W. Tragulin in Leipzig.

Die Richterin.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1885.

Erſtes Kapitel.

„Precor sanctos apostolos Petrum et Paulum!“ pſalmodirten die Mönche auf Ara Cöli, während Karl der Große unter dem lichten Himmel eines römiſchen Märztages die ziemlich ſchadhaften Stufen der auf das Capitol führenden Treppe emporſtieg. Er ſchritt feierlich unter der Kaiſerkrone, welche ihm unlängſt zu ſeinem herzlichen Erſtaunen Papſt Leo in raſcher Begeiſterung auf das Haupt geſetzt. Der Empfang des höchſten Amtes der Welt hatte im Ernſte ſeines Antlitzes eine tiefe Spur gelaſſen. Heute, am Vorabend ſeiner Abreiſe, gedachte er einer ſolennen Seelenmeſſe für das Heil ſeines Vaters, des Königs Pippin, beizuwohnen.

Zu ſeiner Linken ging der Abt Alcuin, während ein Gefolge von Höflingen, die aus allen Ländern der

Christenheit zusammengewählte Palastschule, sich in gemessener Entfernung hielt, halb aus Ehrerbietung, halb mit dem Hintergedanken, in einem günstigen Augenblicke sich sachte zu verziehen und der Messe zu entkommen. Die vom Wirbel zur Zehe in Eisen gehüllten Höflinge schlenderten mit gleichgültiger Miene und hochfahrender Geberde in den erlauchten Stapfen, die Begrüßung der umstehenden Menge mit einem kurzen Kopfnicken erwidernd und sich über nichts verwundern wollend, was ihnen die ewige Stadt Großes und Ehrwürdiges vor das Auge stellte.

Jetzt hielten sie vor der ersten Stufe, während oben auf dem Platze Karl mit Alcuin bei dem ehernen Reiterbilde stillestand. „Ich kann es nicht lassen," sagte er zu dem gelehrten Haupte, „den Reiter zu betrachten. Wie mild er über der Erde waltet! Seine Rechte segnet! Diese Züge müssen ähnlich sein."

Da flüsterte der Abt, den der Hafer seiner Gelehrsamkeit stach: „Es ist nicht Constantin. Das hab' ich längst heraus. Doch ist es gut, daß er dafür gelte, sonst wären Reiter und Gaul in der Flamme geschmolzen." Der kleine Abt hob sich auf die Zehen und wisperte dem großen Kaiser ins Ohr: „Es ist

der Philosoph und Heide Marc Aurel." „Wirklich?" lächelte Karl.

Sie gingen der Pforte von Ara Cöli zu, durch welche sie verschwanden, der Kaiser schon in Andacht vertieft, sodaß er einen netten jungen Menschen in rätischer Tracht nicht beachtete, der unferne stand und durch die ehrfürchtigsten Grüße seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

„Halt, Herren," rief einer der inzwischen bei dem Reiterbilde angelangten Höflinge und fing rechts und links die Hände der neben ihm Wandelnden, „jetzt da alles treibt und schwillt" — Erd- und Lenzgeruch kam aus nahen Gärten — „will ich meinen Becher und was mir sonst lieb ist mit Veilchen bekränzen, aber keinen Weihrauch trinken, am wenigsten den einer Todtenmesse. Ich habe hier herum eine Schenke entdeckt mit dem steinernen Zeichen einer säugenden Wölfin. Das hat mir Durst gemacht. Sehen wir uns noch ein bischen den Reiter an und verdusten dann in die Tabernen."

„Wer ist's?" fragte einer.

„Ein griechischer Kaiser" —

„Den setzen wir ab" —

„Wie er die Beine ſpreizt!“ —

„Reitet der Kerl in die Schwemme?“ —

„Holla, Stallknecht!“ —

„Nettes Thier!“ —

„Wülſte wie ein Maſtſchwein!“

So ging es Schlag auf Schlag und ein frecher Witz überblitzte den andern. Das antike Roß wurde gründlich und unbarmherzig kritiſirt.

Der artige Räter hatte ſich nach und nach dem Kreiſe der Spötter genähert. Seine Abſicht ſchien, zwiſchen zwei Gelächtern in ihre Gruppe zu gelangen und auf eine unverfängliche Weiſe mit der Schule anzuknüpfen. Aber die Höflinge achteten ſeiner nicht. Da faßte er ſich ein Herz und ſprach in vernehmlichen Worten zu ſich ſelbſt: „Erſtaunliche Sache, dieſe Palaſtſchule, und ein Günſtling des Glücks, wer ihr angehören darf!“

Ueber eine gepanzerte Schulter wendete ſich ein junger Rothbart und ſprach gelaſſen: „Wir ſchwänzen ſie meiſtentheils.“ Dann kehrte ſich der ganze Höfling, ein baumlanger Menſch, und fragte den Räter mit einem ſpöttiſchen Geſichte: „Welcher Eltern rühmſt du dich, Knabe?“

Dieser gab vergnügten Bescheid. „Ich bin der Neffe des Bischofs Felix in Cur und mit seinen Briefen an den heiligen Stuhl geschickt."

„Räter," sprach der Lange ernsthaft, „du bist an den Quell der Wahrheit gesendet. Hier stehst du auf den Schwellen der Apostel und über den Grüften unzähliger Bekenner. Lege wahrhaftes Zeugniß ab und bekenne tapfer: Ich bin der Sohn des Bischofs."

Eben intonirten die Mönche von Ara Cöli mit jungen und markigen Stimmen die dunkle Klage und flehende Entschuldigung: „Concepit in iniquitatibus me mater mea!"

„Hörst du," und der Höfling deutete nach der Kirche, „die dort wissen es!" Der ganze Hause schlug eine schallende Lache auf.

Der kluge Bischofsneffe hütete sich in Zorn zu gerathen. Mit einem flüchtigen Erröthen und einer leichten Wendung des Kopfes sagte er: „Bischof Felix, der im Schatten seiner Berge die aus eurer Schule aufsteigende Sonne der Bildung mit frommem Jubel begrüßt, hat mir den Auftrag gegeben, für seine jung gebliebene Lernbegierde einige Hauptschriften der erwachenden Wissenschaft und insbesondere das unvergleichliche Büch-

lein der Disputationen des Abtes Alcuin zu erwerben. Nun wird erzählt, dieser große und gute Lehrer habe jeden von euch mit einem kostbaren Exemplare ausgerüstet, und ich meine nur, einer dieser Herren hätte vielleicht Lust einen Handel zu schließen."

„Du sprichst wahr und weise, Bischofssohn," parodirte ihn der Höfling, „und wäre mein Alcuin nicht längst unter die Hebräer gegangen, mochte es geschehen, daß wir Zweie zu dieser Stunde darum ein kurzweiliges Würfelspielchen machten."

„In unchristliche Hände! diese göttliche Weisheit!" wehklagte der Räter.

„Weisheit!" spottete der Rothbart, „ich versichere dir: lauter dummes Zeug. Uebrigens weiß ich es auswendig. Höre nur, Bergbewohner!" Er krümmte den langen Rücken wie ein verbogener Schulmeister, zog die Brauen in die Höhe und wendete sich an den jüngsten der Bande, einen Krauskopf, der, fast noch ein Knabe, aus südlichen Augen lachend mit Lust und Liebe auf das gottlose Spiel einging.

„Jüngling," predigte der falsche Alcuin, „du hast einen guten Charakter und einen gelehrigen Geist. Ich werde dir eine ungeheuer schwere Frage vor-

legen. Siehe, ob du sie beantwortest. Was ist der Mensch?"

„Ein Licht zwischen sechs Wänden," antwortete der Knabe andächtig.

„Welche Wände?"

„Das Links, das Rechts, das Vorn, das Nichtvorn, das Oben, das Unten." Jeden dieser Räume bezeichnete er mit einer Geberde: beim fünften starrte er in den leuchtenden Himmel hinauf, als bestaune er einen Engelreigen, und bohrte schließlich einen stieren Blick in den Boden, als entdecke er die verschüttete Tarpeja. Jubelndes Klatschen belohnte die Faxe.

Die wachsende Lustigkeit der Palastschule begann den Bischofsneffen zu ängstigen. Da trat im guten Augenblicke einer aus dem Kreise, ein kühner Krieger, dem an der rechten Seite des stämmigen Wuchses ein seltsam gewundenes Hifthorn hing. „Sei getrost," sagte er und ergriff die Hand des Räters, „du sollst ein Pergament haben. Das meinige. Es schleppt sich unter dem Gepäcke." Er führte den Erlösten weg, die Treppe des Capitols hinunter, sich nicht weiter um seine Gefährten bekümmernd.

Jetzt gingen sie freundlich nebeneinander, wenn

auch nicht mehr Hand in Hand. Die des Palaſtſchülers war auf das Hifthorn geglitten, das der Biſchofsneffe mit aufmerkſamen Blicken betrachtete. „Das hier kommt aus dem Gebirge," ſagte er.

„So," machte der Behelmte. „Aus welchem Gebirge?"

„Aus unſerm, Landsmann. Ich kenne dich an deiner Sprache, wie du mich ebendaran erkannt haben wirſt, da du mich, wofür ich dir danke, den Neckereien der Palaſtſchule entzogeſt. Daß du es wiſſeſt, ich bin Graciosus" — der kluge Räter hatte dieſen ſeinen hübſchen Namen den Spöttern am Reiterbilde weislich verſchwiegen — „oder auf deutſch Gnadenreich, und du biſt Wulfrin, Sohn Wulfs, wenn dieſes Hifthorn dein Erbtheil iſt, wie ich vermuthe."

Wulfrin runzelte die Stirn. Es mochte ihm nicht willkommen ſein, von der Heimath zu hören. Dann muſterte er Gnadenreich und fand einen anmuthenden wohlgebildeten Jüngling, eine Gott und Menſchen gefällige Erſcheinung, nicht anders als der Name lautete. Er klopfte ihn auf die runde Schulter, deren Schmiegſamkeit zu dieſer beſchützenden Liebkoſung einlud, und ſagte: „Es macht warm." In der That

ſtrahlte nicht nur die römiſche Märzſonne, ſie brannte ſogar.

„Ja, es macht warm," wiederholte er, hob den Helm und wiſchte mit der Hand einen Schweißtropfen. „Leeren wir einen Becher?" und ohne die Antwort zu erwarten, bog er nach wenigen Schritten in den offenen Hofraum eines klöſterlichen Gebäudes und warf ſich dort auf eine Steinbank, wo Graciosus in Züchten ſich neben ihn ſetzte. „Ich darf mich nicht weiter verziehen," ſagte der Höfling, „als das Horn reicht, wann Herr Karl die Schule zuſammenruft. Auch liebe ich dieſes junge Geſchöpf," ſcherzte er und zeigte auf eine Palme, welche in geringer Entfernung auf dem Vorſprunge eines Hügels, von leichten Windſtößen bewegt, ſich im blauen Himmel fächerte und etwa ſechzehn Jahresringe zählen mochte. „Hier heißt es ad palmam novellam und Pförtner Petrus ſchenkt einen herben. He, Petrus!" Dieſer, ein Alter mit ſtruppigem Bart, feurigen Augen und zwei rieſigen Schlüſſeln am Gurte, brachte Kanne und Becher.

„Palma novella iſt auch ein Frauenname," bemerkte Graciosus und netzte den Mund.

„Mag ſein," verſetzte Wulfrin. „In Hiſpanien,

wenn mir recht ist, läuft derlei Getauftes oder Ungetauftes herum. Ich habe mich nicht damit befaßt. Ich mache mir nichts aus den Weibern."

„Deine rätische Schwester heißt auch nicht anders," sagte Gnadenreich unschuldig.

„Meine — rätische — Schwester?"

„Nun ja, Wulfrin, das Kind der Judicatrix, meiner Nachbarin auf Malmort am Hinterrhein. Du hast sie nie von Angesicht gesehen, die Frau Stemma, das zweite Weib deines Vaters?"

„Das dritte," murrte Wulfrin. „Ich bin von der zweiten."

„Das weißt du besser. Auch das jähe Ende deines Vaters weißt du, bei seinem Auftritt in Malmort. Palma ist nachgeboren."

„Es sei," versetzte Wulfrin verdrossen. „Warum auch sollte es nicht sein?. Rührt mich aber nicht. Was mich kümmern konnte, hat mir der Knecht des Vaters, der Steinmetz Arbogast, umständlich berichtet. Ich habe es mit ihm beredet und erörtert mehr als einmal und noch zuletzt am Wachfeuer vor Pertusa, wenige Augenblicke bevor den treuen Karl der maurische Pfeil meuchelte. Das ist nun fertig und abgethan.

Wisse: als Siebenjähriger bin ich daheim ausgerissen — der Vater hatte mir das siechе Mütterlein ins Kloster gestoßen — und über Stock und Stein zu König Karl gerannt. Dorthin hat mir der Arbogast mein Erbe gebracht, das Wulfenhorn, dieses hier. Der Wulfenbecher, der dazu gehört, obschon er heidnisch ist — das Horn ist biblischen Ursprungs — blieb auf Malmort und mag dort bleiben, bis ich freie und das hat Weile. Sie werden ihn aufgehoben haben. Du hast ihn wohl gesehen, wenn du dort ein- und ausgehst."

Graciosus nickte.

„Verstehe: beide, Horn und Kelch, sind zwei Alterthümer, mit Tugenden und Kräften begabt. Den Becher gab einem Wölfling ein Elb oder eine Elbin von denen im Hinterrhein. Solang eines Wolfes Weib ihn ihrem Wolfe kredenzt und den darein gegrabenen Spruch ohne Anstoß hersagt, einmal vorwärts und einmal rückwärts, gefällt und mundet sie dem Wolfe. Ueber das Hifthorn sind die Meinungen getheilt. Nach den Einen ist es gleichfalls ein elbisches Geschenk und vor dem Burgthor bei der Rückkehr geblasen, zwingt es die Wölfin zu bekennen, was immer sie in Ab-

weſenheit des Gatten geſündigt hat. Andere dagegen behaupten, daß ein Wolf im gelobten Lande das Horn mit ſeinem Schwert aus dem erſtarrten Pech und Schwefel des todten Meeres grub. So iſt es ein im Getümmel zur Erde geſtürztes Harſchhorn, von denen welche die himmliſchen Haufen bliefen zum Gericht über Sodom und Gomorra." Wulfrin blickte dem Räter ins Geſicht, der ihm — Schlauheit oder Einfalt — zwei gläubige Augen entgegenhielt.

Eben wurde vom Winde ein Bruchſtück der Seelenmeſſe aus Ara Cöli hergetragen. Zornig und drohend ſangen ſie dort: „Dies irae, dies illa, dies magna et amara valde!"

„Schöne Bäſſe," lobte Wulfrin. „Um wieder auf den Becher zu kommen, ſo glaube ich nicht an ſeine Kraft. Sicherlich hat die Mutter nicht unterlaſſen, ſeinen Spruch herzubeten, vorwärts und rückwärts. Es hat nichts gefruchtet. Sie welkte und der Vater verſtieß ſie." Er that einen Seufzer.

„Und das Horn?" fragte Schelm Graciosus.

Der Höfling wog es in den Händen und lächelte. Graciosus lächelte gleichfalls.

„Uebrigens iſt es das beſte Hifthorn im Heere.

Das ruft! Höre nur!“ und er ſetzte es an den Mund.

„Um aller Heiligen willen, Wulfrin, laß ab!“ ſchrie Graciosus ängſtlich. „Willſt du die Stadt Rom in Aufruhr bringen?“

„Du haſt recht, ich dachte nicht daran.“ Wulfrin ließ das Horn in die tragende Kette zurückfallen.

„Dieſes Hifthorn,“ ſagte jetzt Graciosus bedächtig, „wurde mir beſchrieben. Auch hat es der Knecht Arbogaſt in Stein gemeißelt auf dem Grabmal im Hofe von Malmort, wo er den Comes deinen Vater abbildete und die Wittib daneben.“

„So?“ grollte Wulfrin. „Konnte der Vater nicht allein liegen?“

Graciosus ließ ſich nicht einſchüchtern. „An den Herrn des Hifthorns habe ich einen Auftrag,“ ſagte er.

„Du biſt voller Aufträge. Von wem haſt dr dieſen?“

„Von der Richterin.“

„Welche Richterin?“ Entweder war Wulfrin von harten Begriffen oder ſeine Laune verſchlechterte ſich zuſehends.

„Nun, die Judicatrix Stemma, deine Stiefmutter.“

„Was hab' ich mit der Alten zu schaffen! Warum lächelst du, Männchen?"

„Weil du so mit ihr umgehst, die noch schön und jung ist."

„Ein altes Weib, sage ich dir."

„Ich bitte dich, Wulfrin! Dein Vater freite sie als eine Sechzehnjährige. Dein Geschwister ist nicht älter. Zähle zusammen! Doch jung oder alt, sie gab mir den Auftrag und ich darf ihn nicht unausgerichtet heimbringen."

Der Höfling verschluckte einen Fluch. „Du verdirbst mir den Kräßer, er schmeckt wie Galle." Erbost stieß er den Becher von der Bank und setzte den Fuß darauf. „So sprich!"

„Frau Stemma," begann Gnadenreich in bildlicher Rede, will sich vor dir die Hände in ihrer Unschuld waschen."

„Ein Becken her!" spottete Wulfrin, als riefe er in die Gasse hinaus nach einem Bader.

„Wulfrin, stünde sie vor dir, du strafteſt deine Lippen! Keine in Rätien hat edlere Sitte. Was sie verlangt, ist gebührlich. Auf der Schwelle ihres Kastells, vor ihrem Angesichte, jählings ist dein Vater erblichen.

Das ist schrecklich und fragwürdig. Frau Stemma läßt dir sagen, sie wundere sich, daß sie dich rufen müsse, sie habe dich längst, täglich, stündlich erwartet, seit du zu deinen mündigen Jahren gekommen bist. Nur ein Sorgloser, ein Fahrlässiger, ein Pflichtvergessener — nicht meine Worte, die ihrigen — verschiebe und versäume es, sie zur Rechenschaft zu ziehen."

Wulfrin blickte finster. „Das Weib tritt mir zu nahe," sagte er. „Ich wußte, was man einem Vater schuldig ist. Er hat an meiner Mutter gefrevelt und sein Gedächtniß — die Kriegsthaten ausgenommen — ist mir unlieb: dennoch habe ich mir seine Todesgeberde vergegenwärtigt, den Augenzeugen Arbogast, der das Lügen nicht kannte, habe ich scharf ins Verhör genommen. Jetzt will ich noch ein Uebriges thun und dir die gemeine Sache herbeten, vom Credo bis zum Amen. Du bist aus dem Lande und kennst die Geschichte. Mangelt etwas daran oder ist etwas zuviel, so widersprich!

Der Vater kam aus Italien und nächtigte bei dem Judex auf Malmort. Bei Wein und Würfeln wurden sie Freunde und der Vater, der, meiner Treu, kein Jüngling mehr war — ich habe aus der Wiege seinen

weißen Bart gezupft — warb um das Kind des Richters und erhielt es. Beim Bischof in Cur wurde Beilager gehalten. Am dritten Tage setzte es Händel. Der Räzünser, dessen Werbung der Judex abgewiesen haben mochte, wurde zu spät oder ungebührlich geladen oder an einen unrechten Platz gesetzt oder nachlässig bedient oder schlecht beherbergt oder es wurde sonst etwas versehen. Kurz, es gab Streit und der Räzünser streckt den Judex. Der Vater hat den Schwieger zu rächen, berennt Räzüns eine Woche lang und bricht es. Inzwischen bestattet das Weib den Judex und reitet nach Hause. Dort sucht sie der Vater, mit Beute beladen. Er stößt ins Horn, der Sitte gemäß. Sie tritt ins Thor, sagt den Spruch und kredenzt den Wulfenbecher, den ihr der Vater in Cur nach wölfischer Sitte als Morgengabe gereicht hatte. Kredenzt ihn mit drei Schlücken. Der Arbogast, der durstig daneben stand, hat sie gezählt: drei herzhafte Schlücke. Der Vater nimmt den Becher, leert ihn auf einen Zug und haucht die Seele aus. War es so oder war es anders, Bischofsneffe?"

„Wörtlich und zum Beschwören so," bestätigte Graciosus. „Von hundert Zeugen, die den Burghof füllten,

zu beſchwören! Soviel ihrer noch am Leben ſind. Und ſolches iſt geſchehen nicht im Zwielichte, nicht bei flackernden Spänen, ſondern im Angeſicht der Sonne zu klarer Mittagszeit. Der Comes dein Vater war raſend geritten, hatte im Bügel manchen Trunk gethan" —

„Und mit fliegender Lunge ins Horn geſtoßen, vergiß nicht!" höhnte Wulfrin.

„Er trieſte und keuchte" —

„Er lechzte wie eine Bracke!" überbot ihn Wulfrin.

„Er ſehnte ſich nach ſeinem Weibe," dämpfte Graciosus.

„Trunken und brünſtig! unter gebleichten Haaren! pfui! Iſt das zum Abmalen und an die Wand heften? Was will die Judicatrix? Mich ſchwören laſſen, daß wir Wölfe gemeinhin am Schlage ſterben? Was freilich auf die Wahrheit herausliefe."

„Es iſt ihr Wille ſo und man gehorcht ihr in Rätien."

„Seht einmal da! ihr Wille!" hohnlachte Wulfrin. „Mein Wille iſt es nicht und meine Heimath iſt nicht ein Bergwinkel, ſondern die weite Welt, wo der Kaiſer ſeine Pfalz bezieht oder ſein Zelt aufſchlägt. Sage du

deiner Richterin, Wulfrin ſei kein Laurer noch Argwöhner! Sie rühre nicht an die Sache! Sie zerre den Vater nicht aus dem Grabe! Ich laſſe ſie in Ruhe, kann ſie mich nicht ruhig laſſen?" Er drohte mit der Hand, als ſtünde die Stiefmutter vor ihm. Dann ſpottete er: „Hat das Weib den Narren gefreſſen an Spruch und Urtheil? Hat es eine kranke Luſt an Schwur und Zeugniß? Kann es ſich nicht erſättigen an Recht und Gericht?"

„Es iſt etwas Wahres daran," ſagte Graciosus lächelnd. „Frau Stemma liebt das Richtſchwert und befaßt ſich gerne mit ſeltenen und verwickelten Fällen. Sie hat einen großen und ſtets beſchäftigten Scharfſinn. Aus wenigen Punkten erräth ſie den Umriß einer That und ihre feinen Finger enthüllen das Verborgene. Nicht daß auf ihrem Gebiete kein Verbrechen begangen würde, aber geleugnet wird keines, denn der Schuldige glaubt ſie allwiſſend und fühlt ſich von ihr durchſchaut. Ihr Blick dringt durch Schutt und Mauern und das Vergrabene iſt nicht ſicher vor ihr. Sie hat ſich einen Ruhm erworben, daß fernher durch Briefe und Boten ihr Weisthum geſucht wird."

„Das Weib gefällt mir immer weniger," grollte

Wulfrin. „Der Richter walte ſeines Amtes ſchlecht und recht, er lauſche nicht unter die Erde und ſchnüffle nicht nach verrauchtem Blute.“

Graciosus begütigte. „Sie redet davon, ihr Haus zu beſtellen, obwohl ſie noch in Blüthe und Kraft ſteht. Vielleicht ſorgt ſie, wenn ſie nicht mehr da wäre, könnteſt du deine Schweſter in Unglück ſtürzen“ —

„In Unglück?“

„Ich meine ſie berauben und verjagen unter dem Vorwande einer unaufgeklärten und ungeſchlichteten Sache. Darum, vermuthe ich, will ſie dich nach Malmort haben und ſich mit dir vertragen.“

Wulfrin lachte. „Wirklich?“ ſagte er. „Sie hat einen ſchönen Begriff von mir. Meine Schweſter plündern? Das arme Ding! Im Grunde kann es nicht dafür, daß es auf die Welt gekommen iſt. Doch auch von ihr will ich nichts wiſſen.“ Während er redete, zählte ſein Blick die Jahresringe der jungen Palme. „Fünfzehn Ringe?“ ſagte er.

„Fünfzehn Jahre,“ berichtigte Graciosus.

„Und wie ſchaut ſie?“

„Stark und warm,“ antwortete Gnadenreich mit einem unterdrückten Seufzer. „Sie iſt gut, aber wild.“

„So iſt es recht. Und dennoch will ich nichts von ihr wiſſen.“

„Sie aber weiß von nichts anderm als von dem fremden reiſigen fabelhaften Bruder, der ſich mit den Sachſen balgt und mit den Sarazenen rauft. „Wann der Bruder kommt“ — „Das gehört dem Bruder“ — „Das muß man den Bruder fragen“ — davon werden ihr die Lippen nicht trocken. Jedes Hifthorn jagt ſie auf, ſie ſpringt nach deinem Becher und damit an den Brunnen. Sie wäſcht ihn, ſie reibt ihn, ſie ſpült ihn.“

„Warum, Narr?“

„Weil ſie dir ihn kredenzen will und dein Vater ſich daraus den Tod getrunken hat.“

„Dummes Ding! Du alſo wirbſt um ſie?“

Der ertappte Graciojus erröthete wie ein Mädchen. „Die Mutter begünſtigt mich, aber an ihr ſelbſt werde ich irre,“ geſtand er. „Kämeſt du heim, ich bäte dich, ein Wort mit ihr zu reden.“

Wieder muſterte Wulfrin den netten Jüngling und wieder klopfte er ihn auf die Schulter. „Sie hält dich zum beſten?“ ſagte er.

„Sie redet Räthſel. Da ich neulich auf mein Herz anſpielte“ —

„Schlug ſie die Augen nieder?“

„Nein, die ſchweiften. Dann zeigte ſie mit dem Finger einen Punkt im Himmel. Ich blinzte. Ein Geier, der ein Lamm davontrug. Unverſtändlich.“

„Klar wie der Morgen. „Raube mich.“ Das Mädchen gefällt mir.“

„Du willſt ſie ſehen?“

„Niemals.“

Jetzt trat ein Palaſtſchüler mit ſuchenden Blicken in den Hofraum und dann raſch auf Wulfrin zu. „Du,“ ſagte er, „die Meſſe iſt aus, der König verläßt die Kirche.“ Der „Kaiſer“ wollte ihm noch nicht über die Zunge.

Wulfrin ſprang auf. „Nimm mich mit!“ bat Graciosus, „damit ich dem Herrn der Erde nahe trete und ihn reden höre.“

„Komm,“ willfahrte Wulfrin gutmüthig und bald ſtanden ſie neben dem Kaiſer, vor welchem ein ehrwürdiger, aber etwas verwilderter Graubart das Knie bog. Gnadenreich erkannte Rudio, den Kaſtellan auf Malmort, und wunderte ſich, welche Botſchaft der Räter bringe, denn Karl hielt ein Schreiben in der Hand. Er reichte es dem Abte und Alcuin las vor:

„Erhabener, da ich höre, Du werdeſt von Rom nach dem Rheine ziehen, flehe ich Dich an, daß Du Deinen Weg durch Rätia nehmeſt. Seit Jahren haben ſich in unſern verwickelten Thälern verſprengte Lombarden eingeniſtet unter einem Witigis, der ſich Herzog nennt. Wir, die Herrſchenden im Lande, unter uns ſelbſt uneins und ohne Haupt, werden nicht mit ihnen fertig, ja einige von uns zahlen ihnen Tribut. Ein unerträglicher Zuſtand. Du biſt der Kaiſer. Wenn Du kommſt und Ordnung ſchaffſt, ſo thuſt Du, was Deines Amtes iſt. Stemma, Judicatrix."

„Meine Schwätzerin," ſagte der Kaiſer. „Meine Sendboten haben mir von der Frau erzählt." Alcuin betrachtete die Handſchrift. „Feſte Züge," lobte er.

„Alcuin, du Abgrund des Wiſſens," lächelte Karl, „was iſt Rätien? Welche Päſſe führen dahin?"

Der kleine Abt fühlte ſich durch Lob und Frage geſchmeichelt, wendete ſich aber nicht an den Gebieter, ſondern, als der Höfling und der Schulmeiſter welcher er war, an die Palaſtſchule, die ſchon zu einem guten Drittel, den Blondbart inbegriffen, um den Kaiſer verſammelt ſtand.

„Jünglinge," lehrte er und zog die Brauen in die

Höhe, „wer ſeinen Weg durch das rätiſche Gebirge nimmt, hat, ohne den harten aber in Stücke zerriſſenen Damm einer Römerſtraße zu zählen, die Wahl zwiſchen mehreren Steigen, die ſich alle jenſeits des Schnees am jungen Rheine zuſammenfinden. Dieſe Wege und Stapfen führen im Geiſterlicht der Firne durch ein beirrendes Netz verſtrickter Thäler, das die Fabel mit ihren zweifelhaften Geſtalten und luftigen Schrecken bevölkert. Hier ringelt ſich die Schlangenkönigin, wie verlockt von einer Schale Milch, einem blanken Waſſer zu, gegenüber, aus einem finſtern Borne, taucht die Fei und wehklagt."

„Lehrer, was hat ſie für Gründe dazu?" fragte der Rothbart wißbegierig.

„Sie ahnt das ewige Gut und kann nicht ſelig werden. Dahinter, zwiſchen Schnee und Eis, in einem grünen Winkel, weidet eine glockenloſe Heerde und ein koloſſaler Hirte, halb Firn halb Wolke, neigt ſich über ſie. Tiefer unten, bei den erſten Stapfen, verliert die harmloſe Fabel ihre Kraft und menſchliche Schuld findet ihre Höhlen und Schlupfwinkel. Hier raucht und ſchwelt eine gebrochene Burg, dort ſtarrt, von Raben umflattert, ein Mörder in den zerſchmetternden Abgrund."

„Wen hat er hinuntergeworfen?“ fragte der Rothbart ſpöttiſch.

„Ehen!“ jammerte der Abt, „biſt du es, Liebling meiner Seele, Peregrin, mein beſter Schüler, deſſen Knochen in der rätiſchen Schlucht bleichen?“ Er trocknete ſich eine Thräne. Dann ſchloß er: „Gegen beides, Fabel und Sünde, hält Biſchof Felix in Cur beſchwörend ſeinen Krummſtab empor.“

„In ſchwachen Händen,“ ſcherzte der Kaiſer.

„Er iſt ſehr ſchön gearbeitet,“ rief Graciosus mit der ſchallenden Stimme eines Chorknaben, „und in ſeiner Krümmung neigt ſich der Verkündigungsengel mit der Inſchrift: „Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen.“

Karl gönnte dem Biſchofsneffen einen heitern Blick und wendete ſich gegen die Schule: „Stammt einer von euch aus Rätien?“

Wulfrin trat vor. „Ich, Herr. Jung bin ich ausgewandert, doch kenne ich Sprache und Steige.“

„So reite und berichte.“

„Dir zu Dienſte, Herr,“ verabſchiedete ſich Wulfrin, wurde aber von dem hartnäckigen Gnadenreich gehalten, der ſich ſeiner bemächtigte und ihn vor den Kaiſer

zurückbrachte. „Durchlauchtigſter,“ verklagte er ihn, „er ſoll auf Malmort bei der Richterin ſeiner Stiefmutter erſcheinen, keiner Andern als die Dir den Brief geſchrieben hat, und er will nicht. Sie beſteht darauf, ſich vor ihm zu rechtfertigen über das jähe Sterben ihres Gemahles des Comes Wulf.“

„Jener?“ beſann ſich der Kaiſer. „Er hat mir und ſchon meinem Vater gedient und verunglückte im rätiſchen Gebirge.“

„Vor dem Kaſtell und zu den Füßen ſeines Weibes Stemma, die ihm den Willkomm kredenzt hatte,“ erinnerte Gnadenreich.

Karl verfiel in ein Nachdenken. „Eben habe ich für die Seele meines Vaters gebetet,“ ſagte er. „Kindliche Bande reichen in das Grab. Mich dünkt, Wulfrin, du darfſt bei der Richterin nicht ausbleiben. Du biſt es deinem Vater ſchuldig.“

Wulfrin ſchwieg trotzig. Jetzt griff der Kaiſer rechts nach dem Hifthorn, um die ganze Schule zuſammenzurufen und ihr ſeine Befehle zu geben. Es mangelte. Er hatte es im Palaſte vergeſſen oder abſichtlich zurückgelaſſen, um der Meſſe als ein Friedfertiger beizuwohnen. „Deines, Trotzkopf!“ gebot er

und Wulfrin hob ſich ſein Hifthorn über das Haupt. Karl betrachtete es eine Weile. „Es iſt von einem Elf,“ ſagte er, hob es an den Mund und ſtieß darein. Da gab das Horn einen ſo gewaltigen und grauenhaften Ton, daß nicht nur die Höflinge aus allen Ecken und Enden des Capitols hervorſtürzten, ſondern auch, was ſich ringsum von römiſchem Volke gehäuft hatte, erſtaunt und erſchreckt die Köpfe reckte, als nahe ein plötzliches Gericht. Karl aber ſtand wie ein Cherub.

Im Gedränge des Aufbruchs machte ſich der Biſchofsneffe noch einmal an den Höfling. „Auf Wiederſehen in Malmort: du gehorchſt?“

„Nein,“ antwortete Wulfrin.

Zweites Kapitel.

Innerhalb der dicken Mauern eines wie aus dem Felsen gewachsenen rätischen Kastells sprudelte ein Quell in klösterlicher Stille. Durch die Zacken bemooster Ahorne rauschte der Abendwind mächtig über den Hof weg und schon rückte das Spätroth hinauf an dem klotzigen Gemäuer. Am Brunnen aber stand ein junges Mädchen und ließ den heftigen Strahl in einen Becher springen, aus dessen von Alter geschwärztem Silber er schäumend empor und ihr über die bloßen Arme spritzte.

„Berg und Wetter sind gut," murmelte sie. „Mir brannten die Sohlen von früh an ihm entgegen zu rennen. Kommt er heute noch? oder erst morgen? oder übermorgen zum allerspätesten! Graciosus verschwor sich, der Bruder ziehe mit dem Kaiser — nein, er reite ihm weit voraus! Und der Kaiser ist nahe,

was flüchteten ſonſt die Lombarden Hals über Kopf? Bum!“ machte ſie und ahmte den dumpfen Schlag einer Laue nach, dem bald ein zweiter und noch der dritte folgte, denn im Gebirge, das in Geſtalt einer breiten blanken Firn über die Firſte blickte, hatte es heute in einem fort gerieſelt und geſchmolzen.

„Die ihr auf weißen Stürzen in den Abgrund ſchlittet, ſeid ihm hold, bärtige Zwerge! Verberget ihm nicht den Pfad, verſchüttet ihm nicht die Hufen des Roſſes! Sprudle, Fluth! Spül' aus den Hauch des Todes! Luſt und Leben trinke der Bruder!“ und ſie ſtreckte den ſchlanken Arm. Dann hob ſie den gebadeten Becher in die Höhe der Augen und buchſtabirte den Elbenſpruch, welchen ſie ſich deutlicher in das Herz ſchrieb, als er mit erblindeten Lettern in das Silber gegraben ſtand. Der Spruch aber lautete folgendermaßen:

„Geſegnet ſeieſt du!
Leg' ab das Schwert und ruh!
Genieße Heim und Raſt
Als Herr und nicht als Gaſt!
Den Wulſenbecher hier
Dreimal kredenz' ich dir!
Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . . .“

Hier ſchloß entweder der zaubertüchtige Spruch oder dann kam noch etwas gänzlich Unleſerliches, wenn es nicht zufällige Male der Verwitterung waren.

Eigentlich wußte ſie ihn ſchon lange auswendig. Sie ſagte ihn vorwärts, das ging, rückwärts, das ging auch. Dann ſah ſie ihn darauf an — zum wievielten Male! — ob er ihr mundgerecht ſei und von der Schweſter dem Bruder ſich ſagen laſſe, denn Gracioſus hatte es errathen: ſie liebkoſte den Wunſch, mit dem Wulfenbecher dazuſtehen und ihn Wulfrin zu kredenzen. Ob es die Mutter erlaube? Dieſe machte ſich mit dem Becher nichts zu ſchaffen, ſie ließ ihn wo er langeher ſeinen Platz hatte. Der Spruch gefiel dem Mädchen und es malte ſich die Ankunft.

„Das Horn klingt! Oder wäre es möglich, daß er mich ſtill beſchliche? mit heimlichen Schritten? Aber nein, er will ja nichts von mir wiſſen — wenn Gracioſus nicht ſeinen Scherz mit mir getrieben hat. Das Horn dröhnt! Ich ergreife den Becher, fliege der Mutter voran — oder noch lieber, ſie iſt verritten und ich bin Herrin im Hauſe — jetzt naht er! jetzt kommt er!“ Ihr Herz pochte, Sie begann zu zittern und zu zagen. „Er iſt da! er iſt hinter mir!“ Sie

wendete ſich zögernd erſt, dann plötzlich gegen das Burgthor. In der niedern Wölbung deſſelben ſtand kein junger Held, aber lauernd drückte ſich dort ein armſeliger Pickelhering.

Das Mädchen brach in ein enttäuſchtes Gelächter aus und trat beherzt der Fratze entgegen. Es war ein Lombarde, das errieth ſie aus den ziegelrothen Neſteln ſeiner ſchmutzig-gelben Strümpfe. In die ſchreiendſten Farben gekleidet, wie ſie Armuth und Zufall zuſammenwürfeln, trug der Kleine einen langausgedrehten pechſchwarzen Spitzbart, der mit den gezackten Brauen und dem verzerrten Geſichte eine poſſirliche Maske ſchuf.

„Wer biſt du und was willſt du?“ fragte das Mädchen.

„Nur nicht gerufen, kleine Herrin oder vielmehr große Herrin, denn, bei meiner katholiſchen Seele! du haſt die Mutter dreimal handbreit überwachſen. Wo iſt ſie?“ Er ſchaute ſich ängſtlich um. Sein Blick fiel auf etwas Graues. In der Mitte des Hofes und im Schatten der Ahorne ſtand ein breiter Steinſarg, auf deſſen Platte ein gewappneter Mann neben einem Weibe lag, das die Hände über der Bruſt faltete. „Ei, da hält ja unſere liebe Frau neben ihrem Alten ſtille

Andacht," ſpaßte der Lombarde, „und trübt kein Wäſſerchen, während ſie zugleich in ihrer grünen Kraft berg auf bergab reitet und hängen und köpfen läßt." Er blickte bedenklich zu dem prächtig gebildeten leuchterförmigen Aſt eines Ahorns empor. „Hier würde ich ungerne prangen," ſagte er. „In Kürze: ich bin Rachis der Goldſchmied und habe ein Geſchäftchen mit dir. Liebſt du deinen Bruder, junge Herrin?"

Dieſe plötzliche Frage ſetzte das Mädchen kaum in Erſtaunen, das ſich heute und geſtern mit nichts anderem als nur mit dieſem ſelben Gegenſtande beſchäftigt hatte. „Wie mein Leben," ſagte ſie.

„Das iſt ſchön von dir, aber wenig fehlt, ſo liebſt du einen Todten. Wulfrin der Höfling iſt in unſere Gewalt gerathen."

„Er lebt?" ſchrie das Mädchen angſtvoll.

„Zur Noth. Herzog Witigis zielt auf ſein Herz — aber wird uns die Richterin nicht überraſchen?"

„Nein, nein, ſie iſt nach Cur verritten. Rede! ſchnell!"

„Nun, ich habe ein feines Ohr und weiß auch ein Loch in der Mauer, denn ich bin hier nicht unbekannter als der Marder im Hühnerhof. Alſo: dein Bruder

ist in einen Hinterhalt gefallen. Er schlug um sich wie ein Rasender und unser Sechse wichen vor ihm, die einen verwundet, die andern um es nicht zu werden. Doch sein Pferd rollte in den Abgrund und er selbst verirrte sich auf eine leere Felsplatte, wo wir ein Treiben auf ihn anstellten und ihm hinterrücks ein langes Jagdnetz über den Kopf warfen. Denn der Herzog wollte ihn lebendig fangen, um ihn über die Wege des Franken unsers Verderbers auszufragen. Der Trotzkopf aber verschwieg alles, auch den eigenen Namen. Da legte der Herzog den Pfeil auf den Bogen und" — Rachis that einen grausamen Pfiff.

„Du lügst! er lebt!" rief das Mädchen muthig.

„Vorläufig. Der Herzog drückte nicht ab, denn — jetzt wird die Geschichte lustig — das junge Weib eines der Unsrigen, eine freigegebene Eigene der Richterin, wenig älter als du" —

„Mein Gespiel Brunetta, das Kind Faustinens" —

„Gerade diese sprang dazwischen. „Bei der durchlöcherten Seite Gottes," heulte sie, „der arme Herr trägt das Wulfenhorn und ist kein Anderer als der Sohn des Comes, der im Steinbild auf Malmort liegt. Seine leibliche Schwester, Herrin Palma, hat

mir von ihm erzählt, von klein an und in einem fort ohne Aufhören. Du darfst nicht sterben," wendete sie sich an den Gebundenen, „das wäre ihr ein großes Leid und tödtete ihr das Herzchen. Denn wisse, du bist ihr Herzkäfer, wenngleich sie dich noch nie mit Augen gesehen hat. Sende hin und sie löst dich mit ihrem ganzen Geschmeide. Es sind köstliche Sachen. All ihr Kleinod hat die Richterin dem Kinde, sobald es seinen Wuchs hatte, gespendet und dahingegeben."

So erfuhr Herzog Witigis den Namen seines Gefangenen und die blonde Rosmunde, die er um sich hat, das Dasein eines herrlichen Schatzes. Sie umhalste den Herzog und erflehte sich das Geschmeide von Malmort. Ihr Stirnband habe seine Perlen und ihr elfenbeinerner Kamm die Hälfte seiner Zähne verloren. Kurz, Goldschmied Rachis wurde an dich geschickt und bietet dir den Tausch. Wähle: Schmuck oder Bruder!"

Ehe noch der Lombarde geendigt hatte, stürzte das Mädchen gegen die Burg, die steile Treppe hinauf, verschwand in der Pforte und kam athemlos wieder, Schimmerndes und Klingendes in dem zur Schürze gefaßten hellen Oberkleide tragend. Dieses hielt sie

mit der Linken, während die Rechte Stück um Stück wie aus einem Horte emporhob und den gekrümmten Fingern des Goldschmieds überantwortete. Spangen, Stirnbänder, Gürtel, Perlschnüre verschwanden in dem Sacke, welchen Radhis geöffnet hatte, auch für die blonden Flechten Rosmundens ein kunstvoller Kamm von Elfenbein mit dem Heiland und den Aposteln in erhabener Arbeit. Jedes durch seine Hände wandernde Stück begleitete der Goldschmied mit dem Lobe des Kenners, nicht ohne ein bischen Bosheit, die dem begeisterten Mädchen seine Verluste fühlbar machen wollte. Sie zuckte nicht einmal mit dem Mund, sie leuchtete vor Freude bei der Hingabe alles ihres Besitzes.

Da kam ihr denn doch ein Zweifel. „Du bist redlich?“ sagte sie. „Du schickst mir den Bruder? Es ist besser, ich begleite dich!“ und sie machte sich wegfertig.

„Unmöglich, Herrin,“ widersprach der Lombarde, „das geht nicht! Du entdecktest unsere Schlupfwinkel und gefährdetest mit dem Leben des Bruders auch das deinige. Die Richterin aber würde dich von uns geraubt glauben. Sei nicht unklug und gieb dich nicht in fremde Gewalt!“ Er belud sich mit dem Sacke.

„Ein Schlummerchen, Fräulein! und wenn du die Augen wieder öffnest, haſt du den Bruder, der dich Gold und Gut koſtet. Das ſchwöre ich dir!“ Er ſenkte die drei Finger mit einem grimmigen Blicke gegen den Erdboden. „Bei dem da unten!“ gelobte er.

„Ein glaubhafter Schwur!“ ſprach eine weibliche Stimme. Rachis wendete ſich erſchrocken und bog das Knie vor einer behelmten Frau mit ſtrengen Zügen, die den Speer, den ſie in der Hand getragen, einem bewaffneten Knechte reichte. Die Richterin mochte aus Schonung für ihr ermüdetes Thier den ſteilen Burgweg zu Fuß erklommen haben. Sie faßte Palma ſchützend am Arm und blickte geringſchätzig auf den Lombarden. „Schwüreſt du bei Gott und ſeinen Heiligen,“ ſagte ſie, „ſo ſchwüreſt du falſch; eher ſchwörſt du die Wahrheit bei dem Vater der Lügen. Habet ihr euch nicht bei allem Göttlichen verpflichtet, ihr Lombarden, nie mehr in Rätien zu rauben und zu brennen? Und jetzt da ihr, wie alles Böſe, vor den Augen des Kaiſers flüchtet, ſchleudert ihr rechts und links verheerende Flammen! Ich komme von Cur und weiß um eure Thaten, Eidbrüchige! Sage du deinem Witigis, die Richterin würde ihm nachjagen und ihn züchtigen, wenn

nicht ein Höherer käme und er ist schon da, dessen Hand ihn erreicht, flöhe er an die Enden der Erde!" Jetzt fielen ihre Augen auf den Sack des Goldschmieds. „Was trägst du da weg, Dieb?" fragte sie verächtlich.

„Ein ehrlicher Handel," betheuerte dieser und öffnete den Sack, während das Mädchen die Ritter stürmisch umarmte. „Ich kaufe den Bruder!" rief sie. „Er ist in die Gewalt des Witigis gerathen, der auf ihn zielt, bis ich der Frau Herzogin" — das unschuldige Kind erhob die blonde Rosmunde in den Ehestand — „meinen Schmuck gegeben habe und wie gerne gebe ich ihn!"

Die Richterin machte sich von ihr los und fragte Rachis: „Ist das wahr?"

„Bei meinem Halse, Herrin!"

„Ich würde dir nicht glauben, wüßte ich nicht, daß der Höfling Wulfrin dem Kaiser voranreitet und hätte ich nicht selbst eben jetzt in Eur gehört, daß die Lombarden einen Höfling gefangen haben. Dennoch kann es eine Lüge sein, denn es ist kaum glaublich, daß ein Tischgenosse Karls dem Feinde seinen Namen nennt und zu einem Mädchen um Lösung sendet."

„Nein, nein, Mutter, so war es nicht!“ rief Palma und erzählte den Vorgang.

„Ein eitles Weib, dem ein Leben feil ist für einen Schmuck, das hat mehr Sinn,“ meinte die Richterin. Sie schien zu überlegen. Dann warf sie einen Blick auf das Geschmeide. „Ich will den Höfling mit Byzantinern lösen,“ sagte sie.

„Das steht nicht in meinem Auftrag und würde der Rosmunde schlecht gefallen.“

„Dann thue ich es nicht.“

„Auch gut,“ grinste Rachis. „So lässest du eben den Wulfrin umkommen. Du magst deine Gründe haben. Ganz wie du willst.“

„Das willst du nicht, Mutter!“ jammerte Palma und stürzte auf die Kniee.

„Nein, das will ich nicht,“ sprach die Richterin mit nachdenklichen Brauen. „Warum auch? Nimm das Zeug!“ und Rachis war weg.

Das jubelnde Mädchen fiel der Mutter um den Hals und bedeckte den strengen Mund mit dankbaren Küssen. Dann raubte sie ihr den kriegerischen Helm so ungestüm, daß die Flechten des schwarzen Haares sich lösten und niederrollend dem entschlossenen Haupte

der Richterin einen jugendlichen und leidenden Ausdruck gaben. Die nicht enden wollende Freude Palmas ermüdete endlich die Richterin. „Geh schlafen, Kind," sagte sie, „es dunkelt."

„Schlafen? Wer könnte das, bis Wulfrin ruft?"

„So wirf dich wie du bist auf das Polster. Was gilt's, ich finde dich schlummern? Zu Bette, Hühnchen! husch! husch!" und sie klatschte in die Hände.

Palma flog die Stiege hinauf und die Richterin wendete sich zu Rudio ihrem Kastellan, der schon eine Weile ruhig harrend vor ihr stand. „Was meldest du?" fragte sie.

„Eine Albernheit, Herrin. Ich sah die Thür zu unserm Kerker sperrangelweit offen. Freilich hatte ich sie nicht verriegelt, da gerade niemand sitzt. Ich steige hinab und auf dem Stroh liegt ein Geschöpf, das ich in der letzten Helle mir nur mühsam enträthsle. Es war die Faustine, welche, wie du dich erinnerst, mit deiner Erlaubniß ihr Kind die Brunetta einem Lombarden, einem leidlichen Manne, den du auf mein Fürwort unter deinem Gesinde duldetest, zum Weibe gegeben hat. Jetzt da das fremde Volk wandert, hat auch ihr Kind sein Bündel geschnürt und das muß sie

irre gemacht haben. Sie hat ſich eine Hand in den Kettenring gezwängt und iſt übrigens guten Muthes. „Meiſter Rudio," redete ſie zu mir, „weße dein Beil am Schleifſtein und thue mir morgen nicht weher als recht iſt." Ich ſchelte ſie und will ihr den Arm aus der Feſſel ziehen. „Welche Poſſe!" ſage ich, „du biſt ja die ehrliche Armuth am Rocken und im Rübenfeld, die ihr Kind rechtſchaffen großgezogen hat. Hier iſt nicht dein Ort. Mit deinesgleichen habe ich nichts zu thun." Sie ſperrte ſich und ſagte: „Das weißt du nicht, Rudio. Geh und rufe die Richterin. Die wird das Garn ſchon abwickeln und mir armem Weibe geben, was mir gehört." Sollte ich die Thörin zerren? Du ſteigſt wohl hinab und bringſt ſie zurecht."

Die Richterin hieß Rudio eine Fackel anbrennen und ihr vorſchreiten. In dem tiefen Geleſſe ſaß ein geſeſſeltes Weib, das der Kaſtellan beleuchtete. Auf einen Wink der Herrin ſteckte er den brennenden Span in den Eiſenring und ließ die Frauen allein.

Stemma beugte ſich über die freiwillig Eingekerkerte und befühlte ihr als geſchickte Aerztin den Puls der freien Hand, welchen aber kein Fieber beſchleunigte. „Fauſtine," ſagte ſie, „was ficht dich an? was

ist über dich gekommen? Dich verwirrt der Schmerz, daß du dich von deinem Kinde trennen mußtest. Willst du ihr folgen? Noch ist es Zeit. Ich gebe dich frei. Du bist nicht länger meine Eigene. Der Kaiser wird den Lombarden feste Sitze weisen und du behältst deine Brunetta."

Faustine schüttelte das Haupt. „Das fehlte noch," sagte sie, „daß ich mich an die Sohlen der Brunetta heftete und auch ihr zum Fluche würde! Richterin Stemma, nimm mir das ab!" Sie wies auf ihren Kopf. „Du weißt ja wohl und langeher, daß ich meinen Mann ermordete."

Mit ruhigem Blicke prüfte Stemma das grellbeleuchtete knochige Gesicht der gleichaltrigen Räterin. Dann ließ sie sich auf eine Treppenstufe nieder und Faustine kroch zu ihren Knieen, ohne diese zu berühren. Ihre Augen waren gesund. „Herrin," sagte sie, „du weißt alles und wenn du mich ein Jahrzehnt und länger gnädig verschont und meine Missethat bedeckt hast, so war es, weil du nicht wolltest, daß die Brunetta, der unschuldige Wurm, zu Schanden komme. Ich durfte sie aufziehen und diese Gunst hast du mir erwiesen, weil ich dein Gespiel gewesen bin. Jetzt aber

da die Brunetta einem Manne folgt, ist kein Grund länger zu trödeln und zu tändeln. Laß uns die Sache ins reine bringen. Gieb mir mein Urtheil!"

Die Richterin erkannte aus der ganzen Geberde Faustinens, daß diese bei Sinnen sei, und so sehr sie das schlimme Geständniß überraschte, so wenig gab sie den furchtbaren Ruf ihrer Allwissenheit preis. „Lege Bekenntniß ab," sagte sie streng. „Das ist der Anfang der Reue." Und Faustine begann: „Kurz ist die Geschichte. Der Schütze Stenio umwarb mich" —

„Den der Eber, welchen er gefehlt hatte, schleifte und zerriß" —

„Jener. Hernach gab mich der Judex seinem Reisigen Lupulus zur Ehe. Ich bequemte mich und doch" — sie hielt inne, um das reine Ohr Stemmas nicht zu beleidigen. Die Richterin half ihr und sagte ernst und traurig: „Und doch wareſt du das Weib des Todten."

Faustine nickte. „Dann, vor dem Altar, plötzlich, zu meinem Entsetzen" —

„Fühlteſt du, daß du dem Todten gehörteſt, du und ein Ungeborenes," half ihr die Richterin.

Wieder nickte Faustine. „Das ist alles, Herrin,"

sagte sie. „Lupulus, jähzornig wie er war, hätte mich umgebracht. Das Ungeborne aber verhielt mir den Mund und flüsterte mir Feindseliges gegen den Mann zu."

„Genug," schloß Stemma. „Nur eines noch: woher hattest du das Gift?"

„Siehst du, Herrin," rief das Weib, „daß du weißt, wie ich ihn tödtete! Das Gift hat mir Peregrin gezeigt."

„Peregrin?" fragte die Richterin mit verhüllter Stimme. „Das ist nicht möglich," sagte sie.

„Er zeigte es mir und warnte mich davor. Ich irrte verzweifelnd unter den Riesern von Silvretta. Da sehe ich ihn in seinem langen dunkeln Gewande, der sich bückt und Wurzeln gräbt. Blumen nickten mit braunen Glocken. Er ruft mich herbei und, eine dieser Blumen in der Hand, sagt er zu mir: „Frau, hüte dich und die Kinder vor diesem Gewächs! Sein Saft tödtet außer in den Händen des Arztes." Er meinte es gut mit seinem warnenden Blick unter dem braunen Gelocke hervor und hauchte mir doch einen grimmig bösen Gedanken an. Meine Schuld komme auf seine Seele! Doch ich rede thöricht. Er ist ja längst ein Engel Gottes, seit er nach der großen Ebene wandernd

im Gebirge unterging, wie sie sagen, und das war nicht lange nach jener Stunde. Du erinnerst dich noch, der Jude, dein Vater, dem er die Wunde heilte, hatte ihn abgelohnt, was dir unlieb war, da er dich als ein weiser Kleriker noch vieles hätte lehren können."

„Schwatze nicht," gebot die Richterin, „und endige dein Bekenntniß. Am folgenden Tage bist du aus deiner Hütte nach Silvretta gegangen und hast die Wurzeln gegraben?"

„Ja. Du ritteſt vorüber und ich duckte mich, damit du mich nicht erkennen möchteſt, aber du wendeteſt dich zweimal im Sattel. Und nun ſei barmherzig, Herrin, und gieb mir mein Theil." Sie ließ den Kopf auf die Bruſt fallen, ſodaß ihr der üppige ſchwarze Haarwuchs über das Geſicht ſank.

Stemma ſann, auf Fauſtinen niederblickend, und zog ihr mit zerſtreuten Fingern einen langen Strohhalm aus dem Haar. „Fauſtine mein Geſpiel," ſagte ſie endlich, „ich kann dich nicht richten."

Die ganze Fauſtine gerieth in Aufruhr. „Warum nicht?" ſchrie ſie empört, „du mußt es, oder ich ſchreie, daß alle Mauern tönen: Sie hat ihren Mann umgebracht!"

Stemma verhielt ihr den Mund. „Laß das Todtengebein!“ schalt sie, als drohe sie einem den verscharrten Knochen hervorkratzenden Hunde.

„Sei barmherzig!“ flehte Faustine, „laß mir das Haupt abschlagen, nachdem es Gott gekostet und sein Kreuz geküßt hat. Dann wächst es mir im Himmel wieder an und, Stenio rechts, Lupulus links, sitzen wir auf einer Bank und geben uns die Hände. Danach verlangt mich,“ und sie streckte den Hals.

„Ich kann dich nicht richten, Thörin,“ sagte Stemma sanfter. „Aus drei Gründen nicht. Merk' auf!

Als du deine That begingest, lebte und regierte noch der Juder mein Vater. Nach seinem Ende und dem des Comes, da ich das Richtschwert erbte, habe ich laut verkündigt: „Ab ist alles Geschehene! Von nun an sündige Keiner mehr!“ Aber auch wenn ich dieses nicht hätte ausrufen lassen, könnte ich dennoch dich nicht richten und du gingest frei aus, denn seit deiner That sind fünfzehn völlige Jahre in das Land gegangen und hier ist uralter Brauch, daß Schuld verjährt in fünfzehn Jahren.“

„Verjährt? was ist das?“ fragte Faustine verblüfft.

„Durch die Wirkung der Zeit ihre Kraft verliert.“

Ein höhnisches Lachen lief blitzend über die weißen Zähne der Räterin. „Also zum Beispiel," sagte sie, „wenn ich gestern noch meinen Mann vergiftet hatte und über Nacht wird die Zeit völlig, so bin ich heute keine Mörderin mehr. Diese Dummheit!"

„Doch, du bleibst eine Mörderin," belehrte sie Stemma langmüthig, „aber du hast mit dem irdischen Richter nichts mehr zu schaffen, sondern nur noch mit dem himmlischen. Sühne durch gute Werke! Du hast den Anfang gemacht: fünfzehn mühselige und rechtschaffene Jahre wiegen."

„Nichts wiegen sie!" zürnte Faustine. „Ich sehe schon, du willst meiner schonen! Du heißest die Richterin, aber du bist die Ungerechte, du machst Ausnahmen, du siehst die Person an!"

„Schweige!" befahl die Richterin. „Ich bin denn doch klüger als du und ich sage dir: deine Sache ist nicht mehr richtbar. Noch aus einem letzten Grunde. Ich kann dich nicht verdammen, auch wenn ich dir den Gefallen thun wollte, denn es steht kein Zeuge gegen dich als deine thörichte Zunge. Aber weißt du was: gehe nach Cur und beichte dem Bischof. Er ist der Hirte und du bist das Schäflein. Er mag dir die

härteſte Buße auflegen: Faſten, ſchwere Dienſte, härenes Hemde, blutige Geißelungen. Fordere ſie, iſt er dir zu milde! Dann aber gieb dich zufrieden! Unterwirf dich ganz der Kirche: ſie vertritt dich und du haſt eine ſichere Sache!" Sie ſagte das mit einem überzeugenden Lächeln.

„Ich weiß nicht," ſchluchzte Fauſtine, „Gott ſei davor, daß eine Miſſethäterin wie ich ſeiner heiligen Kirche nicht gehorche. Aber anders wäre es einfacher geweſen. Geplagt habe ich mich ſchon und im Schweiße meines Angeſichtes zerarbeitet fünfzehn Jahre lang mit dem Troſt und Vorſatz, ſobald mein Kind in ſein Alter und an den Mann gekommen, ſtracks in den Himmel zu fahren. Jetzt verrückſt du mir die kurze Leiter und vertrittſt mir den Weg."

„Der nach Cur iſt kurz und der an unſer Ende iſt nicht lang. Gehorche, Fauſtine!" Sie ergriff die Fackel und ſchritt die Stufen voraus. Fauſtine folgte wie eine Seele in Pein.

Unter dem Burgthor, das ſich wie von ſelbſt öffnete, denn der Wärtel hatte die wandernde Helle wahrgenommen, blickte die Richterin in die Nacht hinaus und ſagte zu Fauſtinen: „Lege die Schuhe ab und laß

die scharfen Kiesel deine Sohlen zerreißen, denn du bist eine große Sünderin!“ Weinend trat Faustine ihren dunkeln Weg an.

Frau Stemma hatte recht gesagt. Da sie die hoch gelegene Burgkammer betrat, schlief Palma. Neben ihren tiefen Athemzügen glomm auf einem Dreifuß eine hütende Flamme. Das Mädchen lag in ihrem ganzen Gewande auf dem Polster, die Hand über das Herz gelegt. Sie hatte das freudig pochende beruhigen wollen und war daran entschlummert. Die Mutter betrachtete die Geberde und konnte sich der Erinnerung nicht erwehren.

Nach dem Tode des Vaters und des Gatten und nach der Geburt Palmas hatte die noch nicht zwanzigjährige Richterin die Regierung ihres Erbes mit entschlossener Hand ergriffen. Die dem jungen und schönen Weibe unter einem verwilderten, begehrlichen Adel von selbst entstehenden Freier und Feinde hatte sie mit einer über ihre Jahre scharfsinnigen Politik verneint und der Reihe nach mit den Waffen ihrer Lehensleute gebändigt. Helm und Schwert und die gerechte Sache der muthigen Richterin wurden von dem friedseligen Bischof Felix in seinem festen Hofe Cur mit weit ausgestreckten Händen gesegnet. Nach einigen stürmischen

Jahren war Stemmas Herrschaft befestigt und es trat eine große Stille ein. Jetzt rächte sich die überhetzte Natur und Stemma verlor den Schlummer. Wenn sie nicht selbst ihn verscheuchte mit brennenden Leuchtern und endlosen Schritten. Nicht weit von dem Lager ihres Kindes, auf einer schmalen Bank in der tiefen Fensterwölbung saß sie damals oft mit verschlungenen Armen oder dann konnte sie lange, lange mit zwei Fläschchen spielen, welche sie in der Mauer verwahrte, und die der arzneikundige junge Kleriker Peregrin auf Malmort zurückgelassen hatte, da er von dannen zog, um spurlos im Gebirge zu verschwinden. Beide waren von starkem Krystall und hatten über den gläsernen Zapfen goldene Deckel, auf deren einem das Wort „Antidoton" mit griechischen Lettern eingeritzt war, während auf dem andern ein winziges Schlänglein sich krümmte. Mit diesen Fläschchen zu spielen bis der Tag anbrach wurde Stemma zu einem Bedürfniß. Da geschah es einmal, daß sie darüber einnickte und, als das Frühlicht sie weckte, das eine Fläschchen, das unbeschriebene, aus ihrer halbgeöffneten Hand verschwunden war. Sie gerieth in entsetzliche Angst und suchte und suchte. Endlich fand sie es in dem Händchen ihres

Kindes. Die kleine Palma mochte, vor ihr erwacht, sie auf nackten Sohlen beschlichen, ihr das schmucke Spielzeug entwendet und mit ihm das Lager und den Schlummer wieder gefunden haben. Das Kind hielt den Krystall an das kleine Herz gepreßt und vorsichtig löste Frau Stemma Fingerchen um Fingerchen.

Jetzt holte sie, verlockt von der frühern Gewohnheit, die lange im Verschluß gelegenen Krystalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in den Händen gehalten und mit den Fläschchen, sie unablässig wechselnd, nach ihrer alten Weise gespielt hatte, legte sie das eine unter ihren mit Gemsleder beschuhten Fuß und zertrat es auf der steinernen Fliese mit einem kräftigen Drucke zu Scherben. Die ausströmende Flüssigkeit verbreitete einen angenehmen Mandelgeruch. Im Begriffe den zweiten Krystall unter die Sohle zu legen, besah sie noch seinen goldenen Deckel und erkannte, daß sie sich zwischen den Fläschchen geirrt hatte. Sie glaubte das inschriftlose zuerst zermalmt zu haben und hielt es noch in der Hand. Kopfschüttelnd legte sie das Schlänglein unter die Ferse, doch das festere Glas widerstand hartnäckig. Sie ergriff es wieder und schon hob sie den Arm, um es an der Wand zu zerschmettern, da

hielt sie inne, aus Furcht, mit dem klirrenden Wurfe den Schlummer des Mädchens zu stören. Oder mit einem andern Gedanken barg sie es sorgfältig in dem weiten Busen ihres Gewandes.

Frau Stemma wurden die Lider schwer und sie ließ sich betäubt in einen Sessel fallen. Da sah sie ein Ding hinter ihrem Stuhle hervorkommen, das langsam dem Lager ihres schlummernden Kindes zustrebte. Es floß wie ein dünner Nebel, durch welchen die Gegenstände der Kammer sichtbar blieben, während das blühende Mädchen in fester Bildung und mit kräftig athmendem Leibe dalag. Die Erscheinung war die eines Jünglings, dem Gewande nach eines Klerikers, mit vorhangenden Locken. Das ungewisse Wesen rutschte auf den Knieen oder watete, dem Steinboden zutroß, in einem Flusse. Stemma betrachtete es ohne Grauen und ließ es gewähren, bis es die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Dann sagte sie freundlich: „Du, Peregrin! Du bist lange weggeblieben. Ich dachte, du hättest Ruhe gefunden." Ohne den Kopf zu wenden und sich wieder um einen Ruck vorwärts bringend, antwortete der Müde: „Ich danke dir, daß du mich leidest. Es ist ohnehin das letzte Mal. Ich werde

zunichte. Aber noch zieht es mich zu meinem trauten Kindchen."

„Seid ihr Todte denn nicht gestorben?" fragte die Richterin.

„Wir sterben sachte, sachte," antwortete der Kleriker. „Wie denkst du? Die" — er stotterte — „die Seele wird damit nicht früher fertig als der Leib vermodert ist. Inzwischen habe ich mir diesen ärmlichen Mantel geliehen." Der Schatten schüttelte seine Gestalt wie einen rinnenden Regen. „Ei, was war der irdische Leib für ein heftiges und lustiges Feuer! In diesem dünnen Röcklein friert mich und ich lasse es gerne fallen."

„Hernach?" fragte Stemma.

„Hernach? Hernach, nach der Schrift" —

Stemma runzelte die Stirn. „Zurück von dem Kinde!" gebot sie dem Schatten, der Palma fast erreicht hatte.

„Harte!" stöhnte dieser und wendete das bekümmerte Haupt. Dann aber, von dem warmen Athem Stemmas angezogen, schleppte er sich rascher gegen ihre Kniee, auf welche er die Ellbogen stützte, ohne daß sie nur die leiseste Berührung empfunden hätte.

Dennoch belebte sich der Schatten, die schöne Stirn wölbte sich und ein sanftes Blau quoll in dem gehobenen Auge.

„Woher kommst du, Peregrin?“ sagte die Richterin.

„Vom trägen Schilf und von der unbewegten Fluth. Wir kauern am Ufer. Denke dir, Liebchen, neben welchem Nachbar ich zeither sitze, neben dem“ — er suchte.

„Neben dem Comes Wulf?“ fragte die Richterin neugierig.

„Gerade. Mein kurzweiliger Gesell. Er lehnt an seinen Spieß und brummt etwas, immer dasselbe, und kann nicht darüber wegkommen. Ob du ihm ein Leid anthatest oder nicht. Ich bin mäuschenstille“ — Peregrin kicherte, that dann aber einen schweren Seufzer. Darauf schnüffelte er, als rieche er den verschütteten Saft, und suchte mit starrem Blicke unter Stemmas Gewand, wo das andere Fläschchen lag, sodaß diese schnell den Busen mit der Hand bedeckte.

Da fühlte sie eine unbändige Lust, das kraftlose Wesen zu ihren Füßen zu überwältigen. „Peregrin,“ sagte sie, „du machst dir etwas vor, du hast dir etwas

zusammengefabelt. Palma geht dich nichts an, du hast kein Theil an ihr."

Der Kleriker lächelte.

„Du bildest dir etwas Närrisches ein," spottete die Richterin.

„Stemma, ich lasse mir mein Kindchen nicht ausreden."

„Thorheit! Wie wäre solches möglich? Was weißt du, Traum?"

„Ich weiß" — der flüchtig Beseelte schien eine Süßigkeit zu empfinden, in sein kurzes und grausames Loos zurückzukehren — „wie mich dein Vater überfiel, da ich von meinem Lehrer dem Abte weg über das Gebirge zog. Der Judex litt an einer Wunde und hatte von meiner Wissenschaft vernommen. Da hob er mich auf und brachte mich dir mit. Du wareſt noch sehr jung und o wie schön! mit grausamen schwarzen Augen! Dabei herzlich unwissend. Ich lehrte dich Buchstaben und Verse bilden, doch diese da mochteſt du nicht. Lieber regierteſt du in den Dörfern, schiedeſt Händel und machteſt die Aerztin bei deinen Eigenen. Ich zeigte dir die Kräfte der Kräuter, lehrte dich allerlei brauen und du brachteſt mir aus dem Schmuckkästchen zwei Krystalle" —

Die Richterin lauschte.

„Stemma, du bist noch jung, und auch ich bin jung geblieben, wenig älter als da wir uns liebten," schluchzte Peregrin zärtlich.

„Wir liebten uns," sagte Stemma.

„Du lagest in meinen Armen!"

„Wo dich der Juder überraschte und erwürgte," sprach sie hart. Peregrin ächzte und Flecken wurden an seinem Halse sichtbar. „Er lud mich auf ein Maulthier, zog mit mir davon und warf mich in den Abgrund."

„Peregrin, ich habe geweint! Aber besinne dich: dein ist die Schuld! Bin ich nicht dreimal vor dich getreten, mein Bündel in der Hand? Habe ich dich nicht drohend beschworen, mit mir zu fliehen? Wer wollte Fuß neben Fuß in Armuth und Elend wandern? Du aber erblaßtest und erbleichtest, denn du hast ein feiges Herz. Ich liebte dich und, bei meinem Leben! — wärest du ein Mann — Vater, Heimath, alles hätte ich niedergetreten und wäre dein eigen geworden."

„Du wurdest es," flüsterte der Schatten.

„Niemals!" sagte Stemma. „Sieh mich an: gleiche

ich einer Sünderin? Blicke ich wie eine Leidenschaftliche und Leichtfertige? Bin ich nicht die Zucht und die Tugend? Und so war ich immer. Du hast mich nicht berührt, kaum daß du mir mit furchtsamen Küssen den Mund streiftest. Wo hättest du auch den Muth hergenommen?"

Da gerieth der Schatten in Unruhe. „O ihr Gewaltthätigen beide, der Vater und du! Er hat mich geraubt und erwürgt, du, Stemma, lockteſt mit dem Blutstropfen! Gieb den Finger, da ſitzt das Närbchen!"

Stemma hob die Achſeln. „Es war einmal," höhnte ſie.

Da wiegte Peregrinus, der ſich gleich wieder beſänftigte, die Locken und ſang mit gedämpfter Stimme:

„Es war einmal, es war einmal
Ein Fürſt mit ſeinem Kinde,
Es war einmal ein junger Pfaff
In ihrem Burggeſinde.

Am Mahle ſaßen alle Drei,
Da riefen den Herrn die Leute:
„Herr Judex, auf! Zu Roß! Zu Roß!
Im Thal zieht eine Beute!"

Er gürtet ſich das breite Schwert
Und wirft mit einem Gelächter
Den Hausdolch zwiſchen Maid und Pfaff
Als einen ſcharfen Wächter.

Den Judex hat das ſchnelle Roß
Im Sturm davongetragen,
Zweie halten ſtill und bang
Die Augen niedergeſchlagen.

Stemma hebt das Fingerlein,
Sie thut es ihm zu Leide,
Und fährt damit wohl auf und ab
Ueber die blanke Schneide.

Ein Tröpflein warmen Blutes quoll" —

„Stille, Schwächling!" zürnte die Richterin. „Das haſt du dir in deinem Schlupfwinkel zuſammengeträumt. Solche Schmach kennt die Sonne nicht! Stemma iſt makellos! Und auch der Comes, er komme nur! ihm will ich Rede ſtehen!"

„Stemma, Stemma!" flehte Peregrin.

„Hinweg, du Nichts!" Sie entzog ſich ihm mit einer ſtarken Geberde und ſeine Züge begannen zu ſchwimmen.

„Mein Weib, mein" — „Leben" wollte er ſagen, doch das Wort war dem Ohnmächtigen entſchwunden.

„Hilf, Stemma," hauchte er, „wie heißt es, das Athmende, Blühende? Hilf!" Die Richterin preßte die Lippen und Peregrinus zerfloß.

Erwacht ſtand ſie vor dem Lager ihres Kindes. Sie küßte ihm die geſchloſſenen Augen. „Bleibet unwiſſend!" murmelte ſie. Dann glitt ſie neben Palma auf das breite Lager und ſchlang den Arm um das Mädchen, wie um eine erkämpfte Beute: „Du biſt mein Eigenthum! Ich theile dich nicht mit dem verſchollenen Knaben! Dich ſiedle ich an im Licht und umſchleiche dich wie eine hütende Löwin!" Der Traum hatte ihr Peregrin gezeigt nicht anders als ſein Bild in ihr zu leben aufgehört hatte. Längſt war der Jüngling, dem ſie ſich aus Trotz und Auflehnung mehr noch als aus Liebe heimlich vermählt, an ihrem kaſteiten Herzen niedergeglitten und untergegangen, und der einſt aus ihrer Fingerbeere geſpritzte Blutstropfen erſchien der Geläuterten als ein leckeres und aberwitziges Märchen. Schon glaublicher deuchte ihr der andere Bewohner der Unterwelt, und da ſie ſich auf dem Lager umwendete und das Haupt in die Kiſſen begrub, ohne den Arm von der Schulter ihres Kindes zu löſen, erblickte die Entſchlummernde den Comes, wie er an den

Speer gelehnt verdrießlich im Schilfe saß und etwas Feindseliges in den Bart murmelte. Ein Lächeln des Hohnes glitt über ihr verdunkeltes Gesicht, denn Stemma kannte die Hilflosigkeit der Abgeschiedenen.

Im ersten Lichte weckte die zwei Schlafenden ein jäher Hornstoß und riß sie vom Lager empor. Der gewaltsame Tagruf beleidigte das feine Ohr der Richterin. Sie errieth, wen er meldete, und mit schnellem Entschluß und festem Schritte ging sie Wulfrin entgegen. Noch vor ihr, den rasch ergriffenen Wulfenbecher in der Hand, war Palma durch die Thür gehuscht.

In das von Rudio geöffnete Thor tretend, stand Stemma vor dem Höfling, der sie mit verwunderten Augen betrachtete. Das Antlitz gebot ihm Ehrfurcht. Er verschluckte ein unziemliches Scherzwort über sein durch vier Weiber gerettetes Leben. Bewältigt von dem ruhig prüfenden Blicke und der Hoheit der blassen Züge sagte er nur: „Hier hast du mich, Frau," worauf sie erwiderte: „Es hat Mühe gekostet, dich nach Malmort zu bringen."

„Wo ist die Schwester, daß ich sie küsse?" fuhr er fort und diese, die inzwischen den Becher gefüllt hatte, eilte ihm mit klopfendem Herzen und leuchtenden

Augen zu, obwohl sie vorsichtig schritt und den Wein nicht verschütten durfte. Sie trat vor den Bruder und begann den Spruch. Da aber Stemma den Kelch, der dem Comes den Tod gebracht, in den Händen ihres Kindes erblickte und den frischen Mund über seinem Rand, empfand sie einen Ekel und einen tiefen Abscheu. Mit sicherm Griffe bemächtigte sie sich des Bechers, den das überraschte Mädchen ohne Kampf und Widerstand fahren ließ, führte ihn kredenzend an den eigenen Mund und bot ihn dem Höfling mit den einfachen Worten: „Dir und Dieser zum Segen!" Wulfrin leerte den Becher ohne jegliche Furcht.

Palma stand bestürzt und beschämt. Da hieß die Mutter sie die Glocke ziehen, die hoch oben in einem offenen Thürmchen hing und das Gesinde weither zum Angelus rief. Palma hatte als Kind Freude gehabt das leichtbewegliche Glöcklein erschallen zu lassen und das Amt war dem Mädchen geblieben. Sie fügte sich zögernd.

„Frau, warum hast du ihr die Freude verdorben?" fragte Wulfrin. Stemma wies ihm die Inschrift des Bechers. „Siehe, es ist der Spruch eines Eheweibes," sagte sie. „Davon lese ich nichts," meinte er.

„Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . . !"

Der Finger der Richterin zeigte das Verwischte, aus welchem für ein genauer prüfendes Auge noch drei Buchstaben leserlich hervortraten, ein i, ein K, ein l. Wulfrin errieth ohne Mühe:

„Willkomm im Kämmerlein!"

„Du hast recht, Frau," lachte er.

Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn vor das Grabmal. Da lag ihm der Vater, die Linke am Schwert, die Rechte am Hifthorn, die steinernen Füße ausgestreckt. Wulfrin betrachtete die rohen aber treuherzigen Züge nicht ohne kindliches Gefühl. Das abgebildete Hifthorn erblickend, hob er in einer plötzlichen Anwandlung das wirkliche, das er an der Seite trug, vor den Mund und that einen kräftigen Stoß. „Fröhliche Urständ!" rief er dem in der Gruft zu.

„Laß das!" verbot die Richterin, „es tönt häßlich."

Sie setzte sich auf den Rand des Steinsarges, neben ihr eigenes liegendes Bild, das die betenden Hände gegeneinander hielt, und begann: „Da du nun auf Malmort bist, verlässest du es nicht, Wulfrin, ohne mich — nach vernommenen Zeugen — angeklagt oder

freigegeben zu haben von dem Tode des Mannes hier.“ Der Höfling machte eine widerwillige Geberde. „Füge dich,“ sagte sie. „Ist es dir keine Sache, so ist es eine Form, die du mir erfüllen mußt, denn ich bin eine genaue Frau.“

„Gnadenreich wird dir ausgerichtet haben,“ versetzte der Höfling aufgebracht, „daß ich dich nie bergwöhnte, weder ich noch Arbogast, der mir das Zusammensinken des Vaters beschrieben hat. Ich bin kein Zweifler und möchte nicht leben als ein solcher. Es giebt deren, die in jedem Zufall einen Plan, und in jedem Unfall eine Schuld wittern, doch das sind Betrogene oder selbst Betrüger. Der Himmel behüte mich vor beiden! Hätte ich aber Verdacht geschöpft und Feindseliges gegen dich gesonnen, jetzt da ich dein Antlitz sehe, stünde ich entwaffnet, denn wahrlich du blickst nicht wie eine Mörderin. Wärest du eine Böse, woher nähmest du das Recht und die Stirn, das Böse aufzudecken und zu richten? Dawider empört sich die Natur!“

Ein Schweigen trat ein. „Aber was ist das für ein dumpfes Dröhnen, das den Boden schüttert?“ „Das ist der Strom,“ sagte die Richterin, „der den Felsen benagt und unter der Burg zu Thale stürzt.“

„Wahr iſt es, Frau," fuhr der Höfling treuherzig fort, „daß ich dich nie leiden mochte, und ich ſage dir warum. Dieſer Greis hier mein Vater war ein roher und gewaltſamer Mann. Ich ſage es ungern: er hat an meinem Mütterlein mißgethan, ich glaube, er ſchlug es. Ich mag nicht daran denken. Ins Kloſter hat er es geſperrt, ſobald es abwelkte. Da iſt es nicht zu wundern, wie wir Menſchen ſind, daß ich von dir nichts wiſſen wollte, die es von ſeinem Platze verſtieß."

„Nicht ich. Hier thuſt du mir Unrecht. Da wir ſo zuſammenſitzen, Wulfrin, warum ſoll ich es dir nicht erzählen? Ich habe deiner Mutter nichts zuleide gethan. Kälter und lebloſer als dieſe ſteinerne war meine Hand, da ſie gewaltſam in die deines Vaters gedrückt wurde. Aus dem Kerker hergeſchleppt, zugeſchleudert wurde ich ihm von dem Judex, der mir einen zitternden und zagenden Liebling von niederer Geburt erwürgt hatte. Nicht jedes Weib würde dir ſolches anvertrauen, Wulfrin."

„Ich glaube dir," ſagte dieſer.

„Einer Gezwungenen und Entwürdigten," betonte ſie, „gab dein Vater ſterbend die Freiheit. Und ich

wurde Herrin von Malmort. Du haſt Grund, Wulfrin, dir die Sache zu beſehen. Sie iſt dunkel und ſchwer. Betrachte ſie von allen Seiten! Denn, du nähmſt mir ein, vernichtete ich deinen Vater, ſo bin ich oder du biſt zuviel auf der Erde."

„Verhöhnſt du mich?" fuhr er auf, „doch nein, du blickſt ernſt und traurig. Siehe, Frau, das ewige Verhören und Richten hat dich quälend und peinlich gemacht und wahrhaftig, ich glaube" — ſeine Augen deuteten auf den Stein — „auch eine Frömmlerin biſt du." Er hatte rings um das Frauenhaupt die Worte geleſen: „Orate pro magna peccatrice." „Das hier iſt großgethan."

„Ich bin eine kirchliche Frau," antwortete Stemma, „doch wahrlich, ich bin keine Frömmlerin, denn ich glaube nur, was ich an dem eigenen Herzen erfahren habe. Dein Knecht der Steinmetz Arbogaſt fragte mich in ſeiner einfältigen Art, was er mir um das Haupt ſchreiben dürfe. In ſeiner ſchwäbiſchen Heimath ſei bei vornehmen Frauen die Umſchrift gebräuchlich: Betet für eine Sünderin. „Schreibe mir," ſagte ich, „Betet für die große Sünderin," denn, Wulfrin, du haſt recht geſagt, was ich thue, thue ich groß."

„Hübsch!“ rief der Höfling, aber nicht als Antwort auf diesen Selbstruhm, sondern das Haupt in die Höhe richtend, wo Palma stand und das helltönige Glöcklein zog. Sie hatte sich lange auf der Wendeltreppe gesäumt und aus den Luken nach dem ihr vorenthaltenen Bruder zurückgeblickt. In der weiten Bogenöffnung des von den ersten Sonnenstrahlen vergoldeten Thurmes wiegte sich ein lichtes Geschöpf auf dem klingenden Morgenhimmel. Der Höfling sah einen läutenden Engel, wie ihn etwa in der zierlichen Initiale eines kostbaren Psalters ein farbenkundiger Mönch abbildet. Eine Innigkeit, deren er sich schämte, rührte und füllte sein Herz. Hatte ihn doch dieses lobpreisende Kind vom Tode errettet.

Inzwischen sammelte sich im Burghofe das Gesinde der Richterin, wohl einhundert Köpfe stark, Männer und Weiber, ein finsteres, sehniges, sonneverbranntes Geschlecht, das den Behelmten eher feindlich als neugierig musterte. Dieser, die wieder zur Erde gestiegene Palma darunter erblickend, machte sich Bahn und als wollte er sich für die flüchtige Andacht rächen, welche er zu einem Geschöpf aus irdischem Stoffe empfunden, legte er ihr die Hand auf die Achsel und den blühenden

Mund findend küßte er ihn kräftig. Sie zitterte vor Freude und wollte erwidern, doch schneller faßte die Richterin mit der Linken ihre Hand, die Rechte Wulfrin bietend, und führte die Beiden in die Mitte ihres Volkes.

„Bruder und Schwester," verkündigte sie und sich auf die andere Seite wendend noch einmal: „Schwester und Bruder."

So ungefähr hatten es sich Knechte und Mägde schon zurechtgelegt, denn die Aehnlichkeit Wulfrins mit dem steinernen Comes war unverkennbar, nur daß sich der Vater in dem Sohne beseelt und veredelt hatte, des Histhorns an der Seite Wulfrins zu geschweigen, das anschauliches Zeugniß gab von seiner Abstammung.

Nur das runzlige stocktaube Mütterchen, die Sibylle, hatte nichts vernommen und nichts begriffen. Sie trippelte kichernd um das Mädchen, zupfte und tätschelte es, grinste zuthulich und sprudelte aus dem zahnlosen Munde: „O du mein liebes Herrgöttchen! Was für Einen hat dir da die Frau Mutter gekramt! Zum wieder jung werden. Von Paris ist er verschrieben, aus den Buden, die dem Großmächtigen dienen. Krause Haare, prächtige Waare!"

„Halt das Maul, Trud!" schrie dem Mütterchen

der Knecht Dionys ins Ohr, „es iſt der Bruder!“ und ſie verſetzte: „Das ſage ich ja, Dionys: der Gnadenreich iſt ein tröſtlicher und auferbaulicher Herr, aber Der da iſt ein gewaltiger ſtürmender Krieger! O du glückſeliges Pälmchen!“ und ſo unziemlich ſchwatzte ſie noch lange, wenn man ſie nicht zurückgedrängt und ihr den frechen Mund verhalten hätte. Denn die Morgenandacht begann und von einer entfernteren Gruppe wurde ſchon die Litanei angeſtimmt. Wie von ſelbſt ordnete ſich der Frühdienſt, einen Halbkreis bildend, in deſſen Mitte die Richterin den ſchleppenden Geſang leitete, der dieſelben Rhythmen und Sätze immer dringender und leidenſchaftlicher wiederholend den Himmel über Malmort anrief.

Wulfrin, welcher er wußte nicht wie an das eine Ende des andächtigen Kreiſes gerathen war, erblickte ſich gegenüber die Schweſter. Alles hatte ſich niedergeworfen, er und die Richterin ausgenommen. Seine Blicke hingen an Palma. Auf beiden Knieen liegend, die Hände im Schoß gefaltet, ſang ſie eifrig mit den jungen rätiſchen Mägden. Aber das Freudefeſt, das ſie in der vollen Bruſt mit dem endlich erlangten Bruder, dem neuen und guten Geſellen feierte, ſtrahlte

ihr aus den Augen und jubelte ihr auf den Lippen, daß die Litanei darüber verstummte. Die geöffneten gaben durch die Lüfte den Kuß des Bruders zurück. Und jetzt sich halb erhebend, streckte sie auch die Arme nach ihm. Nur eine flüchtige Geberde, doch so viel Gluth und Jugend ausströmend, daß Wulfrin unwillkürlich eine abwehrende Bewegung machte, als würde ihm Gewalt angethan. „Der Wildling!“ lachte er heimlich. „Aber Die wird dem wackern Gnadenreich zu schaffen machen! Ich muß ihm noch das wilde Füllen zähmen und schulen, daß es nicht ausschlage gegen den frommen Jüngling! Warte du nur!“

Und um die Erziehung zu beginnen, wendete er sich, da die Aebtissin das Amen sprach und Palma gegen ihn aufsprang, von ihr ab, gerieth aber an Frau Stemma, die seine Hand ergriff, ihn feierlich in die Mitte führte und mit eherner Stimme zu reden begann: „Meine Leute! Wer von euch, Mann oder Weib, so alt ist, daß er vor jetzt sechzehn Jahren hier stand, während ich den Comes empfing, der davon herkam euren erschlagenen Herrn den Judex zu rächen — wer so alt ist und dabei gegenwärtig war, der bleibe! Ihr Jüngern, lasset uns, auch du, Palma!“

Sie gehorchten. Palma zog sich schmollend in den äußersten Burgwinkel zurück, eine halbrunde Bastei, die, ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem jenseitigen rechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergfluth in ungeheurem Sturze zu Thale fiel. Sie setzte sich auf die breite Platte der Brüstung, blickte, den Arm vorgestützt, in den schneeweißen Gischt hinein, der ihr mit seinem feinen Regen die Wange kühlte, und hörte in dem Tumulte der Tiefe nur wieder den Jubel und die Ungeduld des eigenen Herzens.

Im Hofe hinter ihr ging inzwischen die rechtliche Handlung ihren Schritt und Rede und Gegenrede folgte sich, rasch und doch gemessen, nach dem Winke der Richterin.

„Hier steht der Sohn des Comes. Ihr seid ihm die Wahrheit schuldig. Saget sie. Habet ihr das Bild jener Stunde?"

„Als wäre es heute" — „Ich sehe den Comes vom Rosse springen" — „Wir alle" — „Dampfend und keuchend" — „Du kredenztest" — „Drei lange Züge" — „Mit einem leerte er den Becher" — „Er sank" — „Wortlos" — „Er lag."

„Bei eurem Antheil am Kreuze?" fragte sie.

„So und nicht anders. Bei unſerm Antheil am Kreuze!“ antwortete der vielſtimmige Schwur.

„Wulfrin, ich bitte dich, du blickſt zerſtreut! Wo biſt du? Nimm dich zuſammen!“

Haſtig und unwillig erhob er die Hand.

Die Richterin faßte ihn am Arm. „Kein Leichtſinn!“ warnte ſie. „Frage, unterſuche, prüfe, ehe du mich freigiebſt! Du begehſt eine ernſte, eine wichtige That!“

Wulfrin machte ſich von ihr los. „Ich gebe die Richterin frei von dem Tode des Comes und will verdammt ſein, wenn ich je daran rühre!“ ſchwur er zornig.

Der Burghof begann ſich zu leeren. Wulfrin ſtarrte vor ſich hin und vernahm, ſo überzeugt er von der Unſchuld der Richterin war und ſo erleichtert, mit einer häßlichen Sache fertig zu ſein — dennoch vernahm er aus ſeinem Innern einen Vorwurf, als hätte er den Vater durch ſeinen Unmuth und ſeine Haſt preisgegeben und beleidigt. So ſtand er regungslos, während die Richterin langſam auf ihn zutrat, ſich an ſeiner Bruſt emporrichtete und ihm Kette und Hifthorn leicht über das Haupt hob. „Als Pfand meiner Freigebung und

unſers Friedens," ſagte ſie freundlich. „Ich kann ſeinen Ton nicht leiden." Und ſie ſchritt durch den Hof die Stufen hinunter und hinaus auf die Baſtei und ſchleuderte das Hifthorn mit ausgeſtreckter Rechten in die donnernde Tiefe.

Jetzt kam Wulfrin zur Beſinnung und eilte ihr nach, das väterliche Erbe zurückzufordern. Er kam zu ſpät. In den betäubenden Abgrund blickend, der das Horn verſchlungen hatte, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Roſſegewieher. Sein Ohr hatte ſich in den Ebenen der lauten Rede entwöhnt, welche die Bergſtröme führen. Als er wieder aufſchaute, war die Richterin verſchwunden. Nur Palma ſtand neben ihm, die ihn umhalſte und herzlich auf den Mund küßte.

„Laß mich!" ſchrie er und ſtieß ſie von ſich.

Drittes Kapitel.

An einem Fenster von Malmort, durch welches der Thalgrund mit seinen Thürmen und Weilern als duftige Ferne hereinschimmerte, stand die Richterin mit Wulfrin und zeigte ihm die Größe ihres Besitzes. „Das beherrsche ich," sagte sie, „und Palma nach mir. Dich aber, Wulfrin, habe ich schon ehevor dazu ausersehen — wie es auch deine brüderliche Pflicht ist — der Schwester, wenn ich stürbe, dieses weite Erbe zu sichern."

„Planvoll, aber ferneliegend," sagte er.

„Fern oder nahe. Du bist ihr natürlicher Beschützer. Ich kann mein Kind keinem Mächtigen dieses Landes vermählen, denn sie sind ein zuchtloses und sich selbst zerstörendes Geschlecht. Ich bände sie an den Schweif eines gepeitschten Rosses! Ringsherum

keine Burg, an der nicht Mord klebte! Soll mir mein Kind in einem Hauszwist oder in einer Blutrache untergehen? Ja, fände ich für sie einen Guten und Starken wie du bist, dann wäre ich ruhig und könnte dich freigeben, du hättest weiter keine Pflicht an ihr zu erfüllen. Ich weiß ihr keinen Gatten als allein Gnadenreich, und der besitzt das Land, nach der Verheißung, als ein Sanftmüthiger, kann es aber gegen die Gewaltthätigen nicht behaupten, deren Zahl hier Legion ist. Erst seine Söhne werden kraft meines Blutes Männer sein. Bis diese kommen und wachsen, wirst du schon deine gepanzerte Hand über Gnadenreich und Palma halten und die Herrschaft führen müssen. Denn ewig reitest du nicht mit dem Kaiser. Vielleicht auch, wer weiß, erhebt er dich zum Grafen über diesen Gau, oder dann erhältst du von mir eine Burg, jene" — sie wies auf einen Thurm am Horizonte — „oder eine andere, nach deinem Gefallen. Oder du hausest hier auf meinem eigenen festen Kalmort." Sie legte ihm vertrauend die Hand auf die Schulter.

„Aber, Frau," sagte er, „du lebst!" und sie erwiderte: „Solang ich lebe, herrsche ich."

„Dann hat es keine Eile," antwortete er. „Daß der Schwester nichts geschehen darf, versteht sich und gelobe ich dir. Doch jetzt muß ich reiten, heute! in einer Stunde!"

„Zum Kaiser? Du hast ihm bereits meinen erfahrenen Rudio geschickt mit der sichern Kundschaft, daß die Lombarden sich am Mons Maurus befestigen und dort noch ein blutiger Sturm wird gegen sie gefahrt werden müssen. Herr Karl sitzt in Mediolanum, wie wir wissen. So braucht es dir nicht zu eilen."

„Ich lag schon zu lange hier, mich verlangt in den Bügel," sagte der Höfling und die Richterin erwiderte nachgiebig: „Dann schenkst du mir noch diesen Tag. Ich sähe es gerne, wenn du Palma verlobtest. Warum Gnadenreich sich hier nicht blicken läßt? Er hält sich wohl in seinem Pratum eingeschlossen, der Lombarden halber, vorsichtig wie er ist, obschon, wie ich glaube, diese hier verstoben sind. Weißt du was? Geh und bring ihn. Oder wüßtest du deiner Schwester einen bessern Mann?"

„Nein, Frau, wenn sie ihn mag! Doch was habe ich dabei zu rathen und zu thun? Das ist deine

Sache und die des Pfaffen, der ſie zuſammengicbt. Ich will den Rappen ſatteln gehen, den du mir geſchenkt haſt."

Sie blickte ihn mit beſorgten Augen an. „Was iſt dir, Wulfrin? Du ſiehſt bleich! Iſt dir nicht wohl hier? Und mit Palma gehſt du um wie mit einer Puppe, du ſtoßeſt ſie weg und dann hätſcheiſt du ſie wieder. Du verdirbſt mir das Mädchen. Wo haſt du ſolche Sitte gelernt?"

„Sie iſt aufdringlich," ſagte er. „Ich liebe freie Ellbogen und kann es nicht leiden, daß man ſich an mich hängt. Sie läuft mir nach und wenn ich ſie ſchicke, weint ſie. Dann muß ich ſie wieder tröſten. Es iſt unerträglich! Ich habe die Gewohnheit breiter Ebenen und großer Räume — auf dieſem Felsſtück iſt alles zuſammengeſchoben. Das Gebirge drückt, der Hof beengt, der Strom ſchüttert — an jeder Ecke, auf jeder Treppe dieſelben Geſichter! Verwünſchtes Malmort! Hier hältſt du mich nicht. Hier laſſe ich mich nicht einmauern. Mache dir keine Rechnung, Frau."

„Du thuſt mir wehe," ſagte ſie.

Die harte Rede reute ihn. „Frau, laß mich ziehen!" bat er. „Und daß du dich zufrieden gebeſt, hole ich

dir heute noch den Gnadenreich und wir verloben die Schwester. Wo hauſt er?"

„Ich danke dir, Wulfrin. Graciosus wohnt nicht ferne von hier, in Pratum." Sie deutete nach einer zerriſſenen Schlucht, über welcher eine grüne Alp hoch emporſtieg. „Ich gebe dir einen Führer. Den Knaben hier." Sie zeigte in den Hof hinunter, wo ein Hirtenbube ſich damit beſchäftigte eine Senſe zu wetzen. Palma ſtand neben ihm und plauderte.

„Gabriel," rief ihn die Richterin, „du führſt deinen Herrn Wulfrin nach Pratum."

„Den Höfling? Mit Freuden!" jauchzte der Bube.

„Er träumt davon," erklärte die Richterin, „hinter dem Kaiſer zu reiten. Beſieh dir ihn."

„Darf ich mit?" fragte Palma und hob das Haupt.

„Nein," ſagte die Richterin.

„Bruder!" bat ſie und ſtreckte die Hände.

„Schon wieder! Zum Teufel!" fluchte er. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „So komm, Närrchen!"

Da die Dreie baarhaupt und reiſefertig in dem feuchten Thore ſtanden, während ringsum die Sonne brannte, ſagte die geleitende Richterin zu Wulfrin: „Ich anvertraue dir Palma: hüte ſie!"

„Halleluja! Voran, Engel Gabriel!“ jubelte das Mädchen.

Unten am Burgweg ſagte der Hirtenbube: „Herr, es giebt zwei Wege nach Pratum. Der eine ſteigt durch die Schlucht, der andere über die Alp.“ Er wies mit der Hand. „Wenn es dir und der jungen Herrin beliebt, ſo nehmen wir dieſen. Oben ſchaut es ſich weit und luſtig und es könnte trübe werden gegen Abend. Es iſt ein Gewitterchen in der Luft.“

„Ja, über die Alp, Wulfrin!“ rief Palma. „Ich will dir dort meinen See zeigen,“ und leichtgeſchürzt ſchlug ſie ſich über eine lichte Matte, die bald zu ſteigen begann und immer ſteiler wurde.

Leicht wie auf Flügeln, mit frei athmender Bruſt ging das Mädchen bergan und blieb unter der ſengenden Sonne friſch und kühl wie eine ſpringende Quelle. Der Berg hatte an dem Kinde ſeine Freude. Glänzende Falter umgaukelten ihr das Haupt und der Wind ſpielte mit ihrem Blondhaar.

Wulfrin ſchaute um nach Malmort, das grau ſchimmernd kaum aus der Morgenlandſchaft hervortrat. „Wie geſchah mir,“ fragte er ſich, „in jenem Gemäuer dort? Wie konnte mich dieſes unſchuldige Geſchöpf beängſtigen.

dieses fröhliche Geschöpf, diese lebende Gems mit hellen Augen und flüchtigen Füßen?" Ihm wurde wohl und er mochte es gerne, daß der Knabe zu plaudern begann.

Gabriel erzählte von den Lombarden, welche er als Späher der Richterin beschlichen hatte. Sie seien überall und nirgends. Sie nisten in den Pässen, belauern die Boten und plündern die Säumer. Sie berauschen sich in dem geraubten heißen Weine von drüben, prahlen mit besiegten Waffen, fabeln von der Herstellung der eisernen Krone und leugnen oder lästern den Weltlauf. Sie beten den Teufel an, der das Regiment führe. „und doch," endigte der Knabe, „sind sie gläubige Christen, denn sie stehlen aus unsern Kirchen alles heilige Gebein zusammen, soviel sie davon erwischen können. Es ist Zeit, daß der Herr Kaiser zum Rechten sehe und ihnen feste Bezirke und einen Richter gebe."

Da nun Gabriel bei dem Kaiser angelangt war, dessen erneuerte Würde ihren Schimmer bis in dieses wilde Gebirge warf, begeisterten sich seine Augen und er rief: „Diesem und keinem Andern will ich dienen! Ich heiße Gabriel und schlage gerne mit Fäusten, lieber

hieße ich Michael und hiebe mit dem Schwerte! Recht muß dabei sein und der Kaiser hat immer Recht, denn er ist eins mit Gott Vater, Sohn und Geist. Er hat die Weltregierung übernommen und hütet, ein blitzendes Schwert in der Faust, den christlichen Frieden und das tausendjährige Reich."

Nun mußte ihm Wulfrin den Kaiser beschreiben, die Spangen seiner Krone, den blauen langen Mantel, das tiefsinnige Antlitz, das kurzgeschorene Haupt, den hangenden Schnurrbart, „den wir Höflinge ihm nachahmen," sagte er lachend.

„Wie blickt der Kaiser?" fragte Palma und Wulfrin antwortete ohne Besinnen: „Milde."

Die Kinder lauschten andächtig und bestaunten den Mann, der mit dem Herrn der Welt Umgang pflog: sobald aber die Höhe erreicht war, wo sich der Rasen breitete, war es mit der Andacht vorbei. Gabriel jauchzte gegen eine ernsthafte Felswand, die den Knabenjubel gütig spielend erwiderte, und Palma ließ, den Höfling an der Hand, einem gründunkelklaren Gewässer entgegen, das die Wand mit ihrem Riesenschatten noch immer vor der schon hohen Sonne verbarg. Sie umwandelten das mit Felsblöcken besäte Ufer bis

zu einem bemooſten Vorſprung, der weiche Sitze bot. Hier zog ſie ihn nieder und wie ſie ſo lagerten, ſagte ſie: „Nun iſt das Märchen erfüllt von dem Bruder und der Schweſter, die zuſammen über Berg und Thal wandern. Alles iſt ſchon in Erfüllung gegangen.“

„Haust hier unten auch Eine?“ neckte Wulfrin den Buben. Gabriel blieb die Antwort ſchuldig, denn er mochte ſich vor dem Höfling nicht bloßſtellen.

„Dumme Geſchichten,“ lachte dieſer, „es giebt keine Elben.“

„Nein,“ ſagte Gabriel bedenklich und kratzte ſich das Ohr, „es giebt keine, nur darf man ſie nicht mit wüſten Worten rufen oder gar ihnen Steine ins Waſſer ſchmeißen. Aber, Herr, wo haſt du dein Hifthorn? Du trugeſt es an der Seite, da du nach Malmort kamſt.“

„Es iſt in den Strom geſtürzt,“ fertigte ihn der Höfling ab.

„Das iſt nicht gut,“ meinte der Knabe.

„Hoho, Gabriel!“ rief es aus der Ferne und ein anderer Hirtenbube wurde ſichtbar. „Ein Fohlen hat ſich nach Alp Grun verlaufen, kohlſchwarz mit einem

weißen Blatt auf der Stirn. Ich wette, es gehört nach Malmort."

Gabriel sprang mit einem Satz in die Höhe. „Heilige Mutter Gottes," rief er, „das ist unsere Magra, der muß ich nach! Lieber Herr, entlasse mich. Du wirst dich schon zurechtfinden. Ein Mensch ist vernünftiger als ein Vieh. Dort," er deutete rechts, „siehst du dort den rothen Grat? Den suche, dahinter ist Pratum. Auch weiß die kleine Herrin Bescheid." Und weg war er, ohne sich um Antwort zu kümmern.

„Palma," lachte Wulfrin, „wenn da unten eine Elbin leuchtete?"

„Mich würde es nicht wundern," sagte sie. „Oft, wenn ich hier liege, erhebe ich mich, steige sachte ans Ufer nieder und versuche das Wasser mit der Zehe. Und dann ist mir, als löse ich mich von mir selbst und ich schwimme und plätschere in der Fluth. Aber siehe!"

Sie deutete auf ein majestätisches Schneegebirge, das ihnen gegenüber sich entwölkte. Seine verklärten Linien hoben sich auf dem lautern Himmel rein und zierlich, doch ohne Schärfe, als wollten sie ihn nicht ritzen und verwunden, und waren beides, Ernst und

Reiz, Kraft und Lieblichkeit, als hätten sie sich gebildet, ehe die Schöpfung in Mann und Weib, in Jugend und Alter auseinanderging.

„Jetzt prangt und jubelt der Schneeberg," sagte Palma, „aber nachts, wenn es mondhell ist, zieht er bläulich Gewand an und redet heimlich und sehnlich. Da ich mich jüngst hier verspätete, machte sich der süße Schein mit mir zu schaffen, lockte mir Thränen und zog mir das Herz aus dem Leibe. Aber siehe!" wiederholte sie.

Eine Wolke schwebte über den weißen Gipfeln, ohne sie zu berühren, ein himmlisches Fest mit langsam sich wandelnden Gestalten. Hier hob sich ein Arm mit einem Becher, dort neigten Freunde oder Liebende sich einander zu und leise klang eine luftige Harfe. Palma legte den Finger an den Mund. „Still," flüsterte sie, „das sind Selige!" Schweigend betrachtete das Paar die hohe Fahrt, aber die von irdischen Blicken belauschte himmlische Freude löste sich auf und zerfloß. „Bleibet! oder gehet nur!" rief Palma mit jubelnder Geberde, „wir sind Selige wie ihr! Nicht wahr, Bruder?" und sie blickte mit trunkenen Augen bis in den Grund der seinigen.

Es kam die schwüle Mittagsstunde mit ihrem berückenden Zauber. Palma umfing den Bruder in Liebe und Unschuld. Sie schmeichelte seinem Gesicht wie die Luft und küßte ihn traumhaft wie der See zu ihren Füßen das Gestade. Wulfrin aber ging unter in der Natur und wurde eins mit dem Leben der Erde. Seine Brust schwoll. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Feuer loderte vor seinen Augen . . .

Da rief eine kindliche Stimme: „Sieh doch, Wulfrin, wie sie sich in der Tiefe umarmen!"

Sein Blick glitt hinunter in die schattendunkle Fluth, die Felsen und Ufer und das Geschwisterpaar verdoppelte. ‚Wer sind die Zweie?" rief er.

„Wir, Bruder," sagte Palma schüchtern und Wulfrin erschrak, daß er die Schwester in den Armen hielt. Von einem Schauder geschüttelt sprang er empor und ohne sich nach Palma umzusehen, die ihm auf dem Fuße folgte, eilte er in die Sonne und dem nahen Grate zu, wo jetzt eine Figur mit einem breiten Hut und einem langen Stabe Wache zu halten schien.

„Grüß' Gott! grüß' Gott!" bewillkommte Gnadenreich die Geschwister, ohne einen Schritt vom Platze zu thun. Er streckte ihnen nur die Hände entgegen

„Ich habe es dem Ohm feierlich geloben müssen," erklärte er, „solange die Lombardengefahr dauert, die Grenze meiner Weiden hütend zu umwandeln, aber nicht zu überschreiten, denn Pratum ist ein Lehen des Bisthums und die Kirche hält Frieden. Sei willkommen, Wulfrin, und Palma nicht minder!" Seine Blicke liefen rasch zwischen dem Höfling und dem Mädchen: beide schienen ihm befangen. Er wurde es auch, denn er glaubte die Ursache ihres Weges zu wissen, und da sie schwiegen, begann er ein grosses Geplauder.

„Sie haben dem guten Ohm böse mitgespielt," erzählte er. „Wir sassen zu Dreien in der Stube beim Nachtische, denn die Nichtern war nach Cur gekommen, um den Bischof gegen die Lombarden in die Waffen zu treiben, was er ihr als ein Kind des Friedens verweigern mußte. Frau Stemma und der Ohm stritten sich bei den Nüssen, wie sie zuweilen thun, über die Güte der Menschennatur. Nun hatten sich kürzlich zwei arge Geschichten ereignet. Jucunda, die junge Frau des Montafuners, welche Bischof Felix gefirmelt hatte" —

„Mit mir. Sie war sein Liebling," rief Palma, die wieder dicht neben dem Höfling schritt.

„Still!“ ſagte dieſer ungeberdig und das Mädchen lief nach einer Blume.

— „wurde von ihrem Manne mit einem Edelknecht ertappt und durch das Burgfenſter geworfen. Wenige Tage ſpäter ſchlug der Schamſer mitten im Stiftshofe dem Bergüner nach kurzem Wortwechſel den Schädel ein und doch hatten ſie eben auf die prieſterliche Zuſprache des Ohms ſich geküßt und mit einander den Leib des Herrn empfangen. Solches hielt ihm Frau Stemma vor, doch der Ohm erwiderte: „Das ſind Wallungen und augenblickliche Verfinſterungen der Vernunft, aber die Natur iſt gut und wird durch die Gnade noch beſſer.“ Der Ohm iſt ein bischen Pelagianer, hi, hi!“

„Pelagianer?“ fragte der Höfling zerſtreut, denn ſein Blick rief Palma, die ihm gleich wieder zuſprang. „Iſt das nicht eine Gattung griechiſcher Krieger?“

„Nicht doch, Wulfrin, es iſt eine Gattung Ketzer. Alſo: Frau Stemma und der Ohm ſtritten über das Böſe. Da ſieht der Biſchof, der kurzſichtig iſt, auf Felicitas — dieſen Namen hat er der nahen Höhe gegeben, wo ihm ein Sommerhaus ſteht — eine Flamme. „Wir feiern den Abzug der Lombarden,“

lächelte er. Frau Stemma blickt hin und bemerkt in ihrer ruhigen Weise: „Ich meine, sie sind es selber," und richtig tanzten sie auf dem Hügel wie Dämonen um den Brand.

Da lärmt es auf dem Platz. Ein Böſewicht fällt mit der Thüre ins Haus und redet: „Biſchof, thue nach dem Evangelium und gieb mir den Rock, nachdem du ſeine Taſchen mit Byzantinern gefüllt haſt, denn deine Mantel haben wir in der Sakriſtei drüben ſchon geſtohlen!" Der Ohm erſtarrt. Jetzt tritt der Lombarde auf Stemma zu, welche im Halbdunkel ſaß. „Die Frau da," höhnt er, „hat einen Heiligenſchein um das Haupt, her mit dem Stirnband!" Da erhebt ſich Frau Stemma und durchbohrt den Menſchen mit ihren fürchterlichen Augen: „Unterſtehe dich!" „Ja ſo," ſagt er, „die Richterin!" und biegt das Knie. Da der arme Ohm endlich aufathmete, nach erbrochenen Kiſten und Kaſten, rief ihn der Höllenkerl wieder vom Domplatze her ans Fenſter. Er ritt mit nackten Ferſen den ſchönſten Stiftsgaul, dem er eine purpurne Altardecke übergelegt — ſich ſelbſt hatte er ein Meßgewand umgehangen — und zog dem Kirchenſchimmel mit dem entwendeten Krummſtab von Cur einen ſolchen

über den blanken Hinterbacken, daß er bolzgrade ſtieg und der Stab in Trümmer flog. „Biſchof, ſegne mich!“ ſchrie der Lombarde. Der Ohm in ſeiner Frömmigkeit beſiegte ſich. „Ziehe hin in Frieden, mein Sohn!“ ſprach er und hob die Hände.

„Dich, Biſchof,“ jauchzte der Lombarde, „hole der Teufel!“

„Und dich hole er gleichfalls!“ gab der Ohm zurück. Ich hätte es eigentlich nicht erzählen ſollen,“ endete Gnadenreich halb reuig, „es hat den Ohm ſchrecklich erboſt.“

Palma hatte gelacht, auch der Höfling verzog den Mund und Gnadenreich wurde immer geſprächiger und zuthulicher.

„Wir haben uns eine Ewigkeit nicht geſehen, Wulfrin,“ ſagte er. „Ich verließ Rom bald nach dir, aber was habe ich nicht dort noch erlebt! Welche Bekanntſchaften habe ich gemacht! Ich ging dein Büchlein im Palaſte holen und traf ihn ſelbſt, der es geſchrieben. Welch ein Kopf! Faſt zu ſchwer für den kleinen Körper! Was da alles drinneſteckt! Kaum ein Viertelſtündchen koſtete ich den berühmten Mann, aber in dieſer winzigen Spanne Zeit hat er mich für mein

Lebtag in allem Guten befestigt. Dann pochte es ganz bescheiden und leise und wer tritt ein? — ich bitte dich, Wulfrin! — der Kaiser. Ich verging vor Ehrfurcht. Er aber war gnädig und ergötzte sich, denke dir! an deiner Geschichte, Wulfrin, die er sich von mir erzählen ließ" —

Jetzt verstand Graciosus sein eigenes Wort nicht mehr, denn sie geriethen zwischen die Heerden und das grüne Pratum wurde voller Geblöke und Gebrülle. Einer der magern und wolfähnlichen Berghunde beschnoberte den Höfling, sprang dann aber liebkosend an ihm auf und beleckte ihn, wenn Graciosus dem Thiere seine Ungezogenheit nicht verwiesen hätte. Palma aber wurde von den Hirtenmädchen umringt und mit Verwunderung angestarrt. Die junge Herrin von Malmort war leutselig und frug alle nach ihren Namen und Heerden.

„Ich bin gewiß kein Plauderer," sagte Graciosus, nachdem er Raum geschafft hatte, „aber du begreifst, wenn der Kaiser befiehlt — haarklein mußte ich berichten von Horn und Becher und zumal die erstaunliche Frau Stemma machte dem hohen Herrn zu schaffen."

Der Höfling blickte verdrießlich.

„Welch ein Mann!“ lobpries Gnadenreich. „Der Inhalt und die Höhe des Jahrhunderts! Wer bewundert ihn genug? Und doch, aber doch — Wulfrin, ich habe von den Höflingen, deren Umgang ich nicht ganz meiden konnte, etwas vernommen, das mich tief betrübt, etwas von einer gewissen Regine . . . weißt du es?“

„Das ist seine Nebsin,“ fuhr Wulfrin ehrlich heraus.

„Schlimm, sehr schlimm! Ein Flecken in der Sonne! Kein vollkommenes Beispiel! Und die Karlstöchter?“

„Alle Wetter und Stürme,“ brauste Wulfrin auf, „wer hat mich zum Hüter der Karlstöchter bestellt?“

„Die Karlstöchter!“ rief mitten aus den Heerden Palma, die in der Entfernung die schallende Rede Wulfrins verstanden hatte. „Sie heißen: Hiltrud, Rotrud, Rothaid, Gisella, Bertha, Adaltrud und Himiltrud. Gnadenreich hat eine Tabelle davon verfertigt.“ Die rätischen Mädchen wiederholten die ihnen fremdklingenden Namen und zogen unter jubelndem Gelächter die junge Herrin mit sich fort.

Gnadenreich verlangsamte den Schritt. Traulich suchte er die Hand des Höflings. „Die Ehe ist hei-

lig," „ſagte er, und das ſollte der Kaiſer nicht vergeſſen, da er ſo hoch ſteht. Du haſt errathen, Wulfrin, daß ich außer ihr geboren bin. Deshalb habe ich eine große Meinung von ihr und eine wahre Leidenſchaft, in der meinigen ein Muſter von Tugend zu ſein. Ein gutes Mädchen führe nicht ſchlecht mit mir. Du kennſt meine Neigung, an der ich feſthalte, wenn mir auch Palma zuweilen Sorge macht. Jetzt ſind wir allein — ſie ſcheint heute lenkſam — das könnte die Stunde ſein — wenn es dein Wille wäre" —

„Sei nur getroſt, Gnadenreich," ermuthigte Wulfrin, „die Sache iſt abgemacht."

Hätte einer der Gewaltthätigen, welche auf den rätiſchen Felſen niſteten, begehrlich nach Palma gegriffen, Wulfrin möchte ihm ins Angeſicht getrotzt und das Schwert aus der Scheide geriſſen haben, aber Graciosus war zu harmlos, als daß er ihm hätte zürnen können. Und er ſelbſt fühlte ſich mit einem Male von einem dunkeln Schrecken getrieben, die Schweſter zu vermählen.

„Abgemacht?" fragte Graciosus, „du willſt ſagen: zwiſchen dir und der Richterin? Doch wie meinſt du — iſt Palma nicht am Ende zu wild und groß für mich?"

„Sei nicht blöde und fackle nicht länger! Willſt du ſie?“

Die Schreitenden hatten eine Hügelwelle überſtiegen und erblickten jetzt diejenige wieder, von der ſie redeten. Sie hatte ſich von den Hirtinnen getrennt und ſtand vor einem der tiefen und ſchnellſtrömenden Bäche, welche die Hochmatten durchſchneiden. Neben ihr irrte ein blökendes Lämmchen, das die Heerde verloren hatte, und am Ufierrand ſitzend löſte ſich eine kropfige Bettlerin blutige Lumpen von ihrem wunden *Fuße und wuſch ihn mit dem friſchen Waſſer.* Raſch entledigte ſich das Mädchen der Schuhe, ſtellte dieſelben mit einem mitleidigen Blick neben die Cretine, hob das Lamm in die Arme, watete mit ihm durch die Strömung und ließ es ſeiner Heerde nachlaufen.

Da kam über Gnadenreich eine Erleuchtung. „Ich wage es! Ich nehme ſie!“ rief er aus. „Sie iſt gut und barmherzig mit jeglicher Kreatur!“

„So gehe voraus und richte das Brautmahl! Ich werde für dich werben. Das iſt doch dein Kaſtell?“ In einiger Entfernung ſtieg aus einem Bezirke von Hürden und Ställen ein neugebauter Rundthurm, über welchem gerade der Föhn einen ungeheuerlichen Wolken-

drachen emporstrich. Gnadenreich bog seitwärts die Brücke suchend, während der Höfling den reißenden Bach in einem Satze überſprang.

Wulfrin erreichte die Schweſter. „Du läufſt baarfuß, Bräutchen?“

„Ich bin kein Bräutchen, und was nützen mir die Schuhe, wenn ich nicht mit dir durch die Welt laufen darf?“

„Du biſt nicht die Thörin, das im Ernſte zu reden, und die Frau auf Pratum darf nicht unbeſchuht gehen.“

„Gnadenreich hat nicht den Mund gegen mich geöffnet.“

„Er wirbt durch den meinigen. Nimm ihn, rath ich dir, wenn du keinen Andern liebſt.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nur dich, Wulfrin.“

„Das zählt nicht.“

Sie hob die klaren Augen zu ihm auf. „Geſchieht dir damit ein ſo großer Gefallen?“

Er nickte.

„So thue ich es dir zuliebe.“

„Du biſt ein gutes Kind.“ Er ſtreichelte ihr die Wange. „Ich werde euch ſchützen, daß euch nichts Feindliches widerfahre, und bei eurem erſten Buben Gevatter ſtehen.“

Sie erröthete nicht, ſondern die Augen füllten ſich mit Thränen. „Nun denn,“ ſagte ſie, „aber wir wollen langſam gehen, daß es eine Stunde dauert, bis wir Pratum erreichen.“ Der Thurm ſtand vor ihnen. Dem Höfling aber wurde es offenbar, jetzt da er die Schweſter weggab, daß ſie ihm das Liebſte auf der Erde ſei.

„Hier thronen wir wie die Engel,“ ſagte Graciosus, nachdem er ſeine Gäſte die Wendeltreppe empor durch die Gelaſſe ſeines Thurmes und auf die Zinne geführt hatte, wo das Mahl bereitet war. Der Tiſch trug neben den Broten eine Schüſſel Milch mit dem geſchnitzten Löffel und einen Krug voll ſchwarzdunkeln Weines, ein biſchöfliches Geſchirr, denn es war mit der Mitra und den zwei Krummſtäben bezeichnet. Die Dreie ſaßen auf einer Bank, das Mädchen in der Mitte. Die ringsum laufende Brüſtung reichte ſo hoch, daß ſich kaum darüber wegblicken ließ. Nur der Himmel war ſichtbar, und an dieſem häuften ſich unheimliche ſchwefelgelbe Wolken.

„Die Milch für mich, für dich der Wein, Wulfrin,“ ſagte Graciosus. „Der verreiſte noch glücklich aus dem biſchöflichen Keller, ehe ihn die Lombarden leerten.

Aber mit wem hält es Fräulein Palma?" „Mit dir," meinte der Höfling.

Graciosus sprach das Tischgebet. „Nun gleich auch den andern Spruch, frisch heraus, Gnadenreich!" ermunterte Wulfrin.

Da geschah es, daß der Bischofsneffe, so redegewandt er war, sich auf nichts besinnen konnte von alle dem zärtlichen und Verständigen, was er sich für diesen entscheidenden Augenblick langeher ausgesonnen hatte. Rathlos blickte er in die warmen braunen Augen. Jetzt gedachte er des Lämmchens und der bloßen Füße und kam in eine fromme Stimmung. „Palma novella," bekannte er, „ich liebe dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe."

Das war hübsch. Das Mädchen wurde gerührt und reichte ihm die Hand. Auch Wulfrin mißfiel diese Werbung nicht. „Nun aber wollen wir ein bischen lustig sein!" rief er aus. „Das bringe ich euch!" Er hob den Krug und trank. Graciosus schöpfte einen Löffel Milch und bot ihn dem Munde seiner Braut. Es war nicht der einzige auf Pratum, aber Gnadenreich wollte eine sinnbildliche Handlung begehen.

Sie öffnete schon die rothen Lippen, da sagte sie:

„Heute widersteht mir die Milch. Gieb du mir zu trinken, Wulfrin.“ Er reichte ihr den Krug und sie schlürfte so hastig, daß er ihr denselben wieder aus den Händen nahm. Darauf schien sie ermüdet, denn sie ließ den Kopf auf die Schulter und allmählich in die Arme sinken und nickte ein. Die Föhnluft wurde zum Ersticken heiß. Wulfrin und Graciosus verstummten ebenfalls und dieser half sich, indem er seine Milch auslöffelte und nach ländlicher Sitte zuletzt die Schüssel mit beiden Händen an den Mund hob. Wulfrin betrachtete den jungen Nacken. Er enthielt sich nicht und berührte ihn mit den Lippen. Sie erwachte.

„Aber wir sitzen auf dem Thurm wie die drei Verzauberten,“ sagte sie. „Geh, Gnadenreich, hole uns das Buch, wo der Bruder abgebildet ist, das aus dem Stifte — weißt du — welches du bei deinem letzten Besuche der Mutter, der ich über die Schulter blickte, gezeigt hast.“ Gnadenreich willfahrte ihr, aber sichtlich ungerne.

Palma suchte und fand das Blatt. Ueber dem lateinischen Texte war mit saubern Strichen und hellen Farben abgebildet, wie ein Behelmter den Arm abwehrend gegen ein Mädchen ausstreckt, das ihn zu

verfolgen ſchien. Mit dem Krieger deuchte er ſich nichts gemein zu haben als den Helm, doch je länger er das gemalte Mädchen beſchaute, deſto mehr begann es mit ſeinen braunen Augen und goldenen Haaren Palma zu gleichen. Um die Figur aber ſtand geſchrieben: „Byblis.“

„Erzähle und deute, Gnadenreich,“ bat Palma. Gracioſus blieb ſtumm. „Nun, ſo will ich erklären. Das hier iſt der Bruder auf Malmort, wie er anfangs war und mich wegſtößt.“

„Das iſt nichts für dich, Palma!“ wehrte Gracioſus ängſtlich, „laß!“ und er entzog das Buch ihren Händen.

„Ihr ſeid beide langweilig!“ ſchmollte ſie. „Ich gehe lieber. Drüben am Hange ſah ich blühende Roſen in dichten Büſchen ſtehen. Ich will mir einen Kranz winden,“ und ſie entſprang.

Ein blendender Blitz fuhr über Pratum weg und dem Höfling wie Feuer durch die Adern. „Warum haſt du ihr das Buch weggenommen?“ fragte er gereizt.

„Weil es für Mädchen nicht taugt,“ rechtfertigte ſich Gnadenreich.

„Warum nicht?“

„Die Schweſter im Buche liebt den Bruder.“

„Natürlich liebt ſie ihn. Was iſt da zu ſuchen?“

Graciosus antwortete mit einer Miene des Abſcheus: „Sie liebt ihn ſündig! ſie begehrt ihn.“

Wulfrin entfärbte ſich und wurde todtenbleich. „Schweig, Schurke!“ ſchrie er mit entſtellten Zügen, „oder ich ſchleudere dich über die Mauer!“

„Um Gottes willen,“ ſtammelte Graciosus, „was iſt dir? Biſt du verhext? Wirſt du wahnſinnig?“ Er war von Wulfrin und dem Buche weggeſprungen, in welches dieſer mit entſetzten Blicken hineinſtarrte. „Ich beſchwöre dich, Wulfrin, nimm Vernunft an und laß dir ſagen: das hat ein heidniſcher Poet erſonnen, leichtfertig und lügneriſch hat er erfunden, was nicht ſein darf, was nicht ſein kann, was unter Chriſten und Heiden ein Greuel wäre!“

„Und du lieſeſt ſo gemeine Bücher und ergötzeſt dich an dem Böſen, Schuft?“

„Ich leſe mit chriſtlichen Augen,“ vertheidigte ſich Gnadenreich beleidigt, „zu meiner Warnung und Bewahrung, daß ich den Verſucher kenne und nicht unverſehens in die Sünde gleite!“

Die Hände des Höflings zitterten und krampften sich über dem Blatte.

„Bei allen Heiligen, Wulfrin, zerstöre das Buch nicht! Es ist das theuerste des Stiftes!“

„Ins Feuer mit ihm!“ schrie der Höfling und weil kein Herd da war als der lodernde des offenen Himmels, riß er das Blatt in Fetzen und warf sie hoch auf in den wirbelnden Sturm.

Es trat eine Stille ein. Graciosus betrachtete stöhnend das verstümmelte Buch, während Wulfrin mit verschlungenen Armen und unheimlichen Augen brütete. So beschlich ihn die zurückkommende Palma und setzte ihm den leichten von ihr gewundenen Kranz auf das belastete Haupt.

Er fuhr zusammen, da er das Geflechte spürte, zerrte es sich ab, riß es entzwei und warf es mit einem Fluche dem vom Laufe erhitzten Mädchen zu Füßen.

Da flammten ihr die Augen und sie streckte sich in die Höhe: „Du Abscheulicher! Thust du mir so?“ Zornige Thränen drangen ihr hervor. „Nun nehme ich auch den Gnadenreich nicht, dir zuleide!“

„Palma,“ befahl er, „gleich kehrst du nach Hause!

Ueber die Alp! Wende dich nicht um! Ich gehe durch die Schlucht! Läufst du mir über den Weg, so werfe ich dich in den Strom!"

Sie sah ihm jammervoll an. Seine Todesblässe, das gesträubte Haar, das unglückliche Antlitz erfüllten sie mit Angst und Mitleid. Sie machte eine Bewegung gegen ihn, als wollte sie ihm mit beiden Händen die pochenden Schläfen halten. „Hinweg!" rief er und riß das Schwert aus der Scheide.

Da wandte sie sich. Er blickte über die Brüstung und sah, wie sie in wildem Laufe durch die Alp eilte. Auch er verließ das Kastell und schlug, von dem nahen Tosen des Stromes geführt, den Weg gegen die Schlucht ein, die furchtbarste in Rätien. Gnadenreich gab ihm kein Geleit.

Da er in den Schlund hinabstieg, wo der Strom wüthete, und er im Gestrüppe den Pfad suchte, störte sein Fuß oder der ihm vorleuchtende Wetterstrahl häßliches Nachtgevögel auf und eine pfeifende Fledermaus verwirrte sich in seinem Haare. Er betrat eine Hölle. Ueber der rasenden Fluth drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsterniß wieder um-

armten. Da war nichts mehr von den lichten Geſetzen und den ſchönen Maßen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Geſtreckte Arme ſchleuderten Felsſtücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über dem Abgrund. Mitten im weißen Giſcht lag ein Rieſe, ließ ſich den ganzen Sturz und Stoß auf die Bruſt prallen und brüllte vor Wonne. Wulfrin aber ſchritt ohne Furcht, denn er fühlte ſich wohl unter dieſen Geſetzloſen. Auch ihn ergriff die Luſt der Empörung, er glitt auf eine wilde Platte, ließ die Füße überhangen in die Tiefe, die nach ihm rief und ſpritzte, und ſang und jauchzte mit dem Abgrund.

Da traf der ſtarre Blick ſeines zurückgeworfenen Hauptes auf ein Weib in einer Kutte, das am Wege ſaß. „Nonne, was haſt du gefrevelt?“ fragte er. Sie erwiderte: „Ich bin die Fauſtine und habe den Mann vergiftet. Und du, Herr, was iſt deine That?“

Lachend antwortete er: „Ich begehre die Schweſter!“

Da entſetzte ſich die Mörderin, ſchlug ein Kreuz über das andere und lief ſo geſchwind ſie konnte. Auch er erſtaunte und erſchrak vor dem lauten Worte ſeines

Geheimniſſes. Es jagte ihn auf und er floh vor ſich ſelbſt. Schweres Rollen erſchütterte den Grund, als öffne er ſich, ihn zu verſchlingen. Von ſenkrechter Wand herab ſchlug ein mächtiger Block vor ihm nieder und ſprang mit einem zweiten Satz in die aufſpritzende Fluth.

Der Himmel ſchwieg eine Weile und Wulfrin tappte in dunkler Nacht. Da erhellte ſich wiederum die Schlucht und auf einer über den Abgrund geſtürzten Tanne ſah er die Schweſter mit nackten und ſichern Füßen gegen ſich wandeln und jetzt lag ſie vor ihm und berührte ſeine Kniee.

„Was habe ich dir gethan," weinte ſie, „warum fliehſt, warum verwünſcheſt du mich? Bruder, Bruder, was habe ich an dir geſündigt? Ich kann es nicht finden! Siehe, ich muß dir folgen, es iſt ſtärker als ich! Ich lief drüben, da ſah ich den Steg. Tödte mich lieber! Ich kann nicht leben, wenn du mich haſſeſt! Thue, wie du gedroht haſt!"

Er ſtieß einen Schrei aus, ergriff, ſchleuderte ſie, ſah ſie im Gewitterlicht gegen den Felſen fahren, taumeln, taſten und ihre Kniee unter ihr weichen. Er neigte ſich über die Zuſammengeſunkene. Sie regte

ſich nicht und an der Stirn klebte Blut. Da hob er ſie auf mächtigen Armen an ſeine Bruſt und ſchritt ohne zu wiſſen wohin, das Liebe umfangend, dem Thale zu.

Er hatte die Klus hinter ſich, da ſauſte es an ihm vorüber und er erblickte einen Knaben, der ein ſcheues Roß zu bändigen ſuchte. „He, Gabriel," rief er ihm nach, „ſage der Richterin, ſie rüſte den Saal und richte das Mahl! Tauſend Fackeln entzündet! Malmort ſtrahle! Ich halte Hochzeit mit der Schweſter!" Der Sturm verſchlang die raſenden Worte. Malmort mit ſeinen Thürmen ſtand ſchwarz auf dem noch wetterleuchtenden Nachthimmel.

Mit ſeiner Laſt den Burgpfad emporſteigend, ſah er oben Lichter hin- und herrennen. Dann begegnete er der geängſtigten Mutter, die ihm halben Weges entgegengeeilt war. „Wulfrin," flehte ſie mit ausgeſtreckten Armen, „wo haſt du Palma?" „Da nimm ſie," ſagte er und bot ihr die Lebloſe.

Viertes Kapitel.

Da Wulfrin am folgenden Tage erwachte, lag er unter den schwarzschattenden Büscheln einer gewaltigen Arve, während die Matten ringsum schon in der Mittagssonne schimmerten. Er hatte eben noch, den würzigen Waldgeruch einathmend, heiter und glücklich geträumt von dem Wettspiel in einer römischen Arena und im Speerwurf einen Lorbeerkranz davongetragen. Sein Blut floß ruhig und seine Stirne war hell.

Nachdem er gestern Palma der Mutter in die Arme gelegt, war er ins Dunkel zurückgewichen. Mit irren Füßen, in ruhelosem Laufe, kreuz und quer, hatte er das Gebiet von Malmort durchjagt, bis weit über Mitternacht hinaus, und war dann im Morgengrauen niedergestürzt und in einen bleiernen Schlaf versunken.

Er fand sich auf einer von leichtgeschwungenen

Hügeln umgebenen Wiese, fernab von dem Geläute der Heerdglocken, in tiefer Einsamkeit. Nur ein Specht hämmerte und zwei Eichhörner tummelten und neckten sich in der Mitte ihres grünen Bezirkes. Wulfrin rieb sich den Schlummer aus den Augen und schaute umher. Da entdeckte er über dem Hügelrande die Giebel und Thurmspitzen von Malmort. Er ließ sich auf dem Hange gleiten und sie verschwanden.

Allmählich schlich sich das Gestern an ihn heran, er wehrte es ab, er mißtraute ihm, er wollte, er konnte es nicht glauben. War er nicht der Starke und Freie, der Fröhliche und Zuversichtliche, der dem Feinde ins Auge sah und das Irrsal mit dem Schwerte durchschnitt? Was war denn geschehen? Eine räthselhafte Frau hatte ihn übermocht, zu beschwören was er nicht bezweifelte. Ein Mädchen, das sich in der langen Weile eines Bergschlosses den vollkommensten Bruder ausgesonnen, war ihm zugesprungen und hatte sich närrisch ihm an den Hals gehängt. Ein tückischer Becher ungewohnten Weines, oder das freche Bild einer ausschweifenden Fabel, oder der heiße Hauch des Föhnes oder was es sonst gewesen sein mochte, hatte ihn bethört und verstört. Und was er an den Felsen ge-

ſchleudert, war nicht die Schweſter — wie hätte ſie den gähnenden Abgrund überſchritten? — ſondern irgend ein Blendwerk der Gewitternacht.

„Und war es die Schweſter und habe ich ſie zerſchmettert, ſo bin ich ihrer ledig," tröſtete er und zugleich ergriff ihn ein unendliches Mitleid und die inbrünſtigſte Liebe zu dem jungen Leben, das er mißhandelt und vernichtet hatte. Er ſah ſie mit allen ihren Geberden, jedes ihrer ſüßen und unſchuldigen Worte nahm Geſtalt an, er ſchaute in ihre ſeligen Augen und in ihre wehklagenden. Jetzt fühlte er ſie, die ſich weinend und ſchmeichelnd mit ihm vereinigte, und wußte, daß ſie noch lebte und athmete. „Meine Seele! Blut meiner Adern!" rief er und wieder: „Palma! Palma!"

„— alma!" wiederholte das Echo.

„Palma mein Weib!" Das Echo entſetzte ſich und verſtummte.

Ein tödtlicher Schauer durchrieſelte ſein Mark. Sich auf die Rechte ſtützend, hob er ſich halb von der Erde und langte mit der Linken nach der blutenden Bruſt wie auf dem Schlachtfelde. „Es ſitzt!" ächzte er. „Ich bin der Schrankenloſe, der Uebertreter, der Verdammte! Ich muß ſterben, damit die Schweſter

lebe! Doch womit habe ich den Himmel beleidigt? wodurch habe ich die Hölle gelockt?“ Rasch überſann er ſein Leben, er fand darin keinen Makel, nur läßlichen Fehl. „Nun, wen's trifft, den trifft's! Ich habe eben das ſchlimme Loos aus dem Helme gezogen und verwundere mich nicht, kenne ich ja die Grauſamkeiten der Walſtatt. Es geht vorüber!“ Da ſchien ihm denn doch das Daſein ein Gut, ſo leicht er es ſonſt werthete, jetzt da er, ob auch unter grimmigen Schrecken, ſeinen tiefſten Reiz und ſeine geheimſte Lieblichkeit gekoſtet hatte. Er hob die ſtarken Hände vor das Angeſicht und ſchluchzte . . .

Mählich verlängerten ſich die Schatten und es wurde ſtill über der Wieſe. Da legte ſich ihm eine Hand auf die Schulter. Ohne das Haupt zu wenden, ſagte er: „Ich komme,“ und wollte ſich erheben, denn er wußte, es war der Tod, der zu ihm trat, um ihn an den jähesten Abgrund zu führen.

„Bleibe, Walfrin!“ ſprach weich die Stimme der Richterin, „ich ſetze mich zu dir,“ und Frau Stemma ließ ſich neben ihn auf das Moos gleiten in einem weiten langen Gewande, das ſelbſt die Spitzen der Füße verhüllte.

„Berühre mich nicht!“ ſchrie er und warf ſich zurück. „Ich bin ein Unſeliger!“

„Ich ſuchte dich lange,“ ſagte ſie. „Warum bliebeſt du ferne? Dir iſt bange für Palma? Die wurde nur leicht verwundet, hat aber in tiefer Ohnmacht gelegen. Erwachend hat ſie erzählt, wie euch geſtern das Gewitter in der Schlucht überraſchte, wie ſie glitt und die Beſinnung verlor. Auf deinen Armen haſt du ſie getragen.“

Wulfrin blieb ſtumm.

„Oder redete ſie unwahr und du warfeſt ſie an den Felſen, um ſie zu zerſchmettern?“

Er nickte.

Sie ſchwieg eine Weile, dann hob ſie die Hand und berührte wiederum ſeine Schulter. „Wulfrin, du haſſeſt deine Schweſter oder — du liebſt ſie!“ Sie fühlte, wie der Höfling vom Wirbel zur Zehe zitterte.

„Es iſt entſetzlich,“ ſtöhnte er.

„Es iſt entſetzlich,“ ſagte ſie, „aber unerklärlich iſt es nicht. Ihr ſeid ferne von einander erwachſen, wurdet euer Angeſichter und Geſtalten nicht gewöhnt, und ſo waret ihr euch friſch und neu, da ihr euch fandet, wie ein fremder Mann und ein fremdes Weib. Muthig!

Rufe und rufe es deinen Gedanken und Sinnen zu: Palma und Wulfrin sind eines Blutes! Sie werden schaudern und erkalten und nicht länger die himmlische Flamme der Geschwisterliebe verwechseln mit dem schöpferischen Feuer der Erde."

Er antwortete nicht, kaum daß er ihre Worte gehört hatte, sondern murmelte zärtlich: „Warum hast du sie Palma novella getauft? Das ist ein gar seltsamer und schöner Name!"

Stemma erwiderte: „Ich habe sie die junge Palme genannt, weil sie aus dem Schnitte des Grabes frisch und freudig aufsprießt und, bei meinem Leben! wer an dem schlanken Stamme frevelt, den richte und tödte ich! Noch ist Palma unschuldig. Deine rasende Flamme hat ihr nicht ein Härchen der Wimper, nicht den äußersten Saum des Kleides versengt. Unglücklicher, wie ist ein solches Leiden über dich gekommen?"

„Wie eine Seuche, die aus dem Boden dampft! Aber mein Schutzengel warnte mich vor Malmort. Da du mich riefest, verschloß ich das Ohr. Ich bog ab und fiel in die Hände der Lombarden. Warum hast du den Pfeil des Witigis gehemmt?" Er starrte vor sich nieder. Dann schrie er verzweifelnd auf und

ergriff und preßte den Arm der Richterin, die finstern Augen fest auf das ruhige Antlitz heftend: „Bei dem Haupte Gottes“ —

„Bei dem Haupte Palmas,“ sagte sie.

— „ist sie meine Schwester?“

„Wie sonst? Ich weiß es nicht anders. Was denkst du dir?“

„Dann ist mein Haupt verwirkt und jeder meiner Athemzüge eine Sünde!“ Er sprang auf, während sie ihn mit nervigen Armen umschlang, sodaß er sie mit sich emporzog.

„Wohin, Wulfrin? In eine Tiefe? Nein, du darfst diesen starken Leib und dieses tapfere Herz nicht zerstören! Nimm dein Roß und reite! Reite zu deinem Kaiser! Mische dich unter deine Waffenbrüder! Ein paar Tagritte und du bist gesundet und blickst so frei wie die Andern!“

„Das geht nicht,“ sagte er jammervoll. „Wir leiden nicht den geringsten Makel in unserer Schaar und ich sollte verrätherisch die Schande unter uns verstecken?“

„So stachle dein Roß, reite Tag und Nacht, über Berg und Fläche, springe in ein Schiff, bringe ein

Meer und ein zweites zwischen sie und dich, und wenn dich Delphin und Nixe umgaukelt, tauchen vor dir aus der Blaue Inseln und Vorgebirge, verwegenes Abenteuer und die Schönheit als Beute!"

„Was hülfe es?" sagte er. „Sie zöge mit mir, die Nixe trüge ihr Angesicht und ich umarmte sie in jedem Weibe! Denn ich bin mit ihr vermählt ewiglich. Nein, ich kann nicht leben!"

„Das ist Feigheit!" sprach sie leise.

Der Schimpf trieb ihm wie ein Schlag das Blut ins Angesicht. Er bäumte sich auf. „Du hast recht, Frau!" schrie er. „Ich darf nicht als ein Feigling umkommen, du selbst sollst mich richten und verurtheilen. Am lichten Tag, unter allem Volke, will ich den Greuel bekennen und die Sühne leisten!" So rief er in zorniger Empörung, dann aber besänftigte sich sein Angesicht, denn er hatte die Lösung gefunden, die ihm ziemte.

„Unsinn!" sagte sie. „Solche verborgene Dinge bekennt man nicht dem Tage, denn du bist ein Verbrecher nur in deinen Gedanken. Die That aber und nur die That ist richtbar."

„Frau, das wird sich offenbaren! Vernimm, was

ich thue. Ich wandere zu dem Kaiser und spreche zu ihm: Siehe, Wulfrin der Höfling begehrt das eigene Blut, das Kind seines Vaters! Es ist so, er kann nicht anders. Schaffe den Sünder aus der Welt! Und spricht der Kaiser: Die That ist nicht vollbracht, so antwortet Wulfrin: Ich vollbringe sie mit jedem Athemzuge!"

„Auf sündiger Geschwisterliebe," drohte Frau Stemma, „steht das Feuer."

Wulfrin lachte.

„Und du willst vor dem ganzen Volke dastehen in deiner Blöße?"

„Ich will dastehen," sagte er, „als der welcher ich bin."

„So mangelt dir der Verstand und die Kraft, das Geheimniß der Sünde zu tragen?"

„Das ist Weibes Art und Weibes Lust," sagte er verächtlich.

„Und du wirst mit dem Kaiser kommen und ich soll dich richten?"

„Du!"

„Das werde ich!" sagte sie und entfernte sich langsam.

Jetzt da Wulfrin sein Schicksal entschieden und vollendet glaubte, kam die Ruhe des Abends über ihn. Er blieb unter seiner Arve, bis die Sonne niederging und der Tag ihr folgte. Und wie sie mit gebrochenen Speeren sich legte und ihr Blut am Himmel verströmte, erlosch er mit ihr und sah sich die Schwester, wie das Spätlicht, im grünen Gewande und auf stillen Sohlen nachschreiten. Das aufgegebene Schwert reute ihn nicht. „Sie werden drüben einen Krieger brauchen," sagte er sich und wandelte schon unter den seligen Helden.

Wie es Nacht war und der Mond leuchtete, ging er sachte bergab, denn er gedachte ein Seitenthal zu gewinnen und seinen Kaiser zu erreichen, ohne daß er Malmort und die Stapfen der Schwester berühre. Beide wollte er nur am Gerichtstage wiedersehen. Er gelangte an den Strom, der hier ohne Gewalt und Sturz Klippen und Felsen breit überfluthete. Das Mondlicht verlockte ihn, sich auf ein Felsstück zu lagern und wunsch- und schmerzlos mit den Wellen dahinzufließen. Er wurde sich selbst zum Traume.

Da sah er Elb oder Elbin tauchen. Es schwamm weiß im Strome, ein Nacken schimmerte und jetzt hob

der blanke Arm ein Hifthorn in die Höhe, das der Mond versilberte. Er erkannte sein entwendetes Erbtheil und trat ohne Hast und Erstaunen dem freundlichen Wunder nahe.

„Herr Wulfrin," jubelte eine Knabenstimme, „freue dich! Glück über dir! Ich halte dein Horn!" und Gabriel, der sein Hirtenhemde wieder umgeworfen hatte, sprang zu ihm empor.

„Schon heute Mittag," erzählte er, „sah ich es beim Fischen auf dem Grunde Ich kannte es gleich, doch war ich nicht allein und mußte die Nacht erwarten. Hat es schon lange gelegen?" Er schüttelte das Horn und ließ das Wasser sorgfältig aus der Bauchung abtropfen. „Wenn es nur nicht verdorben ist!" Er hob es an den Mund und stieß darein, daß die Berge widerhallten. „Hier, Herr!" sagte er. „Wahrhaftig, es hat ihm nichts gethan. Ein wackeres Schlachthorn!"

Wulfrin ergriff es und hing es sich um. Als er sich aber einen Goldring — irgend ein Beutestück — von der Hand ziehen wollte, um den Knaben abzulohnen, wehrte Gabriel. „Nein, Herr, lege lieber ein Wort für mich ein, daß mich der Kaiser mitreiten läßt! Doch jetzt muß ich heim! Ich habe noch in

den Ställen zu thun. Kommst du mit? Ich weiß Stapfen an dem Felsen empor und wir gelangen durch ein Hinterpförtchen noch einmal so rasch in den Hof als auf dem Burgwege."

Und Wulfrin folgte. Die Handlichkeit und Herzlichkeit des Buben hatte seine Sinne und Geister erwärmt. Der Wiedergewinn seines Erbes weckte das Bild des Vaters und die kindliche Gesinnung auf. Und obwohl aus dem Elben ein Menschenknabe geworden war, zitterte doch über dem Strom ein Schimmer von Geisterhilfe. „Am Ende ist es der Vater," sagte er sich, „und er wird mir beistehen, wenn er kann. Wenn er noch irgend da ist, läßt er mich nicht elend umkommen. Ich will ihn rufen. Vielleicht antwortet er. Es ist ein Glaube, daß der Todte aus dem Grabmal mit seinen Kindern redet. Ich wage es! Ich blase ihn wach! Dann frage ich nichts als: Vater, ist Palma dein Kind? Redet er nicht, so nickt er wohl, oder schüttelt das Haupt." Obschon der Höfling an Stemma nicht zweifelte, deren Wesen über ihn Gewalt hatte, focht ihn doch der Widerspruch zwischen dem Glauben an die Lebendige und der Frage an den Todten wenig an. Er fühlte einfach, daß er

den Vater — wenn dieser zu erreichen sei — befragen und berathen müsse, ehe er sich anklage und sich richten lasse. Aber seine Ruhe war weg, sein Geist gespannt und er hörte kein Wort von dem, was der Knabe unterweges plauderte.

Ebenso unruhig schritt Stemma hinter dem erhellten Fenster, das der Emporklimmende über dem Burgfelsen aufsteigen sah. Aus der Ferne und Tiefe war ein Ton zu ihr hergedrungen, den sie haßte und den sie vernichtet zu haben glaubte. Während ihr Kind auf dem Lager schlummerte, ging, sie rastlos auf und nieder. Sie vergegenwärtigte sich Wulfrin, wie er vor Kaiser und Volk eines seltenen, ja unglaublichen Frevels sich beschuldigte, und ihr wurde bange, daß sie und wie sie über ihn richten werde.

War es denkbar, daß sich die Natur so verirrte? daß ein so lauterer Mensch in eine solche Sünde verfiel? War es nicht wahrscheinlicher, daß hier Irrthum oder Lüge Bruder und Schwester gemacht hatte? So hätte die Richterin ohne Zweifel geforscht und untersucht, wäre sie nicht Stemma und Palma nicht ihr Kind gewesen. Aber sie durfte nicht untersuchen, denn sie hätte etwas Vergrabenes aufgedeckt, eine zerstörte

Thatſache hergeſtellt, ein Glied wieder einſetzen müſſen, das ſie ſelbſt aus der Kette des Geſchehenen geriſſen hatte.

Jetzt begann es mit einem Male vor ihr aufzutauchen, die Sünde des Unſchuldigen ſei das gegen ſie ſelbſt heranſchreitende Verhängniß. „Gilt es mir? Wird ein Plan gegen mich geſchmiedet? Iſt eine Verſchwörung im Werke?“ rief ſie ins Dunkel hinein.

Da hatte ſie ein Geſicht. Sie erblickte mit den Augen des Geiſtes durch die dämmernde Wand, weit in der Ferne und doch ganz nahe, ein gewaltiges Weib von furchtbarer Schönheit. Dieſe ſaß in langen blauen Gewanden, eine Tafel auf das übergelegte Knie geſtützt, einen Griffel in der Hand, ſchreibend oder zählend, irgend eine Löſung ſuchend. Nach einigem Sinnen ging ein ſtilles langſames Lächeln über den ſtrengen Mund und ſchien zu ſagen: So iſt es gut und ſiehe, es iſt ſo einfach!

Da glaubte die Richterin eine Feindin ſich gegenüber zu ſehen und trotzte ihr, Weib gegen Weib. „Das bringſt du nicht heraus! Du findeſt keine Zeugen!“ Die Fremde aber hob die Tafel mit beiden Händen empor über die ſonnenhellen Augen und verſchwand.

„Du haſt keine Zeugen!“ rief ihr die Richterin nach. Ihr antwortete ein erſchütternder Ruf, der aus allen Wänden, aus allen Mauern drang, als werde die Poſaune geblaſen über Malmort.

Stemma erbebte. Sie ſprang an das Lager ihres Kindes, um es feſt in den Armen zu halten, wenn Malmort unterginge. Palma war nicht erwacht, ſie ſchlief ruhig fort. Die Richterin beſann ſich. Hatte der grauenhafte Ton in That und Wahrheit dieſe Luft, dieſe Räume, dieſe Mauern erſchüttert? Müßte Palma nicht aus dem tiefſten Schlummer aufgefahren ſein? Es war unmöglich, daß der gewaltige Ruf ſie nicht geweckt hätte. Frau Stemma war nicht unerfahren in ſolchen unheimlichen Dingen: ſie kannte die Schrecken der Einbildung und die Sprache der überreizten Sinne. Sie hatte es erfahren an den Schuldigen, die ſie richtete, und an ſich ſelbſt. „Das Ohr hat mir geklungen,“ ſagte ſie, die noch am ganzen Leibe zitterte.

Hätte ſie durch Dielen und Mauern blicken können, ſo ſah ſie den bleichen Wulfrin, der an der Gruft des Vaters kniete, ins Horn ſtieß, ihn rührend beſchwor, ihm herzlich zuſprach, Rede zu ſtehen. Sie hätte geſehen, wie Wulfrin, da der Stein ſchwieg, das

Horn zum andern Male an den Mund ſetzte und endlich verzweifelnd über die Mauer ſprang.

Wieder ſchütterte Malmort in ſeinen Tiefen, ſtärker noch als das erſte Mal. Da war kein Zweifel mehr, es war das Wulfenhorn, das ſie mitten in Giſcht und Sturz geſchleudert und in unzugängliche Tiefen hatte verſinken ſehen. Sie ſann an dem ängſtlichen Räthſel und konnte es nicht löſen. Sie ſann, bis ihr die Stirnader ſchwoll und das Haupt ſtürmte.

Da fiel ihr zur böſen Stunde der Comes ein, wie er murmelnd im Schilfe ſitze und mit dem ſchweren Kopfe unabläſſig daran herumarbeite, ob Frau Stemma ihm ein Leides gethan. „Er beſucht ſein Grabmal und ſtößt in ſein Horn! Er ſtört die Nacht! Er verwirrt Malmort! Er ſchreckt das Land auf! Das leide ich nicht! Ich verbiete es ihm! Ich bringe den Empörer zum Schweigen!“ Und der Wahn gewann Macht über dieſe Stirn.

Ohne ſich nach Palma umzuſehen, ſtürzte ſie zornig die Wendeltreppe hinab und betrat den Hof, wo der Comes und ihr eigenes Bild auf der Gruft lagen. Darüber webte ein ungewiſſer Dämmer, da eine leichte Wolke den Mond verſchleierte. Der Comes ließ ſein

Horn zurückgleiten und die steinerne Stemma hob die Hände als flehe sie: Hüte das Geheimniß!

Aufgebracht stand die Richterin vor dem Ruhestörer. „Arglistiger," schalt sie, „was peinigst du mein Ohr und bringst mein Reich in Aufruhr? Ich weiß, worüber du brütest, und ich will dir Rede stehen! Keine Maid hat dir der Zuder gegeben! Ich trug das Kind eines Andern! Du durftest mich nie berühren, Trunkenbold, und am siebenten Tage begrub dich Malmort! Siehst du dieses Gift?" Sie hob das Fläschchen aus dem Busen. „Warum ich leben blieb, die dir den Tod kredenzte? Dummkopf, mich schützte ein Gegengift! Jetzt weißt du es! Palma novella unter meinem Herzen hat dich umgebracht! Und jetzt quäle mich nicht mehr!"

So grelle und freche Worte redete die Richterin.

Durch ihr lautes Schelten zu sich selbst gebracht, betrachtete sie wieder den Comes, der jetzt im klarsten Mondenlichte lag. Die furchtbare Geschichte kümmerte ihn nicht, er lag regungslos mit gestreckten Füßen. Jetzt sah sie, daß sie zum Steine gesprochen, und schlug eine Lache auf. „Heute bin ich eine Närrin!" sagte sie. „Ich will zu Bette gehen."

Sie wandte ſich. Palma novella ſtand hinter ihr, weiß, mit entgeiſterten Augen, das Antlitz entſtellt, ſtarr vor Entſetzen. Der zweite Hornſtoß hatte ſie geweckt und ſie war der Mutter auf beſorgten Zehen nachgeſchlichen.

Zwei Geſpenſter ſtanden ſich gegenüber. Dann packte Stemma den Arm des Mädchens und ſchleppte es in die Burg zurück. Sie ſelbſt hatte ihrem Geheimniſſe einen Mund und einen Zeugen gegeben und dieſer Zeuge war ihr Kind.

Fünftes Kapitel.

Seit der Höfling aus Malmort verſchwunden war, laſtete auf den ſchweren Mauern Schweigen und Kümmerniß. Das Geſinde munkelte allerlei und Knechte und Dirnen ſteckten die Köpfe zuſammen. Die junge Herrin ſei krank. Es ſei ihr angethan worden. Irgend ein Zauber — ob ſie einer Trude begegnet oder ein giftiges Kraut verſchluckt oder aus einem ſchädlichen Quell getrunken — habe die Aermſte der Vernunft beraubt. Ihr mangle der Schlummer, ſie weine unabläſſig und laſſe ſich weder tröſten noch auch nur berühren. Ihr widerſtehe Speiſe und Trank und ſie ſchwinde zum Gerippe. Die Laute und Wilde ſei gar ſtill und zahm und ihr Lebensfaden zum Reißen dünn geworden. Die bekümmerte Richterin folge ihr auf

Schritt und Tritt und dürfe sie nicht aus den Augen lassen.

Zwei Mägde standen am Brunnen zusammen und flüsterten. Benedicta war der jungen Herrin unversehens im Flur begegnet und wollte ihr gebührlich die Hand küssen. Palma sei angstvoll zurückgewichen und habe aufgeschrieen: „Rühre mich nicht an!“ Veronica hatte durch das Schlüsselloch gespäht und was erblickt? etwas ganz Unglaubliches; die stolze Frau Stemma vor ihrem Kinde niedergeworfen, ihm liebkosend, die Kniee umfangend und um die Gnade flehend, daß es den Mund öffne und einen Bissen berühre.

Die Mägde verstummten, hoben sich die Krüge zu Haupte und drückten sich, eine hinter der andern, während langsam die Richterin mit Palma aus der Pforte trat und die Stufen herunterschritt. Frau Stemma stützte das Mädchen, das, elend und zerstört, sich selbst nicht mehr gleichsah. Palma ging mit gebeugtem Rücken und unsichern Knieen. Groß, doch ohne Strahl und Wärme, traten die Augen aus dem vermagerten Antlitz. „Komm, Kindchen,“ sagte Frau Stemma, „du mußt Luft schöpfen,“ und sie öffnete ein Gatter, das auf eine zirpende und summende Wiese führte, die einen

weiten leicht geneigten Vorsprung der Burghöhe bekleidete und über die Grenzlinie der unsichtbaren Tiefe hinweg in eine lichte Ferne verlief.

Sie setzten sich auf eine Bank und Frau Stemma betrachtete ihr Kind. Da ergrimmte sie und weinte zugleich in ihrem Herzen über die Verwüstung des Einzigen was sie liebte. Aber sie blieb aufrecht und gürtete sich mit ihrer letzten Kraft. „Wie," sagte sie sich, „mir gelänge es nicht, dieses Gehirnchen zu bethören, dieses Herzchen zu überwältigen?"

„Mein Kind," begann sie, „hier sind wir allein. Laß uns noch einmal recht klar und klug mit einander reden" —

„Wenn du willst, Mutter."

— „mit einander reden von dem Wahne jener Nacht. Ich wachte, du schliefest. Da lärmt es im Hofe. Ich gehe hinunter, es war nichts und ich lache über meinen leeren Schrecken. Ich wende mich. Du stehst vor mir nachtwandelnd, mit offenen stieren Augen. Ich ergreife dich und führe dich in das Haus zurück. Und du erwachst aus dem abscheulichen Traume, der dich jetzt peinigt und zu Grunde richtet."

„Ja und nein, Mutter. Mich weckte ein Ruf, ich

ſehe dich hinauseilen und folge dir auf dem Fuße. Du ſtandeſt im Hofe vor den Steinbildern und ſchalteſt den Vater und erzähltеſt ihm" — ſie hielt ſchaudernd inne.

„Was erzählte ich?" fragte die Richterin.

„Du ſagteſt" — Palma redete ganz leiſe — „daß ich nicht ſein Kind bin. Du ſagteſt, daß ich ſchon unter deinem Herzen lag. Du ſagteſt, daß du und ich ihn getödtet haben."

„Liebe Thörin," lächelte Frau Stemma, „nimm all dein Denken zuſammen und verliere keines meiner Worte. Ich hätte mit einem Steine geredet? als eine Abergläubiſche? oder eine Närrin? Kennſt du mich ſo? Und du wäreſt nicht das Kind des Comes? Mit wem war ich denn ſonſt vermählt? Habe ich dir nicht erzählt, daß ich eine Gefangene war auf Malmort, bis mich der Comes freite? Und ich hätte den Gatten getödtet? Ich, die Richterin und die Aerztin des Landes, hätte Gifte gemiſcht? Kannſt du das glauben? Hältſt du das für möglich?"

„Nein, Mutter, nein! Und doch, du haſt es geſagt!"

„Palma, Palma, mißhandle mich nicht! Sonſt müßte ich dich haſſen!"

Palma brach in troſtloſe Thränen aus und warf ſich gegen die Bruſt der Mutter, die das ſchluchzende Haupt an ſich preßte. „Du bringſt mich um mit deinem Weinen," ſagte ſie. „Glaube mir doch, Närrchen!"

Palma hob das Angeſicht und blickte um ſich. „Weidet hier am Rande ein Zicklein, Mutter?"

„Ja, Palma."

„Läutet dort Maria in valle?" Sie wies ein im Thale ſchimmerndes Kloſter.

„Ja, Palma."

„Ebenſo wahr, als ich jetzt nicht träume und das Zicklein weidet und das Kirchlein läutet, ebenſowenig habe ich geträumt, daß du vor Wulfrins Vater geſtanden und ihn angeredet haſt. Es war ſo, es iſt ſo. Du ſprachſt immer die Wahrheit, Mutter."

„Ich ſage dir, Palma, es iſt ein Traum. Und ich will, daß es ein Traum ſei!"

Palma erwiderte ſanft: „Belüge mich nicht, Mutter! Habe ich doch vorhin, da du mich an dich preßteſt, den ſcharfen Kryſtall empfunden, welchen du aus dem Buſen gezogen und dem Comes gezeigt haſt."

Die Richterin ſchnellte empor mit einem feindſeligen Blicke gegen ihr Kind, glitt aber langſam auf die Bank

zurück und nachdem ſie eine Weile in den Boden geſtarrt, ſagte ſie: „Wäre es ſo und hätte ich ſo gethan, ſo wäre es deinetwegen.“

„Ich weiß,“ ſagte Palma traurig.

„Habe ich es gethan,“ wiederholte Stemma, „ſo that ich es dir zuliebe. Ich tödtete, damit mein Kind rein blieb.“

Palma zitterte.

„Warum haſt du dich in mein Geheimniß gedrängt, Unſelige?“ flüſterte Stemma ingrimmig. „Ich hütete es. Ich verſchonte dich. Du haſt es mir geraubt! Nun iſt es auch das deinige und du mußt es mir tragen helfen! Lerne heucheln, Kind, es iſt nicht ſo ſchwer, wie du glaubſt! Aber wo ſind deine Gedanken? Du biſt abweſend! Wohin träumſt du?“

„Was iſt aus Walfrin geworden?“ fragte ſie leiſe und eine ſchwache Röthe glomm und verſchwand auf den gehöhlten Wangen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Richterin.

„Jetzt verſtehe ich, daß er mich verabſcheut,“ jammerte Palma. „O ich Elende! Er ſtößt mich von ſich, weil er Mord an mir wittert. Mir graut vor meinem Leibe! Läge ich zerſchmettert!“

„Aengstige dich nicht! Wulfrin hat keinen Argwohn. Er ist gläubig und er traut."

„Er traut!" schrie Palma empört. „Dann eile ich zu ihm und sage ihm alles wie es ist! Ich laufe, bis ich ihn finde!" Sie wollte aufspringen, die Mutter mußte sie nicht zurückhalten, erschöpft und entkräftet sank sie ihr in den Schoß.

„Ich verrathe dich, Mutter!"

„Das thust du nicht," sagte Stemma ruhig. „Mein Kind wird nicht als Zeugin gegen mich stehen."

„Nein, Mutter."

Die Richterin streichelte Palma. Diese ließ es geschehen. Darauf sagte sie wieder: „Mutter, weißt du was? Wir wollen die Wahrheit bekennen!"

Frau Stemma brütete mit finstern Blicken. Dann sprach sie: „Foltere mich nicht! Auch wenn ich wollte, dürfte ich nicht. Dieser wegen!" und sie [illegible]te auf ihr Gebiet. „Würde laut und offenbar, daß hier während langer Jahre Sünde Sünde gerichtet hat, irre würden tausend Gewissen und unterginge der Glaube an die Gerechtigkeit! Palma! Du mußt schweigen!"

„So will ich schweigen!"

„Du bist meine tapfere Palma!" und die Richterin

schloß ihr den Mund mit einem Kusse. „Aber Kind, Kind, wie wird dir?“ Palmas Augen waren brechend und das Herz klopfte kaum unter der tastenden Hand der Mutter. Diese bettete die Halbentseelte und eilte verzweifelnd in die Burg zurück.

Sie kam wieder mit einer Schale Wein und einem Stücklein Brot. Sie kniete sich nieder, brach und tunkte den Bissen und bot ihn der Entkräfteten. Diese wandte sich ab.

Da bat und flehte die Richterin: „Nimm Kind, deiner Mutter zuliebe!“ Jetzt wollte Palma gehorchen und öffnete den entfärbten Mund, doch er versagte den Dienst.

Stemma sah eine Sterbende. Da starb auch sie. Ihr Herz stand stille. Ein Todeskrampf verzog ihr das Antlitz. Eine Weile kniete sie starr und steinern. Dann [illegible]rte sich das Angesicht der Richterin und ein Schauer der Reinheit badete sie vom Haupt zur Sohle.

„Palma,“ sagte sie zärtlich und dieser warme Klang hob die Lider des Kindes, „Palma, was meinst du? Ich lade den Kaiser ein nach Malmort. Wir treten vor ihn Hand in Hand, wir bekennen und er richtet.“

Da freuten sich die Augen Palmas und ihre Pulse schlugen.

„Nimm den Bissen," sagte die Richterin und speiste und tränkte ihr Kind.

Sie führte die Neubelebte in den Hof zurück. In der Mitte desselben stand Rudio, noch keuchend vom Ritte. „Heil und Ruhm dir, Herrin!" frohlockte er. „Ich melde den Kaiser! Der Höchste sucht dich heim! Er naht! Er zieht mächtig heran und mit ihm ganz Rätien!"

„Dafür sei er gepriesen!" antwortete die Richterin. „Komm, Kind, wir wollen uns schmücken!"

Da Kaiser Karl mit allem Volke den Burgweg erstiegen hatte, hieß er Gesinde und Gefolge vor dem Thore zurückbleiben und betrat allein den Hof von Malmort. Stemma und Palma standen in weißen Gewändern. Die Richterin schritt dem Herrscher entgegen und bog das Knie. Palma hinter ihr that desgleichen. Karl hob die Richterin von der Erde und sagte: „Du bist die Frau von Malmort. Ich habe deine Botschaft empfangen und bin da, Ordnung zu schaffen, wie du gefordert hast. Hier ist Freiheit in Frevel und Kraft in Willkür entartet. Ich will

dieſem Gebirge einen Grafen ſetzen. Weißt du mir den Mann?"

„Ich weiß ihn," antwortete die Richterin. „Es iſt Wulfrin, Sohn Wulfs, dein Höfling, ein treuer und tapferer Mann, zwar noch leichtgläubig und unerfahren, doch die Jahre reifen."

„Ich führe ihn mit mir," ſprach der Kaiſer, „aber als einen, der ſich ſelbſt anklagt und dein Gericht begehrt, ſich ſo großen Frevels anklagt, daß ich nicht daran glauben mag. Frau, heute iſt mir unter dieſem leuchtenden Berghimmel ein Zeichen begegnet. Vor deiner Burg hat mein Roß an einer Todten geſcheut, die mitten im Wege lag. Ich ließ ſie aufheben. Es iſt deine Eigene. Sie harrt vor der Schwelle."

Er dämpfte die Stimme: „Frau, was verbirgt Malmort? Wäreſt du eine Andere, als die du ſcheineſt und ſtündeſt du über einem begrabenen Frevel, ſo wäre deine Wage falſch und dein Gericht eine Ungerechtigkeit. Lange Jahre haſt du hier rühmlich gewaltet. Gieb dich in meine Hände. Mein iſt die Gnade. Oder getrauſt du dich, Wulfrin zu richten?"

„Herr," antwortete ſie, „ich werde ihn und mich richten unter deinen Augen nach der Gerechtigkeit."

Karl betrachtete sie erstaunt. Sie leuchtete von Wahrheit. „So walte deines Amtes," sagte er.

Dann ging er auf das knieende Mädchen zu. „Palma novella!" sagte er und hob sie zu sich empor. Sie blickte ihn an mit flehenden und vertrauenden Augen und sein Herz wurde gerührt.

„Rudio," gebot die Richterin, „bringe Faustinen her!" Der Kastellan gehorchte und trug die Bürde herbei, die er an den Grabstein lehnte. „Jetzt thue auf das Thor und öffne es weit! Alles Volk trete ein und sehe und höre!"

Da wälzte sich der Strom durch die Pforte und füllte den Raum. Die Höflinge schaarten sich um den Kaiser, Alcuin und Graciosus unter ihnen, während die Menge Kopf an Kopf stand und selbst Thor und Mauer erklomm, ein dichter und schweigender Kreis, in dessen Mitte die Gestalt des Kaisers ragte, in langem blauem Mantel, mit strahlenden Augen. Neben ihm Stemma und ihr Kind. Vor den Dreien stand Wulfrin und sprach, den Blick fest und ungetheilt auf Stemma geheftet: „Jetzt richte mich!"

„Geduldе dich!" sagte sie. „Erst rede ich von Dieser," und sie wies auf die entseelte Faustine, die mit

gebrochenen Augen und hangenden Armen an der Gruft saß.

„Räter," sprach sie und es wurde die tiefste Stille, „ihr kennet Jene dort! Sie hat unter euch gewandelt als eine Rechtschaffene, wofür ihr sie hieltet. Nun ist ihr Mund verschlossen, sonst riefe er: Ihr irret euch in mir! Ich bin eine Sünderin. Ich, die das Kind eines Andern im Schoße barg, habe den Mann gemordet" —

„Frau," schrie Wulfrin ungeduldig, „was bedeutet die Magd! Mich laß reden, meinen Frevel richte, damit ein Ende werde!"

„Nun denn! Aber zuerst, Wulfrin — nicht wahr, wenn Diese hier" — sie zeigte Palma — „nicht das Kind deines Vaters, nicht deine Schwester, sondern eine Andere und Fremde wäre, dein Frevel zerfiele in sich selbst?"

„Frau, Frau!" stammelte er.

„Kaiser und Räter," rief Stemma mit gewaltiger Stimme, „ich habe gethan wie Faustine. Auch ich war das Weib eines Todten! Auch ich habe den Gatten ermordet! Die Herrin ist wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes ist diesen Zweien

gemeinſam!“ Sie ſtreckte den Arm ſcheidend zwiſchen Wulfrin und Palma. „Hört! hört! Kein Tropfen gleichen Blutes fließt in dieſem Mann und in dieſem Weibe! Zweifelt ihr? Ich ſtelle euch einen Zeugen. Palma novella, das Kind Stemmas und Peregrins des Klerikers, hat das Geheimniß meiner That belauſcht. Sie glaubt daran und ſtirbt darauf, daß ich wahr rede. Gieb Zeugniß, Palma!“

Aller Augen richteten ſich auf das Mädchen, das mit geſenktem Haupte daſtand. Palma bewegte die Lippen.

„Lauter!“ befahl die Richterin.

Jetzt ſprach Palma hörbar den Vers der Meſſe: „Conceipit in iniquitatibus me mater mea . . .“

Da glaubte das Volk und entſetzte ſich und ſtürzte auf die Kniee und murmelte: „Miserere mei!“ Wulfrin ſtreckte die Arme und rief gen Himmel: „Ich danke Dir, daß ich nicht gefrevelt habe!“ Karl aber trat zu Palma und hüllte ſie in ſeinen Mantel.

„Nun richte du, Kaiſer!“ ſprach Stemma.

„Richte dich ſelbſt!“ antwortete Karl.

„Nicht ich,“ ſagte ſie, wendete ſich zu dem Volke und rief: „Gottesurtheil! Wollt ihr Gottesurtheil?“

Es redete, es rief, es dröhnte: „Gottesurtheil!“

Da sprach die Richterin feierlich: „Erstorbenes Gift, erstorbene That! Lebendige That, lebendiges Gift!“ und hatte den Krystall aus dem Busen gehoben und geleert.

Eine Weile stand sie, dann that sie einen Schritt und einen zweiten wankenden gegen Wulfrin. „Sei stark!“ seufzte sie und brach zusammen. Rudio neigte sich über die Todte, hob sie auf seine Arme und trug sie zu Faustinen. Dort saß sie am Grabe, die Hörige aber neigte sich und legte das Antlitz in den Schoß der Herrin.

Jetzt enthüllte der Kaiser das Mädchen, das einen jammervollen Blick nach der Mutter warf, faltete die Hände und gebot: „Oremus pro magna peccatrice!“ Alles Volk betete.

Dann sagte er mit milder Stimme: „Was wird aus diesem Kinde? Ich ziehe nicht, bis ich es weiß. Wie räthst du, Alcuin?“

„Sie thue die Gelübde!“ rieth der Abt.

„Ehe sie gelebt hat?“ schrie Wulfrin angstvoll.

„Dann weiß ich ein Anderes. Graciosus“ — der Abt hielt ihn an der Hand — „Dieser hier, ein

frommer Jüngling, hat ein Wohlgefallen an der Aermsten" —

„Herr Abt," unterbrach ihn der aufgeregte Gnadenreich, „das geht über Menschenkraft. Mir graut vor dem Kinde der Mörderin. Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

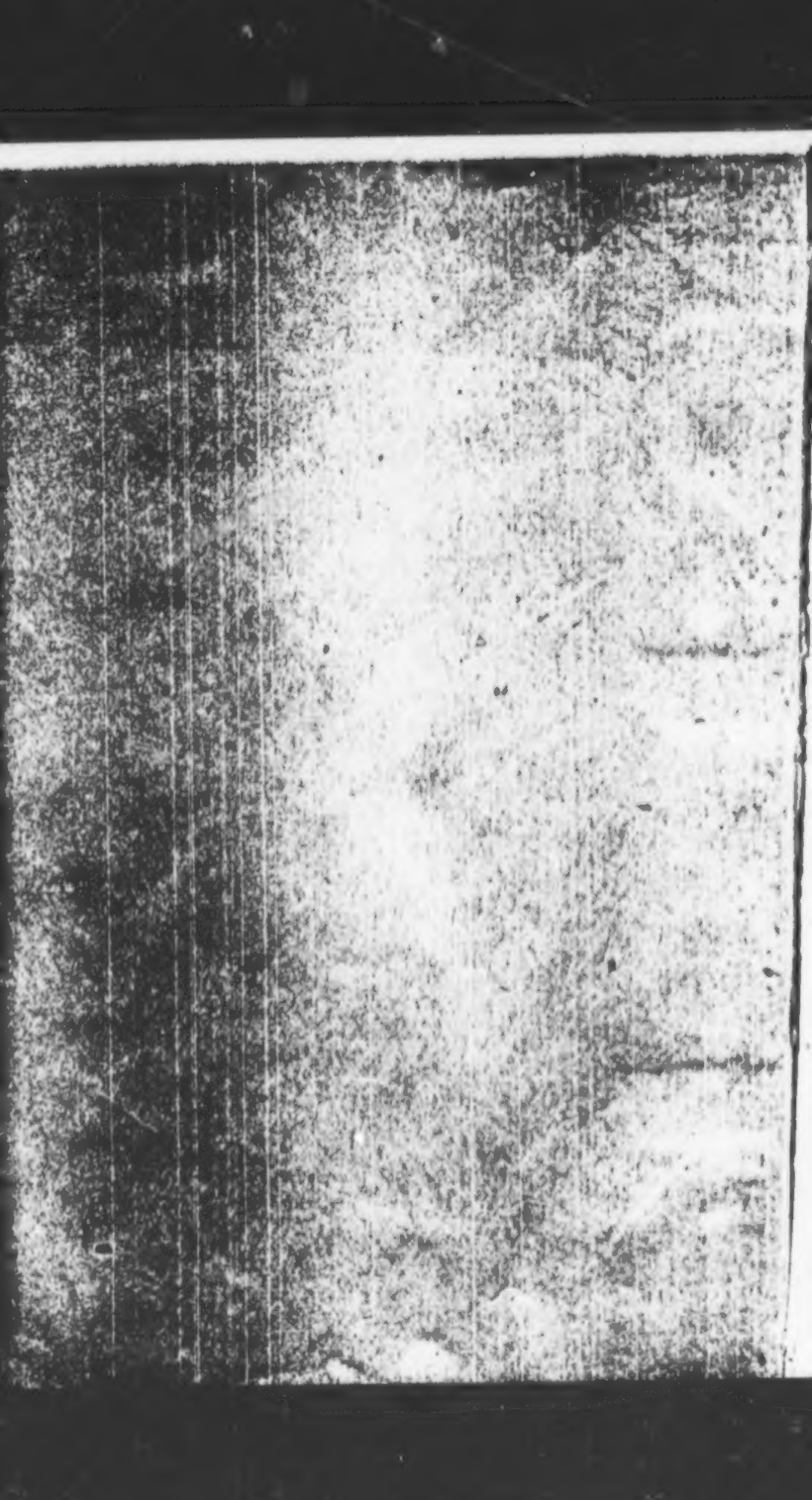
Wulfrin sprang in die Mitte. „Kaiser und ihr Alle," rief er, „mein ist Palma novella!"

Da redete Karl: „Sohn Wulfs, du freiest das Kind seiner Mörderin? Ueberwindest du die Dämonen?"

„Ich erstücke sie in meinen Armen! Hilf, Kaiser, daß ich sie überwältige!"

Karl hieß das Mädchen knieen und legte ihr die Hände auf das Haupt. „Waise! Ich bin dir an Vaters Statt! Begrabe, die deine Mutter war! Dieser folge mir ins Feld! Gott entscheide! Kehrt er zurück und stößt er ins Horn, so freue dich, Palma novella, fülle den Becher und vollende den Spruch! Dann entzündet Rudio die Brautfackel und schleudert sie in das Gebälke von Malmort!"

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.



Novellen

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Erster Band.

Vierzehnte Auflage.

Biblioth.
versitatis
der. Guil.
Berolin.

1899. 2959

Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1899.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Inhalt

des ersten Bandes.

	Seite
1. Das Amulet	1
2. Der Schuß von der Kanzel	119
3. Plautus im Nonnenkloster	215
4. Gustav Adolfs Page	269

Das Amulet.

Alte vergilbte Blätter liegen vor mir mit Aufzeichnungen
aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.
Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit.

Erſtes Kapitel.

Heute am vierzehnten März 1611 ritt ich von meinem Sitze am Bielerſee hinüber nach Courtion zu dem alten Boccard, den Handel um eine mir gehörige mit Eichen und Buchen beſtandene Halde in der Nähe von Münchweiler abzuſchließen, der ſich ſchon eine Weile hingezogen hatte. Der alte Herr bemühte ſich in langwierigem Briefwechſel um eine Preiserniedrigung. Gegen den Werth des fraglichen Waldſtreifens konnte kein ernſtlicher Widerſpruch erhoben werden, doch der Greis ſchien es für ſeine Pflicht zu halten mir noch etwas abzumarkten. Da ich indeſſen guten Grund hatte, ihm alles Liebe zu erweiſen und überdies Geldes benöthigt war, um meinem Sohn, der im Dienſte der Generalſtaaten ſteht und mit einer blonden runden Holländerin verlobt iſt,

die erste Einrichtung seines Hausstandes zu erleichtern, entschloß ich mich, ihm nachzugeben und den Handel rasch zu beendigen.

Ich fand ihn auf seinem alterthümlichen Sitze einsam und in vernachlässigtem Zustande. Sein graues Haar hing ihm unordentlich in die Stirn und hinunter auf den Nacken. Als er meine Bereitwilligkeit vernahm, blitzten seine erloschenen Augen auf bei der freudigen Nachricht. Rafft und sammelt er doch in seinen alten Tagen, uneingedenk daß sein Stamm mit ihm verdorren und er seine Habe lachenden Erben lassen wird.

Er führte mich in ein kleines Thurmzimmer, wo er in einem wurmstichigen Schranke seine Schriften verwahrt, hieß mich Platz nehmen und bat mich den Contract schriftlich aufzusetzen. Ich hatte meine kurze Arbeit beendigt und wandte mich zu dem Alten um, der unterdessen in den Schubladen gekramt hatte, nach seinem Siegel suchend, das er verlegt zu haben schien. Wie ich ihn alles hastig durcheinanderwerfen sah, erhob ich mich unwillkürlich, als müßt' ich ihm helfen. Er hatte eben wie in fieberischer Eile ein geheimes Schubfach geöffnet, als ich hinter ihn trat, einen Blick hineinwarf und — tief aufseufzte.

In dem Fache lagen nebeneinander zwei seltsame, beide mir nur zu wohl bekannte Gegenstände: ein durchlöcherter Filzhut, den einst eine Kugel durchbohrt hatte, und ein großes rundes Medaillon von Silber mit dem Bilde der Muttergottes von Einsiedeln in getriebener, ziemlich roher Arbeit.

Der Alte kehrte sich um, als wollte er meinen Seufzer beantworten, und sagte in weinerlichem Tone:

„Ja wohl, Herr Schadau, mich hat die Dame von Einsiedeln noch behüten dürfen zu Haus und im Felde; aber seit die Ketzerei in die Welt gekommen ist und auch unsre Schweiz verwüstet hat, ist die Macht der guten Dame erloschen, selbst für die Rechtgläubigen! Das hat sich an Wilhelm gezeigt — meinem lieben Jungen.“ Und eine Thräne quoll unter seinen grauen Wimpern hervor.

Mir war bei diesem Auftritte weh ums Herz und ich richtete an den Alten ein paar tröstende Worte über den Verlust seines Sohnes, der mein Altersgenosse gewesen und an meiner Seite tödtlich getroffen worden war. Doch meine Rede schien ihn zu verstimmen, oder er überhörte sie, denn er kam hastig wieder auf unser Geschäft zu reden, suchte von neuem nach dem Siegel.

fand es endlich, bekräftigte die Urkunde und entließ mich dann bald ohne sonderliche Höflichkeit.

Ich ritt heim. Wie ich in der Dämmerung meines Weges trabte, stiegen mit den Düften der Frühlingserde die Bilder der Vergangenheit vor mir auf mit einer so drängenden Gewalt, in einer solchen Frische, in so scharfen und einschneidenden Zügen, daß sie mich peinigten.

Das Schicksal Wilhelm Boccards war mit dem meinigen aufs Engste verflochten, zuerst auf eine freundliche, dann auf eine fast schreckliche Weise. Ich habe ihn in den Tod gezogen. Und doch, so sehr mich dies drückt, kann ich es nicht bereuen und müßte wohl heute im gleichen Falle wieder so handeln, wie ich es mit zwanzig Jahren that. Immerhin setzte mir die Erinnerung der alten Dinge so zu, daß ich mit mir einig wurde, den ganzen Verlauf dieser wundersamen Geschichte schriftlich niederzulegen und so mein Gemüth zu erleichtern.

Zweites Kapitel.

Ich bin im Jahre 1553 geboren und habe meinen Vater nicht gekannt, der wenige Jahre später auf den Wällen von St. Quentin fiel. Ursprünglich ein thüringisches Geschlecht, hatten meine Vorfahren von jeher in Kriegsdienst gestanden und waren manchem Kriegsherrn gefolgt. Mein Vater hatte sich besonders den Herzog Ulrich von Würtemberg verpflichtet, der ihm für treu geleistete Dienste ein Amt in seiner Grafschaft Mümpelgard anvertraute und eine Heirat mit einem Fräulein von Bern vermittelte, deren Ahn einst sein Gastfreund gewesen war, als Ulrich sich landesflüchtig in der Schweiz umtrieb. Es duldete meinen Vater jedoch nicht lange auf diesem ruhigen Posten, er nahm Dienst in Frankreich, das damals die Picardie gegen England und Spanien vertheidigen mußte. Dies war sein letzter Feldzug.

Meine Mutter folgte dem Vater nach kurzer Frist ins Grab und ich wurde von einem mütterlichen Ohm aufgenommen, der seinen Sitz am Bielersee hatte und eine feine und eigenthümliche Erscheinung war. Er mischte sich wenig in die öffentlichen Angelegenheiten, ja er verdankte es eigentlich nur seinem in die Jahrbücher von Bern glänzend eingetragenen Namen, daß er überhaupt auf Bernerboden geduldet wurde. Er gab sich nämlich von Jugend auf viel mit Bibelerklärung ab, in jener Zeit religiöser Erschütterung nichts Ungewöhnliches; aber er hatte, und das war das Ungewöhnliche, aus manchen Stellen des heiligen Buches, besonders aus der Offenbarung Johannis, die Ueberzeugung geschöpft, daß es mit der Welt zu Ende gehe und es deßhalb nicht räthlich und ein eitles Werk sei, am Vorabend dieser durchgreifenden Krise eine neue Kirche zu gründen, weßwegen er sich des ihm zuständigen Sitzes im Münster zu Bern beharrlich und grundsätzlich entschlug. Wie gesagt, nur seine Verborgenheit schützte ihn vor dem gestrengen Arm des geistlichen Regimentes.

Unter den Augen dieses harmlosen und liebenswürdigen Mannes wuchs ich — wo nicht ohne Zucht, doch ohne Ruthe — in ländlicher Freiheit auf. Mein Umgang waren

die Bauerjungen des benachbarten Dorfes und dessen Pfarrer, ein strenger Calvinist, durch den mich mein Ohm mit Selbstverleugnung in der Landesreligion unterrichten ließ.

Die zwei Pfleger meiner Jugend stimmten in manchen Punkten nicht zusammen. Während der Theologe mit seinem Meister Calvin die Ewigkeit der Höllenstrafen als das unentbehrliche Fundament der Gottesfurcht ansah, getröstete sich der Laie der einstigen Versöhnung und fröhlichen Wiederbringung aller Dinge. Meine Denkkraft übte sich mit Genuß an der herben Consequenz der calvinischen Lehre und bemächtigte sich ihrer, ohne eine Masche des festen Netzes fallen zu lassen; aber mein Herz gehörte sonder Vorbehalt dem Oheim. Seine Zukunftsbilder beschäftigten mich wenig, nur einmal gelang es ihm, mich zu verblüffen. Ich nährte seit langem den Wunsch, einen wilden jungen Hengst, den ich in Biel gesehen, einen prächtigen Falben, zu besitzen, und näherte mich mit diesem großen Anliegen auf der Zunge eines Morgens meinem in ein Buch vertieften Oheim, eine Weigerung befürchtend, nicht wegen des hohen Preises, wohl aber wegen der landeskundigen Wildheit des Thieres, das ich zu zähmen wünschte. Kaum

hatte ich den Mund geöffnet, als er mit seinen leuchtend blauen Augen mich scharf betrachtete und mich feierlich anredete: „Weißt du, Hans, was das fahle Pferd bedeutet, auf dem der Tod sitzt?“ —

Ich verstummte vor Erstaunen über die Sehergabe meines Oheims; aber ein Blick in das vor ihm aufgeschlagene Buch belehrte mich, daß er nicht von meinem Falben, sondern von einem der vier apokalyptischen Reiter sprach.

Der gelehrte Pfarrer unterwies mich zugleich in der Mathematik und sogar in den Anfängen der Kriegswissenschaft, soweit sie sich aus den bekannten Handbüchern schöpfen läßt; denn er war in seiner Jugend als Student in Genf mit auf die Wälle und ins Feld gezogen.

Es war eine ausgemachte Sache, daß ich mit meinem siebzehnten Jahre in Kriegsdienste zu treten habe; auch das war für mich keine Frage, unter welchem Feldherrn ich meine ersten Waffenjahre verbringen würde. Der Name des großen Coligny erfüllte damals die ganze Welt. Nicht seine Siege, deren hatte er keinen erfochten, sondern seine Niederlagen, welchen er durch Feldherrnkunst und Charaktergröße den Werth von Siegen zu

geben wußte, hatten ihn aus allen lebenden Feldherrn hervorgehoben, wenn man ihm nicht den spanischen Alba an die Seite setzen wollte; diesen aber haßte ich wie die Hölle. Nicht nur war mein tapferer Vater treu und trotzig zum protestantischen Glauben gestanden, nicht nur hatte mein bibelkundiger Ohm vom Papstthum einen übeln Begriff und meinte es in der Babylonierin der Offenbarung vorgebildet zu sehn, sondern ich selbst fing an mit warmem Herzen Partei zu nehmen. Hatte ich doch schon als Knabe mich in die protestantische Heerschaar eingereiht, als es im Jahre 1567 galt die Waffen zu ergreifen, um Genf gegen einen Handstreich Alba's zu sichern, der sich aus Italien längs der Schweizergrenze nach den Niederlanden durchwand. Den Jüngling litt es kaum mehr in der Einsamkeit von Chaumont, so hieß der Sitz meines Oheims.

Im Jahre 1570 gab das Pacificationsedikt von St. Germain en Laye den Hugenotten in Frankreich Zutritt zu allen Aemtern und Coligny, nach Paris gerufen, berieth mit dem König, dessen Herz er, wie die Rede ging, vollständig gewonnen hatte, den Plan eines Feldzugs gegen Alba zur Befreiung der Niederlande. Ungeduldig erwartete ich die jahrelang sich verzögernde

Kriegserklärung, die mich zu Coligny's Schaaren rufen sollte; denn seine Reiterei bestand von jeher aus Deutschen und der Name meines Vaters mußte ihm aus frühern Zeiten bekannt sein.

Aber diese Kriegserklärung wollte noch immer nicht kommen und zwei ärgerliche Erlebnisse sollten mir die letzten Tage in der Heimat verbittern.

Als ich eines Abends im Mai mit meinem Ohm unter der blühenden Hoflinde das Vesperbrod verzehrte, erschien vor uns in ziemlich kriechender Haltung und schäbiger Kleidung ein Fremder, dessen unruhige Augen und gemeine Züge auf mich einen unangenehmen Eindruck machten. Er empfahl sich der gnädigen Herrschaft als Stallmeister, was in unsern Verhältnissen nichts andres als Reitknecht bedeutete, und schon war ich im Begriff ihn kurz abzuweisen, denn mein Ohm hatte ihm bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt, als der Fremdling mir alle seine Kenntnisse und Fertigkeiten herzuzählen begann.

„Ich führe die Stoßklinge," sagte er, „wie Wenige und kenne die hohe Fechtschule aus dem Fundament." —

Bei meiner Entfernung von jedem städtischen Fechtboden empfand ich gerade diese Lücke meiner Ausbildung

schmerzlich und trotz meiner instinktiven Abneigung gegen den Ankömmling ergriff ich die Gelegenheit ohne Bedenken, zog den Fremden in meine Fechtkammer und gab ihm eine Klinge in die Hand, mit welcher er die meinige so vortrefflich meisterte, daß ich sogleich mit ihm abmachte und ihn in unsre Dienste nahm.

Dem Ohm stellte ich vor, wie günstig die Gelegenheit sei, noch im letzten Augenblick vor der Abreise den Schatz meiner ritterlichen Kenntnisse zu bereichern.

Von nun an brachte ich mit dem Fremden — er bekannte sich zu böhmischer Abkunft — Abend um Abend oft bis zu später Stunde in der Waffenkammer zu, die ich mit zwei Mauerlampen möglichst erleuchtete. Leicht erlernte ich Stoß, Parade, Finte, und bald führte ich theoretisch vollkommen fest, die ganze Schule richtig und zur Befriedigung meines Lehrers durch; dennoch brachte ich diesen in helle Verzweiflung dadurch, daß es mir unmöglich war, eine gewisse angeborene Gelassenheit los zu werden, welche er Langsamkeit schalt und mit seiner blitzschnell zuckenden Klinge spielend besiegte.

Um mir das mangelnde Feuer zu geben, verfiel er auf ein seltsames Mittel. Er nähte sich auf sein Fechtwams ein Herz von rothem Leder, das die Stelle des

pochenden anzeigte, und auf welches er im Fechten mit der Linken höhnisch und herausfordernd hinwies. Dazu stieß er mannigfache Kriegsrufe aus, am häufigsten: „Alba hoch! — Tod den niederländischen Rebellen!“ — oder auch: „Tod dem Ketzer Coligny! An den Galgen mit ihm!“ — Obwohl mich diese Rufe im Innersten empörten und mir den Menschen noch widerlicher machten, als er mir ohnehin war, gelang es mir nicht mein Tempo zu beschleunigen, da ich schon als pflichtschuldig Lernender ein Maß von Behendigkeit aufgewendet hatte, das sich nun einmal nicht überschreiten ließ. Eines Abends, als der Böhme gerade ein fürchterliches Geschrei anhob, trat mein Oheim besorgt durch die Seitenthüre ein, zu sehen was es gäbe, zog sich aber gleich entsetzt zurück, da er meinen Gegner mit dem Ausruf: „Tod den Hugenotten“ mir einen derben Stoß mitten auf die Brust versetzen sah, der mich, galt es Ernst, durchbohrt hätte.

Am nächsten Morgen als wir unter unsrer Linde frühstückten, hatte der Ohm etwas auf dem Herzen und ich denke, es war der Wunsch sich des unheimlichen Hausgenossen zu entledigen, als von dem Bieler Stadtboten ein Schreiben mit einem großen Amtssiegel überbracht wurde. Der Ohm öffnete es, runzelte im Lesen

die Stirn und reichte es mir mit den Worten: „Da haben wir die Bescheerung! — Lies, Hans, und dann wollen wir berathen, was zu thun sei.“

Da stand nun zu lesen, daß ein Böhme, der sich vor einiger Zeit in Stuttgart als Fechtmeister niedergelassen, sein Weib, eine geborne Schwäbin, aus Eifersucht meuchlerisch erstochen; daß man in Erfahrung gebracht, der Thäter habe sich nach der Schweiz geschlagen, ja, daß man ihn, oder jemand der ihm zum Verwechseln gleiche, im Dienste des Herrn zu Chaumont wolle gesehen haben: daß man diesen, dem in Erinnerung des seligen Schadau, seines Schwagers, der Herzog Christoph sonderlich gewogen sei, dringend ersuche, den Verdächtigen zu verhaften, selbst ein erstes Verhör vorzunehmen und bei bestätigtem Verdachte den Schuldigen an die Grenze liefern zu lassen. Unterzeichnet und besiegelt war das Schreiben von dem herzoglichen Amte in Stuttgart.

Während ich das Aktenstück las, blickte ich nachdenkend einmal darüber hinweg nach der Kammer des Böhmen, die sich, im Giebel des Schlosses gelegen, mit dem Auge leicht erreichen ließ und sah ihn am Fenster beschäftigt eine Klinge zu putzen. Entschlossen den Uebelthäter festzunehmen und der Gerechtigkeit zu überliefern, erhob

ich doch unwillkürlich das Schreiben in der Weise, daß ihm das große, rothe Siegel, wenn er gerade herunter lauerte, sichtbar wurde, — seinem Schicksal eine kleine Frist gebend ihn zu retten.

Dann erwog ich mit meinem Ohm die Festnehmung und den Transport des Schuldigen; denn daß er dieses war, daran zweifelten wir beide keinen Augenblick.

Hierauf stiegen wir, jeder ein Pistol in der Hand, auf die Kammer des Böhmen. Sie war leer; aber durch das offene Fenster über die Bäume des Hofes weg — weit in der Ferne, wo sich der Weg um den Hügel wendet, sahn wir einen Reiter galoppiren, und jetzt beim Hinuntersteigen trat uns der Bote von Biel, der das Schreiben überbracht hatte, jammernd entgegen, er suche vergeblich sein Roß, welches er am hintern Hofthor angebunden, während ihm selbst in der Küche ein Trunk gereicht wurde.

Zu dieser leidigen Geschichte, die im Lande viel Aufsehn erregte, und im Mund der Leute eine abenteuerliche Gestalt gewann, kam noch ein anderer Unfall, der machte, daß meines Bleibens daheim nicht länger sein konnte.

Ich ward auf eine Hochzeit nach Biel geladen, wo ich, da das Städtchen kaum eine Stunde entfernt liegt,

manche, wenn auch nur flüchtige Beziehungen hatte. Bei meiner ziemlich abgeschlossenen Lebensweise galt ich für stolz, und mit meinen Gedanken in der nahen Zukunft, die mich, wenn auch in bescheidenster Stellung, in die großen Geschicke der protestantischen Welt verflechten sollte, konnte ich den innern Händeln und dem Stadtklatsch der kleinen Republik Biel kein Interesse abgewinnen. So lächelte mir diese Einladung nicht besonders, und nur das Drängen meines ebenso zurückgezogenen, doch dabei leutseligen Oheims bewog mich, der Einladung Folge zu leisten.

Den Frauen gegenüber war ich schüchtern. Von kräftigem Körperbau und ungewöhnlicher Höhe des Wuchses, aber unschönen Gesichtszügen, fühlte ich wohl, wenn ich mir davon auch nicht Rechenschaft gab, daß ich die ganze Summe meines Herzens auf eine Nummer zu setzen habe, und die Gelegenheit dazu, so schwebte mir dunkel vor, mußte sich in der Umgebung meines Helden finden. Auch stand bei mir fest, daß ein volles Glück mit vollem Einsatz, mit dem Einsatze des Lebens wolle gewonnen sein.

Unter meinen jugendlichen Bewunderungen nahm neben dem großen Admiral sein jüngerer Bruder Dan-

delot die erste Stelle ein, dessen weltkundige stolze Brautfahrt meine Einbildungskraft entzündete. Seine Flamme, ein lothringisches Fräulein, hatte er vor den Augen seiner katholischen Todfeinde, der Guisen, aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in festlichem Zuge unter Drommetenschall dem herzoglichen Schlosse vorüberreitend.

Etwas derartiges wünschte ich mir vorbestimmt.

Ich machte mich also nüchternen und verdrossenen Herzens nach Biel auf den Weg. Man war höchst zuvorkommend gegen mich und gab mir meinen Platz an der Tafel neben einem liebenswürdigen Mädchen. Wie es schüchternen Menschen zu gehen pflegt, gerieth ich, um jedem Verstummen vorzubeugen, in das entgegengesetzte Fahrwasser und um nicht unhöflich zu erscheinen, machte ich meiner Nachbarin lebhaft den Hof. Uns gegenüber saß der Sohn des Schultheißen, eines vornehmen Spezereihändlers, der an der Spitze der aristokratischen Partei stand; denn das kleine Biel hatte gleich größeren Republiken seine Aristokraten und Demokraten. Franz Godillard, so hieß der junge Mann, der vielleicht Absichten auf meine Nachbarin haben mochte, verfolgte unser Gespräch, ohne daß ich anfänglich dessen gewahr wurde, mit steigendem Interesse und feindseligen Blicken.

Da fragte mich das hübsche Mädchen, wann ich nach Frankreich zu ziehen gedächte.

„Sobald der Krieg erklärt ist gegen den Bluthund Alba!“ erwiederte ich eifrig.

„Man dürfte von einem solchen Manne in weniger respektwidrigen Ausdrücken reden!“ warf mir Godillard über den Tisch zu.

— „Ihr vergeßt wohl,“ entgegnete ich, „die mißhandelten Niederländer! Keinen Respekt ihrem Unterdrücker, und wäre er der größte Feldherr der Welt!“

— „Er hat Rebellen gezüchtigt,“ war die Antwort, „und ein heilsames Beispiel auch für unsre Schweiz gegeben.“

— „Rebellen!“ schrie ich und stürzte ein Glas feurigen Cortaillod hinunter. „So gut, oder so wenig Rebellen, als die Eidgenossen auf dem Rütli!“ —

Godillard nahm eine hochmüthige Miene an, zog die Augenbrauen erst mit Wichtigkeit in die Höhe und versetzte dann grinsend: „Untersucht einmal ein gründlicher Gelehrter die Sache, wird es sich vielleicht weisen, daß die aufrührerischen Bauern der Waldstätte gegen Oesterreich schwer im Unrecht und offener Rebellion schuldig waren. Uebrigens gehört das nicht hieher; ich behaupte

nur, daß es einem jungen Menſchen ohne Verdienſt, ganz abgeſehen von jeder politiſchen Meinung, übel anſteht, einen berühmten Kriegsmann mit Worten zu beſchimpfen."

Dieſer Hinweis auf die unverſchuldete Verzögerung meines Kriegsdienſtes empörte mich aufs Tiefſte, die Galle lief mir über und: „Ein Schurke!" rief ich aus, „wer den Schurken Alba in Schutz nimmt!"

Jetzt entſtand ein ſinnloſes Getümmel, aus welchem Godillard mit zerſchlagenem Kopfe weggetragen wurde und ich mich mit blutender, vom Wurf eines Glaſes zerſchnittener Wange zurückzog.

Am Morgen erwachte ich in großer Beſchämung, vorausſehend daß ich, ein Vertheidiger der evangeliſchen Wahrheit, in den Ruf eines Trunkenboldes gerathen würde.

Ohne langes Beſinnen packte ich meinen Mantelſack, beurlaubte mich bei dem Oheim, dem ich mein Mißgeſchick andeutete, und der nach einigem Hin- und Herreden ſich damit einverſtanden erklärte, daß ich den Ausbruch des Krieges in Paris erwarten möge, ſteckte eine Rolle Gold aus dem kleinen Erbe meines Vaters zu mir, bewaffnete mich, ſattelte meinen Falben und machte mich auf den Weg nach Frankreich.

Drittes Kapitel.

Ich durchzog ohne nennenswerthe Abenteuer die Freigrafschaft und Burgund, erreichte den Lauf der Seine und näherte mich eines Abends den Thürmen von Melun, die noch eine kleine Stunde entfernt liegen mochten, über denen aber ein schweres Gewitter hing. Ein Dorf durchreitend, das an der Straße lag, erblickte ich auf der steinernen Hausbank der nicht unansehnlichen Herberge zu den drei Lilien einen jungen Mann, welcher wie ich ein Reisender und ein Kriegsmann zu sein schien, dessen Kleidung und Bewaffnung aber eine Eleganz zeigte, von welcher meine schlichte calvinistische Tracht gewaltig abstach. Da es in meinem Reiseplan lag, vor Nacht Melun zu erreichen, erwiderte ich seinen Gruß nur flüchtig, ritt vorüber und glaubte noch den Ruf: „Gute Reise, Landsmann!“ hinter mir zu vernehmen.

Eine Viertelstunde trabte ich beharrlich weiter, während das Gewitter mir schwarz entgegenzog, die Luft unerträglich dumpf wurde und kurze, heiße Windstöße den Staub der Straße in Wirbeln aufjagten. Mein Roß schnaubte. Plötzlich fuhr ein blendender und krachender Blitzstrahl wenige Schritte vor mir in die Erde. Der Falbe stieg, drehte sich und jagte in wilden Sprüngen gegen das Dorf zurück, wo es mir endlich unter strömendem Regen vor dem Thore der Herberge gelang, des geängsteten Thieres Herr zu werden.

Der junge Gast erhob sich lächelnd von der durch das Vordach geschützten Steinbank, rief den Stallknecht, war mir beim Abschnallen des Mantelsacks behilflich und sagte: „Laßt es Euch nicht reuen, hier zu nächtigen, Ihr findet vortreffliche Gesellschaft."

„Daran zweifle ich nicht!" versetzte ich grüßend.

— „Ich spreche natürlich nicht von mir," fuhr er fort, „sondern von einem alten ehrwürdigen Herrn, den die Wirthin Herr Parlamentrath nennt — also ein hoher Würdeträger — und von seiner Tochter oder Nichte, einem ganz unvergleichlichen Fräulein ..... Oeffnet dem Herrn ein Zimmer!" Dies sprach er zu dem herantretenden Wirth, „und Ihr, Herr Landsmann,

kleidet Euch rasch um und laßt uns nicht warten, denn der Abendtisch ist gedeckt." —

„Ihr nennt mich Landsmann?" entgegnete ich französisch, wie er mich angeredet hatte. „Woran erkennt Ihr mich als solchen?" —

„An Haupt und Gliedern!" versetzte er lustig. „Vorerst seid Ihr ein Deutscher, und an Eurem ganzen festen und gesetzten Wesen erkenne ich den Berner. Ich aber bin Euer treuer Verbündeter von Fryburg und nenne mich Wilhelm Boccard." —

Ich folgte dem voranschreitenden Wirthe in die Kammer, die er mir anwies, wechselte die Kleider und stieg hinunter in die Gaststube, wo ich erwartet war. Boccard trat auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und stellte mich einem ergrauten Herrn von feiner Erscheinung und einem schlanken Mädchen im Reitkleide vor mit den Worten: „Mein Kamerad und Landsmann" ..... dabei sah er mich fragend an.

„Schadau von Bern," schloß ich die Rede.

„Es ist mir höchst angenehm," erwiederte der alte Herr verbindlich, „mit einem jungen Bürger der berühmten Stadt zusammenzutreffen, der meine Glaubensbrüder in Genf so viel zu danken haben. Ich

bin der Parlamentrath Chatillon, dem der Religionsfriede erlaubt, nach seiner Vaterstadt Paris zurückzukehren."

„Chatillon?" wiederholte ich in ehrfurchtsvoller Verwunderung. „Das ist der Familienname des großen Admirals."

„Ich habe nicht die Ehre mit ihm verwandt zu sein," versetzte der Parlamentrath, „oder wenigstens nur ganz von fern; aber ich kenne ihn und bin ihm befreundet, so weit es der Unterschied des Standes und des persönlichen Werthes gestattet. Doch setzen wir uns, meine Herrschaften. Die Suppe dampft und der Abend bietet noch Raum genug zum Gespräch." —

Ein Eichentisch mit gewundenen Füßen vereinigte uns an seinen vier Seiten. Oben war dem Fräulein, zu ihrer Rechten und Linken dem Rath und Boccard und mir am untern Ende der Tafel das Gedeck gelegt. Nachdem unter den üblichen Erkundigungen und Reisegesprächen das Mahl beendigt und zu einem bescheidenen Nachtisch das perlende Getränk der benachbarten Champagne aufgetragen war, fing die Rede an zusammenhängender zu fließen.

„Ich muß es an Euch loben, Ihr Herren Schweizer."

begann der Rath, „daß Ihr nach kurzen Kämpfen gelernt habt, Euch auf kirchlichem Gebiete friedlich zu vertragen. Das ist ein Zeichen von billigem Sinn und gesundem Gemüth und mein unglückliches Vaterland könnte sich an Euch ein Beispiel nehmen. — Werden wir denn nie lernen, daß sich die Gewissen nicht meistern lassen, und daß ein Protestant sein Vaterland so glühend lieben, so muthig vertheidigen und seinen Gesetzen so gehorsam sein kann, als ein Katholik!"

„Ihr spendet uns zu reichliches Lob!" warf Boccard ein. „Freilich vertragen wir Katholiken und Protestanten uns im Staate leidlich; aber die Geselligkeit ist durch die Glaubensspaltung völlig verdorben. In früherer Zeit waren wir von Fryburg mit denen von Bern vielfach verschwägert. Das hat nun aufgehört und langjährige Bande sind zerschnitten. Auf der Reise," fuhr er scherzend zu mir gewendet fort, „sind wir uns noch zuweilen behilflich; aber zu Hause grüßen wir uns kaum.

Laßt mich Euch erzählen: Als ich auf Urlaub in Fryburg war, — ich diene unter den Schweizern seiner allerchristlichsten Majestät — wurde gerade die Milchmesse auf den Plaffeyer Alpen gefeiert, wo mein Vater begütert ist und auch die Kirchberge von Bern ein Weid-

recht beſitzen. Das war ein trübſeliges Feſt. Der Kirchberg hatte ſeine Töchter, vier ſtattliche Bernerinnen, mitgebracht, die ich, als wir Kinder waren, auf der Alp alljährlich im Tanze ſchwenkte. Könnt Ihr glauben, daß nach beendigtem Ehrentanze die Mädchen mitten unter den läutenden Kühen ein theologiſches Geſpräch begannen und mich, der ich mich nie viel um dieſe Dinge bekümmert habe, einen Götzendiener und Chriſtenverfolger ſchalten, weil ich auf den Schlachtfeldern von Jarnac und Moncontour gegen die Hugenotten meine Pflicht gethan?"

„Religionsgeſpräche," begütigte der Rath, „liegen jetzt eben in der Luft; aber warum ſollte man ſie nicht mit gegenſeitiger Achtung führen und in verſöhnlichem Geiſte ſich verſtändigen können? So bin ich verſichert, Herr Boccard, daß Ihr mich wegen meines evangeliſchen Glaubens nicht zum Scheiterhaufen verdammt, und daß Ihr nicht der Letzte ſeid, die Grauſamkeit zu verwerfen, mit der die Calviniſten in meinem armen Vaterlande lange Zeit behandelt worden ſind."

„Seid davon überzeugt!" erwiederte Boccard. „Nur dürft Ihr nicht vergeſſen, daß man das Alte und Hergebrachte in Staat und Kirche nicht grauſam nennen

darf, wenn es sein Dasein mit allen Mitteln vertheidigt. Was übrigens die Grausamkeiten betrifft, so weiß ich keine grausamere Religion als den Calvinismus."

„Ihr denkt an Servet?" — sagte der Rath mit leiser Stimme, während sich sein Antlitz trübte.

„Ich dachte nicht an menschliche Strafgerichte," versetzte Boccard, „sondern an die göttliche Gerechtigkeit, wie sie der finstere neue Glaube verunstaltet. Wie gesagt, ich verstehe nichts von der Theologie, aber mein Ohm, der Chorherr in Fryburg, ein glaubwürdiger und gelehrter Mann, hat mich versichert, es sei ein calvinistischer Satz, daß eh' es Gutes oder Böses gethan hat, das Kind schon in der Wiege zur ewigen Seligkeit bestimmt, oder der Hölle verfallen sei. Das ist zu schrecklich, um wahr zu sein!"

„Und doch ist es wahr," sagte ich, des Unterrichts meines Pfarrers mich erinnernd, „schrecklich oder nicht, es ist logisch!"

„Logisch?" fragte Boccard. „Was ist logisch?"

„Was sich nicht selbst widerspricht," ließ sich der Rath vernehmen, den mein Eifer zu belustigen schien.

„Die Gottheit ist allwissend und allmächtig," fuhr ich mit Siegesgewißheit fort, „was sie voraussieht und

nicht hindert, iſt ihr Wille, demnach iſt allerdings unſer Schickſal ſchon in der Wiege entſchieden."

„Ich würde Euch das gern umſtoßen," ſagte Boccard, „wenn ich mich jetzt nur auf das Argument meines Oheims beſinnen könnte! Denn er hatte ein treffliches Argument dagegen . . ."

„Ihr thätet mir einen Gefallen," meinte der Rath, „wenn es Euch gelänge, Euch dieſes trefflichen Argumentes zu erinnern." —

Der Fryburger ſchenkte ſich den Becher voll, leerte ihn langſam und ſchloß die Augen. Nach einigem Beſinnen ſagte er heiter: „Wenn die Herrſchaften geruhn, mir nichts einzuwerfen und mich meine Gedanken ungeſtört entwickeln zu laſſen, ſo hoff' ich nicht übel zu beſtehn. Angenommen alſo, Herr Schadau, Ihr wäret von Eurer calviniſtiſchen Vorſehung ſeit der Wiege zur Hölle verdammt — doch bewahre mich Gott vor ſolcher Unhöflichkeit — geſetzt denn, ich wäre im Voraus verdammt; aber ich bin ja, Gott ſei Dank, kein Calviniſt" . . . . . Hierauf nahm er einige Krumen des vortrefflichen Weizenbrotes, formte ſie mit den Fingern zu einem Männchen, das er auf ſeinen Teller ſetzte mit den Worten: „Hier ſteht ein von Geburt an zur Hölle verdammter Calviniſt. Nun

gebt Acht, Schadau! — Glaubt Ihr an die zehn Gebote?"

„Wie, Herr?" fuhr ich auf.

„Nun, nun, man darf doch fragen. Ihr Protestanten habt so manches Alte abgeschafft! Also Gott befiehlt diesem Calvinisten: Thue das! Unterlasse jenes! Ist solches Gebot nun nicht eitel böses Blendwerk, wenn der Mann zum Voraus bestimmt ist, das Gute nicht thun zu können und das Böse thun zu müssen? Und einen solchen Unsinn muthet Ihr der höchsten Weisheit zu? Nichtig ist das, wie dies Gebilde meiner Finger!" und er schnellte das Brotmännchen in die Höhe.

„Nicht übel!" meinte der Rath.

Während Boccard seine innere Genugthuung zu verbergen suchte, musterte ich eilig meine Gegengründe; aber ich wußte in diesem Augenblicke nichts Triftiges zu antworten und sagte mit einem Anfluge unmuthiger Beschämung: „Das ist ein dunkler, schwerer Satz, der sich nicht leichthin erörtern läßt. Uebrigens ist seine Behauptung nicht unentbehrlich, um den Papismus zu verwerfen, dessen augenfällige Mißbräuche Ihr selbst, Boccard, nicht läugnen könnt. Denkt an die Unsitten der Pfaffen!"

„Es gibt ſchlimme Vögel unter ihnen," nickte Boccard.

„Der blinde Autoritätsglaube. . . . ."

„Iſt eine Wohlthat für menſchliche Schwachheit," unterbrach er mich, „muß es doch in Staat und Kirche wie in dem kleinſten Rechtshandel eine letzte Inſtanz geben, bei der man ſich beruhigen kann!"

„Die wunderthätigen Reliquien!"

„Heilten der Schatten St. Petri und die Schweißtüchlein St. Pauli Kranke," verſetzte Boccard mit großer Gelaſſenheit, „warum ſollten nicht auch die Gebeine der Heiligen Wunder wirken?"

„Dieſer alberne Mariendienſt" . . . . .

Kaum war das Wort ausgeſprochen, ſo veränderte ſich das helle Angeſicht des Fryburgers, das Blut ſtieg ihm mit Gewalt zu Haupte, zornroth ſprang er vom Seſſel auf, legte die Hand an den Degen und rief mir zu: „Wollt Ihr mich perſönlich beleidigen? Iſt das Eure Abſicht, ſo zieht!"

Auch das Fräulein hatte ſich beſtürzt von ſeinem Sitze erhoben und der Rath ſtreckte beſchwichtigend beide Hände nach dem Fryburger aus. Ich erſtaunte, ohne die Faſſung zu verlieren über die ganz unerwartete Wirkung meiner Worte.

„Von einer persönlichen Beleidigung kann nicht die Rede sein," sagte ich ruhig. „Wie konnte ich ahnen, daß Ihr, Boccard, der in jeder Aeußerung den Mann von Welt und Bildung bekundet und der, wie Ihr selbst sagt, gelassen über religiöse Dinge denkt, in diesem einzigen Punkte eine solche Leidenschaft an den Tag legen würdet."

„So wisset Ihr denn nicht, Schadau, was im ganzen Gebiete von Fryburg und weit darüber hinaus bekannt ist, daß Unsere liebe Frau von Einsiedeln ein Wunder an mir Unwürdigem gethan hat?"

„Nein, wahrlich nicht," erwiederte ich. „Setzt Euch, lieber Boccard, und erzählt uns das."

„Nun, die Sache ist weltkundig und abgemalt auf einer Votivtafel im Kloster selbst.

In meinem dritten Jahre befiel mich eine schwere Krankheit und ich blieb in Folge derselben an allen Gliedern gelähmt. Alle erdenklichen Mittel wurden vergeblich angewendet, kein Arzt wußte Rath. Endlich that meine liebe gute Mutter barfuß für mich eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Und, siehe da, es geschah ein Gnadenwunder! Von Stund an ging es besser mit mir, ich erstarkte und gedieh und bin heute, wie Ihr

ſeht, ein Mann von geſunden und geraden Gliedern! Nur der guten Dame von Einſiedeln danke ich es, wenn ich heute meiner Jugend froh bin und nicht als ein unnützer, freudeloſer Krüppel mein Herz in Gram verzehre. So werdet Ihr es begreifen, liebe Herrn, und natürlich finden, daß ich meiner Helferin zeitlebens zu Dank verbunden und herzlich zugethan bleibe."

Mit dieſen Worten zog er eine ſeidene Schnur, die er um den Hals trug und an der ein Medaillon hing, aus dem Wams hervor und küßte es mit Inbrunſt.

Herr Chatillon, der ihn mit einem ſeltſamen Gemiſch von Spott und Rührung betrachtete, begann nun in ſeiner verbindlichen Weiſe: „Aber glaubt Ihr wohl, Herr Boccard, daß jede Madonna dieſe glückliche Kur an Euch hätte verrichten können?"

„Nicht doch!" verſetzte Boccard lebhaft, „die Meinigen verſuchten es an manchem Gnadenorte, bis ſie an die rechte Pforte klopften. Die liebe Frau von Einſiedeln iſt eben einzig in ihrer Art."

„Nun," fuhr der alte Franzoſe lächelnd fort, „ſo wird es leicht ſein, Euch mit Euerm Landsmanne zu verſöhnen, wenn dies bei Euerm wohlwollenden Gemüth und heitern Naturell, wovon Ihr uns allen ſchon Proben

gegeben habt, noch nothwendig sein sollte. Herr Schadau wird seinem harten Urtheile über den Mariendienst in Zukunft nicht vergessen die Klausel anzuhängen: mit ehrenvoller Ausnahme der lieben Frau von Einsiedeln."

„Dazu bin ich gerne bereit," sagte ich auf den Ton des alten Herrn eingehend, freilich nicht ohne eine innere Wallung gegen seinen Leichtsinn.

Da ergriff der gutmüthige Boccard meine Hand und schüttelte sie treuherzig. Das Gespräch nahm eine andere Wendung und bald erhob sich der junge Fryburger, gute Nacht wünschend und sich beurlaubend, da er morgen in der ersten Frühe aufzubrechen gedenke.

Nun erst, da das erregte Hin- und Herreden ein Ende genommen hatte, richtete ich meine Blicke aufmerksamer auf das junge Mädchen, das unserm Gespräch stillschweigend mit großer Spannung gefolgt war, und erstaunte über ihre Unähnlichkeit mit ihrem Vater oder Oheim. Der alte Rath hatte ein fein geschnittenes, fast furchtsames Gesicht, welches kluge, dunkle Augen bald wehmüthig, bald spöttisch, immer geistvoll beleuchteten; die junge Dame dagegen war blond und ihr unschuldiges, aber entschlossenes Antlitz beseelten wunderbar strahlende blaue Augen.

„Darf ich Euch fragen, junger Mann," begann der Parlamentrath, „was Euch nach Paris führt? Wir sind Glaubensgenossen und wenn ich Euch einen Dienst leisten kann, so verfügt über mich."

„Herr," erwiederte ich, „als Ihr den Namen Chatillon ausspracht, gerieth mein Herz in Bewegung. Ich bin ein Soldatenkind und will den Krieg, mein väterliches Handwerk, erlernen. Ich bin ein eifriger Protestant und möchte für die gute Sache so viel thun, als in meinen Kräften steht. Diese beiden Ziele habe ich erreicht, wenn mir vergönnt ist, unter den Augen des Admirals zu dienen und zu fechten. Könnt Ihr mir dazu verhelfen, so erweist Ihr mir den größten Dienst." —

Jetzt öffnete das Mädchen den Mund und fragte: „Habt Ihr denn eine so große Verehrung für den Herrn Admiral?"

„Er ist der erste Mann der Welt!" antwortete ich feurig. —

„Nun, Gasparde," fiel der Alte ein, „bei so vortrefflichen Gesinnungen dürftest du für den jungen Herrn ein Fürwort bei deinem Pathen einlegen."

„Warum nicht?" sagte Gasparde ruhig, „wenn er

ſo brav iſt, wie er das Ausſehen hat. Ob aber mein Fürwort fruchten wird, das iſt die Frage. Der Herr Admiral iſt jetzt, am Vorabend des flandriſchen Krieges, vom Morgen bis in die Nacht in Anſpruch genommen, belagert, ruhelos, und ich weiß nicht, ob nicht ſchon alle Stellen vergeben ſind, über die er zu verfügen hat. Bringt Ihr nicht eine Empfehlung mit, die beſſer wäre als die meinige?"

„Der Name meines Vaters," verſetzte ich etwas eingeſchüchtert, „iſt vielleicht dem Admiral nicht unbekannt." — Jetzt fiel mir aufs Herz, wie ſchwer es dem unempfohlenen Fremdling werden könnte, bei dem großen Feldherrn Zutritt zu erlangen und ich fuhr niedergeſchlagen fort: „Ihr habt Recht, Fräulein, ich fühle, daß ich ihm wenig bringe: ein Herz und einen Degen, wie er über deren tauſende gebietet. Lebte nur ſein Bruder Dandelot noch! Der ſtünde mir näher, an den würde ich mich wagen! War er doch von Jugend auf in allen Dingen mein Vorbild: Kein Feldherr, aber ein tapferer Krieger; kein Staatsmann, aber ein ſtandhafter Parteigenoſſe; kein Heiliger, aber ein warmes treues Herz!" —

Während ich dieſe Worte ſprach, begann Fräulein Gasparde zu meinem Erſtaunen erſt leiſe zu erröthen

und ihre mir räthſelhafte Verlegenheit ſteigerte ſich, bis ſie mit Roth wie übergoſſen war. Auch der alte Herr wurde ſonderbarer Weiſe verſtimmt und ſagte ſpitz:

„Was werdet Ihr wiſſen, ob Herr Dandelot ein Heiliger war oder nicht! Doch ich bin ſchläfrig, heben wir die Sitzung auf. Kommt Ihr nach Paris, Herr Schadau, ſo beehrt mich mit Euerm Beſuche. Ich wohne auf der Inſel St. Louis. Morgen werden wir uns wohl nicht mehr ſehen. Wir halten Raſttag und bleiben in Melun. Jetzt aber ſchreibt mir noch Euern Namen in dieſe Brieftaſche. So! Gehabt Euch wohl, gute Nacht.“ —

Viertes Kapitel.

Am zweiten Abende nach diesem Zusammentreffen ritt ich durch das Thor St. Honoré in Paris ein und klopfte müde, wie ich war, an die Pforte der nächsten, kaum hundert Schritte vom Thor entfernten Herberge.

Die erste Woche verging mir in der Betrachtung der mächtigen Stadt und im vergeblichen Aufsuchen eines Waffengenossen meines Vaters, dessen Tod ich erst nach mancher Anfrage in Erfahrung brachte. Am achten Tage machte ich mich mit pochendem Herzen auf den Weg nach der Wohnung des Admirals, die mir unfern vom Louvre in einer engen Straße gewiesen wurde.

Es war ein finsteres, alterthümliches Gebäude und der Pförtner empfing mich unfreundlich, ja mißtrauisch. Ich mußte meinen Namen auf ein Stück Papier schreiben, das er zu seinem Herrn trug, dann wurde ich eingelassen und trat durch ein großes Vorgemach, das mit vielen

Menſchen gefüllt war, Kriegern und Hofleuten, die den durch ihre Reihen Gehenden mit ſcharfen Blicken muſterten, in das kleine Arbeitszimmer des Admirals. Er war mit Schreiben beſchäftigt und winkte mir zu warten, während er einen Brief beendigte. Ich hatte Muße, ſein Antlitz, das mir durch einen gelungenen, ausdrucksvollen Holzſchnitt, der bis in die Schweiz gelangt war, ſich unauslöſchlich eingeprägt hatte, mit Rührung zu betrachten.

Der Admiral mochte damals fünfzig Jahre zählen, aber ſeine Haare waren ſchneeweiß und eine fieberiſche Röthe durchglühte die abgezehrten Wangen. Auf ſeiner mächtigen Stirn, auf den magern Händen traten die blauen Adern hervor und ein furchtbarer Ernſt ſprach aus ſeiner Miene. Er ſchaute wie ein Richter in Iſrael.

Nachdem er ſein Geſchäft beendigt hatte, trat er zu mir in die Fenſternische und heftete ſeine großen blauen Augen durchdringend auf die meinigen.

„Ich weiß was Euch herführt," ſagte er. „Ihr wollt der guten Sache dienen. Bricht der Krieg aus, ſo gebe ich Euch eine Stelle in meiner deutſchen Reiterei. Inzwiſchen — ſeid Ihr der Feder mächtig? Ihr verſteht Deutſch und Franzöſiſch?" —

Ich verneigte mich bejahend.

„Inzwischen will ich Euch in meinem Kabinet beschäftigen. Ihr könnt mir nützlich sein! So seid mir denn willkommen. Ich erwarte Euch morgen um die achte Stunde. Seid pünktlich.“ —

Nun entließ er mich mit einer Handbewegung und wie ich mich vor ihm verbeugte, fügte er mit großer Freundlichkeit bei:

„Vergeßt nicht den Rath Chotillon zu besuchen, mit dem Ihr unterwegs bekannt geworden seid.“

Als ich wieder auf der Straße war und, dem Erlebten nachsinnend, den Weg nach meiner Herberge einschlug, wurde mir klar, daß ich für den Admiral kein Unbekannter mehr war und ich konnte nicht im Zweifel sein, wem ich es zu verdanken hatte. Die Freude, an ein erstrebtes Ziel, das mir schwer zu erreichen schien, so leicht gelangt zu sein, war mir von guter Vorbedeutung für meine beginnende Laufbahn und die Aussicht unter den Augen des Admirals zu arbeiten gab mir ein Gefühl von eigenem Werth, das ich bisher noch nicht gekannt hatte. Alle diese glücklichen Gedanken traten aber fast gänzlich zurück vor etwas, das mich zugleich anmuthig und qualte, lockte und beunruhigte, vor etwas

unendlich Fragwürdigem, von dem ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte. Jetzt nach langem vergeblichen Suchen wurde es mir plötzlich klar. Es waren die Augen des Admirals, die mir nachgingen. Und warum verfolgten sie mich? Weil es ihre Augen waren. Kein Vater, keine Mutter konnten ihrem Kinde getreuer diesen Spiegel der Seele vererben! Ich gerieth in eine unsagbare Verwirrung. Sollten, konnten ihre Augen von den seinigen abstammen? War das möglich? Nein, ich hatte mich getäuscht. Meine Einbildungskraft hatte mir eine Tücke gespielt und um diese Gaukelein durch die Wirklichkeit zu widerlegen, beschloß ich eilig in meine Herberge zurückzukehren und dann auf der Insel St. Louis meine Bekannten von den drei Lilien aufzusuchen.

Als ich eine Stunde später das hohe schmale Haus des Parlamentraths betrat, das, dicht an der Brücke St. Michel gelegen, auf der einen Seite in die Wellen der Seine, auf der andern über eine Seitengasse hinweg in die gothischen Fenster einer kleinen Kirche blickte, fand ich die Thüren des untern Stockwerks verschlossen und als ich das zweite betrat, stand ich unversehens vor Gasparde, die an einer offenen Truhe beschäftigt schien.

„Wir haben Euch erwartet," begrüßte sie mich, „und ich will Euch zu meinem Ohm führen, der sich freuen wird, Euch zu sehn."

Der Alte saß behaglich im Lehnstuhle, einen großen Folianten durchblätternd, den er auf die dazu eingerichtete Seitenlehne stützte. Das weite Gemach war mit Büchern gefüllt, die in schön geschnitzten Eichenschränken standen. Statuetten, Münzen, Kupferstiche bevölkerten, jedes an der geeigneten Stelle, diese friedliche Gedankenstätte. Der gelehrte Herr hieß mich, ohne sich zu erheben, einen Sitz an seine Seite rücken, grüßte mich als alten Bekannten und vernahm mit sichtlicher Freude den Bericht über meinen Eintritt in die Bedienung des Admirals.

„Gebe Gott, daß es ihm diesmal gelinge!" sagte er. „Uns Evangelischen, die wir leider am Ende doch nur eine Minderheit unter der Bevölkerung unserer Heimat sind, ohne verruchten Bürgerkrieg Luft zu schaffen, gab es zwei Wege, nur zwei Wege: entweder auswandern über den Ozean in das von Columbus entdeckte Land — diesen Gedanken hat der Admiral lange Jahre in seinem Gemüthe bewegt und, hätten sich nicht unerwartete Hindernisse dagegen erhoben, wer weiß! — oder

das Nationalgefühl entflammen und einen großen, der Menschheit heilbringenden auswärtigen Krieg führen, wo Katholik und Hugenott Seite an Seite fechtend in der Vaterlandsliebe zu Brüdern werden und ihren Religionshaß verlernen könnten. Das will der Admiral jetzt, und mir, dem Manne des Friedens brennt der Boden unter den Füßen, bis der Krieg erklärt ist! Die Niederlande vom spanischen Joche befreiend, werden unsre Katholiken widerwillig in die Strömung der Freiheit gerissen werden. Aber es eilt! Glaubt mir, Schadau, über Paris brütet eine dumpfe Luft. Die Guisen suchen einen Krieg zu vereiteln, der den jungen König selbständig und sie entbehrlich machen würde. Die Königin Mutter ist zweideutig, — durchaus keine Teufelin, wie die Heißsporne unsrer Partei sie schildern, aber sie windet sich durch von heute auf morgen, selbstsüchtig nur auf das Interesse ihres Hauses bedacht. Gleichgültig gegen den Ruhm Frankreichs, ohne Sinn für Gutes und Böses, hält sie das Entgegengesetzte in ihren Händen und der Zufall kann die Wahl entscheiden. Feig und unberechenbar wie sie ist, wäre sie freilich des Schlimmsten fähig! — Der Schwerpunkt liegt in dem Wohlwollen des jungen Königs für Coligny, und dieser König

....." hier seufzte Chatillon, „nun, ich will Euerm Urtheil nicht vorgreifen! Da er den Admiral nicht selten besucht, so werdet Ihr mit eignen Augen sehen."

Der Greis schaute vor sich hin, dann plötzlich den Gegenstand des Gesprächs wechselnd und den Titel des Folianten aufblätternd fing er mich: „Wißt Ihr, was ich da leje? Seht einmal!"

Ich las in lateinischer Sprache: Die Geographie des Ptolemäus, herausgegeben von Michael Servetus.

„Doch nicht der in Genf verbrannte Ketzer?" fing ich bestürzt.

„Kein Anderer. Er war ein vorzüglicher Gelehrter, ja, so weit ich es beurtheilen kann, ein genialer Kopf, dessen Ideen in der Naturwissenschaft vielleicht später mehr Glück machen werden, als seine theologischen Grübeleien. — Hättet Ihr ihn auch verbrannt, wenn Ihr im Genfer Rath gesessen hättet?"

„Gewiß, Herr!" antwortete ich mit Ueberzeugung. „Bedenkt nur das Eine: was war die gefährlichste Waffe, mit welcher die Papisten unsern Calvin bekämpften? Sie warfen ihm vor, seine Lehre sei Gotteslengnung. Nun kommt ein Spanier nach Genf, nennt sich Calvins Freund, veröffentlicht Bücher, in welchen er die Drei-

einigkeit leugnet, wie wenn das nichts auf sich hätte, und mißbraucht die evangelische Freiheit. War es nun Calvin nicht den Tausenden und Tausenden schuldig, die für das reine Wort litten und bluteten, diesen falschen Bruder vor den Augen der Welt aus der evangelischen Kirche zu stoßen und dem weltlichen Richter zu überliefern, damit keine Verwechslung zwischen uns und ihm möglich sei und wir nicht unschuldigerweise fremder Gottlosigkeit geziehen werden?"

Chatillon lächelte wehmüthig und sagte: „Da Ihr Euer Urtheil über Servedo so trefflich begründet habt, müßt Ihr mir schon den Gefallen thun, diesen Abend bei mir zu bleiben. Ich führe Euch an ein Fenster, das auf die Laurentiuskapelle hinüberschaut, deren Nachbarschaft wir uns hier erfreuen und wo der berühmte Franziskaner Panigarola heute Abend predigen wird. Da werdet Ihr vernehmen, wie man Euch das Urtheil spricht. Der Pater ist ein gewandter Logiker und ein feuriger Redner. Ihr werdet keines seiner Worte verlieren und — Eure Freude dran haben. — Ihr wohnt noch im Wirthshause? Ich muß Euch doch für ein dauerndes Obdach sorgen, — was räthst Du, Gaspard?" wandte er sich an diese, die eben eingetreten war.

Gaspar de antwortete heiter: „Der Schneider Gilbert, unser Glaubensgenosse, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, wäre wohl froh und hochgeehrt, wenn er dem Herrn Schaden sein bestes Zimmer abtreten dürfte. Und das hätte noch das Gute, daß der redliche, aber furchtsame Christ unsren evangelischen Gottesdienst wieder zu besuchen wagte, von diesem tapfern Kriegsmanne begleitet. — Ich gehe gleich hinüber und will ihm den Glücksfall verkündigen." — Damit eilte die Schlanke weg.

So kurz ihre Erscheinung gewesen war, hatte ich doch aufmerksam forschend in ihre Augen geschaut und ich gerieth in neues Staunen. Von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, mir ohne Aufschub dieses Räthsels Lösung zu verschaffen, kämpfte ich nur mit Mühe eine Frage nieder, die gegen allen Anstand verstoßen hätte, da kam mir der Alte selbst zu Hülfe, indem er spöttisch fragte: „Was findet Ihr Besonderes an dem Mädchen, daß Ihr es so starr betrachtet?"

„Etwas sehr Besonderes," erwiederte ich entschlossen, „die wunderbare Aehnlichkeit ihrer Augen mit denen des Admirals."

Wie wenn er eine Schlange berührt hätte, fuhr der Rath zurück und sagte gezwungen lächelnd: „Giebt es

keine Naturſpiele, Herr Schadau? Wollt Ihr dem Leben verbieten ähnliche Augen hervorzubringen?"

„Ihr habt mich gefragt, was ich Beſonderes an dem Fräulein finde," verſetzte ich kaltblütig, „dieſe Frage habe ich beantwortet. Erlaubt mir eine Gegenfrage: Da ich hoffe, Euch weiterhin beſuchen zu dürfen, der ich mich von Euerm Wohlwollen und von Euerm überlegenen Geiſte angezogen fühle, wie wünſcht Ihr, daß ich fortan dieſes ſchöne Fräulein begrüße? Ich weiß, daß ſie von ihrem Pathen Coligny den Namen Gaſparde führt, aber Ihr habt mir noch nicht geſagt, ob ich die Gunſt habe mit Eurer Tochter, oder mit einer Eurer Verwandten zu ſprechen."

„Nennt Sie, wie Ihr wollt!" murmelte der Alte verdrießlich und fing ~~wieder~~ an, in der Geographie des Ptolemäus zu blättern.

Durch dies abſonderliche Benehmen ward ich in meiner Vermuthung beſtärkt, daß hier ein Dunkel walte, und begann die kühnſten Schlüſſe zu ziehn. In der kleinen Druckſchrift, die der Admiral über ſeine Vertheidigung von St. Quentin veröffentlicht hatte und die ich auswendig wußte, ſchloß er ziemlich unvermittelt mit einigen geheimnißvollen Worten, worin er ſeinen Ueber-

tritt zum Evangelium andeutete. Hier war von der Sündhaftigkeit der Welt die Rede, an welcher er bekannte, auch selber theilgenommen zu haben. Konnte nun Gaspardes Geburt nicht im Zusammenhange stehn mit diesem vorevangelischen Leben? So streng ich sonst in solchen Dingen dachte, hier war mein Eindruck ein anderer; es lag mir diesmal ferne einen Fehltritt zu verurtheilen, der mir die unglaubliche Möglichkeit aufthat, mich der Blutsverwandten des erlauchten Helden zu nähern, — wer weiß, vielleicht um sie zu werben. Während ich meiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, glitt wahrscheinlich ein glückliches Lächeln durch meine Züge, denn der Alte, der mich insgeheim über seinen Folianten weg beobachtet hatte, wandte sich gegen mich mit unerwartetem Feuer:

„Ergötzt es Euch, junger Herr, an einem großen Mann eine Schwäche entdeckt zu haben, so wißt: Er ist makellos! — Ihr seid im Irrthume. Ihr betrügt Euch!“

Hier erhob er sich wie unwillig und schritt das Gemach auf und nieder, dann, plötzlich den Ton wechselnd, blieb er dicht vor mir stehen, indem er mich bei der Hand faßte: „Junger Fremd,“ sagte er, „in dieser

schlimmen Zeit, wo wir Evangelischen auf einander angewiesen sind und uns wie Brüder betrachten sollen, wächst das Vertrauen geschwind; es darf keine Wolke zwischen uns sein. Ihr seid ein braver Mann und Gasparde ist ein liebes Kind. Gott verhüte, daß etwas Verdecktes Eure Begegnung unlauter mache. Ihr könnt schweigen, das trau' ich Euch zu; auch ist die Sache ruchbar und könnte Euch aus hämischem Munde zu Ohren kommen. So hört mich an!

Gasparde ist weder meine Tochter, noch meine Nichte; aber sie ist bei mir aufgewachsen und gilt als meine Verwandte. Ihre Mutter, die kurze Zeit nach der Geburt des Kindes starb, war die Tochter eines deutschen Reiteroffiziers, den sie nach Frankreich begleitet hatte. Gaspardes Vater aber," hier dämpfte er die Stimme, — „ist Dandelot, des Admirals jüngerer Bruder, dessen wunderbare Tapferkeit und frühes Ende Euch nicht unbekannt sein wird. Jetzt wißt Ihr genug. Begrüßt Gasparde als meine Nichte, ich liebe sie wie mein eigenes Kind. Im übrigen haltet reinen Mund, und begegnet ihr unbefangen."

Er schwieg und ich brach das Schweigen nicht, denn ich war ganz erfüllt von der Mittheilung des alten

Herrn. Jetzt wurden wir, uns beiden nicht unwillkommen, unterbrochen und zum Abendtische gerufen, wo mir die holdselige Gaspardé den Platz an ihrer Seite anwies. Als sie mir den vollen Becher reichte und ihre Hand die meinige berührte, durchrieselte mich ein Schauer, daß in diesen jungen Adern das Blut meines Helden rinne. Auch Gaspardé fühlte, daß ich sie mit andern Augen betrachte als kurz vorher, sie sann und ein Schatten der Befremdung glitt über ihre Stirne, die aber schnell wieder hell wurde, als sie mir fröhlich erzählte, wie hoch sich der Schneider Gilbert geehrt fühle mich zu beherbergen.

„Es ist wichtig," sagte sie scherzend, „daß Ihr einen christlichen Schneider an der Hand habt, der Euch die Kleider streng nach hugenottischem Schnitte verfertigt. Wenn Euch Pathe Coligny, der jetzt beim König so hoch in Gunsten steht, bei Hofe einführt und die reizenden Fräulein der Königin Mutter Euch umschwärmen, da wäret Ihr verloren, wenn nicht Eure ernste Tracht sie gebührend in Schranken hielte."

Während dieses heitern Gespräches vernahmen wir über die Gasse, von Pausen unterbrochen, bald lang gezogene, bald heftig ausgestoßene Töne, die den verwehten

Bruchstücken eines rednerischen Vortrags glichen, und als bei einem zufälligen Schweigen ein Satz fast unverletzt an unser Ohr schlug, erhob sich Herr Chatillon unwillig.

„Ich verlasse Euch!“ sagte er, „der grausame Hanswurst da drüben verjagt mich.“ — Mit diesen Worten ließ er uns allein.

„Was bedeutet das?“ fragte ich Gasparde.

„Ei,“ sagte sie, „in der Laurentiuskirche drüben predigt Pater Panigarola. Wir können von unserm Fenster mitten in das andächtige Volk hineinsehen und auch den wunderlichen Pater erblicken. Den Oheim empört sein Gerede, mich langweilt der Unsinn, ich höre gar nicht hin, habe ich ja Mühe in unsrer evangelischen Versammlung, wo doch die lautere Wahrheit gepredigt wird, mit Andacht und Erbauung, wie es dem heiligen Gegenstande geziemt, bis ans Ende aufzuhorchen.“ —

Wir waren unterdessen ans Fenster getreten, das Gasparde ruhig öffnete.

Es war eine laue Sommernacht und auch die erleuchteten Fenster der Kapelle standen offen. Im schmalen Zwischenraume hoch über uns flimmerten Sterne. Der Pater auf der Kanzel, ein junger blasser Franziskanermönch mit südlich feurigen Augen und zuckendem Mienen-

ſpiel, geberdete ſich ſo ſeltſam heftig, daß er mir erſt ein Lächeln abnöthigte; bald aber nahm ſeine Rede, von der mir keine Silbe entging, meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

„Chriſten," rief er, „was iſt die Duldung, welche man von uns verlangt? Iſt ſie chriſtliche Liebe? Nein, ſage ich, dreimal nein! Sie iſt eine fluchwürdige Gleichgültigkeit gegen das Loos unſrer Brüder! Was würdet Ihr von einem Menſchen ſagen, der einen andern am Rande des Abgrunds ſchlummern ſähe und ihn nicht weckte und zurückzöge? Und doch handelt es ſich in dieſem Falle nur um Leben und Sterben des Leibes. Um wie viel weniger dürfen wir, wo ewiges Heil oder Verderben auf dem Spiele ſteht, ohne Grauſamkeit unſern Nächſten ſeinem Schikſal überlaſſen! Wie? es wäre möglich, mit den Ketzern zu wandeln und zu handeln, ohne den Gedanken auftauchen zu laſſen, daß ihre Seelen in tödtlicher Gefahr ſchweben? Gerade unſre Liebe zu ihnen gebietet uns, ſie zum Heil zu überreden und, ſind ſie ſtörriſch, zum Heil zu zwingen, und ſind ſie unverbeſſerlich, ſie auszurotten, damit ſie nicht durch ihr ſchlechtes Beiſpiel ihre Kinder, ihre Nachbarn, ihre Mitbürger in die ewigen Flammen mitreißen! Denn

ein christliches Volk ist ein Leib, von dem geschrieben steht: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus! Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, denn, siehe, es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, als daß dein ganzer Leib in das nie verlöschende Feuer geworfen werde!"

Dies ungefähr war der Gedankengang des Paters, den er aber mit einer leidenschaftlichen Rhetorik und mit ungezügelten Geberden zu einem wilden Schauspiel verkörperte. War es nun das ansteckende Gift des Fanatismus oder das grelle von oben fallende Lampenlicht, die Gesichter der Zuhörer nahmen einen so verzerrten und, wie mir schien, blutdürstigen Ausdruck an, daß mir auf einmal klar wurde, auf welchem Vulkan wir Hugenotten in Paris stünden.

Gasparde wohnte der unheimlichen Scene fast gleichgültig bei und richtete ihr Auge auf einen schönen Stern, der über dem Dache der Kapelle mild leuchtend aufstieg.

Nachdem der Italiener seine Rede mit einer Handbewegung geschlossen, die mir eher einer Fluchgeberde als einem Segen zu gleichen schien, begann das Volk in dichtem Gedränge aus der Pforte zu strömen, an deren beiden Seiten zwei große brennende Pechfackeln in

eiſerne Ringe geſteckt wurden. Ihr blutiger Schein beleuchtete die Heraustretenden und erhellte zeitweiſe auch Gaspardes Antlitz, die das Volksgewühle mit Neugierde betrachtete, während ich mich in den Schatten zurückgelehnt hatte. Plötzlich ſah ich ſie erblaſſen, dann flammte ihr Blick empört auf und als der meinige ihm folgte, ſah ich einen hohen Mann in reicher Kleidung ihr mit halb herablaſſender halb gieriger Geberde einen Kuß zuwerfen. Gaspardes bebte vor Zorn. Sie ergriff meine Hand und indem ſie mich an ihre Seite zog, ſprach ſie mit vor Erregung zitternder Stimme in die Gaſſe hinunter:

„Du beſchimpfſt mich, Niemme, weil du mich ſchutzlos glaubſt! Du irrſt dich! Hier ſteht Einer, der dich züchtigen wird, wenn du noch einen Blick wagſt!“ —

Hohnlachend ſchlug der Cavalier, der wenn nicht ihre Rede, doch die ausdrucksvolle Geberde verſtanden hatte, ſeinen Mantel um die Schulter und verſchwand in der ſtrömenden Menge.

Gaspardes Zorn löſte ſich in einen Thränenſtrom auf und ſie erzählte mir ſchluchzend, wie dieſer Elende, der zu dem Hofſtaate des Herzogs von Anjou, des königlichen Bruders, gehöre, ſchon ſeit dem Tage ihrer Ankunft ſie auf der Straße verfolge, wenn ſie einen

Ausgang wage, und sich sogar durch das Begleit ihres Oheims nicht abhalten lasse, ihr freche Grüße zuzuwerfen.

„Ich mag dem lieben Ohm bei seiner erregbaren und etwas ängstlichen Natur nichts davon sagen. Es würde ihn beunruhigen, ohne daß er mich beschützen könnte. Ihr aber seid jung und führt einen Degen, ich zähle auf Euch! Die Unziemlichkeit muß um jeden Preis ein Ende nehmen. — Nun lebt wohl, mein Ritter!“ fügte sie lächelnd hinzu, während ihre Thränen noch flossen, „und vergeßt nicht, meinem Ohm gute Nacht zu sagen!“ —

Ein alter Diener leuchtete mir in das Gemach seines Herrn, bei dem ich mich beurlaubte.

„Ist die Predigt vorüber?“ fragte der Rath. „In jüngern Tagen hätte mich das Fratzenspiel belustigt; jetzt aber, besonders seit ich in Nimes, wo ich das letzte Jahrzehnt mit Gasparde zurückgezogen gelebt habe, im Namen Gottes Mord und Auflauf anstiften sah, kann ich keinen Volkshaufen um einen aufgeregten Pfaffen versammelt sehen ohne die Beängstigung, daß sie nun gleich etwas Verrücktes oder Grausames unternehmen werden. Es fällt mir auf die Nerven.“ —

Als ich die Kammer meiner Herberge betrat, warf

ich mich in den alten Lehnstuhl, der außer einem Feldbette ihre ganze Bequemlichkeit ausmachte. Die Erlebnisse des Tages arbeiteten in meinem Kopfe fort und an meinem Herzen zehrte es wie eine zarte aber scharfe Flamme. Die Thurmuhr eines nahen Klosters schlug Mitternacht, meine Lampe, die ihr Oel aufgebraucht hatte, erlosch, aber taghell war es in meinem Innern.

Daß ich Gaspardes Liebe gewinnen könne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal daß ich es mußte, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen zur anberaumten Stunde stellte ich mich bei dem Admiral ein und fand ihn in einem abgegriffenen Taschenbuche blätternd.

„Dies sind," begann er, „meine Aufzeichnungen aus dem Jahre siebenundfünfzig, in welchem ich St. Quentin vertheidigte und mich dann den Spaniern ergeben mußte. Da steht unter den tapfersten meiner Leute, mit einem Kreuze bezeichnet, der Name Sadow, mir dünkt, es war ein Deutscher. Sollte dieser Name mit dem Eurigen derselbe sein?" —

„Kein andrer als der Name meines Vaters! Er hatte die Ehre, unter Euch zu dienen und vor Euern Augen zu fallen!" —

„Nun denn," fuhr der Admiral fort, „das bestärkt mich in dem Vertrauen, das ich in Euch setze. Ich bin

von Leuten, mit denen ich lange zusammenlebte, verrathen worden. Euch trau' ich auf den ersten Anblick und ich glaube, er wird mich nicht betrügen." —

Mit diesen Worten ergriff er ein Papier, das mit seiner großen Handschrift von oben bis unten bedeckt war: „Schreibt mir das ins Reine, und wenn Ihr Euch daraus über manches unterrichtet, das Euch das Gefährliche unsrer Zustände zeigt, so laßt's Euch nicht anfechten. Alles Große und Entscheidende ist ein Wagniß. Setzt Euch und schreibt." —

Was mir der Admiral übergeben hatte, war ein Memorandum, das er an den Prinzen von Oranien richtete. Mit steigendem Interesse folgte ich dem Gange der Darstellung, die mit der größten Klarheit, wie sie dem Admiral eigen war, sich über die Zustände von Frankreich verbreitete. Den Krieg mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies, schrieb der Admiral, ist unsre Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust im Schach, und die Königin

Mutter, welche den Herzog von Anjou dem Könige auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkle, indem er sich im Feld auszeichnet, wonach mein Herr und König Verlangen trägt, und was ich ihm als treuer Unterthan gönne und, so viel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenottische Freischaar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Theil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland her angreift — so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehn. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens.

Ich war mit dem Schreiben zu Ende, als ein Diener erschien und dem Admiral etwas zuflüsterte. Ehe dieser Zeit hatte, sich von seinem Sitze zu erheben, trat ein sehr junger Mann von schlanker, kränklicher Gestalt heftig erregt ins Gemach und eilte mit den Worten auf ihn zu:

„Guten Morgen, Väterchen! Was giebt es Neues? Ich verreite auf einige Tage nach Fontainebleau. Habt Ihr Nachricht aus Flandern?“ Jetzt wurde er meiner

gewahr und auf mich hindeutend frug er herrisch: „Wer ist der da?"

„Mein Schreiber, Sire, der sich gleich entfernen wird, wenn Eure Majestät es wünscht." —

„Weg mit ihm!" rief der junge König, „ich will nicht belauscht sein, wenn ich Staatsgeschäfte behandle! Vergeßt Ihr, daß wir von Spähern umstellt sind? — Ihr seid zu arglos, lieber Admiral!"

Jetzt warf er sich in einen Lehnstuhl und starrte ins Leere: dann, plötzlich aufspringend, klopfte er Coligny auf die Schulter und als hätte er mich, dessen Entfernung er eben gefordert, vergessen, brach er in die Worte aus:

„Bei den Eingeweiden des Teufels! wir erklären seiner katholischen Majestät nächstens den Krieg!" Nun aber schien er wieder in den früheren Gedankengang zurückzufallen, denn er flüsterte mit geängstigter Miene: „Neulich noch, erinnert Ihr Euch? als wir Beide in meinem Kabinet Rath hielten, da raschelte es hinter der Tapete. Ich zog den Degen, wißt Ihr? und durchstach sie zweimal, dreimal! Da hob sie sich, und wer trat darunter hervor? Mein lieber Bruder, der Herzog von Anjou mit einem Katzenbuckel!" Hier machte der König

eine nachahmende Geberde und brach in unheimliches Lachen aus. „Ich aber," fuhr er fort, „maß ihn mit einem Blicke, den er nicht ertragen konnte und der ihn flugs aus der Thüre trieb."

Hier nahm das bleiche Antlitz einen Ausdruck so wilden Hasses an, daß ich es erschrocken anstarrte.

Coligny, für den ein solcher Auftritt wohl nichts Ungewöhnliches hatte, dem aber die Gegenwart eines Zeugen peinlich sein mochte, entfernte mich mit einem Winke.

„Ich sehe, Eure Arbeit ist vollendet," sagte er, „auf Wiedersehen morgen." —

Während ich meinen Heimweg einschlug, ergriff mich ein unendlicher Jammer. Dieser unklare Mensch also war es, von dem die Entscheidung der Dinge abhing. — Wo sollte bei so knabenhafter Unreife und flackernder Leidenschaftlichkeit die Stetigkeit des Gedankens, die Festigkeit des Entschlusses herkommen? Konnte der Admiral für ihn handeln? Aber wer bürgte dafür, daß nicht andere, feindliche Einflüsse sich in der nächsten Stunde schon dieses verworrenen Gemüthes bemächtigten! Ich fühlte, daß nur dann Sicherheit war, wenn Coligny in seinem König eine selbstbewußte Stütze fand; besaß

er in ihm nur ein Werkzeug, so konnte ihm dieses morgen entrissen werden.

In so böse Zweifel verstrickt, verfolgte ich meinen Weg, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich und blickte in das wolkenlose Gesicht meines Landsmannes Boccard, der mich umhalste und mit den lebhaftesten Freundbezeugungen begrüßte.

„Willkommen, Schadau, in Paris!" rief er, „Ihr seid, wie ich sehe, müßig, das bin ich auch, und da der König eben verritten ist, so müßt Ihr mit mir kommen, ich will Euch das Louvre zeigen. Ich wohne dort, da meine Compagnie die Wache der innern Gemächer hat. — Es wird Euch hoffentlich nicht belästigen," fuhr er fort, da er in meinen Mienen kein ungemischtes Vergnügen über seinen Vorschlag las, „mit einem königlichen Schweizer Arm in Arm zu gehn? Da ja Euer Abgott Coligny die Verbrüderung der Parteien wünscht, so würde ihm das Herz im Leibe lachen ob der Freundschaft seines Schreibers mit einem Leibgardisten."

„Wer hat Euch gesagt" . . . unterbrach ich ihn erstaunt —

„Daß Ihr des Admirals Schreiber seid?" lachte Boccard „Guter Freund, am Hofe wird mehr geschwatzt,

als billig ist! Heute morgen beim Ballspiel war unter den hugenottischen Hofleuten die Rede von einem Deutschen, der bei dem Admiral Gunst gefunden hätte, und aus einigen Aeußerungen über die fragliche Persönlichkeit erkannte ich zweifellos meinen Freund Schadau. Es ist nur gut, daß Euch jenes Mal Blitz und Donner in die drei Lilien zurückjagten, sonst wären wir uns fremd geblieben, denn Eure Landsleute im Louvre hättet Ihr wohl schwerlich aus freien Stücken aufgesucht! Mit dem Hauptmann Pfyffer muß ich Euch gleich bekannt machen!"

Dies verbat ich mir, da Pfyffer nicht nur als ausgezeichneter Soldat, sondern auch als fanatischer Katholik berühmt war, willigte aber gern ein, mit Boccard das Innere des Louvre zu besichtigen, da ich den viel gepriesenen Bau bis jetzt nur von außen betrachtet hatte.

Wir schritten nebeneinander durch die Straßen und das freundliche Geplauder des lebenslustigen Fryburgers war mir willkommen, da es mich von meinen schweren Gedanken erlöste.

Bald betraten wir das französische Königsschloß, das damals zur Hälfte aus einem finstern mittelalterlichen Kastell, zur andern Hälfte aus einem neuen prächtigen

Palaſt beſtand, den die Mediceerin hatte aufführen laſſen. Dieſe Miſchung zweier Zeiten vermehrte in mir den Eindruck, der mich, ſeit ich Paris betreten, nie verlaſſen hatte, den Eindruck des Schwankenden, Ungleichartigen, der ſich widerſprechenden und mit einander ringenden Elemente.

Nachdem wir viele Gänge und eine Reihe von Gemächern durchſchritten hatten, deren Verzierung in keckem Steinwerke und oft ausgelaſſener Malerei meinem proteſtantiſchen Geſchmacke fremd und zuweilen ärgerlich war, Boccard aber herzlich beluſtigte, öffnete mir dieſer ein Kabinet mit den Worten: „Dies iſt das Studirzimmer des Königs.“ —

Da herrſchte eine gräuliche Unordnung. Der Boden war mit Notenheften und aufgeblätterten Büchern beſtreut. An den Wänden hingen Waffen. Auf dem koſtbaren Marmortiſche lag ein Waldhorn.

Ich begnügte mich von der Thüre aus einen Blick in dies Chaos zu werfen, und weitergehend frug ich Boccard, ob der König muſikaliſch ſei.

„Er bläſt herzzerreißend,“ erwiederte dieſer, „oft ganze Vormittage hindurch und, was ſchlimmer iſt, ganze Nächte, wenn er nicht hier nebenan,“ er wies auf eine

andere Thüre, „vor dem Ambos ſteht und ſchmiedet, daß die Funken ſtieben. Jetzt aber ruhen Waldhorn und Hammer. Er iſt mit dem jungen Chateauguyon eine Wette eingegangen, welchem von ihnen es zuerſt gelinge, den Fuß im Munde das Zimmer auf und nieder zu hüpfen. Das giebt ihm nun unglaublich zu thun.“ —

Da Boccard ſah, wie ich traurig wurde und es ihm auch ſonſt paſſend ſcheinen mochte, das Geſpräch über das gekrönte Haupt Frankreichs abzubrechen, lud er mich ein, mit ihm das Mittagsmahl in einem nicht weit entlegenen Gaſthauſe einzunehmen, das er mir als ganz vorzüglich ſchilderte.

Um abzukürzen ſchlugen wir eine enge lange Gaſſe ein. Zwei Männer ſchritten uns vom andern Ende derſelben entgegen.

„Sieh,“ ſagte mir Boccard, „dort kommt Graf Guiche, der berüchtigte Damenfänger und der größte Rauſer vom Hofe, und neben ihm — wahrhaftig — das iſt Lignerolles! Wie darf ſich der am hellen Tage blicken laſſen, da er doch ein vollgültiges Todesurtheil auf dem Halſe hat!“

Ich blickte hin und erkannte in dem vornehmern der Bezeichneten den Unverſchämten, der geſtern Abend im

Scheine der Fackeln Gasparde mit frecher Geberde beleidigt hatte. Auch er schien sich meiner näherschreitend zu erinnern, denn sein Auge blieb unverwandt auf mir haften. Wir hatten die halbe Breite der engen Gasse inne, die andere Hälfte den uns entgegen Kommenden frei lassend. Da Boccard und Lignerolles auf der Mauerseite gingen, mußten der Graf und ich hart an einander vorüber.

Plötzlich erhielt ich einen Stoß und hörte den Grafen sagen: „Gieb Raum, verdammter Hugenott!"

Außer mir wandte ich mich nach ihm um, da rief er lachend zurück: „Willst du dich auf der Gasse so breit machen wie am Fenster?"

Ich wollte ihm nachstürzen, da umschlang mich Boccard und beschwor mich: „Nur hier keine Scene! In diesen Zeiten würden wir in einem Augenblicke den Pöbel von Paris hinter uns her haben, und, da sie dich an deinem steifen Kragen als Hugenotten erkennen würden, wärst du unzweifelhaft verloren! Daß du Genugthuung erhalten mußt, versteht sich von selbst. Du überlässest mir die Sache, und ich will froh sein, wenn sich der vornehme Herr zu einem ehrlichen Zweikampfe versteht. Aber an dem Schweizernamen darf kein Makel haften

und wenn ich mit dem deinigen auch mein Leben einsetzen müßte! —

„Jetzt sage mir um aller Heiligen willen, bist du mit Guiche bekannt? Hast du ihn gegen dich aufgebracht? Doch nein, das ist ja nicht möglich! Der Taugenichts war übler Laune und wollte sie an deiner Hugenottentracht auslassen."

Unterdessen waren wir in das Gasthaus eingetreten, wo wir rasch und in gestörter Stimmung unser Mahl hielten.

„Ich muß meinen Kopf zusammenhalten," sagte Boccard, „denn ich werde mit dem Grafen einen harten Stand haben."

Wir trennten uns und ich kehrte in meine Herberge zurück, Boccard versprechend, ihn dort zu erwarten. Nach Verlauf von zwei Stunden trat er in meine Kammer mit dem Ausrufe: „Es ist gut abgelaufen! Der Graf wird sich mit dir schlagen, morgen bei Tagesanbruch vor dem Thore St. Michel. Er empfing mich nicht unhöflich, und als ich ihm sagte, du wärest von gutem Hause, meinte er, es sei jetzt nicht der Augenblick deinen Stammbaum zu untersuchen, was er kennen zu lernen wünsche sei deine Klinge."

„Und wie steht es damit?“ fuhr Boccard fort, „ich bin sicher, daß du ein methodischer Fechter bist, aber ich fürchte, du bist langsam, langsam, zumal einem so raschen Teufel gegenüber.“

Boccards Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an und nachdem er nach ein paar Uebungsklingen gerufen — es befand sich zu ebener Erde neben meinem Gasthause ein Fechtsaal — gab er mir eine derselben in die Hand und sagte: „Nun zeige deine Künste!“ —

Nach einigen Gängen, die ich im gewohnten Tempo durchfocht, während Boccard mich vergeblich mit dem Rufe: Schneller, schneller! anfeuerte, warf er seine Klinge weg und stellte sich ans Fenster um eine Thräne vor mir zu verbergen, die ich aber schon hervordringen gesehn hatte.

Ich trat zu ihm und legte meine Hand auf seine Schulter.

„Boccard,“ sagte ich, „betrübe dich nicht. Alles ist vorher bestimmt. Ist meine Todesstunde auf morgen gestellt, so bedarf es nicht der Klinge des Grafen um meinen Lebensfaden zu zerschneiden. Ist es nicht so, wird mir seine gefährliche Waffe nichts anhaben können.“ —

„Mache mich nicht ungeduldig!“ versetzte er, sich rasch

nach mir umdrehend. „Jede Minute der Frist, die uns bleibt, ist kostbar und muß benützt werden — nicht zum Fechten, denn in der Theorie bist du unsträflich und dein Phlegma," hier seufzte er, „ist unheilbar. Es giebt nur ein Mittel dich zu retten. Wende dich an Unsre liebe Frau von Einsiedeln, und wirf mir nicht ein, du seist Protestant — einmal ist keinmal! Muß es sie nicht doppelt rühren, wenn einer der Abtrünnigen sein Leben in ihre Hände befiehlt! Du hast jetzt noch Zeit für deine Rettung viele Ave Maria zu sprechen, und glaube mir, die Gnadenmutter wird dich nicht im Stiche lassen! Ueberwinde dich, lieber Freund, und folge meinem Rathe." —

„Laß mich in Ruhe, Boccard!" versetzte ich über seine wunderliche Zumuthung ungehalten und doch von seiner Liebe gerührt.

Er aber drang noch eine Weile vergeblich in mich. Dann ordneten wir das Nothwendige für morgen und er nahm Abschied.

In der Thüre wandte er sich noch einmal zurück und sagte: „Nur einen Stoßseufzer, Schadau, vor dem Einschlafen!" —

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen wurde ich durch eine rasche Berührung aus dem Schlafe geweckt. Boccard stand vor meinem Lager.

„Auf!“ rief er, „es eilt, wenn wir nicht zu spät kommen sollen! Ich vergaß gestern dir zu sagen, von wem der Graf sich sekundiren läßt, — von Lignerolles. Ein Schimpf mehr, wenn du willst! Aber es hat den Vortheil, daß im Falle du —“ er seufzte — „deinen Gegner ernstlich verwunden solltest, dieser ehrenwerthe Sekundant gewiß reinen Mund halten wird, da er tausend gute Gründe hat, die öffentliche Aufmerksamkeit in keiner Weise auf sich zu ziehn.“ —

Während ich mich ankleidete bemerkte ich wohl, daß dem Freund eine Bitte auf dem Herzen lag, die er mit Mühe niederkämpfte.

Ich hatte mein noch in Bern verfertigtes, nach

Schweizersitte auf beiden Seiten mit derben Taschen versehenes Reisewams angezogen und drückte meinen breitkrämpigen Filz in die Stirne, als mich Boccard auf einmal in großer Gemüthsbewegung heftig umhalste und, nachdem er mich geküßt, seinen Lockenkopf an meine Brust lehnte. Diese überschwengliche Theilnahme erschien mir unmännlich und ich drückte das duftende Haupt mit beiden Händen beschwichtigend weg. Mir däuchte, daß sich Boccard in diesem Augenblicke etwas an meinem Wams zu schaffen machte; aber ich gab nicht weiter darauf Acht, da die Zeit drängte.

Wir gingen schweigend durch die morgenstillen Gassen, während es leise zu regnen anfing, durchschritten das Thor, das eben geöffnet worden war, und fanden in kleiner Entfernung vor demselben einen mit verfallenden Mauern umgebenen Garten. Diese verlassene Stätte war zu der Begegnung ausersehn.

Wir traten ein und erblickten Guiche mit Lignerolles, die unser harrend zwischen den Buchenhecken des Hauptganges auf- und niederschritten. Der Graf grüßte mich mit spöttischer Höflichkeit. Boccard und Lignerolles traten zusammen, um Kampfstelle und Waffen zu regeln.

„Der Morgen ist kühl," sagte der Graf, „ist es Euch genehm, so fechten wir im Wams." —

„Der Herr ist nicht gepanzert?" warf Lignerolles hin, indem er eine tastende Bewegung nach meiner Brust machte.

Guiche bedeutete ihn mit einem Blicke, es zu lassen.

Zwei lange Stoßklingen wurden uns geboten. Der Kampf begann und ich merkte bald, daß ich einem an Behendigkeit mir überlegenen und dabei völlig kaltblütigen Gegner gegenüber stehe. Nachdem er meine Kraft mit einigen spielenden Stößen wie auf dem Fechtboden geprüft hatte, wich seine nachlässige Haltung. Es wurde tödtlicher Ernst. Er zeigte Quart und stieß Sekunde in beschleunigtem Tempo. Meine Parade kam genau noch rechtzeitig: wiederholte er dieselben Stöße um eine Kleinigkeit rascher, so war ich verloren. Ich sah ihn befriedigt lächeln und machte mich auf mein Ende gefaßt.

Blitzschnell kam der Stoß, aber die geschmeidige Stahlklinge bog sich hoch auf, als träfe sie einen harten Gegenstand, ich parirte, führte den Nachstoß und rannte dem Grafen, der, seiner Sache sicher, weit ausgefallen war, meinen Degen durch die Brust. Er verlor die Farbe, wurde aschfahl, ließ die Waffe sinken und brach zusammen.

Lignerolles beugte sich über den Sterbenden, während Boccard mich von hinnen zog.

Wir folgten dem Umkreise der Stadtmauer in flüchtiger Eile bis zum zweitnächsten Thore, wo Boccard mit mir in eine kleine ihm bekannte Schenke trat. Wir durchschritten den Flur und ließen uns hinter dem Hause unter einer dicht überwachsenen Laube nieder. Noch war in der feuchten Morgenfrühe alles wie ausgestorben. Der Freund rief nach Wein, der uns nach einer Weile von einem verschlafenen Schenkmädchen gebracht wurde. Er schlürfte in behaglichen Zügen, während ich den Becher unberührt vor mir stehen ließ. Ich hatte die Arme über der Brust gekreuzt und senkte das Haupt. Der Todte lag mir auf der Seele.

Boccard forderte mich zum Trinken auf, und nachdem ich ihm zu Gefallen den Becher geleert hatte, begann er:

„Ob nun gewisse Leute ihre Meinung ändern werden über Unsre liebe Frau von Einsiedeln?“ —

„Laß mich zufrieden!“ versetzte ich unwirsch, „was hat denn sie damit zu schaffen, daß ich einen Menschen getödtet?“ —

„Mehr als du denkst!“ erwiederte Boccard mit

einem vorwurfsvollen Blicke. „Daß du hier neben mir sitzest, hast du nur ihr zu danken! Du bist ihr eine dicke Kerze schuldig!“ —

Ich zuckte die Achseln.

„Ungläubiger!“ rief er, und zog, in meine linke Brusttasche langend, triumphirend das Medaillon daraus hervor, welches er um den Hals zu tragen pflegte, und das er heute morgen während seiner heftigen Umarmung mir heimlich in das Wams geschoben haben mußte.

Jetzt fiel es mir wie eine Binde von den Augen.

Die silberne Münze hatte den Stoß aufgehalten, der mein Herz durchbohren sollte. Mein erstes Gefühl war zornige Scham, als ob ich ein unehrliches Spiel getrieben und entgegen den Gesetzen des Zweikampfes meine Brust geschützt hätte. Darein mischte sich der Groll, einem Götzenbilde mein Leben zu schulden.

„Läge ich doch lieber todt,“ murmelte ich, „als daß ich bösem Aberglauben meine Rettung verdanken muß!“ —

Aber allmälig lichteten sich meine Gedanken. Gasparde trat mir vor die Seele und mit ihr alle Fülle des Lebens. Ich war dankbar für das neu geschenkte Sonnenlicht, und als ich wieder in die freudigen Augen Boccards blickte, brachte ich es nicht über mich, mit ihm

zu haben, so gern ich es gewollt hätte. Sein Aberglaube war verwerflich, aber seine Freundestreue hatte mir das Leben gerettet.

Ich nahm von ihm mit Herzlichkeit Abschied und eilte ihm voraus durch das Thor und quer durch die Stadt nach dem Hause des Admirals, der mich zu dieser Stunde erwartete.

Hier brachte ich den Vormittag am Schreibtische zu, diesmal mit der Durchsicht von Rechnungen beauftragt, die sich auf die Ausrüstung der nach Flandern gewesenen hugenottischen Freischaar bezogen. Als der Admiral in einem freien Augenblicke zu mir trat, wagte ich die Bitte, er möchte mich nach Flandern schicken um an dem Einfalle theilzunehmen und ihm rasche und zuverlässige Nachricht von dem Verlaufe desselben zu senden.

„Nein, Schadau," antwortete er kopfschüttelnd, „ich darf Euch nicht Gefahr laufen lassen, als Freibeuter behandelt zu werden und am Galgen zu sterben. Etwas anderes ist es, wenn Ihr noch erklärten Feindseligkeiten an meiner Seite fallen solltet. Ich bin es Eurem Vater schuldig, Euch keiner andern Gefahr auszusetzen, als einem ehrlichen Soldatentode!" —

Es mochte ungefähr Mittag sein, als sich das Vor-

zimmer in auffallender Weise füllte und ein immer erregter werdendes Gespräch hörbar wurde.

Der Admiral rief seinen Schwiegersohn, Teligny, herein, der ihm berichtete, Graf Guiche sei diesen Morgen im Zweikampfe gefallen, sein Sekundant, der verwegene Lignerolles, habe die Leiche vor dem Thore St. Michel durch die gräfliche Dienerschaft abholen lassen und ihr, wenn er sich flüchtete, nichts anderes zu sagen gewußt, als daß ihr Herr durch die Hand eines ihm unbekannten Hugenotten gefallen sei.

Teligny zog die Brauen zusammen und brauste auf: „Habe ich nicht streng untersagt — habe ich nicht geboten, geflucht, beschworen, daß keiner unserer Leute in dieser verhängnißvollen Zeit einen Zwist beginne oder aufnehme, der zu blutigem Entscheide führen könnte! Ist der Zweikampf an sich schon eine That, die kein Christ ohne zwingende Gründe auf sein Gewissen laden soll, so wird er in diesen Tagen, wo ein ins Pulverfaß springender Funke uns Alle verderben kann, zum Verbrechen an unseren Glaubensgenossen und am Vaterlande." —

Ich blickte von meinen Rechnungen nicht auf und war froh, als ich die Arbeit zu Ende gebracht hatte

Dann ging ich in meine Herberge und ließ mein Gepäck in das Haus des Schneiders Gilbert bringen.

Ein kränklicher Mann mit einem furchtsamen Gesichtchen geleitete mich unter vielen Höflichkeiten in das mir bestimmte Zimmer. Es war groß und luftig und überschaute, das oberste Stockwerk des Hauses bildend, den ganzen Stadttheil, ein Meer von Dächern, aus welchem Thurmspitzen in den Wolkenhimmel aufragten.

„Hier seid Ihr sicher!“ sagte Gilbert mit seiner Stimme und zwang mir damit ein Lächeln ab.

„Mich freut es,“ erwiederte ich, „bei einem Glaubensbruder Herberge zu nehmen.“ —

„Glaubensbruder?“ lispelte der Schneider, „sprecht nicht so laut, Herr Hauptmann. Es ist wahr, ich bin ein evangelischer Christ, und — wenn es nicht anders sein kann — will ich auch für meinen Heiland sterben; aber verbrannt werden, wie es mit Dubourg auf dem Grevenplatze geschah! — ich sah damals als kleiner Knabe zu — hu, davor hab' ich einen Schauder!“ —

„Habt keine Angst,“ beruhigte ich, „diese Zeiten sind vorüber, und das Friedensedikt gewährleistet uns Allen freie Religionsübung.“

„Gott gebe, daß es dabei bleibe!“ seufzte der

Schneider. „Aber Ihr kennt unsern Pariser Pöbel nicht. Das ist ein wildes und ein neidisches Volk und wir Hugenotten haben das Privilegium sie zu ärgern. Weil wir eingezogen, züchtig und rechtschaffen leben, so werfen sie uns vor, wir wollen uns als die Bessern von ihnen sondern; aber, gerechter Himmel! wie ist es möglich die zehn Gebote zu halten und sich nicht vor ihnen auszuzeichnen!“

Mein neuer Hauswirth verließ mich und bei der einbrechenden Dämmerung ging ich hinüber in die Wohnung des Parlamentraths. Ich fand ihn höchst niedergeschlagen.

„Ein böses Verhängniß waltet über unsrer Sache,“ hub er an. „Wißt Ihr es schon, Schadau? Ein vornehmer Höfling, Graf Guiche, ward diesen Morgen im Zweikampfe von einem Hugenotten erstochen. Ganz Paris ist voll davon und ich denke, Pater Panigarola wird die Gelegenheit nicht versäumen, auf uns Alle als auf eine Genossenschaft von Mördern hinzuweisen und seinen tugendhaften Gönner — denn Guiche war ein eifriger Kirchgänger — in einer seiner wirkungsvollen Abendpredigten als Märtyrer des katholischen Glaubens auszurufen ..... Der Kopf schmerzt mich, Schadau,

und ich will mich zur Ruhe begeben. Laßt Euch von Gasparde den Abendtrunk kredenzen."

Gasparde stand während dieses Gesprächs neben dem Sitze des alten Herrn, auf dessen Rückenlehne sie sich nachdenkend stützte. Sie war heute sehr bloß und tiefernst blickten ihre großen blauen Augen.

Als wir allein waren, standen wir uns einige Augenblicke schweigend gegenüber. Jetzt stieg der schlimme Verdacht in mir auf, daß sie, die selbst mich zu ihrer Vertheidigung aufgefordert, nun vor dem Blutbefleckten schaudernd zurücktrete. Die seltsamen Umstände, die mich gerettet hatten und die ich Gasparde nicht mittheilen konnte, ohne ihr calvinistisches Gefühl schwer zu verletzen, verwirrten mein Gewissen mehr, als die nach Mannesbegriffen leichte Blutschuld es belastete. Gasparde fühlte mir an, daß meine Seele beschwert war, und konnte den Grund davon allein in der Tödtung des Grafen und den daraus unserer Partei erwachsenden Nachtheilen suchen.

Nach einer Weile sagte sie mit gepreßter Stimme: „Du also hast den Grafen umgebracht?"

„Ich," war meine Antwort.

Wieder schwieg sie. Dann trat sie mit plötzlichem

Entschlusse zu mich heran, umschlang mich mit beiden Armen und küßte mich inbrünstig auf den Mund.

„Was du immer verbrochen hast," sagte sie fest, „ich bin deine Mitschuldige. Um meinetwillen hast du die That begangen. Ich bin es, die dich in Sünde gestürzt hat. Du hast dein Leben für mich eingesetzt. Ich möchte es dir vergelten, doch wie kann ich es." —

Ich faßte ihre beiden Hände und rief: „Gesperde, laß mich, wie heute, so morgen und immerdar dein Beschützer sein! Theile mit mir Gefahr und Rettung, Schuld und Heil! Eins und untrennbar laß uns sein bis zum Tode!"

„Eins und untrennbar!" sagte sie

Siebentes Kapitel.

Seit dem verhängnißvollen Tage, an welchem ich Guiche getödtet und Gaspardes Liebe gewonnen hatte, war ein Monat verstrichen. Täglich schrieb ich im Cabinet des Admirals, der mit meiner Arbeit zufrieden schien und mich mit steigendem Vertrauen behandelte. Ich fühlte, daß ihm die Innigkeit meines Verhältnisses zu Gaspard nicht unbekannt geblieben war, ohne daß er es jedoch mit einem Worte berührt hätte.

Während dieser Zeit hatte sich die Lage der Protestanten in Paris sichtlich verschlimmert. Der Einfall in Flandern war mißlungen und der Rückschlag machte sich am Hofe und in der öffentlichen Stimmung fühlbar. Die Hochzeit des Königs von Navarra mit Karls reizender aber leichtfertiger Schwester erweiterte die Kluft zwischen den beiden Parteien, statt sie zu überbrücken. Kurz vorher war Jeanne d'Albret, die wegen ihres per-

sönlichen Werthes von den Hugenotten hoch verehrte Mutter des Navarresen, plötzlich gestorben, an Gift, so hieß es.

Am Hochzeittage selber schritt der Admiral, statt der Messe beizuwohnen, auf dem Platze vor Notredame in gemessenem Gange auf und nieder und sprach, er der sonst so Vorsichtige, ein Wort aus, das in bitterster Feindseligkeit gegen ihn ausgebeutet wurde. „Notredame," sagte er, „ist mit den Fahnen behängt, die man uns im Bürgerkriege abgenommen; sie müssen weg und ehrenvollere Trophäen an ihre Stelle!" Damit meinte er spanische Fahnen, aber das Wort wurde falsch gedeutet.

Coligny sandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutsche Reiterei lag. Als ich von dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert mit entstellter Miene entgegen.

„Wißt Ihr schon, Herr Hauptmann," jammerte er, „daß der Admiral gestern meuchlerisch verwundet worden ist, als er aus dem Louvre nach seinem Palaste zurückkehrte? Nicht tödtlich, sagt man; aber bei seinem Alter und der kummervollen Sorge, die auf ihm lastet, wer kann wissen, wie das endet! Und stirbt er, was soll aus uns werden?" —

Ich begab mich schleunig nach der Wohnung des

Admirals, wo ich abgewiesen wurde. Der Pförtner sagte mir, es sei hoher Besuch im Hause, der König und die Königin Mutter. Dies beruhigte mich, da ich in meiner Arglosigkeit daraus schloß, unmöglich könne Katharina an der Unthat Antheil haben, wenn sie selbst das Opfer besuche. Der König aber, versicherte der Pförtner, sei wüthend über den tückischen Angriff auf das Leben seines väterlichen Freundes.

Jetzt wandte ich meine Schritte zurück nach der Wohnung des Parlamentraths, den ich in lebhaftem Gespräche mit einer merkwürdigen Persönlichkeit fand, einem Manne in mittleren Jahren, dessen bewegtes Geberdenspiel den Südfranzosen verrieth und der den St. Michaelsorden trug. Noch nie hatte ich in klugere Augen geblickt. Sie leuchteten von Geist und in den zahllosen Falten und Linien um Augen und Mund bewegte sich ein unruhiges Spiel schalkhafter und scharfsinniger Gedanken.

„Gut, daß Ihr kommt, Schaban!“ rief mir der Rath entgegen, während ich unwillkürlich das unschuldige Antlitz Gaspards, in dem nur die Lauterkeit einer einfachen und starken Seele sich spiegelte, mit der weltklugen Miene des Gastes verglich. „gut, daß Ihr kommt!

Herr Montaigne will mich mit Gewalt nach seinem Schlosse in Perigord entführen." . . . .

„Wir wollen dort den Horaz zusammen lesen," warf der Fremdling ein, „wie wir es vor Zeiten in den Bädern von Aix thaten, wo ich das Vergnügen hatte, den Herrn Rath kennen zu lernen" —

„Meint Ihr, Montaigne," fuhr der Rath fort, „ich dürfte die Kinder allein lassen? Gaspard will sich nicht von ihrem Pathen und dieser junge Werner sich nicht von Gaspard trennen."

„Ei was," spottete Herr Montaigne sich gegen mich verbeugend, „sie werden, um sich in der Tugend zu stärken, das Buch Tobiä zusammen lesen!" und den Ton wechselnd, da er mein ernstes Gesicht sah. „Kurz und gut," schloß er, „Ihr kommt mit mir, lieber Rath!" —

„Ist denn eine Verschwörung gegen uns Hugenotten im Werke?" fragte ich aufmerksam werdend.

„Eine Verschwörung?" wiederholte der Gascogner. „Nicht daß ich wüßte! Wenn nicht etwa eine solche, wie sie die Wellen anzetteln, bevor ein Gewitter losbricht. Vier Fünftheile einer Nation von dem letzten Fünftheil zu etwas gezwungen, was sie nicht wollen — das heißt zum Kriege in Flandern — das kann die Atmosphäre

ſchon elektriſch machen. Und, nehmt es mir nicht übel, junger Mann, Ihr Hugenotten verſchlt Euch gegen den erſten Satz der Lebensweisheit: daß man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Mißachtung ſeiner Sitten beleidigen darf."

„Rechnet Ihr die Religion zu den Sitten eines Volkes?" fragte ich entrüſtet.

„In gewiſſem Sinne, ja," meinte er, „doch diesmal dachte ich nur an die Gebräuche des täglichen Lebens: Ihr Hugenotten kleidet Euch düſter, tragt ernſthafte Mienen, verſteht keinen Scherz und ſeid ſo ſteif wie Eure Halskragen. Kurz, Ihr ſchließt Euch ab, und das beſtraft ſich in der größten Stadt wie auf dem kleinſten Dorfe! Da verſtehn die Guiſen das Leben beſſer! Eben kam ich vorüber als der Herzog Heinrich vor ſeinem Palaſte abſtieg und den umſtehenden Bürgern die Hände ſchüttelte, luſtig wie ein Franzoſe und gemüthlich wie ein Deutſcher! So iſt es recht! Sind wir ja Alle vom Weibe geboren und iſt doch die Seife nicht theuer!"

Mir ſchien, als ob der Gascogner ſchwere Beſorgniß unter dieſem ſcherzhaften Tone verberge und ich wollte ihn weiter zur Rede ſtellen, als der alte Diener

einen Boten des Admirals meldete, welcher mich und Gaspard unverzüglich zu sich berief.

Gaspard warf einen dichten Schleier über und wir eilten.

Unterwegs erzählte sie mir, was sie in meiner Abwesenheit ausgestanden. „An deiner Seite durch einen Kugelregen zu reiten, wäre mir ein Spiel dagegen!“ versicherte sie. „Der Pöbel in unsrer Straße ist so giftig geworden, daß ich das Haus nicht verlassen konnte, ohne mit Schimpfworten verfolgt zu werden. Kleidete ich mich nach meinem Stande, so schrie man mir nach: Seht die Uebermüthige! Legte ich schlichtes Gewand an, so hieß es: Seht die Heuchlerin! — Einen Tag, oder eine Woche hielte man das schon aus; aber wenn man kein Ende davon absieht! — Unsere Lage hier in Paris erinnert mich an die jenes Italieners, den sein Feind in einen Kerker mit vier kleinen Fenstern werfen ließ. Als er am nächsten Morgen erwachte, waren deren nur noch drei, am folgenden zwei, am dritten noch eins, kurz, er begriff, daß sein höllischer Feind ihn in eine Maschine gesperrt hatte, die sich allmälig in einen erdrückenden Sarg verwandelte.“

Unter diesen Reden waren wir in die Wohnung des Admirals gelangt, der uns sogleich zu sich beschied.

Er ſaß aufrecht auf ſeinem Lager, den verwundeten linken Arm in der Schlinge, blaß und ermattet. Neben ihm ſtand ein Geiſtlicher mit eisgrauem Barte. Er ließ uns nicht zu Worten kommen.

„Meine Zeit iſt gemeſſen," ſprach er, „hört mich an und gehorcht mir! Du, Gaſparde, biſt mir durch meinen theuern Bruder blutverwandt. Es iſt jetzt nicht der Augenblick etwas zu verhüllen, das du weißt und dieſem nicht verborgen bleiben darf. — Deiner Mutter iſt durch einen Franzoſen Unrecht geſchehn; ich will nicht, daß auch du unſres Volkes Sünden mitbüßeſt. Wir bezahlen, was unſre Väter verſchuldet haben. Du aber ſollſt, ſo viel ſolches an mir liegt, auf deutſcher Erde ein frommes und ruhiges Leben führen."

Dann ſich zu mir wendend, fuhr er fort: „Schadau, Ihr werdet Eure Kriegsſchule nicht unter mir durchmachen. Hier ſieht es dunkel aus. Mein Leben geht zur Neige und mein Tod iſt der Bürgerkrieg. Miſcht Euch nicht darein, ich verbiete es Euch. — Reicht Gaſparde die Hand, ich gebe ſie Euch zum Weibe. Führt ſie ohne Säumniß in Eure Heimat. Verlaßt dieſes ungeſegnete Frankreich, ſobald Ihr meinen Tod erfahrt. Bereitet ihr eine Stätte auf Schweizerboden; dann

nehmt Dienste unter dem Prinzen von Oranien und kämpft für die gute Sache!" —

Jetzt winkte er dem Greise und forderte ihn auf, uns zu trauen.

„Macht es kurz," flüsterte er, „ich bin müde und bedarf Ruhe."

Wir ließen uns an seinem Lager auf die Kniee nieder und der Geistliche verrichtete sein Amt, unsre Hände zusammenfügend und die liturgischen Worte aus dem Gedächtnisse sprechend.

Dann segnete uns der Admiral mit seiner ebenfalls verstümmelten Rechten.

„Lebt wohl!" schloß er, legte sich nieder und kehrte sein Antlitz gegen die Wand.

Da wir zögerten, das Gemach zu verlassen, hörten wir noch die gleichmäßigen Athemzüge des ruhig Entschlummernden.

Schweigend und in wunderbarer Stimmung kamen wir zurück und fanden Chatillon noch in lebhaftem Gespräche mit Herrn Montaigne.

„Gewonnen Spiel!" jubelte dieser, „der Papa willigt ein und ich selbst will ihm seinen Koffer packen, denn darauf verstehe ich mich vortrefflich." —

„Geht, lieber Oheim!“ mahnte Gaspard, „und macht Euch keine Sorge um mich. Das ist von nun an die Sache meines Gemahls.“ Und sie drückte meine Hand an ihre Brust. Auch ich drang in den Rath, mit Montaigne zu verreisen.

Da mit einem Male, wie wir Alle ihm zuredeten und ihn überzeugt glaubten, fragte er: „Hat der Admiral Paris verlassen?“ Und als er hörte, Coligny bleibe und werde trotz des Drängens der Seinigen bleiben, auch wenn sein Zustand die Abreise erlauben sollte, da rief Chatillon mit glänzenden Augen und mit einer festen Stimme, die ich nicht an ihm kannte:

„So bleibe auch ich! Ich bin im Leben oftmals feig und selbstsüchtig gewesen; ich stand nicht zu meinen Glaubensgenossen wie ich sollte; in dieser letzten Stunde aber will ich sie nicht verlassen.“

Montaigne biß sich die Lippe. Unser Aller Zureden fruchtete nun nichts mehr, der Alte blieb bei seinem Entschlusse.

Jetzt klopfte ihm der Gascogner auf die Schulter und sagte mit einem Anfluge von Hohn:

„Alter Junge, du betrügst dich selbst, wenn du glaubst, daß du aus Heldenmuth so handelst. Du thust

es aus Bequemlichkeit. Du bist zu träge geworden, dein behagliches Nest zu verlassen selbst auf die Gefahr hin, daß der Sturm es morgen wegfegt. Das ist auch ein Standpunkt und in deiner Weise hast du Recht." —

Jetzt verwandelte sich der spöttische Ausdruck auf seinem Gesichte in einen tief schmerzlichen, er umarmte Chatillon, küßte ihn und schied eilig.

Der Rath, welcher seltsam bewegt war, wünschte allein zu sein.

„Verlaßt mich, Schadau!" sagte er, mir die Hand drückend, „und kommt heute Abend noch einmal vor Schlafengehen." —

Gasparde, die mich begleitete, ergriff unter der Thüre plötzlich das Reisepistol, das noch in meinem Gürtel stak.

„Laß das!" warnte ich. „Es ist scharf geladen."

„Nein," lachte sie, den Kopf zurückwerfend, „ich behalte es als Unterpfand, daß du uns diesen Abend nicht versäumst!" und sie entfloh damit ins Haus.

Achtes Kapitel.

Auf meinem Zimmer lag ein Brief meines Oheims im gewohnten Format, mit den wohlbekannten altmodischen Zügen überschrieben. Der rothe Abdruck des Siegels mit seiner Devise: Pèlerin et Voyageur! war diesmal unmäßig groß gerathen.

Noch hielt ich das Schreiben uneröffnet in der Hand, als Boccard ohne anzuklopfen hereinstürzte.

„Hast du dein Versprechen vergessen, Schadau?“ rief er mir zu.

„Welches Versprechen?“ fragte ich mißmuthig.

„Schön!“ versetzte er mit einem kurzen Lachen, das gezwungen klang. „Wenn das so fortgeht, so wirst du nächstens deinen eignen Namen vergessen! Am Vorabende deiner Abreise nach Orleans, in der Schenke

zum Mohren, hast du mir feierlich gelobt, dein längst gegebenes Versprechen zu lösen und unsern Landsmann, den Hauptmann Pfyffer, einmal zu begrüßen. Ich lud dich dann in seinem Auftrage zu seinem Namensfeste in das Louvre ein.

„Heute nun ist Bartholomäustag. Der Hauptmann hat zwar viele Namen, wohl acht bis zehn; da aber unter diesen allen der geschundene Barthel in seinen Augen der größte Heilige und Märtyrer ist, so feiert er als guter Christ diesen Tag in besondrer Weise. Bleibst du weg, er legte dir's als hugenottischen Starrsinn aus." —

Ich besann mich freilich, von Boccard häufig mit solchen Einladungen bestürmt worden zu sein und ihn von Woche zu Woche vertröstet zu haben. Daß ich ihm auf heute zugesagt, war mir nicht erinnerlich, aber es konnte sein.

„Boccard," sagte ich, „heute ist mir's ungelegen. Entschuldige mich bei Pfyffer und laß mich zu Hause." —

Nun aber begann er auf die wunderlichste Weise in mich zu dringen, jetzt scherzend und kindischen Unsinn vorbringend, jetzt flehentlich mich beschwörend. Zuletzt fuhr er auf:

„Wie? Hältſt du ſo dein Ehrenwort?“ — Und unſicher wie ich war, ob ich nicht doch vielleicht mein Wort gegeben, konnte ich dieſen Vorwurf nicht auf mir ſitzen laſſen und willigte endlich, wenn auch bitter ungern, ein, ihn zu begleiten. Ich markte, bis er verſprach in einer Stunde mich freizugeben, und wir gingen nach dem Louvre.

Paris war ruhig. Wir trafen nur einzelne Gruppen von Bürgern, die ſich über den Zuſtand des Admirals flüſternd beſprachen.

Pfyffer hatte ein Gemach zu ebener Erde im großen Hofe des Louvre inne. Ich war erſtaunt, ſeine Fenſter nur ſpärlich erleuchtet zu ſehn und Todtenſtille zu finden ſtatt eines fröhlichen Feſtlärms. Wie wir eintraten, ſtand der Hauptmann allein in der Mitte des Zimmers, vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet und in eine Depeſche vertieft, die er aufmerkſam zu leſen, ja zu buchſtabiren ſchien, denn er folgte den Zeilen mit dem Zeigefinger der linken Hand. Er wurde meiner anſichtig und, auf mich zutretend, fuhr er mich barſch an:

„Euren Degen, junger Herr! Ihr ſeid mein Gefangener.“ — Gleichzeitig näherten ſich zwei Schweizer,

die im Schatten geſtanden hatten. Ich trat einen Schritt zurück

„Wer giebt Euch ein Recht an mich, Herr Hauptmann?“ — rief ich aus. „Ich bin der Schreiber des Admirals.“

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, griff er mit eigner Hand nach meinem Degen und bemächtigte ſich deſſelben. Die Ueberraſchung hatte mich ſo außer Faſſung gebracht, daß ich an keinen Widerſtand dachte.

„Thut Eure Pflicht!“ befahl Pfyffer. Die beiden Schweizer nahmen mich in die Mitte und ich folgte ihnen wehrlos, einen Blick grimmigen Vorwurfs auf Boccard werfend. Ich konnte mir nichts anders denken, als daß Pfyffer einen königlichen Befehl erhalten habe, mich wegen meines Zweikampfes mit Guiche in Haft zu nehmen.

Zu meinem Erſtaunen wurde ich nur wenige Schritte weit nach der mir wohlbekannten Kammer Boccards geführt. Der eine Schweizer zog einen Schlüſſel hervor und verſuchte zu öffnen, aber vergeblich. Es ſchien ihm in der Eile ein unrechter übergeben worden zu ſein und er ſandte ſeinen Kameraden zurück, um

von Boccard, der bei Pfyffer geblieben war, den rechten zu fordern.

In dieſer kurzen Friſt vernahm ich lauſchend die rauhe, ſcheltende Stimme des Hauptmanns: „Euer freches Stücklein kann mich meine Stelle koſten! In dieſer Teufelsnacht wird uns hoffentlich keiner zur Rede ſtellen, doch wie bringen wir morgen den Ketzer aus dem Louvre fort? Die Heiligen mögen mir's verzeihn, daß ich einem Hugenotten das Leben rette, -- aber einen Landsmann und Bürger von Bern dürfen wir von dieſen verfluchten Franzoſen auch nicht abſchlachten laſſen, — da habt Ihr wiederum Recht, Boccard . . . .“

Jetzt ging die Thüre auf, ich ſtand in dem dunkeln Gelaß, der Schlüſſel wurde hinter mir gedreht und ein ſchwerer Riegel vorgeſchoben.

Ich durchmaß das mir von manchem Beſuche her wohlbekannte Gemach, in quälenden Gedanken auf- und niederſchreitend, während ſich das mit Eiſenſtäben vergitterte, hochgelegene Fenſter allmälig erhellte, denn der Mond ging auf. Der einzige wahrſcheinliche Grund meiner Verhaftung, ich mochte die Sache wenden wie ich wollte, war und blieb der Zweikampf. Unerklärlich waren mir freilich Pfyffers unmuthige letzte Worte; aber

ich konnte dieſelben mißhört haben, oder der tapfere Hauptmann war etwas bezecht. Noch unbegreiflicher, ja haarſträubend, erſchien mir das Benehmen Boccards, dem ich nie und nimmer einen ſo ſchmählichen Verrath zugetraut hatte.

Je länger ich die Sache überſann, in deſto beunruhigendere Zweifel und unlösbarere Widerſprüche verſtrickte ich mich.

Sollte wirklich ein blutiger Plan gegen die Hugenotten beſtehn? War das denkbar? Konnte der König, wenn er nicht von Sinnen war, in die Vernichtung einer Partei willigen, deren Untergang ihn zum willenloſen Sklaven ſeiner ehrgeizigen Vettern von Lothringen machen mußte?

Oder war ein neuer Anſchlag auf die Perſon des Admirals geſchmiedet, und wollte man einen ſeiner treuen Diener von ihm entfernen? Aber ich erſchien mir zu unbedeutend, als daß man zuerſt an mich gedacht hätte. Der König hatte heftig gezürnt über die Verwundung des Admirals. Konnte ein Menſch, ohne dem Wahnſinne verfallen zu ſein, von warmer Neigung zu ſtumpfer Gleichgültigkeit oder wildem Haſſe in der Friſt weniger Stunden übergehn?

Während ich so meinen Kopf zerarbeitete, schrie mein Herz, daß mein Weib mich zu dieser Stunde erwarte, die Minuten zähle, und ich hier gefangen sei, ohne ihr Nachricht geben zu können.

Noch immer schritt ich auf und nieder, als die Thurmuhr des Louvre schlug; ich zählte zwölf Schläge. Es war Mitternacht. Da kam mir der Gedanke, einen Stuhl an das hohe Fenster zu rücken, in die Nische zu steigen, es zu öffnen und, an die Eisenstäbe mich anklammernd, in die Nacht auszuschauen.. Das Fenster blickte auf die Seine. Alles war still. Schon wollte ich wieder ins Gemach herunterspringen, als ich meinen Blick noch über mich richtete und vor Entsetzen erstarrte.

Rechts von mir, auf einem Balkon des ersten Stockwerks, so nahe, daß ich sie fast mit der Hand erreichen konnte, erblickte ich, vom Mondlicht taghell erleuchtet drei über das Geländer vorgebeugte, lautlos lauschende Gestalten. Mir zunächst der König mit einem Antlitz, dessen nicht unedle Züge die Angst, die Wuth, der Wahnsinn zu einem Höllenausdruck verzerrten. Kein Fiebertraum kann schrecklicher sein als diese Wirklichkeit. Jetzt da ich das längst Vergangene niederschreibe, sehe

ich den Unſeligen wieder mit den Augen des Geiſtes — und ich ſchaudere. Neben ihm lehnte ſein Bruder, der Herzog von Anjou, mit dem ſchlaffen, weibiſch grauſamen Geſichtchen und ſchlotterte vor Furcht. Hinter ihnen, bleich und regungslos, die Gefaßteſte von Allen, ſtand Katharina die Mediceerin mit halbgeſchloſſenen Augen und faſt gleichgültiger Miene.

Jetzt machte der König, wie von Gewiſſensangſt gepeinigt, eine krampfhafte Geberde, als wollte er einen gegebenen Befehl zurücknehmen, und in demſelben Augenblicke knallte ein Büchſenſchuß, mir ſchien im Hofe des Louvre.

„Endlich!“ flüſterte die Königin erleichtert und die drei Nachtgeſtalten verſchwanden von der Zinne.

Eine nahe Glocke begann Sturm zu läuten, eine zweite, eine dritte heulte mit; greller Fackelſchein glomm auf wie eine Feuersbrunſt. Schüſſe knatterten und meine geſpannte Einbildungskraft glaubte Sterbeſeufzer zu vernehmen.

Der Admiral lag ermordet, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Aber was bedeuteten die Sturmglocken, die erſt vereinzelt, dann immer häufiger fallenden Schüſſe, die Mordruſe, die jetzt von fern an mein lau-

ſchendes Ohr drangen? Geſchah das Unerhörte? Wurden alle Hugenotten in Paris gemeuchelt?

Und Gasparde, meine mir vom Admiral anvertraute Gasparde, war mit dem wehrloſen Alten dieſen Schrecken preisgegeben! Das Haar ſtand mir zu Berge, das Blut gerann mir in den Adern. Ich rüttelte an der Thüre aus allen Kräften, die eiſernen Schlöſſer und das ſchwere Eichenholz wichen nicht. Ich ſuchte taſtend nach einer Waffe, nach einem Werkzeuge um ſie zu ſprengen und fand keines. Ich ſchlug mit den Fäuſten, ſtieß mit den Füßen gegen die Thüre und ſchrie nach Befreiung, — draußen im Gange blieb es todtenſtill.

Wieder ſchwang ich mich auf in die Fenſterniſche und rüttelte wie ein Verzweifelter an dem Eiſengitter, es war nicht zu erſchüttern.

Ein Fieberfroſt ergriff mich und meine Zähne ſchlugen auf einander. Dem Wahnſinne nahe warf ich mich auf Boccards Lager und wälzte mich in tödtlicher Bangigkeit. Endlich als der Morgen zu grauen begann, verfiel ich in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlummern, der ſich nicht beſchreiben läßt. Ich meinte mich noch an die Eiſenſtäbe zu klammern und

hinaus zu blicken auf die raſtlos flutende Seine. Da plötzlich erhob ſich aus ihren Wellen ein halbnacktes, vom Mondlichte beglänztes Weib, eine Flußgöttin auf ihre ſprudelnde Urne geſtützt, wie ſie in Fontainebleau an den Waſſerkünſten ſitzen, und begann zu ſprechen. Aber ihre Worte richteten ſich nicht an mich, ſondern an eine Steinfrau, die dicht neben mir die Zinne trug, auf welcher die drei fürſtlichen Verſchwörer geſtanden.

„Schweſter," ſrug ſie aus dem Fluſſe, „weißt vielleicht du warum ſie ſich morden? Sie werfen mir Leichnam auf Leichnam in mein ſtrömendes Bett und ich bin ſchmierig von Blut. Pfui, pfui! Machen vielleicht die Bettler, die ich abends ihre Lumpen in meinem Waſſer waſchen ſehe, den Reichen den Garaus?"

„Nein," raunte das ſteinerne Weib, „ſie morden ſich, weil ſie nicht einig ſind über den richtigen Weg zur Seligkeit." — Und ihr kaltes Antlitz verzog ſich zum Hohn, als belache ſie eine ungeheure Dummheit.

In dieſem Augenblicke knarrte die Thüre, ich fuhr auf aus meinem Halbſchlummer und erblickte Boccard, blaß und ernſt wie ich ihn noch nie geſehen hatte, und

hinter ihm zwei seiner Leute, von welchen einer einen Laib Brot und eine Kanne Wein trug.

„Um Gotteswillen, Boccard," rief ich und stürzte ihm entgegen, „was ist heute Nacht vorgegangen? . . . Sprich!"

Er ergriff meine Hand und wollte sich zu mir auf das Lager setzen. Ich sträubte mich und beschwor ihn zu reden.

„Beruhige dich!" sagte er. „Es war eine schlimme Nacht. Wir Schweizer können nichts dafür, der König hat es befohlen." —

„Der Admiral ist todt?" frug ich, ihn starr ansehend.

Er bejahte mit einer Bewegung des Hauptes.

„Und die andern hugenottischen Führer?" —

„Todt. Wenn nicht der eine oder andere, wie der Navarreſe, durch besondere Gunst des Königs verschont blieb." —

„Ist das Blutbad beendigt?" —

„Nein, noch wüthet es fort in den Straßen von Paris. Kein Hugenott darf am Leben bleiben." —

Jetzt zuckte mir der Gedanke an Gaspard wie ein glühender Blitz durchs Gehirn und alles andere verschwand im Dunkel.

„Laß mich!“ ſchrie ich. „Mein Weib! mein armes Weib!“ —

Voccard ſah mich erſtaunt und fragend an. „Dein Weib? Biſt du verheiratet?“ —

„Gieb Raum, Unſeliger!“ rief ich und warf mich auf ihn, der mir den Ausweg vertrat. Wir rangen miteinander und ich hätte ihn übermannt, wenn nicht einer ſeiner Schweizer ihm zu Hilfe gekommen wäre, indeß der andere die Thüre bewachte.

Ich wurde auf das Knie gedrückt.

„Voccard!“ ſtöhnte ich. „Im Namen des barmherzigen Gottes — bei Allem, was dir theuer iſt — bei dem Haupte deines Vaters — bei der Seligkeit deiner Mutter — erbarm dich meiner und laß mich frei! Ich ſage dir, Menſch, daß mein Weib da draußen iſt — daß ſie vielleicht in dieſem Augenblicke gemordet — daß ſie vielleicht in dieſem Augenblicke mißhandelt wird! Oh, oh!“ — und ich ſchlug mit geballter Fauſt gegen die Stirn.

Voccard erwiderte begütigend, wie man mit einem Kranken ſpricht: „Du biſt von Sinnen, armer Freund! Du könnteſt nicht fünf Schritte ins Freie thun, bevor dich eine Kugel niederſtreckte! Jedermann kennt dich

als den Schreiber des Admirals. Nimm Vernunft an! Was du verlangst, ist unmöglich.“ —

Jetzt begann ich auf den Knieen liegend zu schluchzen wie ein Kind.

Noch einmal, halb bewußtlos wie ein Ertrinkender, erhob ich das Auge nach Rettung, während Boccard schweigend die im Ringen zerrissene Seidenschnur wieder zusammenknüpfte, an der die Silbermünze mit dem Bildniß der Madonna tief niederhing.

„Im Namen der Muttergottes von Einsiedeln!“ — flehte ich mit gefalteten Händen.

Jetzt stand Boccard wie gebannt, die Augen nach oben gewendet und etwas murmelnd wie ein Gebet. Dann berührte er das Medaillon mit den Lippen und schob es sorgfältig wieder in sein Wams.

Noch schwiegen wir Beide, da trat, eine Depesche emporhaltend, ein junger Fähndrich ein.

„Im Namen des Königs und auf Befehl des Hauptmanns,“ sagte er, „nehmt zwei Eurer Leute, Herr Boccard, und überbringt eigenhändig diese Ordre dem Kommandanten der Bastille.“ — Der Fähndrich trat ab.

Jetzt eilte Boccard, nach einem Augenblicke des Besinnens, das Schreiben in der Hand, auf mich zu:

„Tauſche ſchnell die Kleider mit Cattani hier!“ flüſterte er. „Ich will es wagen. Wo wohnt ſie?“ —

„Isle St. Louis.“ —

„Gut. Labe dich noch mit einem Trunke, du haſt Kraft nöthig.“

Nachdem ich eilig meiner Kleider mich entledigt, warf ich mich in die Tracht eines königlichen Schweizers, gürtete das Schwert um, ergriff die Hallebarde und Boccard, ich und der zweite Schweizer, wir ſtürzten ins Freie.

Neuntes Kapitel.

Schon im Hofe des Louvre bot ſich meinen Augen ein ſchrecklicher Anblick. Die Hugenotten vom Gefolge des Königs von Navarra lagen hier, friſch getödtet, manche noch röchelnd, in Haufen übereinander. Längs der Seine weiter eilend begegneten wir auf jedem Schritte einem Gräuel. Hier lag ein armer Alter mit geſpaltetem Schädel in ſeinem Blute, dort ſträubte ſich ein todtenblaſſes Weib in den Armen eines rohen Lanzenknechts. Eine Gaſſe lag ſtill wie das Grab, aus einer andern erſchollen noch Hilferufe und mißtönige Sterbeſeufzer.

Ich aber, unempfindlich für dieſe unfaßbare Größe des Elends, ſtürmte wie ein Verzweifelter vorwärts, ſo daß mir Boccard und der Schweizer kaum zu folgen

vermochten. Endlich war die Brücke erreicht und überschritten. Ich stürzte in vollem Laufe nach dem Hause des Raths, die Augen unverwandt auf seine hochgelegenen Fenster geheftet. An einem derselben wurden ringende Arme sichtbar, eine menschliche Gestalt mit weißen Haaren ward hinausgedrängt. Der Unglückliche, es war Chatillon, klammerte sich einen Augenblick noch mit schwachen Händen an das Gesims, dann ließ er es los und stürzte auf das Pflaster. An dem Zerschmetterten vorüber, erklomm ich in wenigen Sprüngen die Treppe und stürzte in das Gemach. Es war mit Bewaffneten gefüllt und ein wilder Lärm erscholl aus der offenen Thüre des Bibliothekzimmers. Ich bahnte mir mit meiner Hallebarde den Weg und erblickte Gasparde, in eine Ecke gedrängt und von einer gierigen, brüllenden Meute umstellt, die sie, mein Pistol in der Hand und bald auf diesen bald auf jenen zielend, von sich abhielt. Sie war farblos wie ein Wachsbild und aus ihren weit geöffneten blauen Augen sprühte ein schreckliches Feuer.

Alles vor mir niederwerfend, mit einem einzigen Anlaufe, war ich an ihrer Seite und „Gott sei Dank, du bist es!“ rief sie noch und sank mir dann bewußtlos in die Arme.

Unterdeſſen war Boccard mit dem Schweizer nachgedrungen. „Leute!“ drohte er, „im Namen des Königs verbiete ich euch, dieſe Dame nur mit einem Finger zu berühren! Zurück, wem ſein Leben lieb iſt! Ich habe Befehl, ſie ins Louvre zu bringen!“ —

Er war neben mich getreten und ich hatte die ohnmächtige Gasparde in den Lehnſtuhl des Raths gelegt.

Da ſprang aus dem Getümmel ein ſcheußlicher Menſch mit blutigen Händen und blutbeflecktem Geſichte hervor, in dem ich den verrufenen Lignerolles erkannte.

„Lug und Trug!“ ſchrie er, „das, Schweizer? — Verkappte Hugenotten ſind's und von der ſchlimmſten Sorte! Dieſer hier — ich kenne dich wohl, vierſchrötiger Halunke — hat den frommen Grafen Guiche gemordet und jener war dabei. Schlagt todt! Es iſt ein verdienſtliches Werk dieſe ſchurkiſchen Ketzer zu vertilgen! Aber rührt mir das Mädel nicht an — die iſt mein!“ —

Und der Verwilderte warf ſich wüthend auf mich.

„Böſewicht,“ rief Boccard, „dein Stündlein iſt gekommen! Stoß zu, Schadau!“ Raſch drängte er mit geſchickter Parade die ruchloſe Klinge in die Höhe und

ich ſtieß dem Buben mein Schwert bis an das Heft in die Bruſt. Er ſtürzte.

Ein raſendes Geheul erhob ſich aus der Rotte.

„Weg von hier!“ winkte mir der Freund. „Nimm dein Weib auf den Arm und folge mir!“

Jetzt griffen Boccard und der Schweizer mit Hieb und Stoß das Geſindel an, das uns von der Thüre trennte und brachen eine Gaſſe, durch die ich, Gasparde tragend, ſchleunig nachſchritt.

Wir gelangten glücklich die Treppen hinunter und betraten die Straße. Hier hatten wir vielleicht zehn Schritte gethan, da fiel ein Schuß aus einem Fenſter. Boccard ſchwankte, griff mit unſicherer Hand nach dem Medaillon, riß es hervor, drückte es an die erblaſſenden Lippen und ſank nieder.

Er war durch die Schläfe getroffen. Der erſte Blick überzeugte mich, daß ich ihn verloren hatte, der zweite, nach dem Fenſter gerichtete, daß ihn der Tod aus meinem Reiterpiſtol getroffen, welches Gaspardes Hand entfallen war und das jetzt der Mörder frohlockend emporhielt. Die ſcheußliche Horde an den Ferſen, riß ich mich mit blutendem Herzen von dem Freunde los, bei dem ſein treuer Soldat niederkniete, bog um die

nahe Ecke in das Seitengäßchen, wo meine Wohnung gelegen war, erreichte ſie unbemerkt und eilte durch das ausgeſtorbene Haus mit Gasparde hinauf in meine Kammer.

Auf dem Flur des erſten Stockwerkes ſchritt ich durch breite Blutlachen. Der Schneider lag ermordet, ſein Weib und ſeine vier Kinder, am Herd in ein Häuflein zuſammengeſunken, ſchliefen den Todesſchlummer. Selbſt der kleine Pudel, des Hauſes Liebling, lag verendet bei ihnen. Blutgeruch erfüllte das Haus. Die letzte Treppe erſteigend, ſah ich mein Zimmer offen, die halbzerſchmetterte Thüre ſchlug der Wind auf und zu.

Hier hatten die Mörder, da ſie mein Lager leer fanden, nicht lange geweilt, das ärmliche Ausſehen meiner Kammer verſprach ihnen keine Beute. Meine wenigen Bücher lagen zerriſſen auf dem Boden zerſtreut, in eines derſelben hatte ich, als mich Boccard überraſchte, den Brief meines Ohms geborgen, er war herausgefallen und ich ſteckte ihn zu mir. Meine kleine Baarſchaft trug ich noch von der Reiſe her in einem Gurt auf dem Leibe.

Ich hatte Gasparde auf mein Lager gebettet, wo die Bleiche zu ſchlummern ſchien, und ſtand neben ihr,

überlegend was zu thun ſei. Sie war unſcheinbar wie eine Dienerin gekleidet, wohl in der Abſicht mit ihrem Pflegevater zu fliehen. Ich trug die Tracht der Schweizergarde.

Ein wilder Schmerz bemächtigte ſich meiner über all das frevelhaft vergoſſene theure und unſchuldige Blut. „Fort aus dieſer Hölle!“ ſprach ich halblaut vor mich hin.

„Ja, fort aus dieſer Hölle!“ wiederholte Gasparde, die Augen öffnend und ſich auf dem Lager in die Höhe richtend. „Hier iſt unſres Bleibens nicht! Zum erſten nächſten Thore hinaus!“

„Bleibe noch ruhig!“ erwiederte ich. „Unterdeſſen wird es Abend und die Dämmerung erleichtert uns vielleicht das Entrinnen.“ —

„Nein, nein,“ verſetzte ſie beſtimmt, „keinen Augenblick länger bleibe ich in dieſem Pfuhl! Was liegt am Leben, wenn wir zuſammen ſterben! Laß uns geradenwegs auf das nächſte Thor zugehn. Werden wir überfallen und wollen ſie mich mißhandeln, ſo erſtichſt du mich, und erſchlägſt ihrer zwei oder drei, ſo ſterben wir nicht ungerächt. — Verſprich mir das!“ —

Nach einigem Ueberlegen willigte ich ein, da es auch mir beſſer ſchien, um jeden Preis der Noth ein Ende

zu machen. Konnte doch der Mord morgen von neuem beginnen, waren doch die Thore nachts strenger bewacht als am Tage.

Wir machten uns auf den Weg, durch die blutgetränkten Gassen langsam neben einander wandelnd unter einem wolkenlosen, dunkelblauen Augusthimmel.

Unangefochten erreichten wir das Thor.

Im Thorwege vor dem Pförtchen der Wachtstube stand mit verschränkten Armen ein lothringischer Kriegsmann mit der Feldbinde der Guisen, der uns mit stechendem Blicke musterte.

„Zwei wunderliche Vögel!“ lachte er. „Wo hinaus, Herr Schweizer, mit Euerm Schwesterchen?“

Das Schwert lockernd schritt ich näher, entschlossen ihm die Brust zu durchbohren; denn ich war des Lebens und der Lüge müde.

„Bei den Hörnern des Satans! Seid Ihr es, Herr Schadau?“ sagte der lothringische Hauptmann, bei dem letzten Worte seine Stimme dämpfend. „Tretet ein, hier stört uns niemand.“ —

Ich blickte ihm ins Gesicht und suchte mich zu erinnern. Mein ehemaliger böhmischer Fechtmeister tauchte mir auf.

„Ja freilich bin ich es,“ fuhr er fort, da er meinen

Gedanken mir im Auge las, „und bin's, wie mir dünkt, zur gelegenen Stunde."

Mit diesen Worten zog er mich in die Stube und Gasparde folgte.

In dem dumpfigen Raume lagen auf einer Bank zwei betrunkene Kriegsknechte, Würfel und Becher neben ihnen am Boden.

„Auf, ihr Hunde!" fuhr sie der Hauptmann an. Der eine erhob sich mühsam. Er packte ihn am Arme und stieß ihn vor die Thüre mit den Worten: „Auf die Wache, Schuft! Du bürgst mir mit deinem Leben, daß niemand passirt!" — Den andern, der nur einen grunzenden Ton von sich gegeben hatte, warf er von der Bank und stieß ihn mit dem Fuße unter dieselbe, wo er ruhig fortschnarchte.

„Jetzt belieben die Herrschaften Platz zu nehmen!" und er zeigte mit einer kavaliermäßigen Handbewegung auf den schmutzigen Sitz.

Wir ließen uns nieder, er rückte einen zerbrochenen Stuhl herbei, setzte sich rittlings darauf, den Ellbogen auf die Lehne stützend, und begann in familiärem Tone:

„Nun laßt uns plaudern! Euer Fall ist mir klar, Ihr braucht ihn mir nicht zu erläutern. Ihr wünscht

einen Paß nach der Schweiz, nicht wahr? — Ich rechne es mir zur Ehre, Euch einen Gegendienst zu leisten für die Gefälligkeit, mit der Ihr mir seinerzeit das schöne wirtembergische Siegel gezeigt habt, weil Ihr wußtet, ich sei ein Kenner. Eine Hand wäscht die andere. Siegel gegen Siegel. Diesmal kann ich Euch mit einem aushelfen."

Er kramte in seiner Brieftasche und zog mehrere Papiere heraus.

„Seht, als ein vorsichtiger Mann ließ ich mir für alle Fälle von meinem gnädigen Herzog Heinrich für mich und meine Leute, die wir gestern Nacht dem Admiral unsre Aufwartung machten," diese Worte begleitete er mit einer Mordgeberde, vor der mir schauderte, „die nöthigen Reisepapiere geben. Der Streich konnte fehlen. Nun, die Heiligen haben sich dieser guten Stadt Paris angenommen! — Einer der Pässe — hier ist er — lautet auf einen beurlaubten königlichen Schweizer, den Fourier Koch. Steckt ihn zu Euch! er gewährt Euch freie Straße durch Lothringen an die Schweizergrenze. Das wäre nun in Ordnung. — Was das Fortkommen mit Euerm Schätzchen betrifft, zu dem ich Euch, ohne Schmeichelei, Glück wünsche," hier verneigte

er sich gegen Gasparde, „so wird die schöne Dame schwerlich gut zu Fuße sein. Da kann ich Euch denn zwei Gäule abtreten, einen sogar mit Damensattel — denn auch ich bin nicht ungeliebt und pflege selbander zu reiten. Ihr gebt mir dafür vierzig Goldgulden, baar, wenn Ihr es bei Euch habt, sonst genügt mir Euer Ehrenwort. Sie sind etwas abgejagt, denn wir wurden Hals über Kopf nach Paris aufgeboten; aber bis an die Grenze werden sie noch dauern." Und er rief durch das Fensterchen einem Stalljungen, der am Thore herumlungerte, den Befehl zu schleunig zu satteln.

Während ich ihm das Geld, fast mein ganzes Besitzthum, auf die Bank vorzählte, sagte der Böhme:

„Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Ihr Euerm Fechtmeister Ehre gemacht habt. Freund Lignerolles hat mir alles erzählt. Er wußte Euern Namen nicht, aber ich erkannte Euch gleich aus seiner Beschreibung. Ihr habt den Guiche erstochen! Alle Wetter, das will etwas heißen. Ich hätte Euch das nie zugetraut. Freilich meinte Lignerolles, Ihr hättet Euch die Brust etwas gepanzert. Das sieht Euch nicht gleich, doch zuletzt hilft sich jeder wie er kann."

Während dieses grausigen Geplauders saß Gasparde stumm und bleich. Jetzt wurden die Thiere vorgeführt, der Böhme half ihr, die unter seiner Berührung zusammenschrak, kunstgerecht in den Sattel, ich schwang mich auf das andere Roß, der Hauptmann grüßte, und wir sprengten durch den hallenden Thorweg und über die donnernde Brücke gerettet von dannen.

Zehntes Kapitel.

Zwei Wochen später, an einem frischen Herbstmorgen ritt ich mit meinem jungen Weibe die letzte Höhe des Gebirgszuges hinan, der die Freigrafschaft von dem neuenburgischen Gebiete trennt. Der Grat war erklommen, wir ließen unsre Pferde grasen und setzten uns auf ein Felsstück.

Eine weite friedliche Landschaft lag in der Morgensonne vor uns ausgebreitet. Zu unsern Füßen leuchteten die Seen von Neuenburg, Murten und Biel; weiterhin dehnte sich das frischgrüne Hochland von Fryburg mit seinen schönen Hügellinien und dunkeln Waldsäumen; die eben sich entschleiernden Hochgebirge bildeten den lichten Hintergrund.

„Dies schöne Land also ist deine Heimat und endlich evangelischer Boden?“ fragte Gasparde.

Ich zeigte ihr links das in der Sonne blitzende Thürmchen des Schlosses Chaumont.

„Dort wohnt mein guter Ohm. Noch ein paar Stunden, und er heißt dich als sein geliebtes Kind willkommen! — Hier unten an den Seen ist evangelisches Land, aber dort drüben, wo du die Thurmspitzen von Fryburg erkennen kannst, beginnt das katholische.“ —

Als ich Fryburg nannte, verfiel Gasparde in Gedanken. „Boccards Heimat!“ sagte sie dann. „Erinnerst du dich noch, wie froh er an jenem Abende war, als wir uns zum ersten Male bei Melun begegneten! Nun erwartet ihn sein Vater vergebens, — und für mich ist er gestorben.“

Schwere Tropfen sanken von ihren Wimpern

Ich antwortete nicht, aber blitzschnell zog an meiner Seele die Geschichte der verhängnißvollen Verkettung meines Looses mit dem meines heitern Landsmannes vorüber und meine Gedanken verklagten und entschuldigten sich unter einander.

Unwillkürlich griff ich an meine Brust auf die

Stelle, wo Boccards Medaille mir den Todesstoß aufgehalten hatte.

Es knisterte in meinem Wams wie Papier; ich zog den vergessenen, noch ungelesenen Brief meines Ohms heraus und erbrach das unförmliche Siegel. Was ich las versetzte mich in schmerzliches Erstaunen. Die Zeilen lauteten:

Lieber Hans!

Wenn Du dieses lieſest, bin ich aus dem Leben oder vielmehr bin ich in das Leben gegangen.

Seit einigen Tagen fühle ich mich sehr schwach, ohne gerade krank zu sein. In der Stille leg' ich ab Pilgerschuh' und Wanderstab. Dieweil ich noch die Feder führen kann, will ich Dir selbst meine Heimfahrt melden und den Brief an Dich eigenhändig überschreiben, damit eine fremde Handschrift Dich nicht betrübe. — Bin ich hinüber, so hat der alte Jochem den Auftrag ein Kreuz zu meinem Namen zu setzen und den Brief zu siegeln. Roth, nicht schwarz. Ziehe auch kein Trauergewand um mich an, denn ich bin in der Freude. Ich lasse Dir mein irdisches Gut, vergiß Du das himmlische nicht.

Dein treuer Ohm Renat.

Daneben war mit ungeschickter Hand ein großes Kreuz gemalt. Ich kehrte mich ab und ließ meinen Thränen freien Lauf. Dann erhob ich das Haupt und wandte mich zu Gasparde, die mit gefalteten Händen an meiner Seite stand, um sie in das verödete Haus meiner Jugend einzuführen.

Der Schuß von der Kanzel.

Erstes Kapitel.

Zween geistliche Männer stiegen in der zweiten Abendstunde eines Octobertages von dem hochgelegenen Uetikon nach dem Landungsplatze Obermeilen hinunter. Der kürzeste Weg vom Pfarrhause, das bequem neben der Kirche auf der ersten mit Wiesen und Fruchtbäumen bedeckten Stufe des Höhenzuges lag, nach der durch ein langes Gemäuer, einen sogenannten Hacken, geschützten Seebucht, führte sie durch leere Weinberge. Die Lese war beendigt. Zur Rechten und Linken zeigte der Weinstock nur gelbe oder zerrissene Blätter, und auf den das Rebgelände durchziehenden dunkelgrünen Rasenstreifen blühte die Zeitlose. Nur aus der Ferne, wo vielleicht ein erfahrener Mann seinen Wein außergewöhnlich lange

hatte ausreifen lassen, damit der Tropfen um so kräftiger werde, scholl zuweilen ein vereinzeltes Winzerjauchzen herüber.

Die Beiden schritten, wie von einem Herbstgefühle gedrückt, ohne Worte einer hinter dem andern. Auch bot ihnen der mit ungleichen Steinplatten und Blöcken belegte steile Absteig eine unbequeme Treppe und wurden sie vom Winde, der aus Westen her in rauhen Stößen über den See fuhr, zuweilen hart gezaust.

Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisirt, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen, großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und kräftigen Farbenglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüste sie eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien, über die Alpen zu versetzen.

Heute aber blies ein heftiger Querwind und die durch grelle Lichter und harte Schatten entstellten Hochgebirge traten in schroffer, fast barocker Erscheinung dem Auge viel zu nahe.

„Pfannenstiel, dein Vorhaben entbehrt der Vernunft!“ sagte nun plötzlich der Vorangehende, ein kurzer,

stämmiger, trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann, stand still und kehrte sein blühendes Gesicht rasch nach dem schmalen und hagern Gefährten um.

Dieser stolperte zur Antwort über einen Stein; denn er hatte den Blick bis jetzt unverwandt auf die Thurmspitze von Mythikon geheftet, die am jenseitigen Ufer über einer dunkelbewaldeten Halbinsel als schlanke Nadel in den Himmel aufstach. Nachdem er seine langen Beine wieder in richtigen Gang gebracht hatte, erwiederte er in angenehmem Brusttone:

„Ich bilde mir ein, Rosenstock, der General werde mich nicht wie ein Lästrygone empfangen. Er ist mein Verwandter, wenn auch in entferntem Grade, und gestern noch habe ich ihm meine Dissertation über die Symbolik der Odyssee mit einer artigen Widmung zugesendet."

„Heilige Einfalt!" brummte Rosenstock, der sein kräftiges Colorit dem Gewerbe seiner Väter verdankte, die seit Menschengedenken eine in Zürich namhafte Fleischer- und Wursterfamilie gewesen, „du kennst ihn schlecht, den da drüben!" und er deutete mit einer kurzen Bewegung seines runden Kinns über den See nach einem Landhause von italienischer Bauart, das an der nördlichen

Einbuchtung der eichenbestandenen Halbinsel lag. „Er ist für seine Verwandten nicht zärtlich, und deine schwärmerische Dissertation, die übrigens alle Verständigen befremdet hat, spottet er dir zu Schanden.“ Der Pfarrer von Uetikon blies in die Luft, als formte er eine schillernde Seifenblase, dann fuhr er nach einer Weile fort:

„Glaube mir, Pfannenstielchen, du hast besser mit den beiden Narren dort drüben, den Wertmüllern, nichts zu schaffen. Der General ist eine Brennnessel, die Keiner ungestochen berührt, und sein Vetter, der Pfarrer von Mythikon, das alte Kind, bringt unsern Stand in Verruf mit seiner Meute, seinem Gewehrkasten und seinem unaufhörlichen Puffen und Knallen. Du hast ja selbst im Frühjahre als Vikar genug darunter zu leiden gehabt. Freilich die Rahel mit ihrem feingebogenen Näschen und ihrem rothen Kirschmunde! Aber sie liebt dich nicht! Die Junkerin wird schließlich bei einem Junker anlangen. Es heißt, sie sei mit dem Leo Kuchsperger verlobt. Doch laß dich's, hörst du, nicht anfechten. Ein Korb ist noch lange kein consilium abeundi. Um dich zu trösten: Auch ich habe deren einige erhalten, und, siehe, ich lebe und gedeihe, bin auch vor Kurzem in den Stand der Ehe getreten.“

Der lange Candidat warf unter seinen blonden, vom Winde verwehten Haaren hervor einen Blick der Verzweiflung auf den Collegen, und seufzte erbärmlich. Ihm mangelte die dessen Herzmuskel bekleidende Fettschicht.

„Weg! fort von hier!“ rief er dann schmerzvoll aufgeregt. „Ich gehe hier zu Grunde! Der General wird mir die erledigte Feldkaplanei seiner venetianischen Compagnie nicht verweigern.“

„Pfannenstiel, ich wiederhole dir, dein Vorhaben entbehrt der Vernunft! Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

„Du nimmst mir allen Lebensathem,“ klagte der Blonde. „Ich soll nicht fort, und kann nicht bleiben. Wohin soll ich denn? Ins Grab?“

„Schäme dich! Deine Knabenschuhe vertreten sollst du! Der Gedanke mit der venetianischen Feldkaplanei wäre an sich so übel nicht. Das heißt, wenn du ein resoluter Mensch wärest und nicht so blaue unschuldige Kinderaugen hättest. Der General hat sie neulich mir angetragen. Ein so geräumig entwickelter Brustkasten würde seinen Leuten imponiren, meinte er. Natürlich Affenpossen! Denn er weiß, daß ich ein

befestigter Mensch bin und meinen Weinberg nicht verlasse."

„Warst du drüben?"

„Vorgestern." — Dem Uetikoner stieg ein Zorn in den Kopf. — „Seit er wieder hier ist — nicht länger als eine Woche — hat der alte Störefried richtig Stadt und See in Aufruhr gebracht. Er komme, vor dem nächsten Feldzuge sein Haus zu bestellen, schrieb er von Wien. Nun er kam, und es begann ein Rollen von Karossen am linken Seeufer nach der Au zu. Die Landenberge, die Schmidte, die Reinharte, alle seine Verwandten, die den ergrauten Freigeist und Spötter sonst mieden wie einen Verpesteten, alle kamen und wollten ihn beerben. Er aber ist nie zu Hause, sondern fährt wie ein Satan auf dem See herum, blitzschnell in einer zwölfrudrigen Galeere, die er mit seinen Leuten bemannt. Meine Pfarrkinder reißen die Augen auf, werden unruhig und munkeln von Hexerei. Nicht genug! Vom Eindunkeln an bis gegen Morgen steigen feurige Drachen und Scheine aus den Schlöten des Auhauses auf. Der General, statt wie ein Christenmensch zu schlafen, schmiedet und schlossert zuweilen die ganze Nacht hindurch. Kunstreiche Schlösser, wahre Prachtstücke, hab' ich von seiner Arbeit gesehn,

die kein Dietrich öffnet, für Leute, sagte er mit einem boshaften Seitenblicke auf meine apostolische Armuth, die Schätze sammeln, welche von Dieben gestohlen und von Motten gefressen werden. Nun du begreifst, die Funkengarbe spielt ihre Rolle und wird als Strafe des Höllenfürsten durch den Schornstein viel betrachtet und reichlich besprochen. So wuchs die Gährung. Die Leute aufklären ist von eitel bösen Folgen. Ich wählte den kürzeren Weg und ging hinüber, den General als Freund zu warnen. Kreuzsapperlot, an den Abend werd' ich mein Lebtag denken. Meine Warnung beseitigte er mit einem Hohnlächeln; dann faßte er mich am Rockknopfe und ein Diskurs bricht los, wie Sturm und Wirbelwind, sag' ich dir, Pfannenstiel. Mit abgerissenen Knöpfen und gerädert kam ich nach Hause. Moser hat er mir vorgesetzt, aber mit den größten Bosheiten vergällt. Natürlich sprach er von seinem Testamente, denn das ist jetzt sein Steckenpferd. „Ihr steht auch darin, Ehrwürden!" Ich erschrecke. „Nun, ich will Euch den Paragraphen weisen." Er öffnet das Convolut. „Leset." Ich lese, und was lese ich, Pfannenstiel?

. . . . . „Item, meinem schätzbaren Freunde, dem Pfarrer Rosenstock, zwei hohle Hemdknöpfe von Messing

mit einer Glasscheibe versehen, worunter auf grünem Grunde je drei winzige Würfelchen liegen. Gestikulirt der Herr auf der Kanzel nun mit der Rechten, nun mit der Linken, und schüttelt besagte Würfelchen auf eine ungezwungene Weise, so kann er vermittelst wiederholter schräger Blicke bei währendem Sermone mit sich selbst ein kurzweiliges Spielchen machen. Vorgenannte Knäpfe sind in Algier, Tunis und Tripolis bei den Andächtigen beliebt und finden ihre Anwendung in den Moscheen während der Vorlesung des Korans" . . .

„Nun denke dir, Pfannenstiel, das Aergerniß bei Eröffnung des Testamentes! — Der Bösewicht ließ sich dann erbitten mir die Gabe gleich einzuhändigen und den Paragraphen zu streichen. Hier!" Und Rosenstock hob das niedliche Spielzeug aus seiner Brusttasche.

„Das ist ja eine ganz ruchlose Erfindung," sagte Pfannenstiel mit einem Anfluge von Lächeln, denn er kannte die Neigung des Uetikoners zum Würfelspiele, „und du meinst, der General ist allen geistlichen Leuten aufsäßig?"

„Allen ohne Ausnahme, seit er puncto gottloser Reden prozessirt und um eine schwere Summe gebüßt wurde!"

„Iſt ihm nicht zu viel geſchehen?“ fragte Pfannenſtiel, der ſich den helvetiſch reformirten Glaubensbegriff mit etwas beſcheidener Myſtik verſüßte und in dem keine Ader eines kirchlichen Verfolgers war.

„Durchaus nicht. Nur mußte er die ganze große Rechnung auf einmal bezahlen. Auf ſeinem ganzen Lebenswege, von Jugend an hat er blasphemirt und das wurde dann ſo geſammelt, das ſummirte ſich dann ſo. Als er endlich in unſerm letzten Bürgerkriege Rapperswyl vergeblich belagerte, ohne Menſchenleben zu ſchonen, was die erſte Pflicht eines republikaniſchen Heerführers iſt, erbitterte er die öffentliche Meinung gegen ſich und wir durften ihm an den Kragen. Da wurde ihm eingetränkt, was er alles an unſerer Landeskirche gefrevelt hatte. Jetzt freilich dürfen wir dem Feldherrn der apoſtoliſchen Majeſtät weiter nichts anhaben, ſonſt wird er uns zum Poſſen noch katholiſch und das zweite Aergerniß ſchlimmer als das erſte. Man erzählt ſich, er taſle in Wien mit Jeſuiten und Kapuzinern.“ — Wir geiſtlichen Leute ſind eben, ſo oder ſo betitelt und verkleidet, in der Welt nicht zu entbehren!“

Der Uetikoner belachte ſeinen Scherz und blieb ſtehen. „Hier iſt die Grenze meines Weinbergs,“ ſagte er. Mit

dieſem Ausdrucke bezeichnete er ſeine Gemeinde. „Willſt du nach dem Erzählten noch hinüber zum Generale? Pfannenſtiel, begehſt du die Thorheit?“

„Ich will es ein Bischen mit der Thorheit verſuchen, die Weisheit hat mir bis jetzt nur herbe Früchte gezeitigt,“ erwiederte Pfannenſtiel ſanftmüthig und ſchied von ſeinem geſtrengen Collegen.

Zweites Kapitel.

Wenig ſpäter ſaß der verliebte und verzweifelnde Candidat auf dem Querbrete eines langen und ſchmalen Nachens, den der junge Schiffmann Bläuling mitten über die Seebreite mit kaum aus dem Waſſer gehobenem Ruder der Au zulenkte.

Schon warf das ſchweigſame Eichendunkel ſeine ſchwarzen Abendſchatten weit auf die ſchauernden Gewäſſer hinaus. Bläuling, ein ernſthafter, verſchloſſener Menſch mit regelmäßigen Geſichtszügen, that den Mund nicht auf. Sein Nachen ſchoß gleichmäßig und kräftig, wie ein ſelbſtändiges Weſen durch die unruhige Flut. Auf und nieder war der ganze See mit gewölbten Segeln bevölkert; denn es war Sonnabend und die Schiffe kehrten von

dem gestrigen städtischen Wochenmarkte heim. Drei Segel flogen heran, die eine Figur mit sich verschiebenden Endpunkten bildeten, und schlossen das Schifflein des Candidaten in ihre Linien ein. „Nehmt mich mit in die weite Freiheit!“ flehte er sie unbewußt an, aber sie entließen ihn wieder aus ihrem wandernden Netze.

Unterdessen näherte sich zusehends das Landhaus des Generals und entwickelte seine Fassade. Der fest, aber leicht aufstrebende Bau hatte nichts zu thun mit den landesüblichen Hochgiebeln und es war, als hätte er bei seiner Eigenart die Einsamkeit absichtlich aufgesucht.

„Dort ist das Kämmerlein der Türkin,“ ließ sich jetzt der schweigsame Bläuling vernehmen, indem seine Rechte das Ruder fahren ließ und nach der Südecke des Hauses zeigte.

„Der Türkin?“ Der ganze Candidat wurde zu einem bedenklichen Fragezeichen.

„Nun ja, der Türkin des Wertmüllers; er hat sie aus dem Morgenlande heimgebracht, wo er für den Venetianer Krieg führte. Ich habe sie schon oft gesehen, ein hübsches Weibsbild mit goldenem Kopfputze und langen, offenen Haaren; gewöhnlich wenn ich vorüberfahre, legt sie die Finger an den Mund, als pfiffe

sie einem Mannsvolk; aber gegenwärtig liegt sie nicht im Fenster."

Ein langgezogener Ruf schnitt durch die Lüfte, gerade über die Barke hin: „Sweine-und!" scholl es vernehmlich vom Ufer her.

Der aufgebrachte Bläuling schlug sein Ruder ins Wasser, daß zischend und spritzend ein breiter Strahl an der Seite des Fahrzeuges emporschoß.

„So wird man," zürnte er, „seit den paar Tagen, daß der Wertmüller wieder hier ist, überall auf dem See mit Namen gerufen. Es ist der verreckte Schwarze, der mit dem Sprachrohre des Generals rumort und spektakelt. Vergangenen Sonntag im Löwen zu Meilen schenkten sie ihm ein und soffen ihn unter den Tisch. Dann brachten sie ihn nachts in meinem Schiffe dem Wertmüller zurück. Nun schimpft der Kaminfeger durch das Rohr nach Meilen hinüber, aber morgen, beim Eid, sitzt er wieder unter uns im Löwen. — Nun frage ich: woher hat der Mohr das fremde Wort? Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so."

„Der General wird ihn so schelten," bemerkte Pfannenstiel kleinlaut.

„So ist es, Herr," stimmte der Bursche ein. „Der

Wertmüller bringt die hochdeutschen, fremdländischen Wörter ins Land, der Staatsverräther! Aber ich lasse mir auf dem See nicht so sagen, beim Eid nicht."

Bläuling wandte ohne Weiteres seine Barke und gewann mit eiligen, kräftigen Ruderzügen wieder die Seemitte.

„Was ficht Euch an, guter Freund? Ich beschwöre Euch," [illegible]erte Pfannenstiel. „Hinüber muß ich! Nehmt doppelte Löhnung!"

Doch das Silber verlor seine Kraft gegen die patriotische Entrüstung und der Candidat mußte sich auf das Bitten und Flehen legen. Mit Mühe erlangte er von dem beleidigten Bläuling, daß ihn dieser, „weil Ihr es seid," sagte der Bursche, außerhalb der Tragweite des Sprachrohres um die ganze Halbinsel herum in ihre südliche Bucht beförderte. Dort ließ er den Candidaten ans Ufer steigen und ruderte nach wenigen Minuten den sich rasch verkleinernden Nachen wieder mitten in der Bläue.

Drittes Kapitel.

So wurde Pfannenstiel wie ein Geächteter unter den Eichen der Halbinsel ausgesetzt. Ein enger Pfad vertiefte sich in das Halbdunkel und er zögerte nicht, ihn zu betreten. Mit Diebesschritten eilte er durch das unter seinen Sohlen raschelnde Laub einer nahen Lichtung zu. Das einem bösen Traume verwandte Gefühl, den fremden Besitz auf so ungewöhnlichem Wege zu betreten, gab ihm Flügel, doch begann auch das Element des Abenteuerlichen, das in jedem Menschenherzen schlummert, seinen geheimen Reiz auf ihn auszuüben. So wirft sich ein Badender in die Fluth, die er zuerst leise schauernd mit der Zehe geprüft hat.

Die bald erreichte Lichtung war nur eine beschränkte, von oben wie durch eine Kuppelöffnung erhellte Moosstelle. Ein darauf spielendes Eichhorn setzte über den

Kopf des Candidaten weg auf einen niederhangenden Zweig, der erst ins Schwanken gerieth, als das schnelle Thierchen schon einen zweiten erreicht hatte.

Wieder führte der Pfad eine Weile durch das grüne Dunkel, bis er sich plötzlich wandte und der Candidat das Landhaus in der Entfernung von wenigen Schritten vor sich erblickte.

Diese Schritte aber that er sehr langsam. Er gehörte zu jenen schüchternen Leuten, für welche das Auftreten und das Abgehen mit Schwierigkeiten verbunden ist, und der General stand im Rufe, seinen Gästen nur dieses, nicht aber jenes zu erleichtern. So kam es, daß er hinter der äußersten Eiche, einem gewaltigen Stamme, unschlüssig stehen blieb. Was er indessen aus seinem Verstecke hervor erlauschte, war ein idyllisches Bild, das ihn in keiner Weise hätte einschüchtern können.

Der General plauderte in der hallenartig gebauten und zur jetzigen Herbstzeit nur allzu luftigen Veranda, deren sechs hohe Säulen ein prächtiges ausländisches Weinlaub umwand, gemüthlich mit seinem Nachbar, dem Krachhalder, einem der Kirchenältesten von Mythikon, die der Candidat während seines Vicariats allsonntäglich im Chore hatte sitzen sehen und die ihm bekannt waren, wie

die zwölf Apostel. Mit aufgestützten Ellenbogen ritt Wertmüller auf einem leichten Sessel und zeigte seine scharfe Habichtsnase und das stechende Kinn im Profil, während der schöne, alte, schlaue Kopf des Krachhalders einen ungemein milden Ausdruck hatte.

„Wir sind wie die Blume des Feldes," führte der Alte in erbaulicher Weise das Gespräch, „und es trifft sich, Herr Wertmüller, daß wir beide in diesen Tagen unser Haus bestellen. Ich mache Euch kein Geheimniß daraus: Drei Pfund vergabe ich zur neuen Beschindelung unserer Kirchthurmspitze."

„Ich will mich auch nicht als Lump erweisen," versetzte der General, „und werfe testamentarisch ebensoviel aus zur Vergoldung unsers Gockels, daß sich das Thier nicht schämen muß, auf der neu beschindelten Spitze zu sitzen."

Der Krachhalder schlürfte bedächtig aus dem vor ihm stehenden Glase, dann sprach er: „Ihr seid kein kirchlicher Mann, aber Ihr seid ein gemeinnütziger Mann. Erfahret: Die Gemeinde erwartet etwas von Euch."

„Und was erwartet die Gemeinde von mir?" fragte der General neugierig.

„Wollt Ihr es wissen? Und werdet Ihr es nicht zürnen?"

„Durchaus nicht."

Der Krachhalder machte eine zweite Pause. „Vielleicht ist Euch eine andere Stunde gelegener," sagte er.

„Es giebt keine andere Stunde, als die gegenwärtige. Benützt sie!"

„Ihr würdet Euch ein schönes Andenken stiften, Herr General, bei Kind und Kindeskind" . . .

„Ich unterschätze den Nachruhm nicht," sagte der General.

Dem Krachhalder, der den wunderlichen Herrn so aufgeräumt sah, schien der günstige Augenblick gekommen, dem lange genährten Wunsche der Mythikoner in vorsichtigen Worten Gestalt zu geben.

„Euer Forst im Wolfgang, Herr Wertmüller," begann er zögernd. Der General verfinsterte sich plötzlich und der alte Bauer sah es wie eine Donnerwolke aufsteigen, „stößt seine Spitze" . . .

„Wohin stößt er seine Spitze?" fragte Wertmüller grimmig.

Der Krachhalder überlegte, ob er vor- oder rückwärts wolle, ungefähr wie ein mitten auf dem See vom Sturm Ueberraschter. Er entschied sich für das Vorrücken, „. . . mitten durch unsere Gemeindewaldung" . . .

Jetzt sprang der General mit einem Satze von seinem Sessel auf, faßte ihn an einem Bein, schwang ihn durch die Lüfte und setzte sich in Fechtpositur.

„Wollen mich die Mythikoner plündern?“ schrie er wüthend, „bin ich unter die Räuber gefallen?“ Dann fuhr er, seine hölzerne Waffe senkend, gelassener fort: „Daraus wird nichts, Krachhalder. Redet das den Leuten aus. Ich will Euch nicht noch von jenseits des Grabes eine Nase drehen!“

„Nichts für ungut,“ versetzte der Alte mit Ruhe, „Ihr werdet es bedenken, Herr Wertmüller.“

Auch er hatte sich erhoben und nahm von dem Generale mit einem treuherzigen Händedruck den landesüblichen Abschied.

Wertmüller geleitete ihn ein paar Schritte, dann wandte er sich und vor ihm stand sein Leibmohr Hassan. Der Schwarze machte eine flehentliche Geberde und bat, das Deutsche wunderlich radbrechend, um einen Urlaub für morgen Nachmittag; denn seine Seele zog ihn zu seinen neuen Freunden in Meilen.

„Bist du ganz des Teufels, Hassan!“ schalt ihn der General. „Sie haben dir letzten Sonntag drüben arg genug mitgespielt.“

„Mitgespielt!“ wiederholte der Mohr, der das Wort mißverstand. „Schön, wundervoll Spiel!“

„Hast du denn gar kein Ehrgefühl? Die Berührung mit der Civilisation richtet dich zu Grunde, — du säufst wie ein Christ!“

„Nicht saufen, Gnaden! Schön Spiel, einzig Spiel! J—aß!“* Er riß eine solche Grimasse und verdrehte die Augen mit so leidenschaftlicher Inbrunst, daß Pfannenstiel, der, wie oft die unschuldigen Menschen, viel Sinn für das Komische und überdieß jetzt etwas gespannte Nerven hatte, in ein vernehmliches Gekicher ausbrach, welches er mit aller Gewalt nicht unterdrücken konnte.

Seine Gegenwart verrathen sehend, trat der Candidat, da er nicht wie eine überraschte Dryade in die Eiche hineinschlüpfen konnte, verschämt hinter derselben hervor und näherte sich dem General mit wiederholten verlegenen Bücklingen.

„Was will denn Er hier?“ fragte dieser gedehnt und maß ihn vom Wirbel bis zur Zehe: „Wer ist Er?“

„Ich bin der Vetter .. des Vetters ... vom Vetter . . .“ stotterte der Angeredete.

* Jaß, ein am Zürchersee beliebtes Kartenspiel.

Der General runzelte die Stirne

„Mein Vater war ein Pfannenstiel und meine Mutter ist eine selige Rollenbutz . . .“

„Will Er mir seinen ganzen verfluchten Stammbaum explizieren? Was Vetter? Mein Bruder ist Er — alle Menschen sind Brüder! Scheer' Er sich zum Teufel!“ und Wertmüller wandte ihm den Rücken.

Pfannenstiel regte sich nicht. Der Empfang des Generals hatte ihn versteinert.

„Fannen-stiel —“ buchstabirte der Schwarze das ihm noch unbekannte Wort, als wolle er seinen deutschen Sprachschatz bereichern.

„Pfannenstiel?“ wiederholte auch der aufmerksam werdende General, „der Name ist mir bekannt — halt, Er ist doch nicht der Autor,“ und er kehrte sich dem Jüngling wieder zu, „der mir gestern seine Dissertation über die Symbolik der Odyssee zugesendet hat?“

Pfannenstiel neigte bejahend das Haupt.

„Dann ist Er ja ein ganz liebenswürdiger Mensch!“ sagte Wertmüller und ergriff ihn freundlich bei der Hand. „Wir müssen uns kennen lernen.“

Viertes Kapitel.

Er trat mit dem Gaste in die Veranda, drückte ihn auf einen Sitz nieder, goß ihm eines der auf dem Schenktische stehenden Gläser voll und ließ ihn sich erholen und erquicken.

„Der Empfang war militärisch," tröstete er ihn dann, „aber Ihr werdet im Soldaten keinen unebenen Hauswirth finden. Ihr nächtigt heute auf der Au — ohne Widerrede! — Wir haben Manches zu verhandeln — Seht, Lieber, Eure Abhandlung hat mich ganz angenehm unterhalten," und Wertmüller langte nach dem Buche, welches in einer Fensternische des die Rückwand der Veranda bildenden Erdgeschosses lag und zwischen dessen Blätter er die zerlesene Dissertation des Candidaten eingelegt hatte.

„Zuerst eine Vorfrage: Warum habt Ihr mir Euer

Werk mir mit einer Zeile zugeschrieben, statt mir es coram populo auf dem ersten weißen Blatte mit aufrichtigen, großen Druckbuchstaben zu dediciren? Weil ich mit den Fassen, Euern Collegen, gespannt bin, he? Ihr habt keinen Charakter, Pfannenstiel; Ihr seid ein schwächer Mensch."

Der Candidat entschuldigte sich, seine unbedeutende Arbeit habe den Namen des berühmten Feldherrn und Literaturkenners nicht vor sich her tragen dürfen.

„Durchaus nicht unbedeutend," lobte Wertmüller. „Ihr habt Phantasie und seid in die purpurnen Tiefen meines Lieblingsgedichtes untergetaucht, wie nicht leicht ein Anderer. Freilich um etwas Absurdes zu beweisen. Aber es ist einmal nicht anders: wir Menschen verwenden unsere höchsten Kräfte zu albernen Resultaten. Dachtet Ihr daran, mich rechtzeitig zu Rathe zu ziehen, ich gab Eurer Dissertation eine Wendung, die Euch selber, Eure fässischen Examinatoren, das ganze Publikum in Erstaunen gesetzt hätte. Ihr habt es gefühlt, Pfannenstiel, daß die zweite Hälfte der Odyssee von besonderer Schönheit und Größe ist. Wie? Der Heimgekehrte wird als ein fahrender Bettler an seinem eigenen Herde mißhandelt. Wie? Die Freier reden sich ein,

er kehre niemals wieder und ahnen doch seine Gegenwart. Sie lachen und ihre Gesichter verzerrt schon der Todeskampf — das ist Poesie. — Aber Ihr habt Recht, Pfannenstiel, was nützt mir die Poesie, wenn nicht eine Moral dahinter steckt? Es ist eine Devise in das Zuckerwerk hineingebacken — zerbrechen wir es! Da der Odysseus nicht bloß den Odysseus bedeuten darf, wen oder was bedeutet er denn? Unsern Herrn und Heiland, — so beweist Ihr und habt Ihr es drucken lassen, — wenn er kommt zu richten Lebendige und Todte. Nein, Candidat, Odysseus bedeutet jede in Knechtesgestalt mißhandelte Wahrheit mitten unter den übermüthigen Freiern, will sagen Laffen, denen sie einst in sieghafter Gestalt das Herz durchbohren wird.

He, Candidat, wie gefällt Euch das? — So hättet Ihr es wenden sollen und seid gewiß, Eure Dissertation hätte gerechtes Aufsehen erregt!"

Pfannenstiel erbebte bei dem Gedanken, daß sich seiner Symbolik diese gotteslästerliche und verwegene Wendung hätte geben lassen. Sein einfaches Wesen ließ ihn den Pferdefuß des alten Spötters nicht oder doch nur in unbestimmten Umrissen erkennen.

Um sich der Verlegenheit zu entziehen, dem alten

Freigeiste eine Antwort geben zu müssen, nahm der Candidat den Pergamentband in die Hände, mit welchem Wertmüller während seiner Rede gestikulirt hatte. Es war die aldinische Ausgabe der Odyssee. Pfannenstiel betrachtete andächtig das Titelblatt des seltenen Buches. Plötzlich fuhr er zurück wie vor einer züngelnden Natter. Er hatte auf dem freien Raume links neben dem Wappen des venetianischen Buchhändlers etwas verblichene, kühnfließende Federzüge entdeckt, die folgende Zeilen bildeten:

Georgius Jenatius me jure possidet
Constat R. 4. Kz. 12.

Er warf das Buch weg, als athme es einen Blutgeruch aus.

Damals moderte der fragwürdige Bündner schon seit Decennien in der Domkirche von Chur, während sein Bild in zahmen und unpatriotischen Zeiten sich zu einem widerwärtigen verzerrt hatte, so daß nur der Apostat und der Blutmensch übrig blieb. Pfannenstiel betrachtete ihn einfach als ein Ungeheuer, an dessen Dagewesensein er kaum glauben, das er sich nicht realisiren konnte.

Der General weidete sich an seinem Schrecken, dann sagte er leichthin: „Der liebe Mann, Euer gewesener College, hat mich damit beschenkt, wie wir noch auf

gutem Fuße ſtanden und ich ihn auf ſeinem Malepartus in Davos beſuchte."

„Alſo hat er doch gelebt!" ſprach der Candidat halblaut vor ſich hin, „er hat Bücher beſeſſen, wie Unſereiner, und ihren koſtenden Preis auf das Titelblatt geſchrieben."

„Ja wohl hat er gelebt, und recht perſönlich und zähe," ſagte der General mit kurzem Lachen. „Noch heute Nacht träumte mir von dem Bündner . . . Das kam daher, daß ich mich den ganzen geſtrigen Tag mit einem häßlichen Geſchäfte abgegeben hatte. Ich ſchrieb mein Teſtament nieder, und was iſt kläglicher, als bei athmendem Leibe über ſeinen Beſitz zu verfügen, der ja auch ein Theil von uns ſelber iſt!"

Die Neugierde des jungen Geiſtlichen wurde rege. Vielleicht war es ein warnendes Traumgeſicht geweſen, das, fein und erbaulich ausgelegt, in dem ihm gegenüber Sitzenden einen guten und frommen Gedanken konnte entſtehen laſſen. „Wollt Ihr mir Euern Traum nicht mittheilen?" fragte er mit einem gefühlvollen Blicke.

„Er ſteht zu Dienſten. Es war in Chur. Menſchengedränge, Staatsperücken, Militärperſonen, — von der Hofkirche her Geläute und Salutſchüſſe. Wir treten

unter dem Thorbogen hervor in den bischöflichen Hof. Jetzt gehen wir zu Zweien, neben mir ein Coloß. Ich sehe nur einen Federhut, darunter eine Gewaltsnase und den in den Kragen gesenkten pechschwarzen Spitzbart: „Wertmüller," fragte der Große, „wen bestatten wir?" — „Ich weiß nicht," sage ich. Wir treten in die Kathedrale zwischen das Gestühl des Schiffes. „Wertmüller," fragt der Andere, „wem singen sie ein Requiem?" — „Ich weiß nicht," sag' ich ungeduldig. „Kleiner Wertmüller," sagt er, „stell' dich einmal auf die Zehen und sieh', wer da vorn aufgebahrt liegt." — Jetzt unterscheide ich deutlich in den Ecken des Bahrtuches den Namenszug und das Wappen des Jenatschen, und im gleichen Augenblicke wendet er, neben mir stehend, mir das Gesicht zu — fahl mit verglühten Augen. „Donnerwetter, Oberst," sag' ich, „Ihr liegt dort vorn unter dem Tuche mit Euern sieben Todeswunden und führt hier einen Diskurs mit mir! Seid Ihr doppelt? Ist das vernünftig? Ist das logisch? Scheert Euch in die Hölle, Schäker!" Da antwortete er niedergeschlagen: „Du hast mir nichts vorzurücken — mach' dich nicht mausig. Auch du, Wertmüller, bist todt."

Pfannenstiel überlief es kalt. Dieser Traum am

Vorabende des ohne Zweifel blutigen Feldzuges, welcher dem General draußen im Reiche bevorstand, schien ihm von ernster Vorbedeutung und er sann auf ein Wort geistlicher Zusprache.

Auch Wertmüller konnte seinen Traum, nachdem er ihn einmal mitgetheilt, nicht sogleich wieder los werden. „Der Oberst wurde von seinem Liebchen mit der Axt wie ein Stier niedergeschlagen," erging er sich in lauten Gedanken, „mir wird es so gut nicht werden. Fallen — wohlan! Aber nicht in einem Bettwinkel krepiren!"

Vielleicht dachte er an Gift, denn er war am Hofe zu Wien in ein hartnäckiges Intriguenspiel verwickelt und hatte sich dort durch seinen Ehrgeiz Todfeinde gemacht.

„Ehe ich meinen Koffer packe," fuhr er nach einer Pause fort, „möchte ich wohl noch einen Menschen glücklich machen —"

Dem Candidaten schoß das Wasser in die Augen, nicht in selbstsüchtigen Gedanken, sondern in uneigennütziger Freude über diese schöne Regung; doch es trocknete schnell, als der General seinen Satz abschloß: — „besonders wenn sich ein kräftiger Schabernack damit verbinden ließe."

Das abergläubische Gefühl, das den General ange-

wandelt hatte, war raſch vorübergegangen. „Was iſt Euer Anliegen?“ fragte er ſeinen Gaſt mit einer jener brüsken Wendungen, die ihm geläufig waren. „Ihr ſeid nicht hierher gekommen, um Euch meine Träume erzählen zu laſſen.“

Nun berichtete Pfannenſtiel dem Generale mit einer unſchuldigen Liſt, denn er wollte ihm ſeine Liebesverzweiflung, für die er ihm kein Organ zutraute, nicht verrathen, wie ihn über dem Studium der Odyſſee ein unwiderſtehliches Verlangen ergriffen, die Heimat Homers, die goldene Hellas kennen zu lernen. Da er keinen andern Weg wiſſe, ſeine Wanderluſt zu befriedigen, ſei ihm der Gedanke gekommen, ſich bei dem Herrn für die Feldkaplanei ſeiner venetianiſchen Compagnie zu melden, die ja in den griechiſchen Beſitzungen der Republik ſtationire. „Sie iſt erledigt,“ ſchloß er, „und wenn Ihr mir ein Weniges gewogen ſeid, weiſet Ihr mir die Stelle zu.“

Wertmüller blickte ihn ſcharf an. „Ich bin der Letzte,“ ſagte er, „der einem jungen Menſchen eine gefährliche Carriere widerriethe! Aber er muß dazu qualifizirt ſein. Euer Knochengerüſte, Freund, iſt nicht feſt genug gezimmert. Der erſte beſte relegirte Rauf-

bold von Leipzig oder Jena wird meinen Kerlen mehr imponiren, als Euer Johannesgesicht. Schlagt Euch das aus dem Kopfe. Wollt Ihr den Süden sehen, so sucht als Hofmeister Dienste bei einem jungen Cavalier und klopft ihm die Kleider! Doch auch das kann Euch nicht taugen. Das Beste ist, Ihr bleibt zu Hause. Blickt aus! Zählt alle die Thurmspitzen am See — das Kanaan der Pfarrer. Hier ist Euer Rhodus, hier tanzt — will sagen predigt! — Wozu sind die Geleise bürgerlicher Berufsarten da, als daß Euresgleichen sie befahre? Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört, um das Leben souverän zu tractiren. Steht ab von Eurer Laune!" und er machte die Geberde, als griffe er einem Rosse in die Zügel, das mit einem unvorsichtigen Knaben durchgegangen ist.

Es entstand eine Pause. Wieder warf der General dem Candidaten einen beobachtenden Blick zu.

„Ihr seid ein lauterer Mensch," sagte er dann, „und es war Euer Ernst, Ihr würdet das griechische Abenteuer bestanden haben. Wie reimt sich das mit dem Pfannenstiel, den ich hier vor mir sehe? Da liegt ein Aal unter dem Steine. Ein verrückter Antiquar, wie sie zwischen den Ruinen herumkriechen, seid Ihr nicht.

Also seid Ihr desperat. Aber warum seid Ihr desperat? Was treibt Euch weg? Heraus damit. Eine Figur? He? Ihr erröthet!"

Der sechzigjährige Wertmüller behandelte die weiblichen Wesen als Staffage und pflegte sie schlechtweg mit dem Maleransdrucke „Figuren" zu benennen.

„Wo habt Ihr zuletzt konditionirt?"

„In Mythikon bei Euerm Herrn Vetter während seiner Gichtanfälle."

„Bei meinem Vetter? Will sagen bei der Rahel. Nun ist alles klar und deutlich wie mein neuverfaßtes Exerzirreglement. Das Mädchen hat Euch den Kopf verrückt und dann, wie recht und billig, einen Korb gegeben?"

Der zartfühlende Candidat hätte sich eher das Herz aus dem Leibe reißen lassen, als eingestanden, daß die Rahel — wie er daran nicht zweifeln konnte — ihm herzlich wohl wolle. Er antwortete bescheiden:

„Der Herr Wertmüller, sonst mein Gönner, hat mich verabschiedet, weil ich mit Schießgewehr nicht umzugehen verstehe und mich auch davor scheue. Vor zwanzig Jahren ist damit in meiner Familie ein Unglück begegnet. Er nöthigte mich, mit ihm in die Scheibe zu schießen und ich habe keinen Schuß hinein gebracht."

„Ihr hättet Euch weigern ſollen. Das hat Euch in Rahels Augen heruntergeſetzt. Sie trifft immer ins Schwarze. — Donnerwetter, da fällt mir ein, daß ich dem Alten noch etwas ſchuldig bin. Der geiſtliche Herr hat mir, während ich am Rheine bataillirte, meine Meute hier ganz meiſterhaft beaufſichtigt. Er iſt ein Kenner. Haſſan, hol' mir gleich das violette Saffianfutteral her, links zu unterſt im Glasſchranke der Waffenkammer. — Laßt Euch nicht ſtören, Candidat."

Der Mohr beeilte ſich und nach wenigen Augenblicken hielt Wertmüller zwei kleine Piſtolen von zierlicher Arbeit in der Hand. Er reinigte mit einem Lederlappen die damascirten Läufe und den Silberbeſchlag der Kolben, in welchen hübſche ſeltſame Arabesken eingegraben waren.

„Fortgefahren, Freund, in Eurer Elegie!" ſagte er. „Das Mädchen alſo gab Euch einen Korb — oder iſt es möglich, liebt ſie Euch? . . . Es giebt wunderliche Naturſpiele! — und nur der Alte hätte Euch abblitzen laſſen, he? Was gab er Euch für Gründe?"

Pfannenſtiel blieb erſt die Antwort ſchuldig. Ihm war ängſtlich zu Muthe geworden, denn der General hatte, während er ſprach, den Hahn der einen Piſtole geſpannt. Jetzt berührte Wertmüller den Drücker mit

ganz leisem Finger und der Hahn schlug nieder. Er spannte die zweite, streckte den Arm aus, schnitt eine Grimasse; nur nach harter Anstrengung gelang es ihm loszudrücken. Das Spiel der Feder mußte sich aus irgend einem Grunde verhärtet haben und er schüttelte unzufrieden den Kopf.

Der Candidat, der stark mit den Augen gezwinkert hatte, nahm jetzt den Faden des Gesprächs wieder auf, um den wahren Grund seiner Hoffnungslosigkeit anzudeuten. „Eine Wertmüllerin und ein Pfannenstiel!“ sagte er in einem resignirten Tone, als nenne er Sonne und Mond und finde es ganz natürlich, daß dieselben nicht zusammenkommen.

„Laß Er mich mit diesen Narreteien zufrieden!“ fuhr ihn der General hart an. „Sind wir noch nicht über die Kreuzzüge hinaus, in welcher geistreichen Epoche die Wappen erfunden wurden?-Aber auch damals, wie überhaupt jeder Zeit, galt der Mann mehr als der Name, sonst wäre die Welt längst vermodert wie ein wurmstichiger Apfel. Seh' Er, Pfannenstiel, ich gelte hier für einen Patricius; als ich aber in kaiserliche Dienste trat, wie blickten die Herren Collegen von so und so viel Quartieren hochnasig auf das plebejische Mühlrad in

meinem Wappen herunter. Dennoch mußten ſie es eben leiden, daß der Müller die von ihnen mehr als zur Hälfte ruinirte Campagne wiederherſtellte und gewann! Hör' Er, Pfannenſtiel, es fehlt Ihm an Selbſtgefühl und das ſchadet Ihm bei der Rahel."

Der Candidat befand ſich in einem ſeltſamen Falle. Er konnte den Standpunkt Wertmüllers nicht theilen, denn er fühlte dunkel, daß eine ſo vollſtändige Vorurtheilsloſigkeit die ganze alte Ordnung der Dinge durchſtieß und dieſe war ihm ehrwürdig, auch da, wo ſie zu ſeinen Ungunſten wirkte.

Aber Wertmüller verlangte keine Antwort. Er hatte ſich erhoben und trat, in jeder Hand eine Piſtole, einem hochgewachſenen Mädchen entgegen, das auf dem vom feſten Lande her ausmündenden Wege einherkam. Der General hatte den Kies unter ihren leichten, raſchen Schritten knirſchen hören.

„Guten Abend, Pathchen," begrüßte er ſie und ſeine grauen Augen leuchteten.

Das ſchöne Fräulein aber zog die Brauen zuſammen, bis der Alte die beiden Piſtolen, die ihr offenbar ein Aergerniß waren, die eine in die rechte, die andere in die linke ſeiner geräumigen Rocktaſchen ſteckte. „Ich habe

Besuch, Rahel," sagte er. „Erlaube mir, meinen jungen Freund dir vorzustellen, den Herrn Candidaten Pfannenstiel."

Die Wertmüllerin war näher getreten, während sich Pfannenstiel linkisch von seinem Stuhle erhob. Sie bekämpfte ein Erröthen, das aber sieghaft bis in die feine Stirn und bis unter die Wurzeln ihres vollen braunen Haares aufflammte. Der Candidat schlug erst die Augen nieder, als hätte er mit ihnen ein Bündniß geschlossen, keine Jungfrau anzuschauen, erhob sie dann aber mit einem so innigen und strahlenden Ausdrucke des Glückes und der Liebe und seine guten Blicke fanden in zwei braunen Augen einen so warmen Empfang, daß selbst der alte Spötter seine Freude hatte an der ungeschminkten Neigung zweier unschuldiger Menschenkinder.

Er vermehrte seltsamer Weise die erste süße Verwirrung der Beiden mit seinem Scherzworte. Ist es nicht, als ob ein tiefes und wahres Gefühl in seinem natürlichen und bescheidenen Ausdrucke aus dieser Welt des Zwanges und der Maske uns in eine zugleich größere und einfachere versetze, wo der Spott keine Stelle findet?

Lange freilich hätte er sie nicht ungeneckt gelassen,

aber das gescheite und tapfere Mädchen enthob ihn der Versuchung. „Ich habe mit Euch zu reden, Pathe," sagte sie, „und gehe voran nach der zweiten Bank am See. Laßt mich nicht zu lange warten!"

Sie verbeugte sich leicht gegen den Candidaten und war verschwunden.

Der General nahm diesen bei der Hand und führte ihn eine Treppe hinauf in sein Bibliothekzimmer, in das die Seebreite durch drei hohe Bogenfenster hereinleuchtete.

„Seid getrost," sagte er, „ich werde bei der Rahel für Euch Partei nehmen. Unterdessen wird es Euch hier an Unterhaltung nicht mangeln. Ihr liebt Bücher! Hier findet Ihr die Poeten des Jahrhunderts tutti quanti." Er zeigte auf einen Glasschrank und verließ den Saal. Da standen sie in glänzenden Reihen, die Franzosen, die Italiener, die Spanier, selbst einige Engländer, ein gehäufter Schatz von Geist, Phantasie und Wohllaut und Wertmüller, der ohne Frage auf der Höhe der Zeitbildung stand, würde ungläubig den Kopf geschüttelt haben, wenn ihm zugeflüstert worden wäre, Einer fehle hier, der sie alle insgesammt voll aufwiege.

Der überall Beleſene hatte William Shakeſpeare nicht einmal nennen hören.

Der Candidat ließ die Poeten unberührt, denn für ein junges Blut iſt die Nähe der Geliebten mehr als alle neun Muſen.

Fünftes Kapitel.

Der General hatte einen Pfad eingeſchlagen, der ſich dicht am Ufer um die Krümmungen der Halbinſel ſchlängelte und hier erblickte er bald Rahel Wertmüller, die, auf einer verwitterten Steinbank ſitzend, das feine Profil nach der jetzt abendlich dämmernden Flut hinwendete. Ein aufrichtiger Ausdruck tiefer Betrübniß lag auf dem hübſchen und entſchloſſenen Geſichtchen.

„Was dichteſt und trachteſt du?“ redete er ſie an.

Sie antwortete, ohne ſich zu erheben: „Ich bin nicht mit Euch zufrieden, Pathe.“

Der General lehnte ſich an den Stamm einer Eiche und kreuzte die Arme. „Womit habe ich es bei Euer Wohlgeboren verſcherzt?“ ſagte er.

Das Fräulein warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. „Ihr fragt noch, Pathe? Wahrlich, Ihr handelt an

Papa nicht gut, der Euch doch nur Liebes und nichts zu Leide gethan hat. — Was war das wieder für ein Spektakel vergangenen Sonntag! Durch Eure Verleitung hat er den ganzen Nachmittag mit Euch auf Euerm An-Teiche herumgeknallt. Welch' ein Schauspiel! Aufflatternde verwundete Enten, im Moor nach der Beute watende Jungen, der Vater in großen Stiefeln und das ganze Dorf als Zuschauer!" . .

„Es beurtheilte die Schüsse, warf Wertmüller ein.

„Pathe." — das Mädchen war von seinem Sitze aufgesprungen und seine schlanke Gestalt bebte vor Unwillen, — „ich meinte bisher, Ihr hättet — trotz mancher Wunderlichkeit — das Herz am rechten Flecke. Aber ich habe mich geirrt und fange an zu glauben, hier sei bei Euch etwas nicht in Ordnung!" und sie wies mit einer kleinen Geberde des Zeigefingers nach der linken Brustseite des Generals. „Ich hielt Euch," fügte sie freundlicher hinzu, „für eine Art Rübezahl . . . so heißt doch der Geist des Riesengebirges, von dessen Koboldstreichen Ihr so lustig zu erzählen wißt?" . . .

„Dem es zuweilen Spaß macht, Gutes zu thun und der, wenn er Gutes thut, dabei sich einen Spaß macht."

„So ungefähr. Doch, wie gesagt, wenn Ihr ebenso

boshaft seid, wie der Berggeist, — von Wohlthat ist dabei nichts sichtbar. Ihr werdet den Vater noch ins Verderben stoßen. Wären unsere Mythikoner im Grund nicht so gute Leute, die ihren Pfarrer decken, wo sie können, längst wäre in Zürich gegen ihn Klage erhoben worden. Und mit Recht; denn ein Geistlicher, der wachend und träumend keinen andern Gedanken mehr hat, als Halali und Halalo, muß jeder christlichen Seele ein tägliches Aergerniß sein. Das wächst mit den Jahren. Neulich da der Herr Decan seinen Besuch meldete und zur selben Zeit der Bote eine in der Stadt angekaufte Jagdflinte dem Vater zutrug, mußte ich ihm dieselbe unkindlich entwinden und in meinen Kleiderschrank verschließen, sonst hätte er noch — ein schrecklicher Gedanke — den ehrwürdigen Herrn Steinfels aufs Korn genommen. Ihr lacht, Pathe? — Ihr seid abscheulich! — Ich könnte Euch darum hassen, daß Ihr, der seine Schwäche kennt, ihn noch stachelt und aufreizt, als wäret Ihr sein böser Engel. — Nächstens wird er noch einmal mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen! . . . Ich freute mich, da Ihr kamet und nun frage ich: Reis't Ihr bald, Pathe?"

„Mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen?"

wiederholte Wertmüller, den dieſer Gedanke zu frappiren ſchien. „La, la, Pathchen! Der Vater iſt mir der erträglichſte aller Schwarzröcke und du biſt mir die liebſte aller Figuren. Ich will dem Alten eine Genugthuung geben. Weißt du was? ich gehe morgen bei Euch zur Kirche — das rehabilitirt den Vater zu Stadt und Lande.“

Rahel ſchien von dieſer Ausſicht wenig erbaut. „Pathe,“ ſagte ſie, „Ihr habt mich aus der Taufe gehoben und das Gelübde gethan, auf mein zeitliches und ewiges Heil bedacht zu ſein. Für das letztere könnet Ihr nichts thun, denn es ſteht in dieſem Punkte bei Euch ſelbſt ſehr windig. Aber iſt das ein Grund, auch mein zeitliches zu ruiniren? Ihr ſolltet, ſcheint mir, im Gegentheil darauf denken, mich wenigſtens auf dieſer Erde glücklich zu machen — und Ihr macht mich unglücklich!“ Sie zerdrückte eine Thräne.

— „Vortrefflich raiſonnirt,“ ſagte der General. „Pathchen, ich bin der Berggeiſt und du haſt drei Wünſche bei mir zu gut.“

„Nun,“ verſetzte das Fräulein, auf den Scherz eingehend. „Erſtens: Heilt den Vater von ſeiner ungeiſtlichen Jagdluſt!“

— „Unmöglich. Sie ſteckt im Blute. Er iſt ein

Wertmüller. Aber ich kann ſeiner Leidenſchaft eine unſchädliche Bahn geben. Zweitens?"

„Zweitens" . . . Rahel zögerte.

„Laß mich an deiner Stelle reden, Mädchen. Zweitens: Gebt dem Hauptmann Leo Kilchſperger Urlaub zu Werbung, Verlöbniß und Heirat."

— „Nein!" verſetzte Rahel lebhaft.

— „Er iſt ein perfecter Cavalier."

— „Einem perfecten Cavalier hängt manches um und an, worauf ich Verzicht leiſte, Pathe."

— „Ein beſchränkter Standpunkt."

— „Ich halte ihn feſt, Pathe."

— „Meinetwegen. — Alſo ein anderes Zweites. Zweitens: Verggeiſt, verſchaffe dem Candidaten Pfannenſtiel die von ihm begehrte Feldkaplanei in venetianiſchen Dienſten."

— „Nimmermehr!" rief die Wertmüllerin. „Was? der Unglückliche begehrt die Feldkaplanei unter Euerm venetianiſchen Geſindel? Der zarte und gute Menſch? Darum iſt er zu Euch gekommen?"

Der General bejahte. „Ich rede es ihm nicht aus."

— „Redet es ihm aus, Pathe. Graſſirt nicht Peſt und Fieber in Morea?"

— „Zuweilen."

— „Lieſt man nicht von häufigen Schiffbrüchen im adriatiſchen Meere?"

— „Hin und wieder."

— „Iſt die Geſellſchaft in Venedig nicht ganz entſetzlich ſchlecht?"

— „Die gute iſt dort wie allenthalben und die ſchlechte ganz vortrefflich."

— „Pathe, er darf nicht hin, um keinen Preis!"

— „Gut. Alſo ein anderes Zweites verbunden mit dem Dritten: Berggeiſt, mache den Candidaten Pfannenſtiel zum wohlbeſtellten Pfarrer von Mythikon und gieb mich ihm zur Frau!"

Rahel wurde feuerroth. „Ja, Berggeiſt," ſagte ſie tapfer.

Dieſe reſolute Antwort gefiel dem General aus der Maßen.

„Er iſt eine reinliche Natur," lobte er, „aber ihm fehlt die Männlichkeit, welche die Figuren unwiderſtehlich hinreißt —"

— „Bah," — machte ſie leichthin und fuhr entſchloſſen fort: „Pathe, Ihr habt ein Dutzend Feldſchlachten gewonnen, Ihr verderbt Euern liſtigſten Fein-

den in der Hofburg das Spiel. Ihr seid ein berühmter und welterfahrner Mann — wendet ein Hunderttheilchen Eures Geistes daran, mich — was sage ich — uns glücklich zu machen, und wir werden es Euch zeitlebens Dank wissen."

Der General ließ sich auf die leere Steinbank nieder und legte in tiefem Nachdenken die Hände auf die Kniee, wie eine ägyptische Gottheit. So berührte er die beiden Pistolen in seinen Taschen; es blitzte in seinen scharfen grauen Augen plötzlich auf und er brach in ein unbändiges Gelächter aus, wie er seit Decennien nicht mehr gelacht hatte, in ein wahres Schulbubengelächter. Da er zugleich aufgesprungen war, rasch dem Innern der Halbinsel sich zukehrend, wiederholte ein Echo diesen Ausbruch ausgelassener Lustigkeit in so geisterhafter und grotesker Weise, daß es war, als hielten sich alle Faune und Panisken der Au „die Bäuchlein über einen tollen und gottvergessenen Einfall.

Der General beruhigte sich. Er schien seinen Anschlag und die Möglichkeit des Gelingens mit scharfem Verstande zu prüfen. Das Wagniß gefiel ihm. „Zähle auf mich, mein Kind," sagte er väterlich.

— „Hört, Pathe, dem Papa darf kein Leides geschehen!“

— „Lauter Gutes.“

— „Pfannenstiel darf nicht gezaust werden!“

Wertmüller zuckte die Achseln. „Der spielt eine ganz untergeordnete Rolle.“

— „Und Ihr werdet Euern Spaß dabei haben?“ fragte das Mädchen gespannt, denn das Gelächter hatte sie doch etwas bedenklich gemacht.

— „Ich werde meinen Spaß dabei haben.“

— „Kann es nicht mißlingen?“

— „Der Plan ist auf die menschliche Unvernunft gegründet und somit tadellos. Aber etwas Chance gehört zu jedem Erfolg.“

— „Und mißlingt es?“

— „So bezahlt Rudolf Wertmüller die Zeche.“

Noch einmal besann sich das Mädchen recht ernstlich; aber ihre resolute Natur trug den Sieg davon. Sie hatte überdies ein unbedingtes Vertrauen zu der verwegenen Combinationsgabe und selbst in gewissen Grenzen zu der Loyalität ihres Verwandten. Daß ein schadenfroher Streich mitlaufen werde, wußte sie, — es war das eben der Kaufpreis ihres Glückes, —

aber ſie wußte auch, daß Wertmüller ſie lieb habe und ſeinen Spuk darum nicht allzu weit treiben würde. Zudem lag etwas in ihrem Blute, das eine raſche, wenn auch gewagte Löſung einer nagenden Ungewißheit vorzog.

„Ans Werk, Rübezahl!“ ſagte ſie. „Wann beginnſt du dein Treiben, Berggeiſt?“

— „Morgen Mittag biſt du Braut, Kindchen. Ich verreiſe Montag in der Frühe.“

— „Adieu, Berggeiſt!“ grüßte ſie enteilend und warf ihm eine Kußhand zu, während er ihr nachſah und ſeine Freude hatte an ihrem ſchlanken und ſichern Gange.

Sechstes Kapitel.

Zu später Abendstunde saßen der General und der Candidat an einer reichbesetzten und glänzend erleuchteten runden Tafel sich gegenüber in einem geräumigen Saale, dessen helle Stuckwände mit guten, in Oel gemalten Schlachtenbildern bedeckt waren.

Wertmüller wußte, welche Poesie das „Tischlein, deck' dich!" für einen in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Jüngling hat; aber auch an geistiger Bewirthung ließ er es nicht fehlen. Er erzählte von seinen Fahrten in Griechenland, er rühmte die Naturwahrheit der Landschaften und der Meerfarben in der Odyssee, er ließ die edeln und maßvollen Formen eines hellenischen Tempels vor den Augen des entzückten Candidaten aufsteigen, — kurz, er machte ihn glücklich.

Seiner davon unzertrennlichen militärischen Aben-

teuer gedachte er nur im Vorbeigehen, aber ſo draſtiſch, daß Pfannenſtiel in der Nähe des alten Landsknechtes ſich als einen herzhaften und verwegenen Mann fühlte, während Wertmüller in der naiven Bewunderung ſeines Zuhörers um einige Decennien ſich verjüngte und erleichterte.

So achtete es Pfannenſtiel nicht groß, als der General in der Hitze des Geſpräches ihm auf den Leib rückte, von den vier breiten flachen Knöpfen, die ſein Gewand zwiſchen den ſchmächtigen Schultern vorn zuſammenhielten, den oberſten abriß und denſelben, nachdem er ihn einer kurzen Betrachtung unterworfen, in einen dunkeln Zimmerwinkel warf, dann an einem der mittlern drehte, bis dieſer nur noch an einem Faden hing.

Zwiſchen den Birnen und dem Käſe aber änderte ſich die Szene. Der General hatte gegen ſeine Gewohnheit — er war längſt ein mäßiger Mann geworden — einige Gläſer feurigen Burgunders geleert und da er, wie man zu ſagen pflegt, einen grimmigen Wein trank, begann es ihn denn doch ein Bischen zu wurmen, daß die ſchöne und tapfere Rahel ihr Herz an einen ſanftmüthigen, unkriegeriſchen Menſchen, noch dazu an einen „Faſſen“ verſchenkt hatte, und ſein Dämon nöthigte ihn,

den Candidaten, den er doch leiden mochte, zu gutem Ende noch einmal unbarmherzig zu foppen.

Er befahl dem aufwartenden Hassan, Pulverhorn und Kugelbeutel zu bringen, zog die beiden Terzerole aus seinen Rocktaschen und legte sie vor sich auf die Tafel.

„Die Rahel mag Euch," wendete er sich jetzt an den Candidaten, „aber wollt Ihr sie zum Weibe gewinnen, müßt Ihr dem schönen Kinde einmal als ein ganzer Mann entgegentreten. Das wird ihr einen bleibenden Eindruck machen und Ihr dürft Euch dann ruhig die eheliche Schlafmütze über die Ohren ziehen. — Mein Plan ist ganz einfach: Ich gehe Morgen in Mythikon zur Kirche — erstaunt nicht, Pfannenstiel, ich bin kein Heide — und lade mich bei dem Vetter Pfarrer zu Mittag. Natürlich bleibt Rahel zu Hause und besorgt den Tisch. Ihr aber gewinnt bei währendem Gottesdienste auf Schleichwegen die Pfarre, entführt das Mädchen, bringt es hieher und, während Ihr sie küßt, armire ich die zwei eisernen Kanonen, die Ihr auf dem Hausflur gesehen habt, und vertheidige den schmalen Damm, der meine Insel mit dem Festlande verbindet. Treffen! Unterhandlung! Friedensschluß!"

Wäre der Candidat in seiner natürlichen Verfassung

geweſen, er hätte dieſe Soldatenſchnurre belächelt, aber der ſtarke Wein war ihm in den Kopf geſtiegen.

„Entſetzlich!“ rief er aus, fügte dann aber nach einer Pauſe und erleichtert hinzu: „und unmöglich! Die Rahel würde niemals einwilligen.“

— „Sie wird! Ihr erſcheint, werft Euch zu ihren Füßen: Entflieh mit mir! oder“ ... Er ergriff ein Piſtol und ſetzte es ſich an die rechte Schläfe.

— „Sie iſt eine Chriſtin!“ rief der erhitzte Candidat.

— „Sie wird und muß wollen! Jede Figur wird von der männlichen Elementarkraft bezwungen. Kennt Ihr die neueſte deutſche Literatur nicht? ... den Lohenſtein, den Hofmannswaldau?“

— „Sie wird nicht wollen — nimmermehr!“ wiederholte Pfannenſtiel mechaniſch.

— „Dann fahrt Ihr ab — glorios mit Donner und Blitz!“ und Wertmüller drückte los. Der Hahn ſchlug nieder, daß es Funken ſtob.

Jetzt ermannte ſich Pfannenſtiel. Die ihm ſo nahe gelegte ungeheure Frevelthat und ſein Schauder davor gaben ihm die Beſinnung wieder und ernüchterten ſein Gehirn. Auch fiel ihm die Warnung Roſenſtock's ein. Er narrt und quält dich boshaft, ſagte er ſich, du biſt

ja ein geiſtlicher Mann und haſt es mit einem ſchlimmen Feinde der Kirche zu thun.

Ein Hohnlächeln zuckte in den Mundwinkeln des ihn beobachtenden, ſcharf beleuchteten Geſichtes, das in dieſem Augenblicke einer grotesken Maske glich. Der Candidat erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach nicht ohne Würde:

„Wenn das Euer Ernſt iſt, ſo verweile ich keine Minute länger unter einem Dache, wo eine mehr als heidniſche Verruchtheit gelehrt wird; iſt es aber Euer Scherz, Herr Wertmüller, wie ich es glaube, ſo verlaſſe ich Euch ebenfalls, denn einen einfachen Menſchen, der Euch nichts zu Leide gethan hat, zu hänſeln und zu verhöhnen, das iſt nicht chriſtlich, nicht einmal menſchlich — das iſt teufliſch.“

Ein ſchöner, ehrlicher Zorn flammte in ſeinen blauen Augen und er ſchritt der Thüre zu.

„La, la,“ ſagte der General. „Was frühſtückt Ihr morgen? Eier, Rebhuhn, Forelle?“

Pfannenſtiel öffnete und enteilte.

„Der Mohr wird Euch aufs Zimmer leuchten! Auf Wiederſehen morgen beim Frühſtück!“ rief ihm Wertmüller nach.

Der Alleingebliebene lud ſorgfältig das leichtſpielende Piſtol mit Pulver und ſtieß einen derben Pfropfen nach. Das ſchwerſpielende lies er ungeladen. Beide übergab er dem Mohren mit dem Befehle, dieſelben in ſeinen ſchwarzen Sammetrock zu ſtecken. Dann ergriff der General einen Leuchter und ſuchte ſein Lager auf.

Siebentes Kapitel.

Der Candidat eilte in raſchem Laufe dem Damme zu, durch welchen die Südſeite der Inſel mit dem feſten Lande zuſammenhing. Oft hatte er, da er ſich im verfloſſenen Frühjahre in Mythilon aufhielt, den Sitz des damals in Deutſchland bataillirenden Generals mit neugierigen Augen gemuſtert, ohne ihn je zu betreten. Er wußte, daß der Damm gegen ſeine Mitte hin durch ein alterthümliches kleines Thor und eine Brücke unterbrochen war, aber er war gewiß, kein Hinderniß zu finden, da dieſes Thor, wie er ſich erinnerte, niemals geſchloſſen wurde, ſich auch nicht ſchließen ließ, da es keine Thorflügel hatte.

Jetzt erreichte er das Ufer und erblickte zu ſeiner Linken die Linie des Dammes. Aber, o Mißgeſchick! der von dem dämmernden Hintergrunde ſcharf abgehobene

Balken der Brücke ſchwebte in der Luft und bildete ſtatt eines rechten einen ſpitzen Winkel mit dem Profil der Pforte, an deren Steinbogen er durch zwei Ketten befeſtigt war. Das Thor, die aufgezogene Brücke, die kleine Verbindungslinie der Ketten — alles ließ ſich mit überzeugender Deutlichkeit unterſcheiden; denn der Mond gab genügendes Licht und in dem leeren, nicht zu überſpringendem Zwiſchenraume flimmerte ſein Wiederſchein in dem ſilbernen Gewäſſer. Pfannenſtiel, war ein Gefangener. Unmöglichkeit, durch das Moor zu waten! Er wäre, da er die Furten des tückiſchen Röhrichts nicht kannte, bei den erſten Schritten verſunken und hätte ein klägliches Ende genommen. Rathlos ſtand er am Inſelgeſtade, während aus dem Sumpfe dicht vor ſeinen Füßen ein volltöniges Brekekex Koax Koax erſcholl.

Gerade an jenem Abende war unter den Fröſchen der Au ein junger Lyriker von bedeutender Begabung aufgetaucht, der das feſte und gegebene Motiv der Froſchlyrik ſo keck in Angriff nahm und ſo gefühlvoll behandelte, daß der begeiſterte Chor nicht müde wurde, die vorgeſungene Strophe mit unerſättlichem Enthuſiasmus zu wiederholen. Auf den Candidaten freilich machte das leidenſchaftliche Gequäke einen tief melancholiſchen

Eindruck, als steige es aus den Sümpfen des Acheron empor.

In halber Verzweiflung wollte er nun über den Damm nach der Pforte eilen, ob sich die Zugbrücke mit Anstrengung aller Kräfte nicht senken ließe. Da gewahrte er, noch einmal vorwurfsvoll nach dem unheimlichen Landhause sich umwendend, eine ihm entgegenwandernde Helle und nach wenig Augenblicken stand Hassan mit einem Windlicht in der Faust an seiner Seite. Mit unterthäniger Zuthunlichkeit redete ihm der gutmüthige Mohr zu, in die von ihm geflohene Wohnung zurückzukehren.

„Langweilig Frosch, geistlicher Herr!“ radbrechte Hassan, „Schloß an Zugbrücke — Zimmer bereit!“

Was war zu thun? Nichts anderes als Hassan zu folgen. In der großen, auf den gepflasterten Hausflur mündenden Küche entzündete der Mohr zwei Kerzen und leuchtete dem Candidaten die Treppe hinauf. Auf der zweitobersten Stufe ergriff er ihn rasch am Arme: „Nicht erschrecken, geistlicher Herr!“ flüsterte er. „Schildwache vor Zimmer von General.“

Und in der That, da stand eine Schildwache. Hassan beleuchtete sie mit der Kerze und Pfannenstiel erblickte

ein Skelet, das die Knochenhände auf eine Muskete gestützt hielt und an dem über die Rippen gekreuzten und blank gehaltenen Lederzeuge Patrontasche und Seitengewehr der zürcherischen Landmiliz trug. Ein kleines dreieckiges Hütchen war auf den hohlen Schädel gestülpt.

Der Candidat fürchtete das Bild des Todes nicht, er war mit demselben von Amtswegen vertraut, ja er hatte eine gewisse Vorliebe für die warnende und erbauliche Erscheinung des Knochenmannes. Aber wer war der Mensch, der da drinnen unter der Hut dieser gespenstischen Wache schlief? Und welche seltsame Lust fand er daran, mit den ernstesten Dingen sein frevles Gespötte zu treiben?

Jetzt öffnete der Mohr das zweitäußerste Zimmer der Seeseite und stellte die beiden Leuchter auf den Kamin. Pfannenstiel, dessen Wangen glühten und fieberten, trat ans Fenster um es aufzureißen; Hassan aber hielt ihn zurück. „Seeluft ungesund," warnte er und machte die Flügelthüre eines Nebenzimmers auf, um dem Erhitzten in unschädlicher Art mehr Luft zu verschaffen. Dann entfernte er sich mit einem demüthigen Gruße.

Der Candidat schritt eine gute Weile in der Kammer auf und nieder, um seine erregte Phantasie zur Ruhe zu

bringen und den wunderlichſten Tag ſeines Lebens einzuſchläfern. Aber das gefährlichſte Abenteuer desſelben war noch unbeſtanden.

Aus dem von Haſſan geöffneten Nebenzimmer klang ein leiſer Ton, wie ein tiefer Athemzug. Hatte die ſtreichende Nachtluft die Falten eines Vorhanges bewegt oder war ein Käuzlein an den nur halb geſchloſſenen Jalouſien vorbeigeflattert?

Der Candidat hemmte ſeinen Schritt und horchte. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieſes nächſte Zimmer, das letzte der Faſſade, kein anderes ſein könne, als die Räumlichkeit, welche der Schiffer Bläuling der Türkin des Generals angewieſen hatte.

Die Möglichkeit einer ſolchen Nähe brachte den unbeſcholtenen jungen Geiſtlichen begreiflicherweiſe in die größte Angſt und Unruhe, doch nach kurzer Ueberlegung beſchloß er, in die berüchtigte Kammer muthig hineinzuleuchten.

Er betrat einen reichen türkiſchen Teppich und ſtand, ſich zur Rechten wendend, vor einem lebensgroßen Bilde, welches von vergoldetem, üppigem Blätterwerk eingerahmt war und die ganze, dem Fenſter gegenüberſtehende Wand des kleinen Cabinettes füllte. Das Bild war von einem

Niederländer oder Spanier der damals kaum geſchloſſenen glänzenden Epoche in jener naturwarmen, beſtrickenden Weiſe gemalt, die den Neuern verloren gegangen iſt. Ueber eine Baluſtrade von mauriſcher Arbeit lehnte eine junge Orientalin mit den berauſchenden dunkeln Augen und glühenden Lippen, bei deren Anblicke die Prinzen in Tauſend und Einer Nacht unfehlbar in Ohnmacht fallen.

Sie legte den Finger an den Mund, als bedeute ſie den vor ihr Stehenden: Komm, aber ſchweige!

Pfannenſtiel, der nie etwas auch nur annähernd Aehnliches erblickt hatte, wurde tief und unheimlich erſchüttert von der Verlockung dieſer Geberde, der Sprache dieſer Augen. Es tauchte etwas ihm bis heute völlig unbekannt Gebliebenes in ſeiner Seele auf, etwas, dem er keinen Namen geben durfte — eine brennende Sehnſucht, die glückſelige Möglichkeit ihrer Erfüllung! Vor dieſem Bilde begann er an ſo übergewaltige Empfindungen zu glauben und vor ihrer Macht zu erbeben...

Plötzlich wandte ſich der Candidat, lief in ſein Schlafgemach zurück und begnügte ſich nicht, die Thüre zu verſchließen, er ſchob noch den Riegel und drehte zuletzt den Schlüſſel um. Nun glaubte er ſein Lager geſichert und begrub ſich in die Kiſſen deſſelben.

Doch kaum war er entſchlummert, ſo trat das ſchöne Schemen durch die Thüre, ohne ſie zu öffnen, und nahm tückiſch Geſtalt und Antlitz der Rahel Wertmüller an, ihren maidlichen Wuchs, ihre feinen geiſtigen Züge. Aber ihre Augen ſchmachteten wie die der Orientalin und ſie legte den Finger an den Mund.

Nun kam eine böſe, ſchlimme Stunde für den armen Candidaten. Er wollte fliehen und wurde von einer dämoniſchen Gewalt zu den Füßen des Mädchens hingeworfen. Er ſtammelte unſinnige Bitten und machte ſich verzweifelte Vorwürfe. Er umfaßte ihre Kniee und verurtheilte ſich ſelbſt als den ruchloſeſten aller Sünder. Rahel, erſt erſtaunt, dann ſtrengblickend und unwillig, ſtieß ihn zuletzt empört von ſich weg. Jetzt ſtand der General neben ihm und reichte ihm das Piſtol. „Die Figur," docirte er, „wird bezwungen von der männlichen Elementarkraft." Dem Candidaten wurde wie von eiſernen, teufliſchen Krallen der Arm gebogen, und er ſetzte ſich die tödtliche Waffe an die rechte Schläfe. „Fliehe mit mir!" ſtöhnte er. Sie wandte ſich ab. Er drückte los, und erwachte, nicht in ſeinem Blute, aber in kaltem Schweiße gebadet. Dreimal trieb ihn der quälende Halbtraum in dieſem Kreislaufe von Begierde, Frevel und

Reue herum, bis er endlich das Fenſter aufſchloß und im reinen Hauche der heiligen Frühe in einen tiefen beruhigenden Schlaf verſank.

Er erwachte nicht, bis Haſſan mit warmem Waſſer ins Zimmer trat und auf ſeinen Befehl die Jalouſien öffnete. Ein himmliſcher, innig blauer Tag und das nun halb verwehte, nun vollhallende Geläute aller Seeglocken drang in die Traumkammer.

„General Kirche gegangen,“ ſagte der Mohr. „Geiſtlicher Herr frühſtücken?“ —

Achtes Kapitel.

Und der Mohr log nicht.

Rudolf Wertmüller wandelte in dem Augenblicke, da sich sein Gast dem Schlummer entriß, schon unweit der Kirche von Mythikon unter den sonntäglichen Schaaren, welche alle dahinführenden Wege und Fußsteige bevölkerten.

Der sonst so rasche Schritt des Generals war heute ein gemessener und seine Haltung durchaus würdig und untadelig. Er war in schwarzen Sammet gekleidet und trug in der behandschuhten Rechten ein mit schweren vergoldeten Spangen geschlossenes Gesangbuch.

Seltsam! Wertmüller, der seit langem jede Kirche gemieden hatte, stand bei den Mythikonern in dem schlimmen Rufe und der schwefelgelben Beleuchtung eines

verhärteten Freigeistes, es war ihnen eine ausgemachte, nicht anzufechtende Thatsache, daß ihn über kurz oder lang der Teufel holen werde — und dennoch waren sie herzlich erfreut, ja gerührt, ihn auf ihrem Kirchwege einherschreiten zu sehen. Sie erblickten in seinem Erscheinen durchaus nicht einen Akt der Buße, denn sie liebten es nicht und hielten es für schmählich — hierin den griechischen Dramatikern ähnlich — wenn eine erwachsene Person ihren Charakter wechselte; sie trauten es dem Generale zu, daß er konsequent bleibe und resolut ins Verderben fahre. Die Mythikoner faßten vielmehr den Kirchgang des alten Kriegsmannes als eine Höflichkeit auf, als eine Ehre, die er der Gemeinde erweise, als einen öffentlichen Abschiedsbesuch vor seinem Abgange ins Feldlager.

Das Grüßen nahm kein Ende und jeder Gruß ward von dem heute ausnahmsweise Leutseligen mit einem Nicken oder einem kurzen freundlichen Worte erwiedert. Nur ein altes Weib, das böseste in der Gemeinde, stieß ihre blödsinnige Tochter zurück, die den General angaffte, und raunte ihr vernehmlich zu: „Verbirg dich hinter mir, sonst nimmt er dich und macht dich zur Türkin!“

Weniger erfreut über den Anblick des ungewohnten

Kirchgängers war der Pfarrer Wilpert Wertmüller, als er, mit Mantel und Kragen angethan, aus dem Thore seines Hofraums trat, in dessen Mitte hinter einem altergrauen Brunnen zwei mächtige Pappeln sich leis im Winde wiegten. Seine Ueberraschung war eine vollständige: denn Rahel hatte geschwiegen.

Der Pfarrer, ein Sechziger von noch rüstigem Aussehen und nicht gerade geistreichen, aber männlichen Gesichtszügen, mochte den General als einen versuchten Waidmann in Wald und Feld wohl leiden; daß er aber seine Erbauung gerade in der Kirche von Mythikon suchte — das hätte er ihm gerne erlassen.

Je unwillkommener, desto höflicher war der General. Er zog den Hut, dann nahm er den Pfarrer an der Hand und führte ihn in den Flur seines Hauses zurück. Gerade in diesem Augenblicke setzte die schöne, morgenfrische Rahel ihren Fuß auf die unterste Stufe der Treppe, sonntäglich angethan und ebenfalls ein kleines in schwarzen Sammet gebundenes Gesangbuch in der Hand.

„Kind, du bist reizend! eine Nymphe!“ begrüßte sie Wertmüller. „Lasse dich väterlich auf die Stirn küssen!“

Sie weigerte ſich nicht und der kleine, aber feſt und wohl gebaute General richtete ſich auf den Fußſpitzen empor, um die feine weiße Stirn des hochgewachſenen Mädchens zu erreichen, eine eher komiſche als zärtliche Gruppe.

„Bitteſt du mich nach der Predigt zu Tiſche, Alter?“ fragte Wertmüller.

„Selbſtverſtändlich!“ verſetzte der gaſtfreundliche Pfarrer. „Rahel bleibt zu Hauſe und beſorgt die Küche.“

Das willige Mädchen fügte mit einem leichten Knixe hinzu: „Wir bedanken uns, Pathe!“ und eilte in das obere Stockwerk zurück.

„Ich bringe dir etwas mit, Alter,“ lächelte der General.

„Gewehr?“ fuhr der Pfarrer heraus und ſeine Augen leuchteten.

Wertmüller nickte bejahend und zog unter dem breiten Schooße ſeines Sammetrockes ein Piſtol hervor. Die vornehme Façon und der damascirte Lauf des kleinen Meiſterſtückes der damaligen Büchſenſchmiedekunſt ſtachen dem Pfarrer gewaltig in die Augen. Seine ganze Leidenſchaft erwachte. Wertmüller trat mit ihm aus dem dämmerigen Flur durch die Hinterthüre der Pfarre in den

Garten, um ihn die kostbare kleine Waffe im vollen Tageslichte bewundern zu lassen.

Die ganze Langseite des Hauses war mit einer ziemlich niedrigen Weinlaube bekleidet; an dem einen Ende dieses grünen Vorganges hatte der Pfarrer vor Jahren eine steinerne Mauer mit einer kleinen Scheibe aufführen lassen, um sich, an dem entgegengesetzten Eingange Posto fassend, während seiner freien Stunden im Schießen zu üben.

„Aus der Levante?“ fragte er, sich des Pistols bemächtigend.

„Venetianische Nachahmung. Sieh hier die verschlungene Chiffre GG, — bedeutet Gregorio Gozzoli,“ rühmte Wertmüller.

„Ich erinnere mich, diesen Schatz von Pistölchen in deiner Waffenkammer auf der Au gesehen zu haben, — aber war es nicht ein Pärchen?“

„Du träumst . . .“

„Ich kann mich geirrt haben. Spielt das kleine Ding leicht?“

„Leider ist der Drücker etwas verhärtet, aber du darfst das fremde Meisterstücklein keinem hiesigen Büchsenmacher anvertrauen, er würde dir es verderben.“

„Etwas hart? thut nichts!“ sagte der Pfarrer. Er

nahm trotz Mantel und Kragen am einen Ende der Laube Stellung. Auf dem linken Fuße ruhend, den rechten vorgesetzt, zog er den Hahn und krümmte den Arm.

Eben verstummten die Glocken auf dem nahen Kirchthurme und das Auszittern ihrer letzten Schläge verklang in dem Gesumme der Wespen, die sich geräuschvoll um die noch nicht geschnittenen Goldtrauben der Laube tummelten.

Der Pfarrer hörte nichts — er drückte und drückte mit dem Aufgebot aller Kraft.

„Pfui, Alter, was schneidest du für Grimassen?“ spottete Wertmüller. „Gieb her!“ Er entriß ihm die Waffe und legte seinen eisernen Finger an den Drücker. Der Hahn schlug schmetternd nieder. „Du verlierst deine Muskelkraft, Vetter! Dich entnervt die gliederlösende Senectus! Ich will dir selbst den Mechanismus etwas geschmeidiger machen — du weißt, daß ich ein ruhmreicher Schlosser und ganz leidlicher Büchsenschmied bin!“ Der General ließ die schmucke kleine Waffe in die Tiefe seiner Tasche zurückgleiten.

„Nein, nein, nein!“ rief der Pfarrer leidenschaftlich. „Du hast es mir einmal geschenkt! Ich lasse es nicht mehr aus den Händen! . . .“

Zögernd hob der General das Pistol wieder hervor — nicht mehr dasselbe. Er hatte es, der alte Taschenspieler, mit dem auch für ein schärferes und ruhiges Auge nicht leicht davon zu unterscheidenden Zwillinge gewechselt.

Der Pfarrer hielt die Waffe kaum wieder in der Hand, als er sich von neuem in Positur stellte, denn er war ganz Feuer und Flamme geworden, und Miene machte, den Hahn noch einmal zu spannen.

Der General aber fiel ihm in den Arm. „Hernach!“ redete er ihm zu. „Donnerwetter! Es hat längst ausgeläutet.“

Herr Wilpert Wertmüller erwachte wie aus einem Traume, besann sich, lauschte. Es herrschte eine tiefe Stille, nur die Wespen summten.

Er steckte das Pistol eilig in die geräumige Rocktasche und die Vettern beschritten den kurzen, jetzt völlig menschenleeren Weg nach der nahen Kirche.

Neuntes Kapitel.

Als die zwei Wertmüller den heiligen Raum betraten, war er schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Schiffe saßen rechts die Männer, links die Weiber, im Chore, das Antlitz der Gemeinde zugewendet, die Kirchenältesten, unter ihnen der Krachhalder.

Zwei breite, oben durch ein großes Halbrund verbundene Mauerpfeiler schieden Chor und Kirche. An dem rechts gelegenen schwebte die Kanzel und am Fuße der steilen Kanzeltreppe befand sich der einzig leer gebliebene Sitz, der mit Schnitzwerk verzierte Stuhl von Eichenholz, welchen der Pfarrer während des Gesanges einzunehmen pflegte. Diesen wies er jetzt dem General an und bestieg ohne Verzug die Kanzel. Der Verspätete hatte Eile, der Gemeinde die Nummer des heutigen Kirchenliedes zu bezeichnen.

Es war das beliebteste des neuen Gesangbuchs, ein Danklied für die gelungene Lese, erst in neuerer Zeit verfaßt und aus Deutschland gekommen, mit dreisten und geschmacklosen Schnörkeln im damaligen Rokokostyle, aber nicht ohne Klang und Farbe.

Jede Strophe begann mit der Aufforderung, den Geber alles Guten vermittelst eines immer wieder andern Instrumentes zu loben. Dem Autor mochte ein Kirchenbild vorgeschwebt haben. Aber nicht jene zarten musicirenden Engel Giambellini's, welche an das Dichterwort erinnern:

Da geigen die Geiger so himmlisch klar,
Da blasen die Bläser so wunderbar . . .

Nein! sondern die auf einer robusten Wolke lagernde und mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstete wulstbackige himmlische Hofkapelle irgend eines Bravourbildes aus der Rubens'schen Schule.

„Frohlocket, frohlocket! . . .“ erscholl es heiter und vollklingig in dem schönen, reinlichen Raume, durch dessen acht Spitzbogenfenster das leuchtende Blau des himmlischen Tages hereinquoll.

Der General, dessen Eintritt ein wohlgefälliges Gemurmel erregt hatte, wendete sein gesammeltes Antlitz

der Gemeinde zu, konnte aber mit einer ungezwungenen Wendung des Kopfes leicht den hohen Sitz beobachten, wo sein Vetter horstete. Eben jetzt warf er einen Blick hinauf. Der Seelsorger von Mythikon, der das Jubellied schon oft gehört hatte und seiner ebenfalls schon oft gehaltenen Predigt sicher war, betastete leise seine Tasche.

„Posaunet, posaunet! . . .“ dröhnte es durch das Schiff. Wertmüller schielte die Kanzeltreppe hinauf. Der Vetter hatte das kleine Terzerol aus der Tasche gezogen und betrachtete es hinter der hohen Kanzelbrüstung mit Augen der Liebe.

„Drommetet, drommetet! . . .“ sangen die Mythikoner. Mitten durch den Trompetenlärm hörte der General deutlich ein scharfes Knacken, als würde droben ein Hahn gezogen. Er lächelte.

Jetzt kam die letzte, die Lieblingsstrophe der Mythikonerinnen. „Und flötet, o flötet! . . .“ sangen sie, so schön sie konnten. Der General warf wieder einen verstohlenen Blick nach der Kanzel hinauf. Spielend legte der Pfarrer eben seinen dicken Finger an den Drücker; wußte er doch, daß er die Feder mit aller Gewalt nicht bewegen konnte. Aber er zog ihn gleich wieder zurück, und die sanften Flöten verklangen.

Der General unten an der Kanzel legte in gedrückter Stimmung sein Gesicht in Falten.

Jetzt betete der geistliche Herr, der das kleine Gewehr in seine geräumige Tasche zurückgleiten ließ, in aller Andacht die Liturgie und las dann den Text aus der großen, ständig auf dem Kanzelbrette lagernden Bibel. Es war der herrliche siebenundvierzigste Psalm, der da beginnt: Frohlocket mit Händen, alle Völker, lobet Gott mit großem Schalle!

Frisch und flott ging es in die Predigt hinein und schon war sie über ihr erstes Drittel gediehen. Noch einmal lauerte der General empor, sichtlich enttäuscht, mit einem fast vorwurfsvollen Blicke, der sich aber plötzlich erheiterte. Der Pfarrer hatte im Feuer der Action, während seine Linke vor allem Volke gestikulirte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinctiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. „Lobet Gott mit großem Schalle!“ rief er aus, und, paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er stand im Rauch. Als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam um ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.

Entsetzen, Schreck, Erstaunen, Aerger, Zorn, ersticktes Gelächter, diese ganze Tonleiter von Gefühlen fand ihren

Ausdruck auf den Gesichtern der versammelten Zuhörer. Die Kirchenältesten im Chor aber zeigten entrüstete und strafende Mienen. Die Lage wurde bedenklich.

Jetzt wendete sich der General mit einer zugleich leutseligen und imponirenden Geberde an die aufgeregten Mythikoner:

„Lieben Brüder, laßt euch den Schuß nicht anfechten. Bedenket: es ist nach menschlicher Voraussicht das letzte Mal, daß ich mich in Eurer Mitte erbaue, ehe ich diesen meinen sterblichen Leib den Kugeln preisgebe. — Und Ihr, Herr Pfarrer, zeigt Euch als einen entschlossenen Mann und führt Euern Sermon zu Ende."

Und wirklich, der Pfarrer setzte unerschrocken wieder ein und fuhr in seiner Predigt fort, unbeirrt, ohne den Faden zu verlieren, ohne sich um ein Wort zu vergreifen, zu stottern oder sich zu versprechen.

Alles kehrte wieder in die Ordnung zurück. Nur das blaue Pulverwölkchen wollte sich in dem geschlossenen Raume gar nicht verlieren und schwebte hartnäckig über der Gemeinde, bald im Schatten, bald von einem Sonnenstrahl beleuchtet, bis seine Umrisse immer ungewisser wurden und sich endlich auflösten.

Zehntes Kapitel.

Während der Pfarrer seine Predigt tapfer zu Ende führte, hatte die daheim gebliebene Rahel der alten Babeli und dem zur Aushülfe von dieser herbeigeholten Nachbarskinde ihre Befehle gegeben und trat jetzt, ein Körbchen und ein kleines Winzermesser in der Hand, vor die hintere Hausthüre, um einige ihrer reifen sonnegebräunten Goldtrauben von der Laube zu schneiden.

Da sah sie, sich gerade gegenüber, wo der Fußsteig um die von der Landstraße abliegende Seite des Gartens lief, ein seltsames Schauspiel.

Ein unheimlicher Mensch stützte die Hände auf den Zaun, schwang sich mit fliegenden Rockschößen in einem wilden Satze über die Hecke und kam ihr stracks entgegen. Kaum traute sie ihren Augen. Konnte er es sein? Unmöglich! Und doch, er war es.

Pfannenstiel hatte das Frühstück, welches ihm der dienstbeflissene Mohr im Speisesaale auf der Au vorsetzte, kaum berührt. Es trieb ihn fort über die jetzt gesenkte Zugbrücke, bergan, der Pfarre von Mythikon zu. Er wußte, daß er die Straßen und Steige, wenn auch nur für kurze Zeit, noch leer fand. Das orientalische Schemen war im Morgenwinde verflattert; aber, wie himmlisch leuchtend und frisch der Herbsttag aus seinen Nebelhüllen hervortrat, einer der gestern empfangenen Eindrücke war wie ein Stachel in der aufgeregten Seele des Candidaten haften geblieben.

Ihm fehle die Männlichkeit, hatte der General ihm vorgehalten, die einen unfehlbaren Sieg über das Weibliche davontrage. Das gab dem Candidaten zu schaffen und da sich ihm eine nächste Gelegenheit bot, etwas nach seiner Ansicht Kühnes zu unternehmen, und gerade das, wozu der General ihn aufgefordert hatte, so entschloß sich der Verwilderte, Rahel, wenn auch ohne Feuerwaffe, mit einem Morgenbesuche zu überraschen.

Der Sprung über die Hecke war dann freilich keine Heldenthat gewesen, sondern eine Flucht vor den ersten heimkehrenden Kirchgängern, die er zwischen den Bäumen der Landstraße zu sehen glaubte.

Wie er sich mit unternehmender Miene und in entschiedener Haltung der Wertmüllerin näherte, erschrak diese ernstlich über sein Aussehen, seine fiebernden Augen, die Bläße und Abspannung, wie sie eine schlaflose Nacht auf dem Antlitze zurückläßt. Auch der herabhängende, halb abgedrehte Knopf und die Leere, die der andere weggerissene gelassen, entgingen ihr natürlich keinen Augenblick und vollendeten den beängstigenden Eindruck.

„Um Himmelswillen, was ist Euch, Herr Vikar?“ sagte das Mädchen. „Seid Ihr krank? Ihr habt etwas Verstörtes, Fremdes an Euch, das mich erschreckt. O der heillose Pathe, — was hat er mit Euch vorgenommen? Er gelobte mir doch, Euch nichts anzuthun, und nun hat er Euch gänzlich zerrüttet! Erzählt mir haarklein, was Euch auf der Au zugestoßen — vielleicht weiß ich Rath.“

Als ihr der Candidat in die verständigen und doch so warmen Augen blickte, ward er sich urplötzlich dessen bewußt, was ihn eigentlich hergetrieben. Der Kobold des Abenteuers, der sich beim ersten Schritte, den er auf der Au gethan, ihm auf den Nacken gesetzt hatte sprang von seinem Rücken und ließ ihn fahren.

Bis ins Kleinste beichtete er den klaren braunen Augen seine Erlebnisse auf der Insel, nur die Vision der

Türkin weglaſſend, die ja eine Ausgeburt ſeines erhitzten Gehirns geweſen war. Er geſtand ihr, ihn habe der Vorwurf des Generals, ihm fehle das Männliche, verblüfft und beunruhigt, auch jetzt könne er noch nicht darüber hinwegkommen. Und er bat ſie, ihm aufrichtig zu ſagen, ob hier ein Mangel ſei und wie dem abzuhelfen wäre.

Rahel betrachtete ihn ein Weilchen faſt gerührt, dann brach ſie in ein helles Gelächter aus.

„Der Pathe trieb mit Euch ſein Spiel,“ ſagte ſie, „aber daß er Euch das griechiſche Abenteuer widerrieth, war recht. Ihr wolltet aus Eurer eigenen Natur heraus und er hat Euch heimgeſpottet ... Warum auch? Wie Ihr ſeid, und gerade wie Ihr ſeid, gefallt Ihr mir am beſten. Papa's ungeiſtliche Waidluſt hat mir genug ſchwere Stunden gemacht! Für mich lob' ich mir den Mann, der unſern Dorfleuten mit einem erbaulichen, durchſichtigen Wandel vorleuchtet, unſern Zehntwein ſchluckweiſe trinkt, ſeine Frau lieb hat und zuweilen von einem beſcheidenen und gelehrten Freunde beſucht wird!... Dieſe Cavaliere! Ich habe übergenug von ihren Tafeldiskurſen, wenn ſie den Vater mit Roß und Wagen überfallen! — Der Pathe hat Euch geſtern in ſo manches eingeweiht, hat er Euch nicht auch den Streich erzählt, den er mit achtzehn Jahren

seinem jungen Weibe spielte? Sie gelüstete nach Spanischbrötchen, wie man solche in Baden bäckt. „Ich hole sie dir warm!“ sagte er galant, sattelte und verritt. In Baden legte er die Brötchen in eine Schachtel und eine Zeile dazu, er verreise ins schwedische Lager. Diesen Abschied sandte er durch einen Boten, ihn selbst aber sah sie viele Jahre nicht wieder. Das hättet Ihr nicht gethan!“ Und sie reichte dem stillen Vikar die Hand.

„Aber jetzt muß ich Euch sogleich die Knöpfe befestigen,“ setzte sie rasch hinzu, „es thut mir in den Augen und in der Seele weh, Euch in diesem Zustande zu sehen! Setzt Euch!“ — dabei zeigte sie auf ein Bänklein unter der Laube — „ich hole Zwirn und Nadel.“

Pfannenstiel gehorchte und sie entsprang mit dem traubengefüllten Körbchen.

Nun kam es über ihn wie Paradiesesglück. Licht und Grün, die niedrige Laube, das bescheidene Pfarrhaus, die Erlösung von den Dämonen des Zweifels und der Unruhe!

Sie freilich, die ihn davon befreit hatte, war selbst von Unruhe ergriffen. Welchen Streich hatte der General geplant oder schon ausgeführt? Sie machte sich Vorwürfe, ihm freie Hand dazu gegeben zu haben.

In der Küche erfuhr sie, der Herr Pfarrer habe sich

mit dem General eingeschlossen und bald darauf seien die Kirchenältesten langsam und feierlich die Treppe hinaufgeschritten. Etwas Unerhörtes müsse in der Kirche vorgefallen sein.

Der Fischkuri, der ihr aus seinem Troge Forellen brachte, wurde von ihr befragt; aber er war nicht zum Reden zu bringen und schnitt ein dummes Gesicht.

Bestürzt eilte das Mädchen in ihre Kammer und mußte lange suchen, ehe sie Nadel und Zwirn fand.

Elftes Kapitel.

Nachdem der Gottesdienst zu Mythikon ohne weitere Störung sein Ende genommen hatte, waren die Vettern nebeneinander in die nahe Pfarre zurückgeschritten, der Seelsorger zur Rechten des Generals, ohne sich um den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu kümmern, welcher in den Mienen der ihnen Begegnenden unverkennbar zu lesen war.

Dort öffnete der geistliche Wertmüller sein Studirzimmer, ließ den weltlichen wie einen straffälligen, armen Sünder nachkommen und verschloß sorgfältig die Thüre. Dann trat er dicht an den Frevelthäter heran. „Vetter General," sagte er, „du hast an mir gehandelt als ein Schelm und ein Bube!" und er machte Miene, ihn am Kragen zu packen.

„Hand weg!“ entgegnete dieſer. „Soll ich mich mit dir raufen, wie weiland mit dem Vetter Zeugherr von Stadelhofen in der Rathslaube zu Zürich, als wir uns die Perrücken zausten, daß es nur ſo ſtob! Bedenke dein Amt, deine Würde!“

„Mein Amt, meine Würde!“ wiederholte der Pfarrer langſam und ſchmerzlich. Eine Thräne netzte ſeine graue Wimper. Mit dieſen vier ſchlichten Worten war daſſelbe ausgedrückt, was uns in jener großartigen Tirade erſchüttert, mit welcher Othello von ſeiner Vergangenheit und ſeinem Amte Abſchied nimmt.

Der General ſchluckte. Die Thräne des alten Mannes war ihm entſchieden zu viel.

„La, la,“ tröſtete er, „du haſt eine prächtige Kaltblütigkeit gezeigt. Auf meine Ehre, ein echter Wertmüller! Es iſt ein Feldherr an dir verloren gegangen.“

Aber die Schmeichelei verfing nicht. Auch der Moment der Wehmuth war vorübergegangen.

„Womit habe ich dich beleidigt?“ zürnte der Entrüſtete. „Habe ich je in meiner Kirche auf dich geſtichelt oder angeſpielt? Habe ich dich nicht in deinem Heidenthume völlig werden laſſen und dich gedeckt, wie ich konnte? — Und zum Danke dafür haſt du mir hinter-

listig das Pistol vertauscht, du Gaukler und Taschenspieler! — Warum beschimpfst du meine grauen Haare, Kind der Bosheit? Weil es dir in deiner eigenen Haut nicht wohl ist!“ . . .

„La, la,“ sagte der General.

Es pochte. Die Kirchenältesten von Mythikon traten in die Stube, dem Krachhalder den Vortritt lassend, und stellten sich in einem Halbkreise den Wertmüllern feierlich, fast feindselig gegenüber. Der General las in den langen gefurchten Gesichtern, daß er mit seinem lästerlichen Scherze das dörfliche Gefühl schwer beleidigt hatte.

In der That, der Krachhalder, auf den sie Alle hinhörten, war in den Tiefen seiner Seele empört. Wenn er sich auch den abenteuerlichen Vorfall nicht ganz erklären konnte, setzte er ihn doch unbedenklich auf die Rechnung des Generals, welcher, die Schwäche seines geistlichen Vetters sich zu Nutze machend, ein landkundiges Aergerniß habe anstiften wollen. Dem Krachhalder lag die Ehre seiner Gemeinde am Herzen und er hatte das Mythikonerkirchlein mit seinem schlanken Helme und seinen hellen acht Fenstern aufrichtig lieb. — Süß war ihm nach dem Schweiße der Woche der Kirchgang im

reinlichen Sonntagsrocke und den Schnallenschuhen, süß und nachdenklich Taufe und Bestattung, die den Gottesdienst und das menschliche Leben begrenzen und einrahmen, süß das Angeredetwerden als sterblicher Adam und unsterbliche Seele, süß das Kämpfen mit dem Schlummer, das Uebermanntwerden, das Wiedererwachen; süß das kräftige Amen, süß das Zusammenstehen mit den Aeltesten auf dem Kirchhofe und die Begrüßung des Pfarrers, süß das gemüthliche Heimwandeln.

Man mußte ihn sehen, den ehrbaren Greis mit dem scharfgezeichneten Kopfe, wenn er bei einer Armensteuer, nach der Aufforderung des Herrn Pfarrers zu schöner brüderlicher Wohlthat, das Wasser in den Augen, aus seinem Geldbeutel ein rothes Hellerchen hervorgrub! —

Kurz, der Krachhalder war ein kirchlicher Mann und das Herz blutete, oder richtiger gesagt, die Galle kochte ihm, die Stätte seiner sonntäglichen Gefühle verunglimpft und lächerlich gemacht zu sehen.

„Was führt Euch hieher?“ redete der General ihn an und fixirte ihn mit blitzenden Augen so scharf, daß der Krachhalder, der trotz seines guten Gewissens das nicht wohl ertragen konnte, mit seinen Augensternen

nach rechts und links auswich, bis es ihm endlich gelang, Stand zu halten.

„Macht aus einer Mücke keinen Elephanten!“ fuhr Wertmüller, ohne die Antwort zu erwarten, fort. „Nehmt den Schuß als einen verspäteten aus der Lese, oder, in Teufels Namen, für was Ihr wollt!“ —

„Die Lese war mittelmäßig,“ erwiederte der Kirchenälteste mit verhaltenem Grimme, „und der Schuß ist ein recht böser Handel, Ihr Herren Wertmüller! Ich besitze eine Chronik von Stadt und Land; darinnen steht verzeichnet, daß vor Jahren einem jungen geistlichen Herrn, der seiner Braut über den heiligen Kelch hin mit verliebten Augen zuwinkte . . . . .“ der Krachhalder machte an seinem Halse das Zeichen eines Schnittes.

„Blödsinn!“ fuhr der General ungeduldig dazwischen.

„Ich habe zu Hause auch eine Ketzergeschichte,“ sprach der Krachhalder hartnäckig fort, „darinnen alle Trennungen und Sekten von Anfang der Welt an beschrieben und abgebildet sind. Aber kein Adamit oder Wiedertäufer hat es je unternommen, bei währender Predigt einen Schuß abzugeben. Das, Herr Pfarrer, ist eine neue Religion.“

Dieſer ſeufzte. Das Beiſpielloſe ſeiner That ſtand ihm deutlich genug vor Augen.

„Man wird den Schuß in Zürich unterſuchen," drohte jetzt der unbarmherzige Bauer, „die Synagoge," er wollte ſagen Synode, „wird darüber ſitzen. Es thut mir leid für Euch, Herr Pfarrer; aber ich hoffe, ſie fällt einen ſcharfen Spruch. Auch ſo wird uns der Spott nicht erſpart werden und das iſt das Schlimmſte, denn der Spott hat ein zähes Leben an unſerm See. Wenn ich nur dran denke, wird es mir, beim Eid, ſchwarz vor den Augen. Das ganze rechte Ufer da drüben lacht uns aus. Keinen Schoppen können wir mehr trinken in Meilen oder Küßnach, ohne daß ſie uns verhöhnen in allen Thonarten und Liederweiſen. Der Schuß von Mythikon ſtirbt nicht am See, ſo wenig als in Altorf der Tellenſchuß. Er haftet und lebt bei Kind und Kindeskind. Ich berufe mich auf Euch, Herr General," fuhr er fort, und die alten Augen leuchteten boshaft, „Ihr wißt, was das heißen will! Wie lange iſt es her, daß Ihr von Rapperswyl abzogt? Damals wurdet Ihr von den Katholiſchen beſungen, und, glaubt Ihr's? das lebt noch. Ihr ſeid ein verrühmter, abſigürter Mann, aber was hilft das? Erſt vorgeſtern noch fuhr ein volles

Pilgerſchiff von Richterswyl her um die Au mit großem Lärm und Geſang. Ich ſtand in meinem Weinberge und denke: die Narren! — Gegen Euer Haus hin werden ſie ſtill. „Das macht der Reſpekt," ſag' ich zu mir ſelbſt. Ja, da hatt' ich es getroffen. Kaum ſind ſie recht unter Euern Fenſtern, ſo bricht das Spottliedlein los. Ihr wißt das, wo ſie den Wertmüller heimſchicken zur Müllerin! Gut, daß Ihr verritten wart! Meineidig geärgert hab' ich mich in meinen Reben . . ."

„Schweigt!" fuhr ihn der General zornig an; denn der alte Schimpf jener aufgehobenen Belagerung brannte jetzt noch auf ſeiner Seele, ja ſchärfer als früher, als wäre er mit jener Tinte verzeichnet, die erſt nach Jahren ſchwarz und unvertilglich hervortritt.

Doch er beherrſchte ſich und wechſelte den Ton. „Etwas Confuſion gehört zu jeder Comödie," ſagte er, „aber wenn ſie ihren Höhepunkt erreicht hat, muß ihr eine raſche Wendung zu gutem Schluſſe helfen, ſonſt wird ſogar die Verrücktheit langweilig.

Herr Pfarrer und liebe Nachbarn!

Geſtern bis tief in die Nacht habe ich an meinem Teſtamente geſchrieben und es Schlag zwölf Uhr unterzeichnet. Ich kenne Euer warmes Intereſſe an allem

was ich thue, lasse und nachlasse; erlaubt denn, daß ich Euch Einiges daraus vorlese."

Er zog eine Handschrift aus der Tasche und entfaltete sie. „Den Eingang, wo ich ein Bischen über den Werth der Dinge philosophire, übergeh' ich... „„Wenn ich Rudolf Wertmüller jemals sterbe...““ doch das gehört auch nicht hieher," ... er blätterte weiter. „Hier! „„Schloß und Herrschaft Elgg, die ich aus den redlichen Ersparnissen meines letzten Feldzuges erworben, bleibt als Fideikommiß in meiner Familie,““ u. s. w. „„Item — Sintemal diese Herrschaft eine treffliche aber vernachlässigte Jagd besitzt und eine mit den Beutestücken eben jener Campagne versehene, aber noch unvollständige Waffenkammer, so verfüge ich, daß nach meinem Ableben mein Vetter, der Herr Pfarrer Wilpert Wertmüller, benanntes Schloß und Herrschaft bewohne und bewerbe, die Jagd herstelle, die Waffenkammer vervollkommne und überhaupt und in jeder Weise bis an sein Ende frei darüber schalte und walte, wenn anders dieser geistliche Herr sich wird entschließen können, sein in Mythikon habendes Amt niederzulegen und antistite probanto an den Candidaten Pfannenstiel zu transferiren, welchem Candidaten ich mein Pathenkind, die Rahel Wertmüllerin,

zur Frau gebe, nicht ohne die väterliche Einwilligung jedoch, und mit Hinzufügung von dreitausend Zürchergulden, die ich dem Fräulein, in meinen Segen eingewickelt, hinterlasse.““

„Uff,“ schöpfte der General Athem, „diese Sätze! Eine verteufelte Sprache das Deutsche!“ —

Der Pfarrer kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, den dieselbe Welle begräbt und ans Land trägt. Seine verhängnißvolle Leidenschaft abgerechnet, ein verständiger Mann, erkannte er sofort, daß ihm der General den einzigen und dazu einen höchst angenehmen Weg öffne, der ihn aus Schimpf und Schande führen konnte.

Er drückte seinem Uebel- und Wohlthäter mit einer Art von Rührung die Hand, und dieser schüttelte sie ihm mit den Worten: „Komme ich durch, so soll es dein Schade nicht sein, Vetter! Ich thue dann, als wär' ich todt, und installire dich als mein eigener Testamentsvollstrecker in Elgg!“

Die Mythikoner aber lauschten gleichsam mit allen Gliedmaßen, denn es schwante ihnen, daß jetzt sie an die Reihe kämen, beschenkt zu werden.

„Ich vermache denen Mythikern,“ fuhr der General fort und sein Bleistift flog über das Papier in seiner

Linken, denn er skizzirte den durch die Eingebung des Augenblickes entstandenen Paragraphen, „„denen Mythikern vermache ich jene in ihre Gemeindewaldung am Wolfgang eingekeilte, zu zwei Dritteln mit Nadelholz, zu einem Drittel mit Buchen bestandene Spitze meines Besitzthums, in der Weise, daß die beiden Marksteine des Gemeindegutes zu meinen Ungunsten durch eine gerade Linie verbunden werden.““ —

„Heute noch — auf Ehrenwort und vor Zeugen — erhält dieser Zusatz mit meiner Unterschrift seine Endgültigkeit," erklärte der General, „in der Meinung jedoch und unter der Bedingung, daß der heute, wie eine unverbürgte Sage geht, in der Kirche von Mythikon abgefeuerte Schuß zu den ungeschehenen Dingen verstoßen und, soweit er Realität hätte, mit einem ewigen Schweigen bedeckt werde, welches sich die Mythiker eidlich verpflichten, weder in diesem Leben zu brechen, noch jenseits des Grabes am jüngsten Tage und letzten Gerichte."

Der Krachhalder war während dieser Mittheilung äußerlich ruhig geblieben, nur die Nasenflügel in dem übrigens gelassenen Gesicht zitterten ein wenig und seine Fingerspitzen hatten sich um ein Kleines einwärts gebogen, als wolle er das Geschenk festhalten. „Herr Gene-

ral, so wahr mir Gott helfe!" rief er jetzt und hob die Hand zum Schwure; Wertmüller aber schloß:

„Widrigenfalls und bei gebrochenem Schweigen ich dies Vermächtniß bei meiner Rückkehr aus dem bevorstehenden Feldzuge umstoßen und vertilgen werde. Wäre mir dies nicht möglich wegen eingetretenen Sterbefalles, so schwöre ich, mich den Mythikern als Geist zu zeigen und zur Strafe ihres Eidbruches zwischen Zwölf und Eins ihre Dorfgasse abzupatrouilliren. — Werdet Ihr die Bedingung erfüllen können, Krachhalder?"

„Unwitzig müßten wir sein," betheuerte dieser, „wenn wir nicht das Maul hielten!"

„Und Eure Weiber?"

„Dafür laßt uns Mythikoner sorgen," sagte der alte Bauer ruhig und machte eine bedeutungsvolle Handbewegung.

„Aber, Krachhalder, stellt Euch vor, ich sei aus dem Reiche zurück," sagte der General freundlich, „wir sitzen unter meiner Veranda, ich lege Euch so wie jetzt die Hand auf die Schulter, stoße mit Euch an und wir plaudern allerlei. Dann sag' ich so im Vorbeigehen: Jener Schuß hat gut gekracht!" . . .

„Welcher Schuß? — Das lügt Ihr, Herr General!"

rief der Kirchenälteste mit einer sittlichen Entrüstung, die komischer Weise durchaus nicht gespielt war, sondern das Gepräge vollkommener Aufrichtigkeit trug.

Wertmüller lächelte zufrieden.

„Jetzt heim, Ihr Männer!“ mahnte der Alte. „Damit kein Unglück geschehe, muß in einer Viertelstunde das ganze Dorf wissen, daß der Schuß . . . will sagen, daß wir heute eine gute Predigt gehört haben.“

Er drückte dem Pfarrer die Hand: „Und Euch, Herr General,“ sagte er, „reiche ich sie als Eidgenosse.“

„Verzieht einen Augenblick,“ befahl Wertmüller, „und seid Zeugen, wie ein glücklicher Vater zwei Hände zusammenlegt. Der Vikar kann nicht ferne sein. Trogen mich nicht die Augen, so sah ich ihn von Weitem über eine Hecke voltigiren mit einem Salto, den ich ihm nie zugetraut hätte.“

„Rahel, mein Kind, schnell!“ rief der Pfarrer durch die geöffnete Thüre ins Haus hinein.

„Gleich, Vater!“ scholl es zurück; aber nicht aus dem Innern der Wohnung, sondern von außen durch das Weinlaub des Bogenganges herauf.

Rasch blickte der General aus dem Fenster und ge-

wahrte durch das Blattgitter seine Schützlinge in einer Gruppe, die er sich durchaus nicht erklären konnte.

„Hervor, Hirt und Hirtin, aus Arkadiens Lauben!“ rief der alte Soldat.

Da schritt Rahel unmuthig erröthend unter dem schützenden Blätterdache hervor und betrat mit Pfannenstiel, den sie mitzog, ein kleines von Edelobstbäumen umzogenes Rondell, das hart vor den Fenstern der Studirstube lag, aus denen der General mit den neugierigen Kirchenvorstehern herunterschaute.

Das Fräylein hielt eine Nadel in der gelenken Hand und befestigte vor aller Augen einen herabhangenden Knopf am Rocke des Candidaten. Sie ließ sich in der Arbeit nicht stören. Erst nachdem sie den Faden gekappt hatte, heftete sie die braunen Augen, in denen Ernst und Uebermuth kämpften, fest auf ihren wunderlichen Schutzgeist und rief ihm zu:

„Pathe, Ihr habt mir, in kurzer Zeit den Herrn Vikar fast zerstört und zu Grunde gerichtet. Wohl mußt' ich ihn wieder in Ordnung bringen, damit er vor Gott und Menschen erscheinen könne! Was aber habt Ihr mit dem obersten Knopfe angefangen, der hier mangelte und den ich durch einen des Vaters er-

ſehen mußte? — Schafft ihn zur Stelle, oder . . .“ Sie erhob die Nadel mit einer ſo trotzigen und blutdürſtigen Geberde gegen den General, daß die Männer alle in ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Nach wenigen Augenblicken traten Pfannenſtiel und Rahel vor den Pfarrer, der ſie verlobte und ſegnete.

Als aber die vergnügten Kirchenälteſten ſich entfernt hatten, gab der würdige Herr ſeinem künftigen Schwiegerſohne noch eine kurze Ermahnung:

„Was war das, Herr Vikar? An der Kirche vorüberſchlüpfen, — abgeriſſene Knöpfe! . . . Wo bleibt da die Würde, das Amt?“

Dann wandte er ſich gegen den General: „Ein Pärchen!“ ſagte er, „nun das andere! Gebt her, Vetter!“

Und er langte ihm ohne Umſtände in die Rocktaſche, hob daraus das hartſpielende Piſtol, zog dann das in der Kirche entladene leichtſpielende aus der ſeinigen und hielt ſie vergleichend zuſammen.

So begab es ſich, daß der Schuß von Mythikon todtgeſchwiegen und, ein Widerſpiel zum Tellenſchuſſe, aus einer Realität zu einer blaſſen weſenloſen Sage ver-

flüchtigt wurde, die noch heute als ein heimatloſes Geſpenſt an den ſchönen Ufern unſres Sees herumſchwebt.

Aber auch wenn die Mythikoner geplaudert hätten, der General konnte ſein Teſtament nicht mehr entkräften, denn er hatte die Eichen der Au zum letzten Male geſehen.

Sein Ende war raſch, dunkel, unheimlich. Eines Abends beim Lichteranzünden ritt er mit ſeinem Gefolge in ein deutſches Städtchen ein, ſtieg im einzigen ſchlechten Wirthshauſe ab, berief den Schöffen zu ſich und ordnete Requiſitionen an. Ein paar Stunden ſpäter wurde er plötzlich von einem Krankheitsanfalle niedergeworfen und Schlag Mitternacht hauchte er ſeine ſeltſame Seele aus.

Plautus im Nonnenkloster.

Nach einem heißen Sommertage hatte sich vor einem Casino der medicäischen Gärten zum Genusse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmus Medici, den „Vater des Vaterlandes", versammelt. Der reinste Abendhimmel dämmerte in prächtigen, aber zart abgestuften Farben über den mäßig Zechenden, unter welchen sich ein scharf geschnittener, greiser Kopf auszeichnete, an dessen beredten Lippen die Aufmerksamkeit der lauschenden Runde hing. Der Ausdruck dieses geistreichen Kopfes war ein seltsam gemischter: über die Heiterkeit der Stirn, die lächelnden Mundwinkel war der Schatten eines trüben Erlebnisses geworfen.

„Mein Poggio," sagte nach einer eingetretenen Pause Cosmus Medici mit den klugen Augen in dem häßlichen Gesichte, „neulich habe ich das Büchlein deiner Facetien wieder durchblättert. Freilich weiß ich es auswendig, und dieses mußte ich bedauern, da ich nur noch an den

ſchlanken Wendungen einer glücklichen Form mich ergötzen, aber weder Neugierde noch Ueberraſchung mehr empfinden konnte. Es iſt unmöglich, daß du nicht, wähleriſch wie du biſt, dieſe oder jene deiner witzigen und liebenswürdigen Poſſen, ſei es als nicht geſalzen genug oder als zu geſalzen, von der anerkannten Ausgabe des Büchleins ausgeſchloſſen haſt. Beſinne dich! Gieb dieſem Freundeskreiſe, wo die leiſeſte Anſpielung verſtanden und der keckſte Scherz verziehen wird, eine Facezia inedita zum Beſten. Erzählend und ſchlürfend" — er deutete auf den Becher — „wirſt du dein Leid vergeſſen!"

Den friſchen Kummer, auf welchen Cosmus als auf etwas Stadtbekanntes anſpielte, hatte dem greiſen Poggio — dem jetzigen Secretär der florentiniſchen Republik und dem vormaligen von fünf Päpſten, dem früheren Cleriker und ſpäteren Ehemanne — einer ſeiner Söhne verurſacht, welche alle herrlich begabt waren und alle nichts taugten. Dieſer Elende hatte die greiſen Haare des Vaters mit einer That beſchimpft, die nahe an Raub und Diebſtahl grenzte und dem für den Sohn einſtehenden, ſparſamen Poggio überdies eine empfindliche ökonomiſche Einbuße zuzog.

Nach einem kurzen Besinnen antwortete der Greis: „Jene Possen oder ähnliche, die dir schmecken, mein Cosmus, kleiden, wie üppige Kränze, nur braune Locken und mißziemen einem zahnlosen Munde.“ Er lächelte und zeigte noch eine hübsche Reihe weißer Zähne. „Und“ — seufzte er — „nur ungern kehre ich zu jenen Jugendlichkeiten, wie harmlos im Grunde sie sein mögen, zurück, jetzt da ich die Unbefangenheit meiner Standpunkte und die Läßlichkeit meiner Lebensauffassung bei meinem Sohne — ich weiß nicht kraft welches unheimlichen Gesetzes der Steigerung — zu unerträglicher Frechheit, ja zur Ruchlosigkeit entarten sehe.“

„Poggio, du predigst!“ warf ein Jüngling ein. „Du“, welcher der Welt die Komödien des Plautus wiedergegeben hast!“

„Dank für deine Warnung, Romolo!“ rief der unglückliche Vater, sich aufraffend, da er selbst als ein guter Gesellschafter es für unschicklich hielt, mit seinem häuslichen Kummer auf den Gästen zu lasten. „Dank für deine Erinnerung! Der „Fund des Plautus“ ist die Facetie, mit welcher ich heute Euch, Ihr Nachsichtigen, bewirthen will.“

„Nenne sie lieber den „Raub des Plautus“,“ warf ein Spötter ein.

Poggio aber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Möge sie Euch ergötzen," fuhr er fort, „und zugleich belehren, Freunde, wie ungerecht der Vorwurf ist, mit welchem mich meine Neider verfolgen, als hätte ich jene Classiker, deren Entdecker ich nun einmal bin, mir auf eine unedle, ja verwerfliche Weise angeeignet, als hätte ich sie — plump geredet — gestohlen. Nichts ist unwahrer."

Ein Lächeln ging im Kreise, zu welchem erst Poggio sich ernst und ablehnend verhielt, an dem er aber endlich selbst sich mitlächelnd betheiligte; denn ihm war, als einem Menschenkenner, bewußt, daß auch die falschesten Vorurtheile sich nur schwer wieder entwurzeln lassen.

„Meine Facetie," parodirte Poggio die den italienischen Novellen gewöhnlich voranstehende breite Inhaltsangabe, „handelt von zwei Kreuzen, einem schweren und einem leichten, und von zwei barbarischen Nonnen, einer Novize und einer Aebtissin."

„Göttlich, Poggio," unterbrach ihn ein Nachbar, „von der Art jener treuherzigen germanischen Vestalen, mit welchen du in deinem bewundernswerthen Reisebriefe die Heilbäder an der Limmat wie mit Najaden bevölkert hast — das Beste, was du geschrieben, bei den

neun Musen! Jener Brief verbreitete sich in tausend Abschriften über Italien . . ."

„Ich übertrieb, Euern Geschmack kennend," scherzte Poggio. „Immerhin, Ippolito, wirst du, als ein Liebhaber der Treuherzigkeit, an meiner barbarischen Nonne deine Freude haben. Ich beginne.

In jenen Tagen, erlauchter Cosmus, da wir unserer zur lernaeischen Schlange entstellten heiligen Kirche die überflüssigen Köpfe abschlugen, befand ich mich in Constanz und widmete meine Thätigkeit den großartigen Geschäften eines ökumenischen Concils. Meine Muße aber theilte ich zwischen der Betrachtung des ergötzlichen Schauspiels, das auf der beschränkten Bühne einer deutschen Reichsstadt die Frömmigkeit, die Wissenschaft, die Staatskunst des Jahrhunderts mit seinen Päpsten, Ketzern, Gauklern und Buhlerinnen zusammendrängte — und der gelegentlichen Suche nach Manuscripten in den umliegenden Klöstern.

Verschiedene Spuren und Fährten verfolgend, gerieth ich auf die der Gewißheit nahe Vermuthung, daß sich in einem benachbarten Nonnenkloster ein Plautus in den Händen barbarischer Nonnen befand, wohin er sich aus irgend einer abgehausten Benedictinerabtei als Erbe oder

Pfand mochte verirrt haben. Ein Plautus! Denke dir, mein erlauchter Gönner, was es sagen wollte, damals wo nur wenige, die Neugier unerträglich stachelnde Fragmente des großen römischen Komikers vorhanden waren! Daß ich darüber den Schlaf verlor, das glaubst du mir, Cosmus, der du meine Begeisterung für die Trümmer einer niedergegangenen größeren Welt theilst und begünstigst! Hätte ich nur Alles im Stiche gelassen und wäre auf die Stätte geeilt, wo ein Unsterblicher, statt die Welt zu ergötzen, in unwürdigem Dunkel moderte! Doch es waren die Tage, da die Wahl des neuen Papstes alle Gemüther beschäftigte und der heilige Geist die versammelten Väter auf die Verdienste und Tugenden des Otto Colonna aufmerksam zu machen begann, ohne daß darum das tägliche und stündliche Laufen und Rennen seiner Anhänger und Diener, unter welche ich zählte, im Geringsten entbehrlich geworden wäre.

So geschah es, daß mir ein untergeordneter und unredlicher Sucher, leider ein Landsmann, in dessen Gegenwart ich in meiner Herzensfreude ein unbesonnenes Wort über die Möglichkeit eines so großen Fundes hatte fallen lassen, zuvorkam und — der Ungeschickte! — ohne den Classiker per fas oder nefas zu gewinnen.

die Aebtissin des Klosters, wo er von Staub bedeckt lag, mißtrauisch und auf den Schatz, den sie unwissend besaß, aufmerksam machte.

Endlich bekam ich freie Hand und setzte mich — trotz der bevorstehenden Papstwahl — auf ein rüstig schreitendes Maulthier, den Auftrag hinterlassend, mir nach Eintritt des Weltereignisses einen Boten nachzusenden. Der Treiber meines Thieres war ein von dem Bischofe zu Chur unter seinem Gesinde nach Constanz gebrachter Rhäter und nannte sich Anselino de Spinga. Er hatte ohne Zögern in mein niedriges erstes Angebot gewilligt und wir waren um einen unglaublich billigen Preis übereingekommen.

Tausend Possen gingen mir durch den Kopf. Die Bläue des Aethers, die mit einem frischen, fast kalten Hauch aus Norden zu gleichen Theilen gemischte Sommerluft, der wohlfeile Ritt, die überwundenen Schwierigkeiten der Papstwahl, der mir bevorstehende höchste Genuß eines entdeckten Classikers, diese himmlischen Wohlthaten stimmten mich unendlich heiter und ich hörte die Musen und die Englein singen. Mein Begleiter dagegen, Anselino de Spinga, ergab sich — so schien mir — den schwermüthigsten Betrachtungen.

Selbst glücklich, suchte ich aus Menschenliebe auch ihn

glücklich zu machen, oder wenigstens zu erheitern, und gab ihm allerhand Räthsel auf. Meist aus der biblischen Geschichte, die dem Volke geläufig ist. „Kennst du," fragte ich, „den Hergang der Befreiung des Apostelfürsten aus den Ketten?" und erhielt die Antwort, er habe denselben abgebildet gesehen in der Apostelkirche von Tosana. „Gieb Acht, Hänschen!" fuhr ich fort. „Der Engel sprach zu Petrus: Zeuch deine Schuhe an und folge mir! Und sie gingen, ohne daß Petrus den Engel erkannt hätte, durch die erste und andere Hut, durch das Thor und eine Gasse lang. Jetzt schied der Begleiter, und alsbald sprach Petrus: Nun weiß ich wahrhaftig, daß mich ein Engel geführt hat. Woher, Hänschen, kam ihm dieses plötzliche Wissen, diese unumstößliche Ueberzeugung? Das sage mir, wenn du es errathen kannst." Anselino sann eine Weile und schüttelte dann den eigensinnigen Krauskopf. „Gieb Acht, Hänschen," sagte ich, „ich löse die Frage. Daran erkannte Petrus den Engel, daß er für seinen Dienst kein Trinkgeld verlangte! Solches ist nicht irdisch. So handelt nur ein Himmlischer!"

Man soll mit dem Volke nicht scherzen. Hänschen suchte in dem Spaße, welcher mir aus dem Nichts zugeflogen war, eine Absicht oder Anspielung.

„Es ist wahr, Herr," sagte er, „ich führe Euch fast umsonst und, ohne daß ich ein Engel bin, werde ich auch kein Trinkgeld fordern. Wisset, mich zieht es auch meinestheils nach Monasterlingen" — er nannte das Nonnenkloster, das Ziel unserer Fahrt — „wo morgen die Gertrude ihre Hüften mit dem Strick umgürtet und ihre Blondhaare unter der Scheere fallen."

Dem kräftigen Jüngling, der übrigens in Geberde und Rede — es mochte ein Tropfen romanischen Blutes in dem seinigen fließen — viel natürlichen Anstand hatte, rollten Thränen über das sonneverbrannte Gesicht. „Bei dem Bogen Cupidos," rief ich aus, „ein unglücklich Liebender!" und ließ mir die einfache, aber keineswegs leicht verständliche Geschichte erzählen:

Er habe, mit seinem Bischofe nach Constanz gekommen und dort ohne Beschäftigung, in der Umgegend als Zimmerer Arbeit gesucht. Diese habe er bei den Bauten des Nonnenklosters gefunden und dann die in der Nähe hausende Gertrude kennen lernen. Sie Beide seien sich gut geworden und haben ein Wohlgefallen aneinander gefunden. So haben sie gern und oft zusammengesessen. „In allen Züchten und Ehren," sagte er, „denn sie ist ein braves Mädchen." Da plötzlich sei

sie von ihm zurückgetreten, ohne Abbruch der Liebe, sondern etwa wie wenn eine strenge Frist verlaufen wäre, und er habe als gewiß vernommen, sie nehme den Schleier. Morgen werde sie eingekleidet und er werde dieser Handlung beiwohnen, um das Zeugniß seiner eigenen Augen anzurufen, daß ein redliches und durchaus nicht launenhaftes Mädchen einen Mann, den sie eingestandenermaßen liebe, ohne einen irgend denkbaren Grund könne fahren lassen, um eine Nonne zu werden; wozu Gertrude, die Natürliche und Lebenskräftige, so wenig als möglich tauge und — wunderlicher Weise — aus ihren eigenen Aeußerungen zu schließen, auch keine Lust habe, ja, wovor ihr graue und bange.

„Es ist unerklärlich!" schloß der schwermüthige Rhäter und fügte bei, „durch eine Güte des Himmels sei kürzlich seine böse Stiefmutter Todes verblichen, vor welcher er das väterliche Haus geräumt, und dieses ihm nun wieder offen, wie die Arme seines greisen Vaters. Dergestalt würde seine Taube ein warmes Nest finden, aber sie wolle schlechterdings und unbegreiflicher Weise in einer Zelle nisten."

Nach beendigter Rede verfiel Hänschen wieder in ein trübes Brüten und hartnäckiges Schweigen, welches er nur brach, um meine Frage nach dem Wesen der

Aebtiſſin zu beantworten. Sie ſei ein garſtiges, kleines Weib, aber eine meiſterliche Verwalterin, welche den verlotterten Haushalt des Kloſters hergeſtellt und in die Höhe gebracht hätte. Sie ſtamme aus Abbatis Cella und heiße im Volke nur „das Brigittchen von Trogen".

Endlich tauchte das Kloſter aus monotonen Weinbergen auf. Jetzt bat mich Anſelino, ihn in einer Schenke am Wege zurückzulaſſen, da er Gertruden nur noch einmal erblicken wolle — bei ihrer Einkleidung. Ich nickte einwilligend und ließ mich vom Maulthiere heben, um gemächlich dem nahen Kloſter zuzuſchlendern.

Dort ging es luſtig her. In der Freiheit der Kloſterwieſe wurde ein großer, undeutlicher Gegenſtand verſteigert oder zu anderem Behufe vorgezeigt. Ein Schwartenhals, die Sturmhaube auf dem Kopfe, ſtieß von Zeit zu Zeit in eine mißtönige Trommete, vielleicht ein kriegeriſches Beuteſtück, vielleicht ein kirchliches Geräthe. Um die von ihren Nonnen umgebene Aebtiſſin und den zweideutigen Herold mit geflicktem Wams und zerlumpten Hoſen, dem die nackten Zehen aus den zerriſſenen Stiefeln blickten, bildeten Laien und zugelaufene Mönche einen bunten Kreis in den traulichſten Stellungen. Unter den Bauern ſtand hin und wieder ein Edelmann — es iſt

in Turgovia, wie dieſe deutſche Landſchaft ſich nennt, Ueberfluß an kleinem und geringem Wappengevögel — aber auch Bänkelſänger, Zigeuner, fahrende Leute, Dirnen und Geſindel jeder Art, wie ſie das Concil herbeigelockt hatte, miſchten ſich in die ſeltſame Corona. Aus dieſer trat Einer nach dem Andern hervor und wog den Gegenſtand, in welchem, näher getreten, ich ein grauſiges, alterthümliches, gigantiſches Kreuz erkannte. Es ſchien von außerordentlicher Schwere zu ſein, denn nach einer kurzen Weile begann es in den unſicher werdenden Händen ſelbſt des ſtärkſten Trägers hin und her zu ſchwanken, ſenkte ſich bedrohlich und ſtürzte, wenn nicht andere Hände und Schultern ſich tumultuariſch unter das centnerſchwere Holz geſchoben hätten. Jubel und Gelächter begleiteten das Aergerniß. Um die Unwürdigkeit der Scene zu vollenden, tanzte die bäuriſche Aebtiſſin wie eine Beſeſſene auf der friſchgemähten Wieſe herum, begeiſtert von dem Werth ihrer Reliquie — das Verſtändniß dieſes Marktes begann mir zu dämmern — und wohl auch von dem Kloſterweine, welcher in ungeheuern hölzernen Kannen, ohne Becher und Ceremonie, von Munde zu Munde ging.

„Bei den Zöpfen der Muttergottes," ſchrie das freche Weibchen, „dieſes Kreuz unſerer ſeligen Herzogin

Amalaswinta hebt und trägt mir Keiner, ſelbſt der ſtämmigſte Burſche nicht; aber morgen lüpft's das Gertrudchen wie einen Federball. Wenn mir die ſterbliche Creatur nur nicht eitel wird! Gott allein die Ehre! ſagt das Brigittchen. Leute, das Wunder iſt tauſend Jahr alt und noch wie funkelnagelneu! Es hat immer richtig geſpielt und, auf Schwur und Eid, auch morgen läuft es glatt ab." — Sicherlich, die brave Aebtiſſin hatte ſich unter dem himmliſchen Tage ein Räuſchlein getrunken.

Dieſen poſſierlichen Vorgang mit ähnlichen, in meinem geſegneten Vaterland erlebten zuſammenhaltend, begann ich ihn zu verſtehen und zu würdigen — nicht anders, als ich mir ihn, eine Stunde ſpäter, bei größerer Sachkunde endgültig zurechtlegte; aber ich wurde in meinem Gedankengange plötzlich und unangenehm unterbrochen durch einen kreiſchenden Zuruf der Hanswurſtin in der weißen Kutte mit dem hochgerötheten Geſichte, den dumm pfiffigen Aeuglein, dem kaum entdeckbaren Stülpnäschen und dem davon durch einen ungeheuern Zwiſchenraum getrennten beſtialiſchen Munde.

„He dort, welſcher Schreiber!" ſchrie ſie mich an. Ich war an dieſem Tage ſchlicht und reiſemäßig gekleidet

und trage meinen classischen Ursprung auf dem Antlitz. „Tretet ein bischen näher und küpst mir da der seligen Amalaswinte Kreuz!"

Alle Blicke richteten sich lachlustig auf mich, man gab Raum und ich wurde nach alemannischer Sitte mit derben Stößen vorgeschoben. Ich entschuldigte mich mit der, Freunde, Euch bekannten Kürze und Schwäche meiner Arme." Der Erzähler zeigte dieselbe mit einer schlenkernden Geberde.

„Da rief die Schamlose, mich betrachtend: „Um so längere Finger hast du, sauberer Patron!" und in der That, meine Finger haben sich durch die tägliche Uebung des Schreibens ausgebildet und geschmeidigt. Die Menge des umstehenden Volkes aber schlug eine tobende Lache auf, deren Sinn mir unverständlich blieb, die mich aber beleidigte und welche ich der Aebtissin ankreidete. Mißmuthig wandte ich mich ab, bog um die Ecke der nahen Kirche und den Haupteingang derselben offen findend, betrat ich sie. Der edle Rundbogen der Fenster und Gewölbe, statt des modischen Spitzbogens und des närrischen französischen Schnörkels, stimmte mich wieder klar und ruhig. Langsam schritt ich vorwärts durch die Länge des Schiffes, von einem Bildwerke angezogen, das sich, von

Oberlicht erhellt, in kräftiger Rundung aus dem heiligen Dämmer hob und etwas in seiner Weise Schönes zu sein schien. Ich trat nahe und wurde nicht enttäuscht. Das Steinwerk enthielt zwei, durch ein Kreuz verbundene Gestalten und dieses Kreuz glich an Größe und Verhältnissen vollständig dem auf der Klosterwiese zur Schau stehenden, welches von beiden dem andern nachgeahmt sein mochte. Ein gewaltiges, dorngekröntes Weib trug es fast wagrecht mit kraftvollen Armen auf mächtiger Schulter und stürzte doch unter ihm zusammen, wie die derb im Gewande sich abzeichnenden Kniee zeigten. Neben und vor dieser hinfälligen Gigantin schob eine kleinere Gestalt ein Krönlein auf dem lieblichen Haupte, ihre schmalere Schulter erbarmungsvoll unter die untragbare Last. Der alte Meister hatte — absichtlich, oder wohl eher aus Mangel an künstlerischen Mitteln — Körper und Gewandung roh behandelt, sein Können und die Inbrunst seiner Seele auf die Köpfe verwendend, welche die Verzweiflung und das Erbarmen ausdrückten.

Davon ergriffen, trat ich, das gute Licht suchend, einen Schritt zurück. Siehe, da kniete mir gegenüber an der andern Seite des Werkes ein Mädchen, wohl eine Eingeborene, eine Bäuerin der Umgebung, fast eben

so kräftig gebildet wie die steinerne Herzogin, die Kapuze der weißen Kutte über eine Last von blonden Flechten und einen starken, luftbedürftigen Nacken zurückgeworfen.

Sie erhob sich, denn sie war, in sich versunken, meiner nicht früher ansichtig geworden, als ich ihrer, wischte sich mit der Hand quellende Thränen aus dem Auge und wollte sich entfernen. Es mochte eine Novize sein.

Ich hielt sie zurück und bat sie, mir das Steinbild zu deuten. Ich sei einer der fremden Väter des Concils, sagte ich ihr in meinem gebrochenen Germanisch. Diese Mittheilung schien ihr nicht viel Eindruck zu machen. Sie berichtete mir in einer einfachen Weise, das Bild stelle eine alte Königin oder Herzogin dar, die Stifterin dieses Klosters, welche, darin Profeß thuend, zur Einkleidung habe schreiten wollen: das Haupt mit Dornen umwunden und die Schulter mit dem Kreuze beladen. „Es heißt," fuhr das Mädchen bedenklich fort, „sie war eine große Sünderin, mit dem Giftmord ihres Gatten beladen, aber so hoch, daß die weltliche Gerechtigkeit ihr nichts anhaben durfte. Da rührte Gott ihr Gewissen und sie gerieth in große Nöthe, an dem Heil ihrer Seele verzweifelnd!" Nach einer langen und schweren Buße

habe sie, ein Zeichen verlangend, daß ihr vergeben sei, dieses große und schwere Kreuz zimmern lassen, welches der stärkste Mann ihrer Zeit kaum allein zu heben vermochte, und auch sie wäre darunter zusammengebrochen, hätte es nicht die Mutter Gottes in sichtbarer Gestalt barmherzig mit getragen, die ambrosische Schulter neben die irdische schiebend.

Nicht diese Worte brauchte die blonde Germanin, sondern einfachere, ja derbe und plumpe, welche sich aber aus einer barbarischen in unsere gebildete toscanische Sprache nicht übersetzen ließen, ohne bäurisch und grotesk zu werden, und das, Herrschaften, würde hinwiederum nicht passen zu dem großen Ausdrucke der trotzigen, blauen Augen und der groben, aber wohlgeformten Züge, wie ich sie damals vor mir gesehen habe.

„Die Geschichte ist glaublich!" sprach ich vor mich hin, denn diese Handlung einer barbarischen Königin schien mir in die Zeiten und Sitten um die dunkle Wende des ersten Jahrtausends zu passen. „Sie könnte wahr sein!"

„Sie ist wahr!" behauptete Gertrude kurz und heftig mit einem finstern, überzeugten Blicke auf das Steinbild, und wollte sich wiederum entfernen; aber ich hielt sie

zum andern Male zurück mit der Frage, ob sie die Gertrude wäre, von welcher mir mein heutiger Führer Hans von Splügen erzählt habe? Sie bejahte unerschrocken, ja unbefangen, und ein Lächeln verbreitete sich von den festen Mundwinkeln langsam wie ein wanderndes Licht über das braune, aber schon in der Klosterluft bleichende Antlitz.

Dann sann sie und sagte: „Ich wußte, daß er meiner Einkleidung beiwohnen werde und mir kann es recht sein. Sieht er meine Flechten fallen, so hilft ihm das, mich vergessen. Da Ihr einmal hier seid, ehrwürdiger Herr, will ich eine Bitte an Euch richten. Fährt der Mann mit Euch nach Constanz zurück, so steckt ihm ein Licht an, warum ich mich ihm verweigert habe, nachdem ich — und sie erröthete kaum merklich — in Ehren und nach Landessitte mit ihm freundlich gewesen bin. Mehr als einmal war ich im Begriff, ihm den Handel zu erzählen, aber ich biß mich in die Lippe, denn es ist ein geheimer Handel zwischen mir und der Gottesmutter und da taugt Schwatzen nicht. Euch aber, einem in den geistlichen Geheimnissen Bewanderten, kann ich ihn ohne Verrath mittheilen. Ihr berichtet dann dem Hans davon, so viel sich schickt und Euch gut dünkt. Es ist nur, damit er mich nicht für eine

Leichtfertige halte und für eine Undankbare und ich ihm dergestalt im Gedächtniß bleibe.

Mit meiner Sache aber ist es so bestellt. Als ich noch ein unmündiges Kind war — ich zählte zehn Jahre und der Vater war mir schon gestorben — erkrankte mir das Mütterlein schwer und hoffnungslos. Da befiel mich eine Angst, allein in der Welt zu bleiben. Aus dieser Angst und aus Liebe zu dem Mütterlein gelobte ich mich der reinen Magd Maria für mein zwanzigstes Jahr, wenn sie mir es bis dahin erhielte, oder nahezu. So that sie und erhielt es mir bis letzten Frohnleichnam, wo es selig verstarb, gerade da der Hans im Kloster mit Zimmerwerk zu thun hatte und dann auch dem Mütterlein den Sarg zimmerte. Da ich nun allein war, was ist da viel zu wundern, daß er mir lieb wurde. Er ist brav, sparsam, was die Welschen meistentheils sind, „modest und discret", wie sie ennetbirgisch sagen. Auch konnten wir in zwei Sprachen mit einander verhandeln, denn der Vater, der ein starker und beherzter Mann war, hatte früher, nicht zu seinem Schaden, einen schmächtigen, furchtsamen Handelsherrn zu wiederholten Malen über das Gebirge begleitet und von jenseits ein paar welsche Brocken heimgebracht. Nannte mich nun der Hans „cara

bambina", so hieß ich ihn dagegen „poverello" und beides lautet wohl, ob ich auch unsere landesüblichen Liebeswörter nicht schelten will, wenn sie ehrlich gemeint sind.

Zugleich aber war mein Gelübde verfallen und mahnte mich mit jedem Aveläuten.

Da kamen mir oft flüsternde Gedanken, wie z. B.: „Das Gelübde eines unschuldigen Kindes, das nicht weiß, was Mann und Weib ist, hat dich nicht weggeben können!" oder: „Die Mutter Gottes, gütig wie sie ist, hätte dir das Mütterlein wohl auch umsonst und vergebens geschenkt!" Doch ich sprach dagegen: „Handel ist Handel" und „Ehrlich währt am längsten!" Sie hat ihn gehalten, so will ich ihn auch halten. Ohne Treu und Glauben kann die Welt nicht bestehen. Wie sagte der Vater selig? Ich hielte dem Teufel Wort, sagte er, geschweige dem Herrgott.

Nun höret, ehrwürdiger Herr, wie ich es meine! Seit die Mutter Gottes der Königin das Kreuz trug, hilft sie es, ihr Kloster bevölkernd, seit urewigen Zeiten allen Novizen ohne Unterschied tragen. Es ist ihr eine Gewohnheit geworden, sie thut es gedankenlos. Mit diesen meinen Augen habe ich — eine Neunjährige — gesehen, wie das Lieschen von Weinfelden, ein sieches

Geschöpf, da es hier Profeß that, das centnerschwere Kreuz spottend und spielend auf der schiefen Schulter trug.

Nun sage ich zur Mutter Gottes: „Willst du mich, so nimm mich! Obwohl ich — wenn du die Gertrude wärest und ich die Mutter Gottes — ein Kind vielleicht nicht beim Wort nehmen würde. Aber gleichviel — Handel ist Handel! Nur ist ein Unterschied. Der Herzogin, von Sünden schwer, ward es leicht und wohl im Kloster; mir wird es darinnen wind und weh. Trägst du mir das Kreuz, so erleichtere mir auch das Herz; sonst giebt es ein Unglück, Mutter Gottes! Kannst du mir aber das Herz nicht erleichtern, so laß mich tausend Male lieber zu meiner Schande und vor aller Leute Augen stürzen und schlagen platt auf den Boden hin."

Während ich diese schwerfälligen Gedanken, langsam arbeitend, tiefe Furchen in Gertrudens junge Stirn ziehen sah, lächelte ich listig: „Ein behendes und kluges Mädchen zöge sich mit einem Straucheln aus der Sache!" Da loderten ihre blauen Augen. „Meint Ihr, ich werde fälschen, Herr?" zürnte sie. „So wahr mir helfe Gott Vater, Sohn und Geist in meinem letzten Stündlein, so redlich will ich das Kreuz tragen mit allen Sehnen und Kräften dieser meiner Arme!" und sie hob dieselben

leidenschaftlich, als trüge sie es schon, so daß die Aermel der Kutte und des Hemdes weit zurückfielen. Da betrachtete ich, als ein Florentiner, der ich bin, die schlankkräftigen Mädchenarme mit künstlerischem Vergnügen. Sie wurde es gewahr, furchte die Stirn und wandte mir unmuthig den Rücken.

Nachdem sie gegangen war, setzte ich mich in einen Beichtstuhl, legte die Stirn in die Hand und sann — wahrlich nicht an das barbarische Mädchen, sondern an den römischen Classiker. Da jubelte mein Herz und ich rief überlaut: „Dank, Ihr Unsterblichen! Geschenkt ist der Welt ein Liebling der komischen Muse! Plautus ist gewonnen!"

Freunde, eine Verschwörung von Gelegenheiten verbürgte mir diesen Erfolg.

Ich weiß nicht, mein Cosmus, wie du vom Wunderbaren denkst? Ich selbst denke läßlich davon, weder abergläubisch, noch vermessen; denn ich mag die absoluten Geister nicht leiden, welche, wo eine unerklärliche Thatsache einen Dunstkreis von Aberglauben um sich sammelt, die ganze Erscheinung — Mond und Hof — ohne Prüfung und Unterscheidung entweder summarisch glauben oder eben so summarisch verwerfen.

Das Unbegreifliche und den Betrug, beide glaubte ich hier zu entdecken.

Das schwere Kreuz war echt und eine großartige Sünderin, eine barbarische Frau, mochte es gehoben haben mit den Riesenkräften der Verzweiflung und der Inbrunst. Aber diese That hatte sich nicht wiederholt, sondern wurde seit Jahrhunderten gaukelrisch nachgeäfft. Wer war schuldig dieses Betruges? Irre Andacht? rechnende Habsucht? Das bedeckte das Dunkel der Zeiten. So viel aber stand fest: Das grausige, alterschwarze Kreuz, das vor dem Volke zur Schau gestellt war, und das von einer Reihenfolge einfältiger oder einverstandener Novizen und neulich noch von dem schwächlichen und verschmitzten Lieschen zu Weinfelden bei ihrer Einkleidung getragene, waren zwei verschiedene Hölzer und während das schwere auf der Klosterwiese gezeigt und gewogen wurde, lag ein leichtes Gaukelkreuz in irgend einem Verstecke des Klosters aufgehoben und eingeriegelt, um dann morgen mit dem wahren die Rolle zu wechseln und die Augen des Volkes zu täuschen.

Das Dasein eines Gaukelkreuzes, von welchem ich wie von meinem eigenen überzeugt war, bot mir eine Waffe. Eine zweite bot mir ein Zeitereigniß.

Drei entsetzte Päpste und zwei verbrannte Ketzer genügten nicht, die Kirche zu reformiren; die Commissionen des Concils beschäftigten sich, die eine mit diesem, die andere mit jenem abzustellenden Uebelstande. Eine derselben, in welcher der Doctor christianissimus Gerson und der gestrenge Pierre d'Ailly saßen und ich zeitweilig die Feder führte, stellte die Zucht in den Nonnenklöstern her. Die in unsichern Frauenhänden gefährlichen Scheinwunder und die schlechte Lectüre der Schwestern kamen da zur Sprache. Im Vorbeigehen —, diese Dinge wurden von den zwei Franzosen mit einer uns Italienern geradezu unbegreiflichen Pedanterie behandelt, ohne den leichtesten Scherz, wie nahe er liegen mochte. Genug, die Thatsache dieser Verhandlungen bildete den Zettel, die Verschuldung eines Scheinwunders den Einschlag meines Gewebes und das Netz war fertig, welches ich der Aebtissin unversehens über den Kopf warf.

Langsam erstieg ich die Stufen des Chores und wandte mich aus demselben rechts in die ebenfalls hoch und kühn gewölbte Sacristei, in welcher ich die mit prahlerischen Inschriften bezeichnete leere Stelle fand, wo das schwere Kreuz gewöhnlich an die hohe Mauer lehnte und wohin es bald wieder von der Klosterwiese

zurückkehren sollte. Zwei Pförtchen führten in zwei Seitengelasse. Das eine zeigte sich verschlossen. Das andere öffnend, stand ich in einer durch ein von Spinneweb getrübtes Rundfenster dürftig erhellten Kammer. Siehe, es enthielt die auf ein paar wurmstichige Bretter zusammengedrängte Bibliothek des Klosters.

Mein ganzes Wesen gerieth in Aufregung, nicht anders als wäre ich ein verliebter Jüngling und beträte die Kammer Lydia's oder Glycere's. Mit zitternden Händen und bebenden Knieen nahte ich mich den Pergamenten und, hätte ich darunter die Komödien des Umbriers gefunden, ich bedeckte sie mit unersättlichen Küssen.

Aber, ach, ich durchblätterte nur Rituale und Liturgien, deren heiliger Inhalt mich Getäuschten kalt ließ. Kein Codex des Plautus! Man hatte wahr berichtet. Ein plumper Sammler hatte durch ein täppisches Zugreifen den Hort, statt ihn zu heben, in unzugängliche Tiefen versinken lassen. Ich fand — als einzige Beute — unter dem Staube die „Bekenntnisse St. Augustins", und da ich das spitzfindige Büchlein stets geliebt habe, steckte ich es mechanisch in die Tasche, mir, nach meiner Gewohnheit, eine Abendlectüre vorbereitend. Siehe —

da fuhr, wie der Blitz, meine kleine Aebtissin, welche das Kreuz wieder in die Sacristei hatte schleppen lassen und mir, ohne daß ich es, in der Betäubung des Verlangens und der Enttäuschung, vernommen hätte, durch die offengebliebene Thür in die Bücherkammer nachgeschlichen kam — wie der Blitz fuhr das Weibchen, sage ich, auf mich los, schimpfend und scheltend, ja sie betastete meine Toga mit unziemlichen Handgriffen und brachte den an meinem Busen liegenden Kirchenvater wieder ans Tageslicht.

„Männchen, Männchen," kreischte sie, „ich habe es gleich Eurer langen Nase angesehen, daß Ihr einer der welschen Büchermarder seid, welche zeither unsere Klöster beschleichen. Aber, lernet, es ist ein Unterschied zwischen einem weinschweren Mönch des heiligen Gallus und einer hurtigen Appenzellerin. Ich weiß," fuhr sie schmunzelnd fort, „um welchen Speck die Katzen streichen. Sie belauern das Buch des Pickelhärings, welches wir hier aufbewahren. Keine von uns wußte, was drinnen stand, bis neulich ein welscher Spitzbube unsere hochheiligen Reliquien verehrte und dann unter seinem langen, geistlichen Gewande" — sie wies auf das meinige — „den Possenreißer ausführen wollte. Da sagte ich zu mir: Brigittchen von Trogen, laß dich nicht prellen! Die

Schweinshaut muß Goldes werth sein, da der Welsche den Strick dafür wagt. Denn bei uns, Mann, heißt es: „wer eines Strickes Werth stiehlt, der hangt am Strick!“ Das Brigittchen, nicht dumm, zieht einen gelehrten Freund ins Vertrauen, einen Mann ohne Falsch, den Pfaffen von Dießenhofen, der unser Weinchen lobt und zuweilen mit den Schwestern einen schnurrigen Spaß treibt. Wie der die närrischen, vergilbten Schnörkel untersucht, „Potz Hasen, Frau Mutter,“ sagt' er, „das gilt im Handel! Daraus baut Ihr Euerm Klösterlein eine Scheuer und eine Kelter! Nehmt mir das Buch, liebe Frau, flüchtet es unter Euern Pfühl, legt Euch auf den Poder — so hat es den Namen — und bleibt — bei der Krone der Mutter Gottes — darauf liegen, bis sich ein redlicher Käufer meldet!“ Und so that das Brigittchen, wenn es auch zeither etwas hart liegt.“

Ich verwand ein Lächeln über das Nachtlager des Umbriers, welches ihm die drei Richter der Unterwelt für seine Sünden mochten zugesprochen haben, und zeigte, mir die Würde gebend, die mir unter Umständen eignet, ein ernstes und strafendes Gesicht.

„Aebtissin,“ sprach ich in feierlichem Tone, „du verkennest mich. Vor dir steht ein Gesandter des Concils,

einer der in Constanz versammelten Väter, einer der heiligen Männer, welche geordnet sind zur Reform der Nonnenklöster.“ Und ich entfaltete eine stattlich geschriebene Wirthshausrechnung; denn mich begeisterte die Nähe des versteckten komischen Dichters.

„Im Namen,“ las ich, „und mit der Vollmacht des siebzehnten und ökumenischen Concils! Die Hände keiner christlichen Vestale verunreinige eine jener sittengefährlichen, sei es lateinisch, sei es in einer der Vulgärsprachen verfaßten Schriften, mit deren Erfindung ihre Seele beschädigt haben . . . Fromme Mutter, ich darf Eure keuschen Ohren nicht mit den Namen dieser Verworfenen beleidigen . . . .

„Gaukelwunder, herkömmliche oder einmalige, verfolgen wir mit unerbittlicher Strenge. Wo sich ein wissentlicher Betrug feststellen läßt, büßt die Schuldige — und wäre es die Aebtissin — das Sacrilegium unnachsichtlich mit dem Feuertode.“

Diese wurde bleich wie eine Larve. Aber gleich wieder faßte sich das verlogene Weibchen mit einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart.

„Gott sei gepriesen und gelobt,“ rief es aus, „daß er endlich in seiner heiligen Kirche Ordnung schafft!“

und holte zuthulich grinsend aus einem Winkel des Schreines ein zierlich gebundenes Büchlein hervor. „Dieses," sagte es, „hinterließ uns ein welscher Cardinal, unser Gastfreund, welcher sich damit in sein Mittagsschläfchen las. Der Pfaff von Dießenhofen, welcher es musterte, that dann den Ausspruch, es sei das Wüsteste und Gottverbotenste, was seit Erfindung der Buchstaben und noch dazu von einem Cleriker ersonnen wurde. Frommer Vater, ich lege Euch den Unrat vertrauensvoll in die Hände. Befreit mich von dieser Pest!" Und sie übergab mir — meine Facetien!

Obwohl diese Ueberraschung eine Bosheit eher des Zufalls als des geistlichen Weibchens war, fühlte ich mich doch gekränkt und verstimmt. Ich begann die kleine Aebtissin zu hassen. Denn unsere Schriften sind unser Fleisch und Blut und ich schmeichle mir, in den meinigen mit leichten Sohlen zu schreiten, weder die züchtigen Musen, noch die unfehlbare Kirche beleidigend.

„Gut," sagte ich. „Möchtest du, Aebtissin, auch in dem zweiten und wesentlicheren Punkt unsträflich erfunden werden! Dem versammelten Volke hast du in der Nähe und unter den Augen des Concils," sprach ich vorwurfsvoll, „ein Wunder versprochen, so marktschreierisch, daß

du es jetzt nicht mehr rückgängig machen kannst. Ich weiß nicht ob das klug war. Erstaune nicht, Aebtissin, daß dein Wunder geprüft wird! Du hast dein Urtheil gefordert!"

Die Kniee des Weibchens schlotterten, und seine Augen gingen irre. „Folge mir," sagte ich streng. „und besichtigen wir die Organe des Wunders!"

Sie folgte niedergeschlagen und wir betraten die Sacristei, wohin das echte Kreuz zurückgekehrt war und in dem weiten Halbdunkel des edlen Raumes mit seinen Rissen und Sprüngen und mit seinem gigantischen Schlagschatten so gewaltig an die Mauer lehnte, als hätte heute erst eine verzweifelnde große Sünderin es ergriffen und wäre darunter ins Knie gesunken, die Steinplatte schon mit der Stirne berührend in dem Augenblicke da die Himmelskönigin erschien und ihr beistand. Ich wog es, konnte es aber nicht einen Augenblick heben. Um so lächerlicher schien mir der Frevel, diese erdrückende Bürde mit einem Spielzeuge zu vertauschen. Ich wendete mich entschlossen gegen das hohe, schmale Pförtchen, dahinter ich dieses vermuthete.

„Den Schlüssel, Aebtissin!" befahl ich. Das Weibchen starrte mich mit entsetzten Augen an, aber antwortete

frech: „Verloren gegangen, Herr Biſchof! Seit mehr als einem Jahrzehnt!“

„Frau,“ ſprach ich mit furchtbarem Ernſte, „dein Leben ſteht auf dem Spiel! Dort gegenüber hauſt ein Dienſtmann des mir befreundeten Grafen von Doccaburgo. Dorthin ſchicke oder gehe ich nach Hilfe. Findet ſich hier ein dem echten nachgebildetes Scheinkreuz von leichterem Gewichte, ſo flammſt und loderſt du, Sünderin, wie der Ketzer Huſs, und nicht minder ſchuldig als er!“

Nun trat eine Stille ein. Dann zog das Weibchen — ich weiß nicht ob zähneklappernd oder zähneknirſchend — einen alterthümlichen Schlüſſel mit krauſem Barte hervor und öffnete. Schmeichelhaft — mein Verſtand hatte mich nicht betrogen. Da lehnte an der Mauer des hohen kaminähnlichen Kämmerchens ein ſchwarzes Kreuz mit Riſſen und Sprüngen, welches ich gleich ergriff und mit meinen ſchwächlichen Armen ohne Schwierigkeit in die Lüfte hob. In jeder ſeiner Erhöhungen und Vertiefungen, in allen Einzelheiten war das falſche nach dem Vorbilde des echten Kreuzes geformt, dieſem auch für ein ſcharfes Auge zum Verwechſeln ähnlich, nur daß es zehnmal leichter wog. Ob es gehöhlt, ob es aus Kork oder einem anderen leichteſten Stoffe verfertigt ſein

mochte, habe ich, bei dem raschen Gang und der Ueberstürzung der Ereignisse, niemals in Erfahrung gebracht.

Ich bewunderte die Vollkommenheit der Nachahmung und der Gedanke stieg in mir auf: Nur ein großer Künstler, nur ein Welscher kann dieses zu Stande gebracht haben: und da ich für den Ruhm meines Vaterlandes begeistert bin, brach ich in die Worte aus: „Vollendet! Meisterhaft!“ — wahrlich nicht den Betrug, sondern die darauf verwendete Kunst lobend.

„Schäker, Schäker,“ grinste mit gehobenem Finger das schamlose Weibchen, welches mich aufmerksam beobachtet hatte: „Ihr habet mich überlistet und ich weiß, was es mich kostet! Nehmet Euern Possenreißer, den ich Euch stracks holen werde, unter den Arm, haltet reinen Mund und ziehet mit Gott!“ Wann auf den sieben Hügeln zwei Auguren sich begegneten und, nach einem antiken geflügelten Worte, sich zulächelten, wird es ein feineres Spiel gewesen sein, als das unreinliche Gelächter, welches die Züge meiner Aebtissin verzerrte und sich in die cynischen Worte übersetzen ließ: „Wir Alle wissen, wo Bartolo den Most holt, wir sind Schelme allesammt und keiner braucht sich zu zieren.“

Ich aber ſann inzwiſchen auf die Beſtrafung des nichtsnutzigen Weibchens.

Da vernahmen wir bei der plötzlich eingetretenen Stille ein Trippeln, ein Wispern, ein Kichern aus dem nahen Chore und erriethen, daß wir von den müßigen und neugierigen Nonnen belauſcht wurden. „Bei meinem theuern Magdthum,“ beſchwor mich das Weibchen, „verlaſſen wir uns, Herr Biſchof! Um keine Güter der Erde möchte ich mit Euch von meinen Nonnen betroffen werden; denn Ihr ſeid ein wohlgebildeter Mann und die Zungen meiner Schweſtern ſchneiden wie Scheeren und Meſſer!“ Dieſes Bedenken fand ich begründet. Ich hieß ſie ſich entfernen und ihre Nonnen mit ſich nehmen.

Nach einer Weile dann räumte auch ich die Sacriſtei. Die Thür zu der Kammer des Paulelkreuzes aber legte ich nur behutſam ins Schloß, ohne den Schlüſſel darin umzudrehen. Dieſen zog ich, ſteckte ihn unter mein Gewand und ließ ihn im Chore in eine Spalte zwiſchen zwei Stühlen gleiten, wo er heute noch ſtecken mag. So aber that ich ohne beſtimmten Plan auf die Einflüſterung irgend eines Gottes oder einer Göttin.

Wie ich in der niederen äbtlichen Stube mit meiner Aebtiſſin und einem Kloſtergerüchlein zuſammenſaß, em-

pfand ich eine ſolche Sehnſucht nach dem unſchuldigen Spiele der Muſe und einen ſolchen Widerwillen gegen die Drehungen und Windungen der ertappten Lüge, daß ich beſchloß, es kurz zu machen. Das geiſtliche Weibchen mußte mir bekennen, wie es in das hundertjährige Schelmſtück eingeweiht wurde und ich machte ein Ende mit ein paar prätoriſchen Edicten. Sie geſtand: ihre Vorgängerin im Amte habe ſich ſterbend mit ihr und dem Beichtiger eingeſchloſſen und Beide hätten ihr das von Aebtiſſin auf Aebtiſſin vererbte Scheinwunder als das wirthſchaftliche Heil des Kloſters an das Herz gelegt. Der Beichtiger — ſo erzählte ſie geſchwätzig — habe des Ruhmes kein Ende gefunden über das ehrwürdige Alter des Betrugs, ſeinen tiefen Sinn und ſeine belehrende Kraft. Beſſer und überzeugender als jede Predigt verſinnliche dem Volke das Trugwunder die anfängliche Schwere und ſpätere Leichtigkeit eines gottſeligen Wandels. Dieſe Symbolik hatte den Kopf des armen Weibchens dergeſtalt verdreht, daß es in einem Athemzuge behauptete, etwas Unrechtes hätte es nicht begangen, als Kind aber ſei es auch einmal ehrlich geweſen.

„Ich ſchone dich um der Mutter Kirche willen, auf

welche die Flamme deines Scheiterhaufens ein falſches Licht würfe," ſchnitt ich dieſe bäuerliche Logik ab und befahl ihr kurz, das Gaukelkreuz zu verbrennen, nachdem das ſchon ausposaunte Wunder noch einmal geſpielt habe — dieſes wagte ich aus Klugheitsgründen nicht zu verhindern — den Plautus aber ohne Friſt auszuliefern.

Die Aebtiſſin gehorchte ſchimpfend und ſchmähend. Sie unterzog ſich den Verordnungen des Concils von Conſtanz, wie dieſelben mein Mund formulirte, ob auch ohne das Vorwiſſen der verſammelten Väter, ſicherlich in ihrem Sinne und Geiſte.

Wie das Brigittchen mir knurrend den Codex brachte — ich hatte mich in ein bequemes Gemach des an der Ringmauer gelegenen klöſterlichen Gaſthauſes geflüchtet — drängte ich die Ungezogene aus der Thür und ſchloß mich mit den komiſchen Larven des Umbriers ein. Kein Laut ſtörte mich dort, wenn nicht der Nehrreim eines Kinderliedes, welches Bauermädchen auf der Wieſe vor meinem Fenſter ſangen, das mir aber nur meine Einſamkeit noch ergötzlicher machte

Nach einer Weile freilich polterte draußen das geiſtliche Weibchen in großer Aufregung und ſchlug mit verzweifelten Fäuſten gegen die verriegelte ſchwere Eichen-

thür, den Schlüssel der offenstehenden Kammer des Gankelkreuzes fordernd. Ich gab ihr bedauernd den kurzen und wahrhaften Bescheid, derselbe sei nicht in meinen Händen, achtete ihrer weiter nicht und ließ, im Himmel des höchsten Genusses, die Unselige jammern und stöhnen, wie eine Seele im Fegfeuer. Ich aber schwelgte in hochzeitlichen Wonnen.

Ein an das Licht tretender Classiker und nicht ein dunkler Denker, ein erhabener Dichter, nein das Nächstliegende und ewig Fesselnde, die Weltbreite, der Puls des Lebens, das Marktgelächter von Rom und Athen, Witz und Wortwechsel und Wortspiel, die Leidenschaften, die Frechheit der Menschennatur in der mildernden Uebertreibung des komischen Zerrspiegels! Während ich ein Stück verschlang, hütete ich schon mit heißhungrigen Blicken das folgende.

Ich hatte den witzigen Amphitryo beendigt, schon lag die Aulularia mit der unvergleichlichen Maske des Geizhalses vor mir aufgeschlagen — da hielt ich inne und lehnte mich in den Stuhl zurück; denn die Augen schmerzten mich. Es dämmerte und dunkelte. Die Mädchen auf der Wiese draußen hatten wohl eine Viertelstunde lang unermüdlich den albernen Reigen wiederholt:

„Adam hatte sieben Söhn' . . . ."

Jetzt begannen sie neckisch einen neuen Kehrreim und sangen mit drolliger Entschlossenheit:

„In das Kloster geh' ich nicht,
Nein! ein Nönnchen werd' ich nicht . . . ."

Ich lehnte mich hinaus, um dieser kleinen Feindinnen des Cölibates ansichtig zu werden und mich an ihrer Unschuld zu ergötzen. Aber ihr Spiel war keineswegs ein unschuldiges. Sie sangen, sich mit dem Ellbogen stoßend und sich Blicke zuwerfend, nicht ohne Bosheit und Schadenfreude, an ein vergittertes Fenster hinauf, hinter welchem sie wohl Gertruden vermutheten. Oder kniete diese schon in der Sacristei, dort unter dem bleichen Schimmer des ewigen Lichtes, nach der Sitte der Einzukleidenden, welche die Nacht vor der himmlischen Hochzeit im Gebete verbringen. Doch was kümmerte mich das? Ich entzündete die Ampel und begann die Topfkomödie zu lesen.

Erst da meiner Leuchte das Oel gebrach und mir die Lettern vor den müden Augen schwammen, warf ich mich auf das Lager und verfiel in einen unruhigen Schlummer. Bald umkreisten mich wieder die komischen Larven. Hier prahlte ein Soldat mit großen Worten, dort küßte der trunkene Jüngling ein Liebchen, das sich mit einer schlanken

Wendung des Halses seinen Küssen entgegenbog. Da — unversehens — mitten unter dem lustigen, antiken Gesindel stand eine barfüßige, breitschultrige Barbarin, mit einem Stricke gegürtet, als Sclavin zu Markte gebracht, wie es schien, unter finsteren Brauen hervor mich anstarrend mit vorwurfsvollen und drohenden Augen.

Ich erschrak und fuhr aus dem Schlummer empor. Der Morgen graute. Eine Hälfte des kleinen Fensters stand offen bei der Sommerschwüle und ich vernahm aus dem nahen Chore der Klosterkirche eine eintönige Anrufung, unheimlich übergehend in ein ersticktes Stöhnen und dann in ein gewaltsames Schreien.

Mein gelehrter und ruhmbedeckter Freund," unterbrach sich der Erzähler selbst, gegen einen gravitätischen Mann gewendet, welcher ihm gegenübersaß und sich trotz der Sommerwärme mit dem Faltenwurfe seines Mantels nach Art der Alten drapirte, „mein großer Philosoph, sage mir, ich beschwöre dich, was ist das Gewissen?

Ist es ein allgemeines? Keineswegs. Wir Alle haben Gewissenlose gekannt und, daß ich nur Einen nenne, unser heiliger Vater Johannes XXIII., den wir in Constanz entthronten, hatte kein Gewissen, aber dafür ein so glückliches Blut und eine so heitere, ich hätte fast

gesagt kindliche Gemüthsart, daß er, mitten in seinen Unthaten, deren Gespenster seinen Schlummer nicht beunruhigten, jeden Morgen aufgeräumter erwachte als er sich gestern niedergelegt hatte. Als ich auf Schloß Gottlieben, wo er gefangen saß, die ihm auflagende Rolle entfaltete und ihm die Summe seiner Sünden — zehnmal größer als seine Papstnummer scelera horrenda, abominanda — mit zager Stimme und fliegenden Schamröthen vorlas, ergriff er gelangweilt die Feder und malte einer heiligen Barbara in seinem Breviarium einen Schnurrbart ....

Nein, das Gewissen ist kein allgemeines und auch unter uns, die wir ein solches besitzen, tritt es, ein Proteus, in wechselnden Formen auf. In meiner Wenigkeit z. B. wird es wach jedes Mal, wo es sich in ein Bild oder in einen Ton verkörpern kann. Als ich neulich bei einem jener kleinen Tyrannen, von welchen unser glückliches Italien wimmelt, zu Besuche war und in dieser angenehmen Abendstunde mit schönen Weibern bei Chier und Lautenklang zusammensaß auf einer lustigen Zinne, welche, aus dem Schloßthurm vorspringend, über dem Abgrund eines kühlen Gewässers schwebte, vernahm ich unter mir einen Seufzer. Es war ein Eingekerkerter. Weg war die Lust und meines Bleibens dort nicht länger

Mein Gewiſſen war beſchwert, das Leben zu genießen, küſſend, trinkend, lachend neben dem Elende.

Gleicherweiſe konnte ich jetzt das nahe Geſchrei einer Verzweifelnden nicht ertragen. Ich warf Gewand um und ſchlich durch den dämmernden Kreuzgang nach dem Chore, mir ſagend, es müſſe ſich, während ich den Plautus las, mit Gertruden geändert haben: an der Schwelle des Entſcheides ſei ihr die unumſtößliche Ueberzeugung geworden, ſie werde zu Grunde gehen in dieſer Geſellſchaft, in dem Nichts oder — ſchlimmer — in der Fäulniß des Kloſters, mit der Gemeinheit zuſammengeſperrt, ſie verachtend und von ihr gehaßt.

In der Thüre der Sacriſtei blieb ich lauſchend ſtehen und ſah' Gertruden vor dem wahren, ſchweren Kreuze die Hände ringen. Wahrhaftig, ſie bluteten und auch ihre Knice mochten bluten, denn ſie hatte die ganze Nacht im Gebete gelegen, ihr Stimme war heiſer und ihre Rede mit Gott, nachdem ſie ihr Herz und ihre Worte erſchöpft hatte, gewaltſam und brutal, wie eine letzte Anſtrengung:

„Maria Muttergottes, erbarm dich mein! Laß mich ſtürzen unter deinem Kreuz, es iſt mir zu ſchwer! Mir ſchaudert vor der Zelle!“ und ſie machte eine Geberde.

als riſſe oder wickelte ſie ſich eine Schlange vom Leibe los, und dann, in höchſter Seelenqual ſelbſt die Scham niedertretend: „Was mir taugt,“ ſchrie ſie, „iſt Sonne und Wolke, Sichel und Senſe, Mann und Kind .....“

Mitten im Elende mußte ich lächeln über dieſes der Intemerata gemachte menſchliche Geſtändniß; aber mein Lächeln erſtarb mir auf den Lippen .... Gertrude war jählings aufgeſprungen und richtete die unheimlich großen Augen aus dem bleichen Angeſichte ſtarr gegen die Mauer auf eine Stelle, die ich weiß nicht welcher rothe Fleck verunzierte.

„Maria-Muttergottes, erbarm dich mein!“ ſchrie ſie wieder. „Meine Gliedmaßen haben keinen Raum in der Zelle und ich ſtoße mit dem Kopf gegen die Diele. Laß mich unter deinem Kreuze ſinken, es iſt mir zu ſchwer! Erleichterſt du mir's aber auf der Schulter, ohne mir das Herz erleichtern zu können, da ſiehe zu“ — und ſie ſtarrte auf den böſen Fleck — „daß ſie mich eines Morgens nicht mit zerſchmettertem Schädel aufleſen!“ Ein unendliches Mitleid ergriff mich, aber nicht Mitleid allein, ſondern auch eine beklemmende Angſt.

Gertrude hatte ſich ermüdet auf eine Truhe geſetzt, die irgend ein Heiligthum verwahrte, und flocht ihre blonden

Haare, welche im Ringkampfe mit der Gottheit ſich aus den Flechten gelöſt hatten. Dazu ſang ſie vor ſich hin, halb traurig, halb neckiſch, nicht mit ihrem kräftigen Alte, ſondern mit einer fremden, hohen Kinderſtimme:

„In das Kloſter geh' ich ein,
Muß ein armes Nönnchen ſein . . . .“

jenen Kehrreim parodirend, mit welchem die Bauerkinder ihrer geſpottet hatten.

Das war der Wahnſinn, der ſie belauerte, um mit ihr in die Zelle zu ſchlüpfen. Der Optimus Maximus aber bediente ſich meiner als ſeines Werkzeuges und hieß mich, Gertruden retten, koſte es, was es wolle.

Auch ich wandte mich in freier Frömmigkeit an jene jungfräuliche Göttin, welche die Alten als Pallas Athene anriefen und wir Maria nennen. „Wer du ſeiſt,“ betete ich mit gehobenen Händen, „die Weisheit, wie die Einen ſagen, die Barmherzigkeit, wie die Andern behaupten — gleichviel, die Weisheit überhört das Gelöbniß eines weltunerfahrenen Kindes und die Barmherzigkeit feſſelt keine Erwachſene an das thörichte Verſprechen einer Unmündigen. Lächelnd löſeſt du das nichtige Gelübde. Deine Sache führe ich, Göttin. Sei mir gnädig!“

Da ich der Aebtissin, welche Verrath befürchtete, mein Wort gegeben, mit Gertruden nicht weiter zu verkehren, beschloß ich, in antiker Art mit drei symbolischen Handlungen der Novize die Wahrheit nahe zu legen, so nahe, daß dieselbe auch der harte Kopf einer Bäuerin begreifen mußte.

Ich trat hin vor das Kreuz, Gertruden übersehend. „Will ich einen Gegenstand wieder erkennen, so markire ich ihn," sagte ich pedantisch, zog meinen scharfen Reisedolch, welchen mir unser berühmter Mitbürger, der Messerschmied Pantaleone Ubbriaco geschmiedet hatte, und schnitt zwischen Haupt- und Querbalken einen nicht kleinen Span gleichsam aus der Achselhöhle des Kreuzes.

Zum Zweiten that ich fünf gemessene Schritte. Dann lachte ich aus vollem Hals und begann mit ausdrucksvollem Geberdenspiele: „Komisches Gesicht, das des Lastträgers in der Halle zu Constanz, da mein Gepäck anlangte! Er faßte das gewaltigste Stück darunter, eine ungeheure Truhe, ins Auge, schürzte die Aermel bis über den Ellbogen, spie sich — der Rohe — in die Hände und hob, jede Muskel zu der größten Kraftanstrengung gespannt, die nichtige Bürde einer — leeren Kiste spielend auf die getäuschte Schulter. Hahaha!"

Zum Dritten und Letzten stellte ich mich närrisch feierlich zwischen das wahre Kreuz und das Gaukelkreuz in seiner schlecht verschlossenen Kammer, und räthselte mit wiederholten Fingerzeigen nach beiden Seiten: „Die Wahrheit im Frei'n, die Lüge im Schrein!" — husch und ich klatschte in die Hände: „Die Lüge im Frei'n, die Wahrheit im Schrein!"

Ich schickte einen schrägen Blick auf die im Halbdunkel sitzende Novize, die Wirkung der drei Orakelsprüche aus den Mienen der Barbarin zu lesen. In diesen gewahrte ich die Spannung eines unruhigen Nachdenkens und das erste Wetterleuchten eines flammenden Zorns.

Dann suchte ich meine Stube wieder, behutsam schleichend, wie ich sie verlassen hatte, warf mich angezogen auf das Lager und genoß den süßen Schlummer eines guten Gewissens, bis mich das Getöse der dem Kloster zuziehenden Menge und die mir zu Häupten dröhnenden Festglocken aufweckten.

Als ich die Sacristei wieder betrat, kehrte eben Gertrude, zum Sterben blaß, als würde sie auf das Schaffot geführt, von einem wohl zum Behufe der unredlichen Kreuzesverwechselung von Alters her einge-

richteten Bittgange nach einer benachbarten Kapelle zurück. Der Putz der Gottesbraut begann. Im Kreise der pſalmodirenden Nonnen umgürtete ſich die Novize mit dem groben, dreifach geknoteten Stricke und entſchuhte dann langſam ihre kräftig, aber edel gebildeten Füße. Jetzt bot man ihr die Dornenkrone. Dieſe war, anders als das ſymboliſche Gaukelkreuz, aus harten, wirklichen Dornen geflochten und ſtarrte von ſcharfen Spitzen. Gertrude ergriff ſie begierig und drückte ſie ſich mit grauſamer Luſt ſo derb auf das Haupt, daß daraus der warme Regen ihres jungen Blutes hervorſpritzte und dann in ſchweren Tropfen an der einfältigen Stirne niederrann. Ein erhabener Zorn, ein göttliches Gericht flammte vernichtend aus den blauen Augen der Bäuerin, ſodaß die Nonnen ſich vor ihr zu fürchten begannen. Sechſe derſelben, welche die Aebtiſſin in das fromme Schelmſtück mochte eingeweiht haben, legten ihr jetzt das Gaukelkreuz auf die ehrliche Schulter mit ſo plumpen Grimaſſen, als vermöchten ſie das Spielzeug kaum zu tragen, und mit ſo dumm heuchelnden Geſichtern, daß ich in der That die göttliche Wahrheit im Dornenkranze zu ſehen glaubte, öffentlich geehrt und gefeiert von der menſchlichen Unwahrheit, aber hinterrücks von ihr verſpottet.

Jetzt entwickelte sich Alles rasch wie ein Gewitter. Gertrude warf einen schnellen Blick nach der Stelle, wo mein Dolch an dem echten Kreuz eine tiefe Marke geschnitten, und fand sie an dem falschen unversehrt. Verächtlich ließ sie das leichte Kreuz, ohne es mit den Armen zu umfangen, von der Schulter gleiten. Dann ergriff sie es wieder mit einem gellenden Hohngelächter und zerschlug es frohlockend an dem Steinboden in schwächliche Trümmer. Und schon stand sie mit einem Sprunge vor der Thür der Kammer, wo jetzt das wahre, das schwere Kreuz versteckt war, öffnete, fand und wog es, brach in wilden Jubel aus, als hätte sie einen Schatz gefunden, hob es sich ohne Hilfe auf die rechte Schulter, umschlang es triumphirend mit ihren tapferen Armen und wendete sich langsam schreitend mit ihrer Bürde dem Chore zu, auf dessen offener Bühne sie der Menge sichtbar werden sollte, die athemlos lauschend, Kopf an Kopf, Adel, Pfaffheit, Bauersame, ein ganzes Volk, das geräumige Schiff der Kirche füllte. Wehklagend, scheltend, drohend, beschwörend warf sich ihr die Aebtissin mit ihren Nonnen in den Weg.

Sie aber, die leuchtenden Augen nach oben gerichtet: „Jetzt, Muttergottes, schlichte du den Handel ehrlich!“ rief sie aus und dann mit kräftiger Stimme: „Platz da!“

wie ein Handwerker, der einen Balken durch eine Volksmenge trägt.

Alles wich und sie betrat den Chor, wo, ein Vikar des Bischofs an der Spitze, die ländliche Geistlichkeit sie erwartete. Aller Blicke trafen zusammen auf der belasteten Schulter und dem blutbeträufelten Antlitz. Aber das wahre Kreuz wurde Gertruden zu schwer und keine Göttin erleichterte es ihr. Sie schritt mit keuchendem Busen, immer niedriger und langsamer, als hafteten und wurzelten ihre nackten Füße im Erdboden. Sie strauchelte ein wenig, raffte sich zusammen, strauchelte wieder, sank ins linke, dann auf das rechte Knie und wollte sich mit äußerster Anstrengung wieder erheben. Umsonst. Jetzt löste sich die linke Hand vom Kreuze und trug, vorgestreckt, auf den Boden gestemmt, einen Augenblick die ganze Körperlast. Dann knickte der Arm im Gelenk und brach zusammen. Das dorngekrönte Haupt neigte sich schwer vornüber und schlug schallend auf die Steinplatte. Ueber die Sinkende rollte mit Gepolter das Kreuz, welches ihre Rechte erst im betäubenden Sturze freigab.

Das war die blutige Wahrheit, nicht der gaukelnde Trug. Ein Seufzer stieg aus der Brust von Tausenden.

Von den entsetzten Nonnen wurde Gertrude unter

dem Kreuze hervorgezogen und aufgerichtet. Sie hatte im Falle das Bewußtsein verloren, aber bald kehrte dem kräftigen Mädchen die Besinnung wieder. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Ihr Blick fiel auf das Kreuz, welches sie erdrückt hatte. Ueber ihr Antlitz verbreitete sich ein Lächeln des Dankes für die ausgebliebene Hilfe der Göttin. Dann sprach sie mit einer himmlischen Heiterkeit die schalkhaften Worte: „Du willst mich nicht, reine Magd: so will mich ein Anderer!“

Noch die Dornenkrone tragend, deren blutige Spitzen sie nicht zu fühlen schien, setzte sie jetzt den Fuß auf die erste der aus dem Chor in das Schiff niederführenden Stufen. Zugleich wanderten ihre Augen suchend im Volke und fanden, wen sie suchten. Es ward eine große Stille. „Hans von Splügen,“ begann Gertrude laut und vernehmlich, „nimmst du mich zu deinem Eheweibe?“ „Ja freilich! Mit tausend Freuden! Steig nur herunter!“ antwortete fröhlich aus der Tiefe des Schiffes eine überzeugende Männerstimme.

So that sie und schritt gelassen, aber vor Freude leuchtend, von Stufe zu Stufe hinab, wieder die einfache Bäuerin, welche wohl das ergreifende Schauspiel, das sie in ihrer Verzweiflung der Menge gegeben, bald und

gerne vergaß, jetzt da ſie ihres beſcheidenen menſchlichen Wunſches gewährt war und in die Alltäglichkeit zurückkehren durfte. Verlache mich, Cosmus! ich war enttäuſcht. Eine kurze Weile hatte die Bäuerin vor meinen erregten Sinnen geſtanden als die Verkörperung eines höhern Weſens, als ein dämoniſches Geſchöpf, als die Wahrheit wie ſie jubelnd den Schein zerſtört. Aber was iſt Wahrheit? fragte Pilatus.

Dieſes träumend und ebenfalls aus dem Chor in das Schiff niederſteigend, wurde ich von meinem Boten am Aermel gezupft, welcher mir die durch plötzlichen, begeiſterten Zuruf vollzogene Papſtwahl des Otto Colonna mit ein paar merkwürdigen Nebenumſtänden berichtete.

Als ich wieder aufblickte, war Gertrude verſchwunden. Die erregte Menge aber tobte und lärmte mit getheilten Meinungen. Dort ſcholl es aus einem Männerhaufen: „Bettel! Gauklerin!“ Es galt der Aebtiſſin. Hier zeterten weibliche Stimmen: „Sünderin! Schamloſe!“ Damit war Gertrude gemeint. Ob aber Jene den frommen Betrug errieth, Dieſe durch die weltliche Geſinnung Gertrudens das Wunder zerſtört glaubten, gleichviel — in beiden Fällen war die Reliquie entkräftet und die Laufbahn des Mirakels geſchloſſen.

Vom Volke grob geſcholten, begann das tapfere Brigittchen derb wieder zu ſchelten und die verblüfften Geſichter der anweſenden Pfaffen zeigten eine vollſtändige Stufenleiter von einverſtandener Schlauheit bis zu der redlichſten Dummheit hinunter.

Ich fühlte mich als Cleriker und machte dem Aergerniß ein Ende. Die Kanzel beſteigend, verkündigte ich der verſammelten Chriſtenheit feierlich: „Habemus ponticem Dominum Othonem de Colonna!“ und ſtimmte ein ſchallendes Te Deum an, in welches erſt der Nonnenchor und dann das geſammte Volk dröhnend einfiel. Nach geſungener Hymne beeilten ſich Adel und Bauerſchaft ihre Thiere zu beſteigen oder zu Fuß ſich auf den Weg nach Conſtanz zu machen, wo der nach Beendigung des Triregnum urbi und orbi geſpendete Segen dreifach kräftig wirken mußte.

Meine Wenigkeit ſchlüpfte in den Kreuzgang zurück, um den Plautus in aller Stille aus meiner Kammer zu holen. Wieder mich wegſchleichend, den Codex unterm Arm, gerieth ich der Aebtiſſin in den Weg, welche, haushälteriſch wie ſie war, die Stücke des Gaukelkreuzes in einem großen Korbe ſorgfältig in die Küche trug. Ich wünſchte ihr Glück zu der Löſung des Knotens. Aber

das Brigittchen glaubte ſich geprellt und ſchrie mich wüthend an: „Schert euch zum Teufel, ihr zwei italieniſchen Spitzbuben," worunter es den Umbrier Marcus Accius Plautus und den Tusker Poggio Bracciolini, euern Mitbürger, verſtehen mochte. Ein hübſcher blonder Knabe, auch ein Krauskopf, welchen mir der mit Gertruden entweichende Hans von Splügen noch vorſorglich beſtellt hatte, führte mir dann das Maulthier vor, welches mich nach Conſtanz zurückbrachte.

Plaudite amici! Ich bin zu Ende. Als das Concil von Conſtanz, welches länger dauerte als dieſes Geſchichtchen, ebenfalls zu Ende war, kehrte ich mit meinem gnädigen Herrn, der Heiligkeit Martins V. über die Berge zurück und traf als unſere Wirthe im Gaſthauſe von Spiuga, noch nordwärts des gefährlichen Paſſes, Anſelino und Gertrude in blühender Geſundheit, dieſe nicht in einer dumpfen Zelle, ſondern in winddurchrauſchtem Felsthal, ein Kind an der Bruſt und das eheliche Kreuz auf der Schulter tragend.

Sei dir, erlauchter Cosmus, dieſe Facezia inedita eine nicht unwillkommene Beigabe zu dem Codex des Plautus, welchen ich dir ſchenke zu dieſer Stunde oder richtiger dem Vaterlande, deſſen „Vater" du biſt und

der Wiſſenſchaft, der deine Säle mit den darin gehäuften Schätzen offen ſtehen.

Ich wollte dir das einzige Manuſcript teſtamentariſch vermachen, um mir nicht, ein Lebender, das zehnfache Gegengeſchenk zuzuziehen, womit du jede huldigend Dir überreichte Gabe zu lohnen pflegſt in deiner freigebigen Weiſe, von welcher du einmal nicht laſſen kannſt. Doch — ſeufzte Poggio melancholiſch — wer weiß, ob meine Söhne meinen letzten Willen ehren würden?"

Cosmus erwiderte liebenswürdig: „Ich danke dir für Beides, deinen Plautus und deine Facetie. Skrupellos haſt du ſie gelebt und ausgeführt, jung wie du damals wareſt. Als ein Gereifter haſt du ſie uns erzählt mit der Weisheit deiner Jahre. Dieſes" — er hob eine edle, von einem lachenden Satyr umklammerte Schale — „bringe ich meinem redlichen Poggio und ſeiner blonden Barbarin!"

Man trank und lachte. Dann ſprang das Geſpräch von Plautus über auf die tauſend gehobenen Horte und aufgerollten Pergamente des Alterthums und auf die Größe des Jahrhunderts.

Gustav Adolfs Page.

I.

In dem Contor eines unweit St. Sebald gelegenen nürembergischen Patrizierhauses saßen sich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtische gegenüber, der Abwickelung eines bedeutenden Geschäftes mit gespanntester Aufmerksamkeit obliegend. Beide, jeder für sich auf seinem Stücke Papier, summirten sie dieselbe lange Reihe von Posten, um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen. Der schmächtige Jüngling, der dem Vater aus den Augen geschnitten war, erhob die spitze Nase zuerst von seinen zierlich geschriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt und er wartete auf den bedächtigeren Vater nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit in dem schmalen sorgenhaften Gesichte, als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem schweren Siegel überreichte. Ein Cornett von den schwedischen Carabinieren habe es gebracht. Er be-

ſchaue ſich jetzt nebenan den Rathsſaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde ſich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den erſten Blick die kühnen Schriftzüge der Majeſtät des ſchwediſchen Königs Guſtav Adolf und erſchrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in ſeinem neuerbauten Hauſe, dem ſchönſten von Nüremberg, bewirthet und gefeiert hatte, möchte bei ſeinem patriotiſchen Gaſtfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermeßlich begütert war und die Gewiſſenhaftigkeit der ſchwediſchen Rentkammer zu ſchätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne ſonderliche Beſorgniß und ſogar mit dem Anfange eines prahleriſchen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stuccatur der Decke, welche in hervorquellenden Maſſen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Iſaaks durch den eigenen Vater Abraham darſtellte. Und ſein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls, aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten Geſichtes auf ein großes Unheil rathend. Seine Beſtürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmüthigen

Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Um Gottes willen," stotterte der Jüngling, „was ist es, Vater?" Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die Beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

Lieber Herr!

Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Volkamers seligen †, und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen sänftiglich entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugthuung gereichen, wieder Einen aus der evangelischen Reichsstadt Nüremberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohl affectionirter

Gustavus Adolphus Rex.

„O du meine Güte," jammerte der Sohn, ohne ſein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, „jetzt trage ich meinen Todtenſchein in der Taſche und Ihr, Vater — mit dem ſchuldigen Reſpect geſprochen — ſeid der Urſacher meines frühen Hinſchieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine ſo irrthümliche Meinung von meinem Wünſchen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm'!" und er richtete ſeinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm ſchwebenden Meſſer des gypſernen Erzvaters.

„Kind, du brichſt mir das Herz!" verſetzte der Alte mit einer kargen Thräne. „Vermaledeit ſei das Glas Tokayer, das ich zuviel getrunken —"

„Vater," unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf wo nicht oben, doch klar behielt, „Vater, berichtet mir, wie ſich das Unglück ereignet hat." „Auguſt," beichtete der Alte mit Zerknirſchung, „du weißt die große Gaſterei, die ich dem Könige bei ſeinem erſten Einzuge gab. Sie kam mich theuer zu ſtehen —"

„Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekoſtet," bemerkte der Junge weinerlich, „denn ich hütete die Kammer mit einer naſſen Bauſche über dem Auge." Er wies auf

sein rechtes. „Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball ins Auge geschmissen, da gerade ein Trompetenstoß schmetterte und sie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —"

„Nach abgetragenem Essen bei den Früchten und Kelchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheiten wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchdringende Stimme: „Hoch Gustav, König von Deutschland!" Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren und strich sich den Zwickel. „Solches darf ich nicht hören," sagte er. „Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nüremberg!" Nun bricht erst der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Platze gelöst, Alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. „Wer hat den König von Deutschland hoch leben lassen, Leubelfing?" fragte er mich unter der Stimme. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prahlsucht" —

Leubelfing ſchlug ſich vor die Stirn, als klage er ſie an, ihn nicht beſſer berathen zu haben — „und ich antworte: „Majeſtät, das that mein Sohn, der Auguſt. Dieſer ſpannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienſt zu treten.“ Trotz meines Rauſches wußte ich, daß der königliche Leibdienſt von Götz Tucher verſehen wurde und der Bürgermeiſter Volkamer nebſt dem Schöppen Beheim ihre Buben als Pagen empfohlen hatten. Ich ſagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nüremberger Waare in Bayern verbrauchen würde —“

„Aber, hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen laſſen?“

„Auch das war vorbedacht, Auguſt! Der verſchmitzte Spitzbube, der Charnacé, lärmte im Vorzimmer. Schon dreimal hatte er ſich melden laſſen und war nicht mehr abzutreiben. Der König ließ ihn dann eintreten und hudelte den Ambaſſadeur vor uns Patriziern, daß einem deutſchen Mann das Herz im Leibe lachen mußte. Nichts von alledem hatte ich in der Geſchwindigkeit unerwogen gelaſſen —“

„So viel und ſo wenig Weisheit, Vater!“ ſeufzte der Sohn.

Dann ſteckten die Beiden die Köpfe zuſammen, um eine Remedur zu ſuchen, wie ſie es nannten, jetzt unter der Stimme flüſternd, welche ſie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantirenden Angeſtellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergeſſen hatten. Aber ſie fanden keinen Rath und ihre Geberden wurden immer ängſtlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Guſtav Adolf's anſtimmte:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde Willens ſein,
Dich gänzlich zu zerſtören!“

und ein tannenſchlankes Mädchen mit luſtigen Augen, kurzgeſchnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

„Willſt du uns die Ohren zerſprengen, Baſe?“ zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübſelige Paar muſternd, erwiederte: „Ich komme Euch zum Eſſen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja Beide ganz bleiche Naſenſpitzen!“ Der zwiſchen den Hilfloſen liegende Brief, den das Mädchen

ohne weiteres ergriff, und als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. „Zu Tische, Herren!“ sagte sie und schritt den Beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ, horchend und nachdenkend, den ganzen verfänglichen Handel sich vertragen; denn sie schien vollständig zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem kecken Wesen eine entscheidende Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. „Wenn ich denke,“ sagte dann das Mädchen muthig, „wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!“

„Wer denn?“ fragten die Leubelfinge, und sie antwortete: „Niemand anders als ich.“

„Hol' dich der Henker, Mädchen!“ grollte der Alte. „Gewiß hast du den blauen schwedischen Soldatenrock, den du dir im Schrank hinter deinen Schürzen aufhebst, angezogen und dich in den Speisesaal an deinen

Götzen hinangeschlichen, statt dich züchtig unter den Weibern zu halten."

„Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben," versetzte das Mädchen zornig, „die kleine Hallerin, die große Holzschuherin, die hochmüthige Ebnerin, die schiefe Geuderin, die alberne Creßerin, tutte quante, die dem Könige das Geschenk unserer Stadt, die beiden silbernen Trinkschalen, die Himmelskugel und die Erdkugel, überreichen durften."

„Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen!" zankte der zimperliche Jüngling.

„Das heißt," erwiderte das Mädchen ernst, „die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Franzosen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu thun" — sie that ihn, als trüge sie die väterliche Tracht — „so sehe ich den Riß und es wirkt wie eine Predigt. Dann," schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend, „wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis in mein vierzehntes Jahr mit dem Vater und der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gesessen."

„Liebe Base," jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, „seit dem Tode deines Vaters bist du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast du mir das eingebrockt! Du lieferst deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geschossen, der Götz durch den Hals!" Ihn überlief eine Gänsehaut. „Wenn du mir wenigstens einen guten Rath wüßtest, Base!"

„Einen guten Rath," sagte sie nachdrücklich, „den will ich dir geben: halte dich wie ein Nürnberger, wie ein Leubelfing!"

„Ein Leubelfing!" gifftelte der alte Herr. „Muß denn jeder Nüremberger und jeder Leubelfing ein Raufbold sein, wie der Rupert, dein Vater, Gott hab' ihn selig, der mich, den Aeltern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leiterwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit Fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit Siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheirathet, mit Dreißig in einem Raufhandel das Zeitliche gesegnet!"

„Das heißt," sagte das Mädchen, „er fiel für die Ehre meiner Mutter —"

„Weißt du mir keinen Rath, Guste?" drängte der

junge Leubelfing. „Du kennſt den ſchwediſchen Dienſt und die natürlichen Fehler, die davon frei machen. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?“

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. „Wir wollen dich,“ ſagte ſie, „wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen ſtecken, und wenn der liſtige Ulyſſes vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirſt du nicht auf ein Schwert losſpringen.“

„Ich gehe nicht!“ erklärte der durch dieſe mythologiſche Gelehrſamkeit Geärgerte. „Ich bin nicht die Perſon, welche der Vater dem Könige geſchildert hat.“ Da fühlte er ſich an ſeinen beiden dünnen Armen gepackt. Ihm den linken klaubend, jammerte der alte Leubelfing: „Willſt du mich ehrwürdigen Mann dem Könige als einen windigen Lügner hinſtellen?“ Das Mädchen aber, den rechten Arm des Vetters drückend, rief entrüſtet: „Willſt du mit deiner Feigheit den braven Namen meines Vaters entehren?“

„Weißt du was,“ ſchrie der Gereizte, „gehe du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie du ausſiehſt und dich beträgſt, das Mädchen in dir ebenſo wenig vermuthen, als der Ulyſſes am Ofen, von dem du fabelſt, in mir den Buben errathen hätte! Mach'

dich auf zu deinem Abgott und bet' ihn an! Am Ende," fuhr er fort, „wer weiß, ob du das nicht schon lange in dir trägst? Träumst du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend. Als ich vorgestern auf meine Kammer ging, an der deinigen vorüber, hörte ich deine Traumstimme schon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht ans Schlüsselloch zu halten. „Der König! Wache heraus! Präsentirt Gewehr!" Er ahmte das Commando mit schriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröthe war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbraunen Augen und sprach: „Nimm dich in Acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!"

Das Wort war ausgesprochen und ein kindischer Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Muthes und der Verwegenheit war ein Ueberfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftes Zeugniß abgelegt — und die Ehrfurcht

vor dem Könige thaten Einſpruch. Da ergriff ſie der Strudel des Geſchehens und riß ſie mit ſich fort.

Der ſchwediſche Cornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen ins Lager führen ſollte, meldete ſich. Statt in die grauen Mauerbilder Meiſter Albrechts hatte er ſich in eine luſtige Weinſtube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenſchlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangſt um ſeinen Sohn und um ſeine Firma, machte eine Bewegung, die Kniee ſeiner Nichte zu umfangen, nicht anders als um den Körper ſeines Sohnes bittend der greiſe Priamus die Kniee Achill's umarmte, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu ſchlottern begann. Das Mädchen machte ſich mit einem krampfhaften Gelächter los und entſprang durch eine Seitenthür gerade einen Augenblick ehe ſporenklirrend der Cornett eindrang, ein Jüngling, dem der Muthwille und das Lebensfeuer aus den Augen ſprißte, obwohl er in der ſtrengen Zucht ſeines Königs ſtand.

Auguſte Leubelfing wirthſchaftete haſtvoll, wie berauſcht in ihrer Kammer, packte einen Mantelſack, warf ſich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem

ſchlanken und knappen Wuchs wie angegoſſen ſaßen, und dann auf die Kniee zu einem kurzen Stoßſeufzer, um Vergebung und Begünſtigung des Abenteuers betend.

Als ſie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Cornett entgegen: „Raſch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Roſſe ſcharren! Der König erwartet uns! Nehmt Abſchied von Vater und Vetter!“ und er ſchüttete mit einem Zug den Inhalt des ihm vorgeſetzten Römers hinter ſeinen feinen Spitzenkragen.

Der in ſchwediſche Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte ſich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte ſie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar geſegnet; dann aber plötzlich in eine unbändige Luſtigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, ſchwang ſie hin und her und rief: „Lebt wohl, Jungfer Baſe!“ Der Cornett ſchüttelte ſich vor Lachen: „Hol' mich, ſtraf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunſt und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Geberde, wie ſie bei uns in Finnland ſingen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt —
Hol' mich, ſtraf' mich!“ Er entführte mit einem raſchen

Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und ſtülpte es dem jungen Leubelfing auf den von ſparſamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die ſpitzige Naſe und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Cornett ſeinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieſer aber trat einen Schritt zurück und ſprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: „Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reſerve und ein Feind naher Berührung!“

„Potz!“ ſagte dieſer, ſtellte ſich aber ſeitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge raſſelten die Treppe hinunter.

Lange noch rathſchlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher ſeine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nürnberg nicht länger ſei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieſer ſollte einen Zweig des Geſchäftes nach Kurſachſen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verſcherzten patriziſchen Namen, ſondern unter dem plebejiſchen „Laubfinger“, nur auf kurze Zeit, bis der jetzige Auguſt von Leubelfing neben dem Könige vom

Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

II.

„Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige, meinem Herrn, eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest du deiner Pagenwürde nicht das Geringste. Hast du denn in Nürnberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh' da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es dir."

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden, reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Scheere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nürnberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen,

vom Kriege halb verwüſteten Edelſitz bewohnte, mit ihrem kurzen Beſuche überraſcht. In den widerſtrebenden Händen des Pagen öffnete ſie das Etui, enthob ihm den ſilbernen Fingerhut und ſteckte denſelben dem Pagen an mit den holdſeligen Worten: „Ich binde dir's aufs Gewiſſen, Leubelfing, daß mein Herr und König ſtets propre und vollſtändig einhergehe.“

„Den Teufel ſcher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majeſtät,“ erwiederte Leubelfing unmuthig erröthend, aber mit einer ſo drolligen Miene und einer ſo angenehm markigen Stimme, daß die Königin ſich keineswegs beleidigt fühlte, ſondern mit einem herablaſſenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Dieſem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürſtin, von welchem dieſe gutmüthige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauſcht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er ſeinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Guſt,“ ſagte er dann, „du ſchwörſt ja wie ein Papiſt oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben.“

In der That achtete Guſtav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militäriſchen Strenge — jeden ſeiner Leute, auch den Geringſten, mit menſchlichem Wohlwollen behandelte, dieſes einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erſcheinung verſagt, der unter ſeinen Augen lebte und nicht von ſeiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringſten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar erröthete! Auch vergaß er es dem jungen Nürembérger nicht, daß dieſer an jenem folgenſchweren Bankett ihn als den „König von Deutſchland“ hatte hoch leben laſſen, den möglichen ruhmreichen Ausgang ſeines heroiſchen Abenteuers in eine kühne prophetiſche Formel faſſend.

Eine zärtliche und wilde, ſelige und ängſtliche Fabel hatte der Page ſchon neben ſeinem Helden gelebt, ohne daß der argloſe König eine Ahnung dieſes verſtohlenen Glückes gehabt hätte. Berauſchende Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und dieſe auslöſchend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht ſüßer und ſtolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulſe, beſchleunigter Athemzüge, ſoviel nur eine junge Bruſt faſſen und ein leichtſinniges

Herz genießen kann in der Vorstunde einer tödtenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

Als der nürembergische Junker August Leubelfing von dem Cornett dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödtlich erblassen sah, so thaten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht,

den abgeſchlagenen Sturm mit einer ihm ſonſt fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an ſeiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödtlich Getroffenen in ſeinen Armen vom Roſſe hob oder ſelbſt tödtlich verwundet in den Armen Guſtav Adolf's ausathmete. Wann ſie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüſterter Stirn, ſo täuſchte oder verbarg dieſer ſeine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne ſeines Thieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegentheil ſeine Waghalſigkeit und ſchalt ihn einen Caſſe-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Ueberhaupt ließ er es ſich nicht verdrießen, ſeinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Chriſtenthum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und geſunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerke die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter ſich werfend, um ſie dann im erſten Frühlicht an derſelben Stelle wieder aufzuheben. Und dieſe Gewohnheit hielt er auch jetzt und um ſo mehr feſt, als die vereitelten

Stürme und geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt und im Bretspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Costümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete

unwiſſend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings ſpielenden Reiz eines lauſchenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angſt. Er vertiefte ſeine Altſtimme und wagte irgend eine männliche Geberde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzſichtige Bewegung des Königs gab dem Erſchreckten die Gewißheit zurück. Guſtav unterliege demſelben Blendwerk wie bei der Geburt ſeiner Chriſtel. Dann gerieth der wieder ſicher Gewordene wohl in eine übermüthige Stimmung und gab etwas ſo Verwegenes und Perſönliches zum Beſten, daß er ſich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen ehelichen Lobe der Königin im Munde Guſtav's die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgeſehen habe? Dieſe Jugendgeliebte Guſtav's und ſpätere Gemahlin De la Gardie's, welchen ſie, da ihr der tapferſte Mann des Jahrhunderts entſchlüpft war, als den zweittapferſten heirathete, beſaß dunkles Haar, ſchwarze Augen und ſcharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, ſondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in deſſen Winkeln Guſtav die Luſt zu einem muthwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum“ des jungen Karl's V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel bescheren wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistentheils geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegentheil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen

ſchwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Deviſe von unbekanntem Urſprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Deviſe aber lautete: „Courte et bonne!“ Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, ſo ſei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, ſann einen Augenblick, ſchüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über ſich greifend ſeines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf ſeinen Schemel nieder, in der Abſicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Guſt Leubelfing,“ begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polſter gedrückt, ſodaß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorſprang und das ſchalkhafte Licht der halbgeſchloſſenen Augen auf das lauſchend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Guſt Leubelfing, mein Sohn! Ich vermuthe, dieſen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epikurer“, wie Doctor Luther ſolche Leute nennt. Unſer Leben iſt Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünſchen, ſondern wir nehmen es wie Er es giebt. Und gut? Freilich gut, das iſt ſchlicht und recht. Aber nicht voll Rauſches und Taumels wie der franzöſiſche Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie haſt du ihn verſtanden, mein lieber Sohn?“

Leubelfing antwortete erſt ſchüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entſchloſſener: „Solchergeſtalt, mein gnädiger Herr: Ich wünſche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel und in den Raum einer Stunde vereinigt, daß ſtatt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entſtünde, um dann zu löſchen wie ein zuckender Blitz.“ Sie hielt inne. Dem Könige ſchien dieſer Styl und dieſer „zuckende Blitz“ nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuſelte ſpottend die feinen Lippen. Aber das noch ungeſprochene rügende Wort unterbrechend, leidenſchaftlich hingeriſſen, rief der Page aus: „Ja, ſo möcht' ich! Courte et bonne!“ Dann beſann er ſich plötzlich und fügte demüthig bei: „Lieber Herr! Möglicherweiſe mißverſteh' ich den Spruch. Er iſt vieldeutig, wie die meiſten hier im Buche. Eines aber weiß ich und das iſt die lautere Wahrheit: wenn dich, mein liebſter Herr, die Kugel, welche dich heute ſtreifte“ — er verſchluckte das Wort — „Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du biſt ein Jüngling zugleich und ein Mann — und dein Leben iſt ein gutes!“

Der König ſchloß die Augen und verfiel dann, tages-

müde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs Innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz theilen, welchen es giebt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfing's, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen, schmalen Buchstaben und einen breiten gründlichen Styl, so daß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit

man damals wichtige oder secrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demuth. Und damit verband er die Hauptsache: ein echtes Lutherthum, welches, wie er selbst bekannte, erst in der modernen Babylon angesichts der römischen Gräuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Überzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer

Briefe, dieſer Jüngling habe es ihr angethan. Auch die junge Prinzeß lernte friſch drauf los mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem ſolchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeiſterin eines Tages die gelehrige und phantaſiereiche Chriſtel, wie ſie, in einen Winkel geduckt, ſich im Stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Roſenkranzes von wohlduftendem Cedernholz herunterzubeten, an denen ſie von Zeit zu Zeit mit ſchnupperndem Näschen roch. „Ein reißender Wolf im Schafskleide!“ ſchrieb die brave Hofmeiſterin mit fünf Ausrufungszeichen. „Ich ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und wurde zur weißen Bildſäule.“

Auch Guſtav Adolf erbleichte, im Tiefſten erſchüttert, und ſeine großen blauen Augen ſtarrten in die Zukunft. Er kannte die Geſellſchaft Jeſu.

Der Jeſuit war ins Gefängniß gewandert, und ihm ſtand, nach dem drakoniſchen ſchwediſchen Geſetze, eine Halsſtrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieſer aber befahl dem Pagen ungehend an die Hofmeiſterin zu ſchreiben: Mit dem Mädchen ſeien nicht viele Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jeſuiten ſchaffe man ohne Geſchrei und Aufſehen über die Grenze, „denn“ — ſo

dictirte er Leubelfing — „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsammt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben."

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen" — so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf- und niederschreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: „Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!"

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der nichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der

Aermſte zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, ſein Roß zu ſatteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unſchuldige Liebkoſung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zu Muthe wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten ſeine Augen und fröhlich ritt er der tödtlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, ſeinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in ſeiner Abendſtunde beim trauten Lichtſchein ſeinen Pagen über einer Dummheit oder Unwiſſenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krauſe Haar fuhr, ſagte ſich dieſer in herzlicher Luſt und Angſt erbebend: „Es iſt das letztemal!“

So friſtete er ſich und genoß das höchſte Leben mit der Hülfe des Todes.

Es war ſeltſam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an ſich geriſſen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der chriſtliche Held ſein Schickſal täglich, ja ſtündlich und faſt herausfordernd in die Hände ſeines Gottes. Den Bruſtharniſch, welchen

ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein schmiegsames feines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorsichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Dies feine Geschmiede warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn im Vollwerthe hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnöthiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen der Lauscherin die Thränen, dann erfüllte sie vom Wirbel zur Zehe eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Aehnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Loose, der dann mit dem albernen Kindergedanken, eine gemeinsame Silbe beendige ihren Namen und beginne den des Königs, sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte ſchlecht, denn er träumte mit ſeinem Gewiſſen. In den richtenden Bildern, welche vor ſeinen Traumaugen aufſtiegen, geſchah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurtheilender Geberde von ſich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Beſenſtiel und den derbſten Scheltworten, wie die gebildete Frau ſolche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche ſie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, ſeine Fuchsſtute gehe mit ihm durch und raſe durch eine nackte von einer zornigen Spätgluth geröthete Gegend einer Schlucht zu, der König ſetze ihm nach, er aber ſtürze vor den Augen ſeines Retters oder Verfolgers in die zerſchmetternde Tiefe, von einem hölliſchen Gelächter umklungen.

III.

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöthe, welche der hilfreichen Frau nahe ging. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheirathet hatte, gab öffentliches Aergerniß, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slavonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer der er war,

aus der Mitte einer niedergerittenen friedländiſchen Escorte weggefangen. Nun erſuchte die Königin ihren Gemahl, dieſem prahleriſchen Ehebruch ein raſches Ende zu machen; denn der Lauenburger, die Blicke nur des Königs ausweichend, prunkte vor ſeinen Standesgenoſſen mit der hübſchen Beute und gönnte ſich, als einem Reichsfürſten, die Sünde und den Skandal dazu. Guſtav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slavonierin — man nannte ſie die Corinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Recognoscirungsritte zurück zu ſein glaubte. Streng und menſchlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Theil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallenſteiniſche Lager zuzuſenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklaſſend mit der Weiſung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verſtrich und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Corinna, von ein paar grimmigen ſchwediſchen Pikenieren begleitet, welche ſie dem Pagen, der im Vorzimmer über ſeinem Briefe ſaß, Degen und Piſtolen neben ſich auf den Tiſch

gelegt, überlieferten. Vor dem Thore des Schlößchens ſtand ja eine Wache.

Neugierig ſchickte der Page einen Blick über ſeine Buchſtaben hinweg nach der Gefangenen, die er ſich ſetzen hieß, und erſtaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug ſie über vollen Schultern auf einem feinen Halſe ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, ſtillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, ſo war es das ſüße Haupt einer Muſe, wie unmuſenhaft die Corinna ſein mochte. Pechſchwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das feſſelnde Geſicht. Die in Unordnung gerathene bunkfarbige Kleidung, von keinem ſüdlich leuchtenden Himmel gedämpft, erſchien unter einem nordiſchen grell und aufdringlich. Der Buſen klopfte ſichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo iſt der König, Junker?“ fragte ſie mit einer hohen, vor Erregung ſchreienden Stimme. „Iſt verritten. Wird gleich zurück ſein!“ antwortete Leubelfing in ſeiner tiefſten Note.

„Der König bilde ſich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog laſſe,“ fuhr das leidenſchaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum

Sterben. Und wo ſollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grauſam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog iſt ein Reichsfürſt.“ Offenbar plapperte die Angſtvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für ſich ein frevelhafter Menſch, ſeinen Fürſtenmantel, halb im Hohn, halb im Ernſt, allen ſeinen Miſſethaten umhing.

„Nutzt ihm nichts, Jungfer,“ verſetzte der Page Guſtav Adolfs. „Reichsfürſt hin, Reichsfürſt her, der König iſt ſein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu pariren.“

„Der Herzog,“ zankte die Slavenierin, „iſt vom alleredelſten Blut, der König aber ſtammt von einem gemeinen ſchwediſchen Bauer.“ Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Guſtav Waſa's entſtandene Märchen vorgeſtellt haben. Leubelfing erhob ſich beleidigt und ſchritt bolzgerade auf die Corinna zu, machte dicht vor ihr Halt und fragte geſtreng: „Was ſagſt?“ Auch das Mädchen hatte ſich ängſtlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Theurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und laſſe nicht von ihm! Nie-

mals!" So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglicher Verblüffung einen Schritt zurück und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schwesterchen," lispelte die Corinna mit einem schlauen Blick, „wenn du deinen Einfluß" — in demselben Moment hatte Leubelfing sie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Kniee niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück' los," rief die Corinna halb wahnsinnig, „und der Lust und des Elends sei ein Ende!" wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach todtenbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit." Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon," wiederholte der Page, „und du schwörst mir bei diesem Kreuz" — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerrt — „von wem hast du das? von deiner Mutter, sagst

du? — Du ſchwörſt mir bei dieſem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach' ſchnell, oder ich ſchieße!"

Aber der Page ſenkte ſeine Waffe, denn er vernahm Roßgeſtampf, das Geraſſel des militäriſchen Salutes und die treppanſteigenden ſchweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die ſich von den Knieen erhebende Corinna, einen flehenden Blick, in welchem zu leſen war, was er nie ausgeſprochen hätte: „Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrathe mich nicht! Ich liebe den König!"

Dieſer trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, ſtreng wie ein Richter in Iſrael, in heiliger Entrüſtung, in loderndem Zorn, wie ein bibliſcher Held, der ein himmelſchreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Scene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das ſchwediſche Lager flüchtenden Haufens deutſcher Bauern durch deutſchen Adel unter Führung eines deutſchen Fürſten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhafteſter Art, der Bank hielt, hatte ſie

Alle ausgebeutelt. Den muthmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwer beladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbeireiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne Weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer That an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben nicht anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen,

hieß ihn ſeinen rothen Mantel umwerfen und — in einiger Entfernung — folgen.

In dieſer Stimmung befand ſich König Guſtav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht ſeine klaren Augen beleidigte.

„Wer ſind deine Eltern?“ begann er, es verſchmähend, ſich nach ihrem eigenen Namen oder Schickſal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Croaten; die Mutter ſtarb früh weg,“ erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln ſeinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde dich deinem Vater zurückſenden,“ ſagte er.

„Nein,“ antwortete ſie, „er würde mich erſtechen.“

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er ſuchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du haſt dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieſes iſt verboten,“ beſchuldigte er ſie.

„Niemals,“ widerſprach die Corinna aufrichtig entrüſtet, „nie beging ich dieſe Zuchtloſigkeit.“

„Aber,“ fuhr der König fort, „du brichſt die Ehe und machſt eine edle junge Fürſtin unglücklich.“

Eine raſende Eiferſucht loderte in den Augen der

Slavonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die Andere?“ trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

„Ich werde für dich sorgen,“ sagte er dann. „Jetzt befehle ich dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst du gehorchen?“ Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Thüre stand.

„Was soll der mit mir?“ frug das Mädchen schaudernd. „Ist's der Henker? Wird er mich richten?“

„Er wird dir die Haare scheeren, dann bringt dich der nächste Transport nach Schweden, wo du in einem Besserungshause bleibst, bis du ein evangelisches Weib geworden bist.“

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben!

Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von dem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Theiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Uebung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen haften und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig bei Seite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Corinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig be-

urtheilte, ohne davor zu erſchrecken, wurde aus dieſer veredelten menſchlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger anſehen. „Am Ende," dachte ſie, „iſt der Schneekönig ein gefrorener Menſch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umſchleichende Liebe nicht ſpürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — ſie liebt ihn."

Jetzt trat der Proſoß einen Schritt vorwärts und ſtreckte die Hand nach der Slavonierin aus. Dieſe gab ſich verloren. Blitzſchnell richtete ſie ſich an dem Pagen auf und wisperte ihm ins Ohr: „Laß mir zehn Meſſen leſen, Schweſterchen! von den theuren! Du biſt mir eine dicke Kerze ſchuldig! Nun, Eine hat das Glück, die Andere" — ſie fuhr in die Taſche, zog einen Dolch heraus, ſchleuderte die Scheide ab und zerſchnitt ſich in einem kunſtfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte ſie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige ſpreitete ſeinen rothen Mantel, legte ſie der Länge nach darauf, hüllte ſie ein und trug ſie wie ein ſchlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitenthüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen und mit dem Schlage Neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügelthür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kennten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen, die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegsmann war unter die Fahnen Gustav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Maske, Fallstrick, Intrigue, Cabale, verdecktes Spiel, vertheilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrath, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge.

Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimen Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Sieg der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige, stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser übermüthigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmuth zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, absichtlich einer

groben, ja bäuriſchen Rede, wie ſie ihm ſonſt nicht eigen war.

„Räuber und Diebe ſeid ihr vom Erſten zum Letzten! Schande über euch! Ihr beſtehlet eure Landsleute und Glaubensgenoſſen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erſchöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht ſoviel von euch genommen um mir eine Reithoſe machen zu laſſen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutſchem Gute zu bekleiden! Euch ſchenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweineſtall hab' ich für mich behalten!"

Mit ſo derben und harten Worten beſchimpfte der König dieſen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer ſeid ihr, ja, das ſeid ihr! Ueber euer Reiten und Fechten iſt nicht zu klagen!" ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebellirt ihr gegen mich," forderte er ſie heraus, „ſo will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!"

Er ſchloß dann mit einer chriſtlichen Vermahnung

und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete ſich mit der Hand eine Thräne. Die Herren gaben ſich die Miene, es fechte ſie nicht ſonderlich an, aber ihre Haltung war ſichtlich eine beſcheidenere geworden. Einige ſchienen ergriffen, ja gerührt. Das deutſche Gemüth erträgt eine grobe, redliche Schelte beſſer, als eine lahme Predigt oder einen feinen ſchneidenden Hohn.

Inſoweit wäre es nun gut und in der Ordnung geweſen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen ſeine Standesgenoſſen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloſes Wort fallen:

„Wie mag Majeſtät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unſere Unterthanen erleichtert!“

Guſtav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Thüre lehnte.

„Lege dieſem Herrn deine Hand auf die Schulter!“ befahl er ihm. Der Profoß trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürſt hatte den Degen aus der Scheide geriſſen und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Guſtav entwaffnete den Lauenburger, ſtemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ ſie in Stücke ſpringen.

Dann ergriff er die breite behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: „Du bist ein Reichsfürst, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!“

Dann wandte er sich und ging. Der Profoß folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Corinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Comödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehn und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschrocken über die unheimliche Aehnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen

hatte. Derſelbe Klang, daſſelbe Mark und Metall. Und dieſer Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Guſtav ſich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünſtelte Lache aufſchlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geſchimpft, der ſchwediſche Bauer! Donnerwetter, haben wir den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutſche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich laſſe ein Fäßchen Würzburger anzapfen!“ und er legte ſeinen rechten Arm in den linken der Fürſtlichkeit, die ihm zunächſt ſtand. Dieſer Herr aber zog ſeinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemeſſenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin ſchon verſagt.“

Sich an einen Andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch luſtigeren und dringlicheren Worten: „Du darfſt es mir nicht abſchlagen, Kamerad! Du biſt mir noch Revanche ſchuldig!“ Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne Weiteres den Rücken. So oft er ſeine Verſuche wiederholte, ſo oft wurde er, und immer kürzer und derber abgewieſen. Vor ſeinen Schritten und Geberden bildete ſich eine Leere und entfüllte ſich der Raum.

Jetzt ſtand er allein in der Mitte des von Allen verlaſſenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von Seinesgleichen ſtreng werde gemieden werden. Sein Geſicht verzerrte ſich. Wüthend ballte der Gebrandmarkte die Fauſt und drohte, ſie erhebend, dem Schickſal oder dem Könige. Was er murmelte, verſtand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein ſo teufliſcher, daß der Lauſcher einer Ohnmacht nahe war.

IV.

In der Dämmerstunde desselben ereignißvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtig befundenen Salvocondukt versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist," sagte er leichthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn." Leubel-

fing, der gewiß war, dieſe kalte und dictatoriſche Geberde nie in ſeinem Leben mit Augen geſehen zu haben, erwiederte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nüremberg, Gnaden zu dienen.“

„Eine kunſtfertige Stadt,“ bemerkte der Andere gleichgültig. „Thue mir der junge Herr den Gefallen, dieſen Handſchuh — es iſt ein linker — zu probiren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jeſuiten, wo ich erzogen wurde, die demüthige und dienſtfertige Gewohnheit eingeprägt, die ſich jetzt für meine Hauptmannſchaft nicht mehr recht ſchicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenſtände aufzuheben. Das iſt mir nun ſo geblieben.“ Er zog einen ledernen Reithandſchuh aus der Taſche, wie ſie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieſer von einer ausnahmsweiſen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, ſo daß ihn wohl neun Zehntel der wallenſteiniſchen oder ſchwediſchen Soldatenhände, hineinfahrend, mit dem erſten Ruck aus allen ſeinen Nähten geſprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der unterſten Stufe der Freitreppe.“

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas geſtoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handſchuh

und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eurige," sagte er.

„Nein, Hauptmann," erwiederte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder." „So gebt mir ihn zurück!" und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser that einige Schritte mit wachsendem Erstaunen und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?" Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigenthümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiederte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit, und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?" Er winkte den Pagen mit einer Geberde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen

dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigſten des Hauſes, lag. Er war erſchreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, ſondern durch das Unheimliche dieſes ſpäten Beſuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denſelben mit ſeinem Schickſale in Zuſammenhang zu bringen.

Mehr von Angſt als von Neugierde getrieben, öffnete er leiſe einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es geſagt werden muß — durch eine Wandſpalte den König ſchon einmal — nur einmal — belauſcht hatte, um ihn ungeſtört und nach Herzensluſt zu betrachten. Daß ſein Auge und abwechſelnd ſein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür ſorgte der ſeltſame Inhalt des belauſchten Geſpräches.

Die ſich gegenüber Sitzenden ſchwiegen eine Weile, ſich betrachtend, ohne ſich zu fixiren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schickſal Deutſchlands beſtimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und ſich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entſcheidenden, eine neue Lage der Dinge ſchaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Uebereinkommen unmöglich ſei. Dieſem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majeſtät,“

ſagte er, „ich komme in einer perſönlichen Angelegenheit.“ Guſtav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

„Ich pflege im Bette zu leſen, wann mich der Schlaf meidet. Geſtern oder heute früh fand ich in einem franzöſiſchen Memoirenwerke eine unterhaltende Geſchichte. Eine wahrhaftige Geſchichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Depoſition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu ſchätzen weiß. Ich erzähle ſie mit der Erlaubniß der Majeſtät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partiſan ein, Poltrot oder wie der Menſch hieß. Wie ein halb Wahnſinniger warf er ſich auf einen Stuhl und begann ein Selbſtgeſpräch, worin er ſich über den politiſchen und militäriſchen Gegner des Admirals, Franz Guiſe, leidenſchaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu ſchaffen. Es war, wie geſagt, das Selbſtgeſpräch eines Geiſtesabweſenden und es ſtand bei dem Admiral, welchen Werth er darauf legen wollte — ich möchte die Scene einem Dramatiker empfehlen, ſie wäre wirkſam. Der Admiral ſchwieg, da er das Gerede des Menſchen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guiſe fiel, von einer Kugel —“

„Hat Coligny ſo gehandelt!“ unterbrach der König.

„ſo tadle ich ihn. Er that unmenſchlich und unchriſtlich.“

„Und unritterlich,“ höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit,“ bat der König.

„Majeſtät, etwas Aehnliches iſt mir heute begegnet, nur hat der zum Mord ſich Erbietende eine noch künſtlichere Scene ins Werk geſetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beſchäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der ſchwülen Mittagsſtunde entſchlummert und ſprach heftig im Traume. Nur wenige geſtammelte Worte, aber ein Zuſammenhang ließ ſich errathen. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majeſtät, ich weiß nicht womit, tödtlich beleidigt, und er wäre entſchloſſen, ja genöthigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigſtens um einen anſtändigen Preis, was ihm leicht ſein werde, da er in der Nähe der Majeſtät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht daß ich nach ſeinem Begehr fragte. Es handelte ſich um Auskunft über einen ſchon vor Jahren in kaiſerlichem Dienſte verſchollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbſache. Ich

gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugniß abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre unthunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

„Freilich," stimmte der König bei.

„Majestät," sprach der Friedländer jede Silbe schwer betonend, „du bist gewarnt!"

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüth nicht damit vergiften," sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indicien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegen blieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen," betheuerte er.

„Auch ich," erwiederte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauermädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängniß. Das kann verderben."

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pact mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet be-

rühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Geberde, daß sie dem scharf blickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte.

„Ich sehe mit Vergnügen," scherzte der König, den Friedländer gegen die Thüre begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist."

„Wie sollt' ich nicht?" erwiederte dieser. „Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich" — der Herzog wich höflich einem „wir" aus — „dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den Andern und" — scherzte er seinerseits — „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden."

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermuthung, irgend eine himmlische Conjunctur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen

folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne. Er that wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät," endete der Friedländer fast gemüthlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich bin auch solch ein Mädchenpapa!" Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnißvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koste," gelobte sich der

Verzweifelnde, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.“

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich und du fehltest.“ Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfniß, nach den erschütternden Scenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Geberde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!“ Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt,“ sagte er.

Der Page aber warf ſich vor ihm nieder, ergriff ſeine Hände und überſtrömte ſie mit Thränen. „Lebe wohl," ſchluchzte er, „mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott mit ſeinen Scharen!" Dann jählings aufſpringend, ſtürzte er hinaus wie ein Unſinniger. Guſtav erhob ſich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes und — ſeltſam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforſchungen über die Flucht und das Verbleiben ſeines Pagen anſtellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu thun; denn er hatte beſchloſſen, das Lager bei Nüremberg aufzuheben.

Lenbelfing hatte den geſtreckten Lauf ſeines Thieres nicht angehalten, dieſer ermüdete von ſelbſt am äußerſten Lagerende. Da beruhigten ſich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond ſchien taghell und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Ueberlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereigniſſes, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den ſcharfen Augen der Liebe und des Haſſes ſeinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht geſehen, wie der Gebrandmarkte die Fauſt gegen die Gerechtigkeit des

Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Thränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmüthig: „Sinnt der junge Herr nach Hause?“ Leubelfing nahm sich zusammen und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen,“ sagte er sich, „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!“

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödtlichen Duell secundirt hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. „Entweder ich irre mich," begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermüthig ausschaut." Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Seid Ihr ein Nürnberger," fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr fünfzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und täuscht. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt." Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte, welcher seinen

Gebieter mit einem gutmüthigen ſtupiden Lächeln empfing.

„Mache ſich's der Herr bequem," lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldſtuhl bietend und ſich auf ſein n harten Schragen niederlaſſend. Zwei Windlichter gaben eine ſchwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberſt ohne Ceremonie mit ſeiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte aber tiefeingeſchnittene Narbe ſichtbar. „Guſtel, du Narre," brach er los, „meinſt, ich hätt's vergeſſen, wie dich das ungriſche Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über ſeinen Starrkopf ſchleuderte, daß du durch die Luft flogeſt und wir Dreie dich für todt auflaſen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geiſt und ich ſelber herzlich erſchrocken? Ein perfecter Soldat, der ſelige Leubelfing, mein beſter Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bischen toll, wie du es auch ſein wirſt, Guſtel! Alle Wetter, Kind, wie lange ſchon treibſt du dein Weſen um den König? Schauſt übrigens accurat wie ein Bube! Haſt dir das blonde Kraushaar im Nacken wegraſirt, Kobold?" und er zupfte ſie. „Mach' dir nur nicht vor, du ſeieſt das einzige Weibsbild im Lager! Sieh' dir

mal den Jakob Erichſon an, meinen Kerl!“ Der Burſche trat eben mit Flaſchen und Gläſern ein. „Ein Mann wie du! Keine Angſt, Guſtel! Er hat nicht ein deutſches Wort erlernen können. Dazu iſt er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garſtig! Uebrigens die einfachſte Geſchichte von der Welt, Guſtel: Sieben Schreihälſe, der Ernährer ausgehoben, ſein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beſte Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!“

Der Page betrachtete das brave Geſchöpf mit entſchiedenem Widerwillen, während der Oberſt weiter polterte. „Alle Wege ein ſtarkes Stück, Guſtel, neben dem Könige dich einzuniſten, der die Weibſen in Mannstracht verabſcheut! Haſt eine Fabel geſpielt, was ſie auf den Bänken von Upſala ein Monodrama nennen, wenn eine Perſon für ſich mutterſeelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragirt, imaginirt! Und haſt dir Gott weiß wie viel darauf eingebildet, ohne daß eine ſterbliche Seele etwas davon wußte oder ſich einen Deut darum bekümmerte. Du blickſt unmuthig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdeſt du entlarvt: „Pack dich, dummes Ding!“ hätte er dich geſcholten und den nächſten Augenblick an etwas Anderes

gedacht. 'Ja, wenn dich die Königin demaskirt hätte! Puh! Nun ſag' ich: man ſoll die Kinder nicht küſſen! So'n Kuß ſchläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachſen und ſchwellen. Und wahr iſt's und bleibt's, der König hat dich mir einmal von den Armen' genommen, Pathchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur ſo klatſchte! Denn du wareſt ein keckes und hübſches Kind." Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild erröthend.

„Und nun, Wildfang, was ſoll werden?" Er ſann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! du wirſt mein Galopin, gibſt mir dein Ehrenwort nicht auszureißen und reiteſt mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Geſle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngern, der Axel und der Erich —" er zerdrückte eine Thräne. „Für König und Vaterland!" ſagte er. „Der überbliebene Aelteſte lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da haſt du dann die Wahl zwiſchen uns Beiden." Page Leubelfing gelobte ſeinem Pathen, was er ſich ſelbſt ſchon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf ſein vollſtändiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfniß, das ſich nach lange

getragener Larve so gebieterisch meldet, wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, dessen Conterfei er sich von dem Pagen entwerfen ließ. „Der Flachskopf," philosophirte er, „kann nichts dafür, eine Memme zu sein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, ist ein Hase. Er hat es von der Mutter."

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page Leubelfing in Züchten neben seinem Pathen, dem Obersten Ale Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte ihm durch die Locken zu fahren und der Page den Gebieter Nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte.

Da geſchah es zufällig, daß Leubelfing ſeinen König wieder mit Augen ſah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo ſich der Page eines Einkaufs halber verſpätet hatte und eben ſeinem Oberſten nachſprengen wollte, welcher, dieſes Mal die Vorhut befehligend, die Stadt ſchon verlaſſen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit ſeinem Roß gegen die Häuſer zurückgedrängt, ſah er auf dem engen Platze ein Schauſpiel, wie ein ähnliches nur erſt einmal menſchlichen Augen ſich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedeſtifter auf einer Eſelin Einzug hielt in Jeruſalem. Freilich ſaß Guſtav auf ſeinem ſtattlichen Streithengſt, von geharniſchten Hauptleuten auf muthigen Thieren umringt; aber Hunderte von leidenſchaftlichen Geſtalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände ſtreckten, um die Rechte Guſtavs zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur ſeine Steigbügel küßten, geringe Leute, die ſich vor ihm auf die Kniee warfen, ohne Furcht vor dem Hufſchlag ſeines Thieres, das übrigens ſanft und ruhig ſchritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeiſterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordi-

ſchen König, der ihm ſeine geiſtigen Güter gerettet hatte. Dieſer, ſichtlich gerührt, neigte ſich von ſeinem Roſſe herab zu dem greiſen Ortsgeiſtlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfings die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und ſprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das iſt zu viel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidniſchen Göttin Victoria und mit dem chriſtlichen Todesengel!“

Dem Pagen quollen die Thränen. Als er aber gegenüber an einem Fenſter die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abſchied zuwinkte, ſchwoll ihm der Buſen von einer brennenden Eiferſucht.

Kaum eine Woche ſpäter, als die ſchwediſchen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen ſich zuſammenzogen, marſchirte Ake Tott ſeitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der, unter zerriſſenen Wolken ſchwebend, auf das Hartnäckigſte ſich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüſſe des Gefolges ſich nicht erſchrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob ſeine Rache über Guſtav Adolf ſchwebe. Das arme Herz des Pagen ängſtigte ſich über alles Maß. Wie es frühe

dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und verschwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Bube!“ nachrufenden Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genöthigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauerhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt seine letzten Befehle gegeben

und war in der wunderbarſten Stimmung. Er erhob ſich langſam und wendete ſich gegen die Anweſenden, lauter Deutſche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nüremberg mit ſo harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn ſchon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er ſich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und ſprach leiſe, faſt wie träumend, mehr mit den geiſterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich Euch mein Teſtament hinterlaſſen. Nicht für den Krieg ſorgend — da mögen die Lebenden zuſehen! Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtniß unter Euch! Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiſer einen läßlichen Frieden vorſchreiben und nach geſichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubthier zwiſchen meine ſchwediſchen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutſchen Dinge. Nicht ohne ein Gelüſt nach Eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habs-

burger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch Ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und Ihr habet Recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen . . .“ Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

„Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon . . .“

Der König lauschte und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: „Es ist genug, Alles ist in Ordnung,“ und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Kniee, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen

Sohnes: „Vater, ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir!“ und wiederum: „Ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße!“ und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und ſchloß ihn in ſeine Arme.

Vor den entſetzten Augen des Pagen ſchwammen die ſich umſchlungen Haltenden wie in einem Nebel. „War das, konnte das die Wahrheit ſein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine ſataniſche Larve? Mißbrauchte der ruchloſeſte der Heuchler die Worte des reinſten Mundes?“ So zweifelte ſie mit irren Sinnen und hämmernden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet und der König rief nach ſeinem Lederwams. Der Kammerdiener erſchien, in der Linken den verlangten Gegenſtand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harniſch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfeſten Panzer und machte Miene, dem König behülflich zu ſein, denſelben anzulegen. Dieſer aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erſtaunt zu ſein, weigerte ſich mit einem unbeſchreiblich freundlichen Blick

und fuhr Leubelfing durch das kraufe Stirnhaar, wie er zu thun pflegte. „Guft," ſagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams."

Kurz nachher ſprengte der König davon, links und rechts hinter ſich den Lauenburger und ſeinen Pagen Leubelfing.

V.

In der Pfarre des hinter der ſchwediſchen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen ſaß gegen Mitternacht der verwittwete Magiſter Todänus hinter ſeiner Foliobibel und las ſeiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwittweten Perſon, die Bußpſalmen Davids vor. Der Magiſter — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt hatte — betete dann inbrünſtig mit Frau Ida für die Erhaltung des proteſtantiſchen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hofthor und die geiſtergläubige Frau Ida errieth, daß ſich ein Sterbender melde.

Es war ſo. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Menſch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine

klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein Anderer einen Todten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Todten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vornüber auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Cornett seinen

Augen nicht. „Hol' mich! straf' mich!“ stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, erröthete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der Oberst Ale Tott trat herein. In Proviantsachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Kruge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Todten vor sich auf dem Pferde gehalten.

„Ist es wahr, ist es möglich?“ schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Thränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnsessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel,“ rief er zornig, „so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!“

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden,“ bemerkte der Cornett vorsichtig, „wie er, den todten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!“

„Nein, für mich!“ unterbrach ihn ein langer Mensch

mit einem Altweibergeſicht. Es war der Kaufherr Laubſinger. Um eine beträchtliche durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er ſich aus dem ſichern Leipzig herausgewagt und unwiſſend dem Schlachtfelde genähert. In die von Gepäckwagen geſtaute Dorfgaſſe gerathen, war er dann dem Oberſten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu erſuchen. In einem überſtrömenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anweſenden umſtändlich die Geſchichte ſeiner Familie. „Guſtel, Guſtel," weinte er, „kennſt du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich gethan haſt?"

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!" fuhr ihn der Oberſt an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und ſprach mit ruhigem Ernſt: „Herrſchaften, Ihr kennt dieſe Welt. Sie iſt voller Läſterung." Frau Ida ſeufzte. „Und da am meiſten, wo ein großer und reiner Menſch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiſeſte Argwohn dieſes Andenken trüben" — er zeigte den ſtillen König — „welches Fabelgeſchöpf würde nicht die papiſtiſche Verleumdung aus dieſer armen Rücke machen," und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, „die ſich die Flügel

an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Daſein überzeugt, daß der ſelige König von dieſem Mädchen nichts wußte."

„Einverſtanden, geiſtlicher Herr," ſchwur der Oberſt, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit nicht durch die Werke, ſondern durch den Glauben überzeugt."

„Sicherlich," beſtätigte Laubfinger. „Sonſt hätte der König ſie heimgeſchickt und auf mich gefahndet."

„Hol' mich, ſtraf' mich!" betheuerte der Cornett und Frau Ida ſeufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberſt, Ihr, Cornett, ſeid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vortheil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir ſchweigen."

Jetzt öffnete der Page die ſterbenden Augen. Sie irrten angſtvoll umher und blieben auf Ale Tott haften: „Pathe, ich habe dir nicht gehorſamt, ich konnte nicht — ich bin eine groſze Sünderin."

„Ein groſzer Sünder," unterbrach ſie der Pfarrer ſtreng. „Ihr redet irre! Ihr ſeid der Page Auguſt Leubelfing, ehelicher Sohn des nürembergiſchen Patriziers und Handelsherrn Arbogaſt Leubelfing, geboren den und den, Todes verblichen den ſiebenten November

Eintauſend ſechshundert zweiunddreißig an ſeinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho.“

„Fortiter pugnans!“ ergänzte der Cornett begeiſtert.

„So will ich auf Euren Grabſtein ſetzen! Jetzt aber machet Euern Frieden mit Gott! Euer Stündlein iſt gekommen.“ Der Magiſter ſagte das nicht ohne Härte, denn er konnte ſeinen Unmuth gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf ſeines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es ſchon in den letzten Zügen lag.

„Ich kann jetzt noch nicht ſterben, ich habe noch viel zu reden!“ röchelte der Page. „Der König . . . im Nebel . . . die Kugel des Lauenburgers —“ der Tod ſchloß ihr den Mund, aber er konnte ſie nicht hindern, mit einer letzten Anſtrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu ſuchen.

Jeder der Anweſenden zog ſeinen Schluß und ergänzte den Satz nach ſeiner Weiſe. Der geiſtesgegenwärtige Pfarrer aber, deſſen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutſchlands und der proteſtantiſchen Sache — für ihn einunddaſſelbe — von einem deutſchen Fürſten ſich gemeuchelt zu denken, ermahnte ſie Alle eindringlich,

Novellen

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Zweiter Band.

Vierzehnte Auflage.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

1899. 2959

Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1899.

Druck von Böschel & Trepte in Leipzig.

Inhalt

des zweiten Bandes.

	Seite
1. Die Hochzeit des Mönchs	1
2. Das Leiden eines Knaben	167
3. Die Richterin	269

Die Hochzeit des Mönchs.

Es war in Verona. Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemsten Stellungen, welche der Anstand erlaubt, ein junges Hofgesinde männlichen und weiblichen Geschlechtes um einen ebenso jugendlichen Herrscher und zwei blühende Frauen. Dem Herde zur Linken saß diese fürstliche Gruppe, welcher die Uebrigen in einem Viertelkreise sich anschlossen, die ganze andere Seite des Herdes nach höfischer Sitte frei lassend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen sie Cangrande nannten. Von den Frauen, in deren Mitte er saß, mochte die nächst dem Herd etwas zurück und ins Halbdunkel gelehnte sein Eheweib, die andere, vollbeleuchtete, seine Verwandte oder Freundin sein, und es wurden mit bedeutsamen Blicken und halblautem Gelächter Geschichten erzählt.

Jetzt trat in diesen sinnlichen und muthwilligen

Kreis ein gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die Musen — „und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere, die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte

zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig neben sich Raum machte. Aber dieser gab der Einladung seines Wirthes keine Folge, sondern wählte stolz den letzten Sitz, am Ende des Kreises. Ihm mißfiel entweder die Zweiweiberei des Fürsten — wenn auch vielleicht nur das Spiel eines Abends — oder dann ekelte ihn der Hofnarr, der die Beine vor sich hingestreckt, neben dem Sessel Cangrandes auf dem herabgeglittenen Mantel desselben am Boden saß.

Dieser, ein alter zahnloser Mensch mit Glotzaugen und einem schlaffen, verschwatzten und vernaschten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Gesellschaft — hieß Gocciola, das heißt das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläsern zusammenzunaschen pflegte, und haßte den Fremdling mit kindischer Bosheit, denn er sah in Dante seinen Nebenbuhler um die nicht eben wählerische Gunst des Herrn. Er schnitt ein Gesicht und erfrechte sich, seine hübsche Nachbarin zur Linken auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches sich abschattende Profil des Dichters höhnisch grinsend aufmerksam zu machen. Das Schattenbild Dantes glich einem Riesenweibe mit lang-

gebogener Naſe und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen. Das lebhafte Mädchen verwand ein kindliches Lachen. Ihr Nachbar, ein klug blickender Jüngling, der Ascanio hieß, half ihr daſſelbe erſticken, indem er ſich an Dante wendete mit jener maßvollen Ehrerbietung, in welcher dieſer angeredet zu werden liebte.

„Verſchmähe es nicht, du Homer und Virgil Italiens," bat er, „dich in unſer harmloſes Spiel zu miſchen. Laß dich zu uns herab und erzähle, Meiſter, ſtatt zu ſingen."

„Was iſt euer Thema?" warf Dante hin, weniger ungeſellig, als er begonnen hatte, aber immer noch unwirſch genug.

„Plötzlicher Berufswechſel," antwortete der Jüngling bündig, „mit gutem oder ſchlechtem oder lächerlichem Ausgange."

Dante beſann ſich. Seine ſchwermüthigen Augen betrachteten die Geſellſchaft, deren Zuſammenſetzung ihm nicht durchaus zu mißfallen ſchien; denn er entdeckte in derſelben neben mancher flachen einige bedeutende Stirnen. „Hat Einer unter euch den entkutteten Mönch behandelt?" äußerte der ſchon milder Geſtimmte.

„Gewiß, Dante!" antwortete, ſein Italieniſch mit

einem leichten deutſchen Accent ausſprechend, ein Kriegsmann von treuherzigem Ausſehen, Germano mit Namen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhangenden Schnurrbart trug. „Ich ſelbſt erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern ſeines Kloſters ſprang, um Krieger zu werden.“

„Er that recht,“ erklärte Dante, „er hatte ſich ſelbſt getäuſcht über ſeine Anlage.“

„Ich, Meiſter,“ plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, Namens Iſotta, „habe die Helena Manente erzählt, welche eben die erſte Locke unter der geweihten Scheere verſcherzt hatte, aber ſchnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verſchluckte, denn ſie hatte ihren in barbareske Sklaverei gerathenen und höchſt wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiffe der Kirche erblickt, wie er die gelöſten Ketten“ — ſie wollte ſagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geſchwätz wurde von der Rede Dantes zerſchnitten.

„Sie that gut,“ ſagte er, „denn ſie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem iſt hier die Rede nicht, ſondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem

Triebe, nicht aus erwachter Weltluſt oder Weltkraft, nicht weil er ſein Weſen verkannt hätte, ſondern einem Andern zuliebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an ſich wird, mehr noch als der Kirche, ſich ſelbſt gegebene Gelübde bricht, und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe ſaß und ihn nicht drückte. Wurde das ſchon erzählt? Nein? Gut, ſo werde ich es thun. Aber ſage mir, wie endet ſolches Ding, mein Gönner und Beſchützer?" Er hatte ſich ganz gegen Cangrande gewendet.

„Nothwendig ſchlimm," antwortete dieſer ohne Beſinnen. „Wer mit freiem Anlaufe ſpringt, ſpringt gut; wer geſtoßen wird, ſpringt ſchlecht."

„Du redeſt die Wahrheit, Herr," beſtätigte Dante, „und nicht anders, wenn ich ihn verſtehe, meint es auch der Apoſtel, wo er ſchreibt: daß Sünde ſei, was nicht aus dem Glauben gehe, das heißt aus der Ueberzeugung und Wahrheit unſerer Natur."

„Muß es denn überhaupt Mönche geben?" kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte ſie ſagen: jede Befreiung aus einem an ſich unnatürlichen Stande iſt eine Wohlthat.

Die dreiste und ketzerische Aeußerung erregte hier kein Aergerniß, denn an diesem Hofe wurde das kühnste Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorsichtiges Wort über den Herrscher, seine Person oder seine Politik, verderben konnte.

Dantes Auge suchte den Sprecher und entdeckte denselben in einem vornehmen jungen Kleriker, dessen Finger mit dem kostbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geistlichen Gewande trug.

„Nicht meinetwegen," antwortete der Florentiner mit Bedacht. „Mögen die Mönche aussterben, sobald ein Geschlecht ersteht, welches die beiden höchsten Kräfte der Menschenseele, die sich auszuschließen scheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener späten Weltstunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Uebung der Barmherzigkeit eine durchaus selbstlose Seele fordert, so sind die drei mönchischen Gelübde gerechtfertigt; denn es ist weniger schwer, wie die Erfahrung lehrt, der Lust ganz, als halb zu entsagen."

„Giebt es aber nicht mehr schlechte Mönche als gute?" fragte der geistliche Zweifler weiter.

„Nein," behauptete Dante, „wenn man die menschliche Schwachheit berücksichtigt. Es müßte denn mehr ungerechte Richter als gerechte, mehr feige Krieger als beherzte, mehr schlechte Menschen als gute geben."

„Und ist das nicht der Fall?" flüsterte der im Halbdunkel.

„Nein," entschied Dante, und eine himmlische Verklärung erleuchtete seine strengen Züge. „Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: wie ist das Böse in die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: wie kam das Gute in die Welt?"

Diese stolzen und dunkeln Sätze imponirten der Gesellschaft, erregten aber auch die Besorgniß, der Florentiner möchte sich in seine Scholastik vertiefen statt in seine Geschichte.

Cangrande sah, wie seine junge Freundin ein hübsches Gähnen verwand. Unter solchen Umständen ergriff er das Wort und fragte: „Erzählst du uns eine wahre Geschichte, mein Dante, nach Dokumenten? oder eine Sage des Volksmundes? oder eine Erfindung deiner bekränzten Stirne?"

„Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift," gab dieser langsam betonend zur Antwort.

„Aus einer Grabschrift?“

„Aus einer Grabschrift, die ich vor Jahren bei den Franziskanern in Padua gelesen habe. Der Stein, der sie trägt, lag in einem Winkel des Klostergartens, allerdings unter wildem Rosengesträuch versteckt, aber doch den Novizen zugänglich, wenn sie auf allen Vieren krochen und sich eine von Dornen zerkratzte Wange nicht reuen ließen. Ich befahl dem Prior — will sagen, ich ersuchte ihn, den fraglichen Stein in die Bibliothek zu versetzen und unter die Hut eines Greises zu stellen.“

„Was sagte denn der Stein?“ ließ sich jetzt die Gemahlin des Fürsten nachlässig vernehmen.

„Die Inschrift,“ erwiderte Dante, „war lateinisch und lautete: „Hic jacet monachus Astorre cum uxore Antiope. Sepeliebat Azzolinus.““

„Was heißt denn das?“ fragte die Andere neugierig.

Cangrande übersetzte fließend: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin.“

„Der abscheuliche Tyrann!“ rief die Empfindsame. „Gewiß hat er die Beiden lebendig begraben lassen,

weil sie sich liebten, und das Opfer noch in der Gruft gehöhnt, indem er es die Gattin des Mönches nannte. Der Grausame!"

„Kaum," meinte Dante. „Das hat sich in meinem Geiste anders gestaltet und ist auch nach der Geschichte unwahrscheinlich. Denn Ezzelin bedrohte wohl eher den kirchlichen Gehorsam als den Bruch geistlicher Gelübde. Ich nehme das „sepeliebat" in freundlichem Sinne: er gab den Beiden ein Begräbniß."

„Recht," rief Cangrande freudig, „du denkst wie ich, Florentiner! Ezzelino war eine Herrschernatur und, wie sie einmal sind, etwas rauh und gewaltsam. Neun Zehntel seiner Frevel haben ihm die Pfaffen und das fabelsüchtige Volk angedichtet."

„Möchte dem so sein!" seufzte Dante. „Wie er übrigens in meiner Fabel auftritt, ist er noch nicht das Ungeheuer, welches uns, wahr oder falsch, die Chronik schildert, sondern seine Grausamkeit beginnt sich nur erst zu zeichnen, mit einem Zug um den Mund so zu sagen —"

„Eine gebietende Gestalt," vollendete Cangrande feurig das Bildniß, „mit gesträubtem schwarzen Stirnhaar, wie du ihn in deinem zwölften Gesange als

einen Bewohner der Hölle malst. Woher hast du dieses schwarzhaarige Haupt?"

„Es ist das deinige," versetzte Dante kühn, und Cangrande fühlte sich geschmeichelt.

„Auch die übrigen Gestalten der Erzählung," fuhr er mit lächelnder Drohung fort, „werde ich, ihr gestattet es?" — und er wendete sich gegen die Umsitzenden — „aus eurer Mitte nehmen und ihnen eure Namen geben: euer Inneres lasse ich unangetastet, denn ich kann nicht darin lesen."

„Meine Miene gebe ich dir preis," sagte großartig die Fürstin, deren Gleichgültigkeit zu weichen begann.

Ein Gemurmel der höchsten Aufregung lief durch die Zuhörer, und: „Deine Geschichte, Dante!" raunte es von allen Seiten, „deine Geschichte!"

„Hier ist sie," sagte dieser und erzählte.

Wo sich der Gang der Brenta in einem schlanken Bogen der Stadt Padua nähert, ohne diese jedoch zu berühren, glitt an einem himmlischen Sommertage unter gedämpftem Flötenschall eine bekränzte, von festlich Gekleideten überfüllte Barke auf dem schnellen, aber ruhigen Wasser. Es war die Brautfahrt des Umberto

Vicedomini und der Diana Pizzaguerra. Der Paduaner hatte ſich ſeine Verlobte aus einem am obern Laufe des Fluſſes gelegenen Kloſter geholt, wohin, kraft einer alten ſtädtiſchen Sitte, Mädchen von Stande vor ihrer Hochzeit zum Behufe frommer Uebungen ſich zurückzuziehen pflegen. Sie ſaß in der Mitte der Barke auf einem purpurnen Polſter zwiſchen ihrem Bräutigam und den drei blühenden Knaben ſeines erſten Bettes. Umberto Vicedomini, hatte vor fünf Jahren, da die Peſt in Padua wüthete, das Weib ſeiner Jugend begraben und, obwohl in der Kraft der Männlichkeit ſtehend, nur ſchwer und widerwillig, auf das tägliche Drängen eines alten und ſiechen Vaters, zu dieſem zweiten Ehebunde ſich entſchloſſen.

Mit eingezogenen Rudern fuhr die Barke, dem Willen des Stromes ſich überlaſſend. Die Bootsknechte begleiteten die ſanfte Muſik mit einem halblauten Geſange. Da verſtummten beide. Aller Augen hatten ſich nach dem rechten Ufer gerichtet, an welchem ein großer Reiter ſeinen Hengſt bändigte und mit einer weiten Geberde nach der Barke herüber grüßte. Scheues Gemurmel durchlief die Reihen der Sitzenden. Die Ruderer riſſen ſich die rothen Mützen vom Kopfe und

das ganze Fest erhob sich in Furcht und Ehrerbietung, auch der Bräutigam, Diana und die Knaben. Unterthänige Geberden, grüßende Arme, halbgebogene Kniee wendeten sich gegen den Strand mit einem solchen Ungestüm und Uebermaße der Bewegung, daß die Barke aus dem Gleichgewicht kam, sich nach rechts neigte und plötzlich überwog. Ein Schrei des Entsetzens, ein drehender Wirbel, eine leere Strommitte, die sich mit Auftauchenden, wieder Versinkenden und den schwimmenden Kränzen der verunglückten Barke bevölkerte. Hilfe war nicht ferne, denn wenig weiter unten lag ein kleiner Port, wo Fischer und Fährleute hausten und heute auch die Rosse und Sänften warteten, welche die Gesellschaft, die jetzt im Strome unterging, vollends nach Padua hätten bringen sollen.

Die zwei ersten der rettenden Kähne strebten sich von den entgegengesetzten Ufern zu. In dem einen stand neben einem alten Fergen mit struppigem Barte Ezzelin der Tyrann von Padua, der unschuldige Urheber des Verderbens, in dem andern, vom linken Ufer kommenden ein junger Mönch und sein Fährmann, welcher den staubigen Waller über den Strom stieß gerade in dem Augenblicke, da sich darauf das

Unheil zutrug. Die beiden Boote erreichten sich. Zwischen ihnen schwamm im Flusse etwas wie eine Fülle blonden Haares, in das der Mönch entschlossen hineingriff, knielings, mit weit ausgestrecktem Arme, während sein Schiffer aus allen Kräften sich auf die andere Seite des Nachens zurückstemmte. An einer dicken Strähne hob der Mönch ein Haupt, das die Augen geschlossen hielt, und dann, mit Hilfe des dicht herangekommenen Ezzelin, die Last eines von triefendem Gewande beschwerten Weibes aus der Strömung. Der Tyrann war von seinem Nachen in den andern gesprungen und betrachtete jetzt das entseelte Haupt, das einen Ausdruck von Trotz und Unglück trug, mit einer Art von Wohlgefallen, sei es an den großen Zügen desselben, sei es an der Ruhe des Todes.

„Kennst du sie, Astorre?" fragte er den Mönch. Dieser schüttelte verneinend den Kopf und der Andere fuhr fort: „Siehe, es ist das Weib deines Bruders."

Der Mönch warf einen mitleidigen scheuen Blick auf das bleiche Antlitz, welches unter demselben langsam die schlummernden Augen öffnete.

„Bringe sie ans Ufer!" befahl Ezzelin, allein der Mönch überließ sie seinem Fährmann. „Ich will mei-

nen Bruder ſuchen," rief er, „bis ich ihn finde." „Ich helfe dir, Mönch," ſagte der Tyrann, „doch ich zweifle, daß wir ihn retten: ich ſah ihn, wie er ſeine Knaben umſchlang und, von den Dreien umklammert, ſchwer in die Tiefe ging."

Inzwiſchen hatte ſich die Brenta mit Fahrzeugen bedeckt. Es wurde gefiſcht mit Stangen, Haken, Angeln, Netzen, und in der raſch wechſelnden Scene vervielfältigte ſich über den Suchenden und den gehobenen Bürden die Geſtalt des Herrſchers.

„Komm, Mönch!" ſagte er endlich. „Hier giebt es für dich nichts mehr zu thun. Umberto und ſeine Knaben liegen nunmehr zu lang in der Tiefe, um ins Leben zurückzukehren. Der Strom hat ſie verſchleppt. Er wird ſie ans Ufer legen, wann er ihrer müde iſt. Aber ſiehſt du dort die Zelte?" Man hatte deren eine Zahl am Strande der Brenta zum Empfange der mit der Hochzeitsbarke Erwarteten aufgeſchlagen und jetzt die Todten oder Scheintodten hineingelegt, welche von ihren ſchon aus dem nahen Padua herbeigeeilten Verwandten und Dienern umjammert wurden. „Dort, Mönch, verrichte, was deines Amtes iſt: Werke der Barmherzigkeit! Tröſte die Lebenden! Beſtatte die Todten!"

Der Mönch hatte das Ufer betreten und den Reichsvogt aus den Augen verloren. Da kam ihm aus dem Gedränge Diana entgegen, die Braut und Wittwe seines Bruders, trostlos, aber ihrer Sinne wieder mächtig. Noch trieften die schweren Haare, aber auf ein gewechseltes Gewand: ein mitleidiges Weib aus dem Volke hatte ihr im Gezelt das eigene gegeben und sich des kostbaren Hochzeitskleides bemächtigt. „Frommer Bruder," wendete sie sich an Astorre, „ich bin verlassen: die mir bestimmte Sänfte ist in der Verwirrung mit einer Andern, Lebenden oder Todten, in die Stadt zurückgekehrt. Begleite mich nach dem Hause meines Schwiegers, der dein Vater ist!"

Die junge Wittwe täuschte sich. Nicht in der Bestürzung und Verwirrung, sondern aus Feigheit und Aberglauben hatte das Gesinde des alten Vicedomini sie im Stiche gelassen. Es fürchtete sich, dem jähzornigen Alten eine Wittib und mit ihr die Kunde von dem Untergange seines Hauses zu bringen.

Da der Mönch viele seinesgleichen unter den Zelten und im Freien mit barmherzigen Werken beschäftigt sah, willfahrte er dem Gesuch. „Gehen wir," sagte er und schlug mit dem jungen Weibe die Straße nach

der Stadt ein, deren Thürme und Kuppeln auf dem blauen Himmel wuchsen. Der Weg war bedeckt mit Hunderten, die an den Strand eilten oder vom Strande zurückkehrten. Die Beiden schritten, oft von einander getrennt, aber sich immer wieder findend, in der Mitte der Straße, ohne mit einander zu reden, und wandelten jetzt schon durch die Vorstadt, wo die Gewerbe hausen. Hier standen überall — das Unglück auf der Brenta hatte die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht — laut plaudernde oder flüsternde Gruppen, welche das zufällige Paar, das den Bruder und den Bräutigam verloren hatte, mit theilnehmender Neugierde betrachteten.

Der Mönch und Diana waren Gestalten, die jedes Kind in Padua kannte. Astorre, wenn er nicht für einen Heiligen galt, hatte doch den Ruf des musterhaften Mönches. Er konnte der Stadtmönch von Padua heißen, den das Volk verehrte und auf den es stolz war. Und mit Grund: denn er hatte auf die Vorrechte seines hohen Adels und den unermeßlichen Besitz seines Hauses tapfer, ja freudig verzichtet und gab sein Leben in Zeiten der Seuche oder bei andern öffentlichen Fährlichkeiten, ohne zu markten, für den Geringsten

und die Aermſte preis. Dabei war er mit ſeinem ſtanienbraunen Kraushaar, ſeinen warmen Augen u ſeiner edeln Geberde ein anmuthender Mann, wie d Volk ſeine Heiligen liebt.

Diana war in ihrer Weiſe nicht weniger namh ſchon durch die Vollkraft des Wuchſes, welche das Vi mehr als die zarten Reize bewundert. Ihre Mutt war eine Deutſche geweſen, ja eine Staufin, wie Eini behaupteten, freilich nur dem Blute, nicht dem Ge nach. Deutſchland und Welſchland hatten zuſamme als gute Schweſtern dieſe große Geſtalt gebaut.

Wie herb und ſtrenge Diana mit ihresgleichen un ging, mit den Geringen war ſie leutſelig, ließ ſich ihr Händel erzählen, gab kurzen und deutlichen Beſchei und küßte die zerlumpteſten Kinder. Sie ſchenkte un ſpendete ohne Beſinnen, wohl weil ihr Vater, der alt Pizzaguerra, nach Vicedomini der reichſte Paduaner zugleich der ſchmutzigſte Geizhals war, und Diana ſid des väterlichen Laſters ſchämte.

So verheirathete das ihr geneigte Volk in ſeiner Schenken und Plauderſtuben Diana monatlich mit ir gend einem vornehmen Paduaner, doch die Wirklichkeit trug dieſen frommen Wünſchen keine Rechnung. Drei

Hinderniſſe erſchwerten eine Brautſchaft: die hohen und oft finſtern Brauen Dianas, die geſchloſſene Hand ihres Vaters und die blinde Anhänglichkeit ihres Bruders Germano an den Tyrannen, bei deſſen möglichem Falle der treue Diener mit zu Grunde gehen mußte, ſeine Sippe nach ſich ziehend.

Endlich verlobte ſich mit ihr, ohne Liebe wie es ſtadtkundig war, Umberto Vicedomini, der jetzt in der Brenta lag.

Uebrigens waren die Beiden ſo verſunken in ihren gerechten Schmerz, daß ſie das eifrige Geſchwätz, welches ſich an ihre Ferſen heftete, entweder nicht vernahmen oder ſich wenig um daſſelbe bekümmerten. Nicht das gab Anſtoß, daß der Mönch und das Weib neben einander ſchritten. Es erſchien in der Ordnung, da der Mönch an ihr zu tröſten hatte und ſie wohl Beide denſelben Weg gingen: zu dem alten Vicedomini, als die nächſten und natürlichen Boten des Geſchehenen.

Die Weiber bejammerten Diana, daß ſie einen Mann habe heirathen müſſen, der ſie nur als Erſatz für eine theure Geſtorbene genommen, und beklagten ſie in demſelben Athemzuge, daß ſie dieſen Mann vor der Ehe eingebüßt habe.

Die Männer dagegen erörterten mit wichtigen Geberden und den ſchlauſten Mienen eine brennende Frage, welche ſich über den in der Brenta verſunkenen vier Stammhaltern des erſten paduaniſchen Geſchlechtes eröffnet hatte. Die Glücksgüter der Vicedomini waren ſprichwörtlich. Das Familienhaupt, ein ebenſo energiſcher als liſtiger Menſch, der es fertig gebracht hatte, mit Beiden, dem fünffach gebannten Tyrannen von Padua und der dieſen verdammenden Kirche auf gutem Fuße zu bleiben, hatte ſich lebelang nicht im geringſten mit etwas Oeffentlichem beſchäftigt, ſondern ein zähes Daſein und prächtige Willenskräfte auf ein einziges Ziel gewendet: den Reichthum und das Gedeihen ſeines Stammes. Jetzt war dieſer vernichtet. Sein Aelteſter und die Enkel lagen in der Brenta. Sein Zweiter und Dritter waren in eben dieſem Unglücksjahre, der eine vor zwei, der andere vor drei Monden von der Erde verſchwunden. Den Aeltern hatte der Tyrann verbraucht und auf einem ſeiner wilden Schlachtfelder zurückgelaſſen. Der Andere, aus welchem der vorurtheilsloſe Vater einen großartigen Kaufmann in venezianiſchem Style gemacht, hatte ſich an einer morgenländiſchen Küſte auf dem Kreuze verblutet, an wel-

ches ihn Seeräuber geschlagen, verspäteten Lösegeldes halber. Als Vierter blieb Astorre der Mönch. Daß er diesen mit dem Aufwande seines letzten Pulses den Klostergelübden zu entreißen versuchen werde, daran zweifelten die schnellrechnenden Paduaner keinen Augenblick. Ob es ihm gelinge und der Mönch sich dazu hergebe, darüber stritt jetzt die aufgeregte Gasse.

Und sie stritt sich am Ende so laut und heftig, daß selbst der trauernde Mönch nicht mehr im Zweifel darüber bleiben konnte, wer mit dem „egli“ und der „ella“ gemeint sei, welche aus den versammelten Gruppen ertönten. Dergestalt schlug er, mehr noch seiner Gefährtin als seinethalben, eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein, die seinen Sandalen wohlbekannt war, denn sie führte längs der verwitterten Ringmauer seines Klosters hin. Hier war es bis zum Schauder kühl, aber die ganz Padua erfüllende Schreckenskunde hatte selbst diese Schatten erreicht. Aus den offenen Fenstern des Refektoriums, das in die dicke Mauer gebaut war, scholl an der verspäteten Mittagstafel — die Katastrophe auf der Brenta hatte in der Stadt alle Zeiten und Stunden gestört — das Tischgespräch der Brüder so zänkisch und schreiend, so voller „—ini-

bus“ und „—atibus“ — es wurde lateiniſch geführt oder dann ſtritt man ſich mit Citaten aus den Decretalen —, daß der Mönch unſchwer errieth, auch hier werde daſſelbe oder ein ähnliches Dilemma wie auf der Straße verhandelt. Und wenn er ſich vielleicht nicht Rechenſchaft gab, wovon, ſo wußte er doch, von wem die Rede ging. Aber was er nicht entdeckte, waren —

Mitten im Sprechen ſuchte Dante unter den Zuhörern den vornehmen Kleriker, der ſich hinter ſeinen Nachbar verbarg.

— waren zwei brennende hohle Augen, welche durch eine Luke in der Mauer auf ihn und das Weib an ſeiner Seite ſtarrten. Dieſe Augen gehörten einer unſeligen Kreatur, einem verlorenen Mönche, Namens Serapion, welcher ſich, Seele und Leib, im Kloſter verzehrte. Mit ſeiner voreiligen Einbildungskraft hatte dieſer auf der Stelle begriffen, daß ſein Mitbruder Aſtorre zum längſten nach der Regel des heiligen Franciſcus gedarbt und gefaſtet habe und beneidete ihn raſend um den ihm von der Laune des Todes zuge-

worfenen Beſitz weltlicher Güter und Freuden. Er lauerte auf den Heimkehrenden, um die Mienen desſelben zu erforſchen und darin zu leſen, was Aſtorre über ſich beſchloſſen hätte. Seine Blicke verſchlangen das Weib und haſteten an ihren Stapfen.

Aſtorre lenkte die Schritte und die ſeiner Schwägerin auf einen kleinen von vier Stadtburgen gebildeten Platz und trat mit ihr in das tiefe Thor der vornehmſten. Auf einer Steinbank im Hofe erblickte er zwei Ruhende, einen vom Wirbel zur Zehe gepanzerten blutjungen Germanen und einen greiſen Sarazenen. Der hingeſtreckte Deutſche hatte ſeinen ſchlummernden rothblonden Krauskopf in den Schoß des ſitzenden Ungläubigen gelegt, der, ebenfalls ſchlummernd, mit ſeinem ſchneeweißen Barte väterlich auf ihn niedernickte. Die Zweie gehörten zur Leibwache Ezzelins, welche ſich in Nachahmung derjenigen ſeines Schwiegers, des Kaiſers Friedrich, aus Deutſchen und Sarazenen zu gleichen Theilen zuſammenſetzte. Der Tyrann war im Palaſte. Er mochte es für ſeine Pflicht gehalten haben, den alten Vicedomini zu beſuchen. In der That vernahmen Aſtorre und Diana ſchon auf der Wendeltreppe das Geſpräch, welches Ezzelin in kurzen ruhigen Wor-

ten, der Alte dagegen, der gänzlich außer ſich zu ſein ſchien, mit ſchreiender und ſcheltender Stimme führte. Mönch und Weib blieben am Eingange des Saales unter dem bleichen Geſinde ſtehen. Die Diener zitterten an allen Gliedern. Der Greis hatte ſie mit den heftigſten Verwünſchungen überhäuft und dann mit geballten Fäuſten weggejagt, weil ſie ihm verſpätete Botſchaft vom Strande gebracht und dieſelbe hervorzuſtottern ſich kaum getraut. Ueberdies hatte dieſes Geſinde der gefürchtete Schritt des Tyrannen verſteinert. Es war bei Todesſtrafe verboten, ihn anzumelden. Unaufgehalten wie ein Geiſt betrat er Häuſer und Gemächer.

„Und das berichteſt du ſo gelaſſen, Grauſamer,“ tobte der Alte in ſeiner Verzweiflung, „als erzähleſt du den Verluſt eines Roſſes oder einer Ernte? Du haſt mir die Viere getödtet, niemand anders als du! Was brauchteſt du gerade zu jener Stunde am Strande zu reiten? Was brauchteſt du auf die Brenta hinauszugrüßen? Das haſt du mir zuleide gethan! Hörſt du wohl?“

„Schickſal,“ antwortete Ezzelin.

„Schickſal?“ ſchrie der Vicedomini. „Schickſal und

Sternguckerei und Beschwörungen und Verschwörungen und Enthauptungen, von der Zinne auf das Pflaster sich werfende Weiber und hundert pfeildurchbohrte Jünglinge vom Rosse sinkend in deinen verruchten waghalsigen Schlachten, das ist deine Zeit und Regierung, Ezzelin, du Verfluchter und Verdammter! Uns Alle ziehst du in deine blutigen Gleise, alles Leben und Sterben wird neben dir gewaltsam und unnatürlich, und niemand endet mehr als reuiger Christ in seinem Bette!"

„Du thust mir Unrecht," versetzte der Andere. „Ich zwar habe mit der Kirche nichts zu schaffen. Sie läßt mich gleichgültig. Aber dich und deinesgleichen habe ich nie gehindert, mit ihr zu verkehren. Das weißt du, sonst würdest du dich nicht erkühnen, mit dem heiligen Stuhle Briefe zu wechseln. Was drehst du da in deinen Händen und verbirgst mir das päpstliche Siegel? Einen Ablaß? Ein Breve? Gieb her! Wahrhaftig, ein Breve! Darf ich es lesen? Du erlaubst? Dein Gönner, der heilige Vater, schreibt dir, daß, würde dein Stamm erlöschen bis auf deinen Vierten und Letzten, den Mönch, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, wenn er aus freiem Willen und

eigenem Entſchluſſe in die Welt zurückkehre. Schlauer Fuchs, wie viele Unzen Goldes hat dich dieſes Pergament gekoſtet?"

„Verhöhnſt du mich?" heulte der Alte. „Was anderes blieb mir übrig nach dem Tode meines Zweiten und Dritten? Für wen hätte ich geſammelt und geſpeichert? für die Würmer? für dich? Willſt du mich berauben? . . Nein? So hilf mir, Gevatter," — der noch ungebannte Exzelin hatte den dritten Knaben Vicedominis aus der Taufe gehoben, denſelben, der ſich für ihn auf dem Schlachtfelde geopfert — „hilf mir den Mönch überwinden, daß er wieder weltlich werde und ein Weib nehme, befiehl es ihm, du Allgewaltiger, gieb ihn mir ſtatt des Sohnes, den du mir geſchlachtet haſt, halte mir den Daumen, wenn du mich liebſt!"

„Das geht mich nichts an," erwiderte der Tyrann ohne die geringſte Erregung. „Das mache er mit ſich ſelbſt aus. „Freiwillig", ſagt das Breve. Warum ſollte er, wenn er ein guter Mönch iſt, wie ich glaube, ſeinen Stand wechſeln? Damit das Blut der Vicedomini nicht verſiege? Iſt das eine Lebensbedingung der Welt? Sind die Vicedomini eine Nothwendigkeit?"

Jetzt kreischte der Andere in rasender Wuth: „Du Böser, du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde deine wahnsinnigen Feldzüge führen!“ Da gewahrte er seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit wankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie Beide gekommene Unheil. „Wo hast du meinen Sohn, Diana?“ keuchte er.

„Er liegt in der Brenta,“ antwortete sie traurig und ihre blauen Augen dunkelten.

„Wo meine drei Enkel?“

„In der Brenta,“ wiederholte sie.

„Und dich bringst du mir als Geschenk? Dich behalte ich?“ lachte der Alte mißtönig.

„Wollte der Allmächtige,“ sagte sie langsam, „mich zögen die Wellen und die Andern stünden hier statt meiner!“

Sie schwieg. Dann gerieth sie in einen jähen Zorn. „Beleidigt dich mein Anblick und bin ich dir überlästig, so halte dich an Diesen: er hat mich, da ich

ſchon geſtorben war, an den Haaren aus dem Grabe geriſſen und ins Leben zurückgezogen!"

Jetzt erſt erblickte der Alte den Mönch, ſeinen Sohn, und ſein Geiſt ſammelte ſich mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche der ſchwere Jammer eher geſtählt als gelähmt zu haben ſchien.

„Wirklich? Dieſer hat dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes ſind doch wunderbar!"

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er ſich deſſelben, Leib und Seele, bemächtigen, und ſchleppte ihn und ſich gegen ſeinen Krankenſtuhl, auf welchen er hinſiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerſtrebenden freizugeben. Diana folgte und kniete ſich auf der andern Seite des Seſſels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, ſo daß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloſer Gegenſtand ſichtbar blieb. Der Gruppe gegenüber ſaß Ezzelin, die Rechte auf das gerollte Breve wie auf einen Feldherrnſtab geſtützt.

„Söhnchen, Söhnchen," wimmerte der Alte, mit einer aus Wahrheit und Liſt gemiſchten Zärtlichkeit, „mein letzter und einziger Troſt! Du Stab und

Stecken meines Alters wirſt mir nicht zwiſchen dieſen zitternden Händen zerbrechen! . . . Du begreifſt," fuhr er in einem ſchon trockenern, ſachlichen Tone fort, „daß wie die Dinge einmal liegen, deines Bleibens im Kloſter nicht länger ſein kann. Iſt es doch kanoniſch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, deſſen Vater verarmt oder verſiecht, von ſeinem Prior beurlaubt wird, um das Erbgut zu bebauen und den Urheber ſeiner Tage zu ernähren. Ich aber brauche dich noch viel nothwendiger. Deine Brüder und Neffen ſind weg und jetzt biſt du es, der die Lebensfackel unſeres Hauſes trägt! Du biſt ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wiſſe Eines", — er hatte in den warmen braunen Augen ein aufrichtiges Mitgefühl geleſen und die ehrerbietige Haltung des Mönches ſchien einen blinden Gehorſam zu verſprechen — „ich bin kränker, als du denkſt. Nicht wahr, Iſaſchar?" Er wendete ſich rückwärts gegen eine ſchmale Geſtalt, welche mit Fläſchchen und Löffel in den Händen durch eine Nebenthür leiſe hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem blaſſen Haupte beſtätigend nickte. „Ich fahre dahin, aber

ich ſage dir, Aſtorre: Läſſeſt du mich meines Wunſches ungewährt, ſo weigert ſich dein Väterchen, in den Kahn des Todtenführers zu ſteigen und bleibt zuſammengekauert am Dämmerſtrande ſitzen!"

Der Mönch ſtreichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: „Meine Gelübde!"

Exzelin entfaltete das Breve.

„Deine Gelübde?" ſchmeichelte der alte Vicedomini. „Loſe Stricke! Durchfeilte Feſſeln! Mache eine Bewegung und ſie fallen. Die heilige Kirche, welcher du Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig biſt, erklärt ſie für ungültig und nichtig. Da ſteht es geſchrieben." Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpſtlichen Siegel.

Der Mönch näherte ſich ehrerbietig dem Herrſcher, empfing die Schrift und las, von vier Augen beobachtet. Schwindelnd that er einen Schritt rückwärts, als ſtünde er auf einer Thurmhöhe und ſähe das Geländer plötzlich weichen.

Exzelin griff dem Wankenden mit der kurzen Frage unter die Arme: „Wem haſt du dein Gelübde gegeben, Mönch? dir? oder der Kirche?"

„Natürlich Beiden!“ ſchrie der Alte erboſt. „Das ſind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm dich vor Dem dort in Acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelſtab bringen!“

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf den Bart und ſchwur: „Stirbt Vicedomini, ſo beerbt ihn der Mönch hier, ſein Sohn, und ſtiftet — ſollte das Geſchlecht mit ihm erlöſchen und wenn er mich und ſeine Vaterſtadt lieb hat — ein Hoſpital von einer gewiſſen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte“ — er meinte die Städte Italiens — „beneiden ſollen. Nun, Gewatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du geſtatteſt?“

Jetzt packte den Alten ein ſolcher Ingrimm, daß er in Krämpfe fiel. Noch aber ließ er den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, nicht fahren.

Iſaſchar näherte den vollen, mit einer ſtark duftenden Eſſenz gefüllten Löffel vorſichtig den fahlen Lippen. Der Gefolterte wendete mit einer Anſtrengung den Kopf ab. „Laß mich in Ruhe!“ ſtöhnte er, „du biſt auch der Arzt des Vogts!“ und ſchloß die Augen.

Der Jude wandte die ſeinigen, welche glänzend

ſchwarz und ſehr klug waren, gegen den Tyrannen, als flehe er um Verzeihung für dieſen Argwohn.

„Wird er zur Beſinnung zurückkehren?“ fragte Ezzelin.

„Ich glaube,“ antwortete der Jude. „Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Dieſe Sonne ſieht er nicht untergehen.“

Der Tyrann ergriff den Augenblick, mit Aſtorre zu ſprechen, der um den ohnmächtigen Vater beſchäftigt war.

„Stehe mir Rede, Mönch!“ ſagte Ezzelin und wühlte — ſeine Lieblingsgeberde — mit den geſpreizten Fingern der Rechten in dem Gewelle ſeines Bartes. „Wie viel haben dich die drei Gelübde gekoſtet, die du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe dir dreißig“ — der Mönch nickte — „beſchworen haſt?“

Aſtorre ſchlug die lautern Augen auf und erwiderte ohne Bedenken: „Armuth und Gehorſam nichts. Ich habe keinen Sinn für Beſitz und gehorche leicht.“ Er hielt inne und erröthete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieſer männlichen Keuſchheit. „Hat dir Dieſer hier deinen Stand aufgenöthigt oder dich dazu beſchwatzt?“ lenkte er ab

„Nein," erklärte der Mönch. „Seit langeher, wie der Stammbaum erzählt, wird in unſerm Hauſe von Dreien oder Vieren der letzte geiſtlich, ſei es damit wir Vicedomini einen Fürbitter beſitzen oder um das Erbe und die Macht des Hauſes zu wahren — gleichviel, der Brauch iſt alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Loos, welches mir nicht zuwider war, von jung an. Mir wurde kein Zwang auferlegt."

„Und das dritte?" holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde. Aſtorre verſtand ihn.

Mit einem neuen, aber dieſes Mal ſchwachen Erröthen erwiderte er: „Es iſt mir nicht leicht geworden, doch ich vermochte es wie andere Mönche, wenn ſie gut berathen ſind, und das war ich. Von dem heiligen Antonius," fügte er ehrfürchtig hinzu.

Dieſer verdienſtliche Heilige, wie ihr wiſſet, Herrſchaften, hat einige Jahre bei den Franziskanern in Padua gelebt," erläuterte Dante.

„Wie ſollten wir nicht?" ſcherzte einer unter den Zuhörern. „Haben wir doch die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Kloſterteiche herumſchwimmt: ich meine den Hecht, welcher weiland der Predigt des Heiligen bei-

wohnte, ſich bekehrte, der Fleiſchſpeiſe entſagte, im Guten Stand hielt und jetzt noch in hohem Alter als ſtrenger Vegetarier" — er verſchluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn die Stirn gerunzelt.

„Und was rieth er dir?" fragte Ezzelin.

„Meinen Stand einfach zu faſſen, ſchlecht und recht," berichtete der Mönch, „als einen pünktlichen Dienſt, etwa wie einen Kriegsdienſt, welcher ja auch gehorſame Muskeln verlangt, und Entbehrungen, die ein wackerer Krieger nicht einmal als ſolche fühlen darf: die Erde im Schweiße meines Angeſichtes zu graben, mäßig zu eſſen, mäßig zu faſten, weder Mädchen noch jungen Frauen Beichte zu ſitzen, im Angeſichte Gottes zu wandeln und ſeine Mutter nicht brünſtiger anzubeten, als das Breviarium vorſchreibt."

Der Tyrann lächelte. Dann ſtreckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder ſegnend, und ſprach: „Glücklicher! Du haſt einen Stern! Dein Heute entſteht leicht aus deinem Geſtern und wird unverſehens zu deinem Morgen! Du biſt etwas und nichts Geringes; denn du übſt das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten laſſe, wiewohl ich ein anderes

bekleide. Würdeſt du in die Welt treten, die ihre eigenen Geſetze befolgt, welche zu lernen es für dich zu ſpät iſt, ſo würde dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwiſch und zerplatzte ziſchend nach ein paar albernen Sprüngen unter dem Hohne der Himmliſchen!

Noch Eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war meinem Volke eine Erbauung, ein Beiſpiel der Entſagung. Der Aermſte getröſtete ſich deiner, den er ſeine karge Koſt und ſein hartes Tagewerk theilen ſah. Wirfſt du die Kutte weg, freieſt du ein Vornehmer eine Vornehme, ſchöpfſt du mit vollen Händen aus dem Reichthume deines Hauſes, ſo begehſt du Raub an dem Volke, welches dich als einen ſeinesgleichen in Beſitz genommen hat, du machſt mir Unzufriedene und Ungenügſame, und entſtünde daraus Zorn, Ungehorſam, Empörung, mich ſollte es nicht wundern. Die Dinge verketten ſich!

Ich und Padua können dich nicht entbehren! Mit deiner ſchönen und ritterlichen Geſtalt ſtichſt du der Menge in die Augen und haſt auch mehr, oder wenigſtens einen edlern Muth als deine bäuriſchen Brüder. Wenn das Volk nach ſeiner raſenden Art

Diesen hier" — er deutete auf Isaschar — „ermorden will, weil er ihm Hilfe bringt, was dem Juden in der letzten Pestzeit — wenig fehlte — geschehen wäre, wer vertheidigt ihn, wie du thatest, gegen die wahnsinnige Menge, bis ich da bin und Halt gebiete?

Isaschar, hilf mir den Mönch überzeugen!" wendete sich Ezzelin gegen den Arzt mit einem grausamen Lächeln. „Schon deinetwegen darf er sich nicht entkutten!"

„Herr," lispelte dieser, „unter deinem Scepter wird sich die unvernünftige Scene, welche du so gerecht wie blutig gestraft hast, kaum wiederholen, und meinethalb, dessen Glaube die Dauer des Stammes als Gottes höchsten Segen preist, darf der Erlauchte" — so und schon nicht mehr den Ehrwürdigen nannte er den Mönch — „nicht unvermählt bleiben."

Ezzelin lächelte über die Feinheit des Juden. „Und wohin gehen deine Gedanken, Mönch?" fragte er.

„Sie stehen und beharren! Doch ich wollte — Gott verzeihe mir die Sünde — der Vater erwachte nicht mehr, daß ich nicht hart gegen ihn sein muß! Hätte er nur schon die Zehrung empfangen!" Er küßte heftig die Wange des Ohnmächtigen, welcher darüber zur Besinnung kam.

Der wieder Belebte that einen ſchweren Seufzer, hob die müden Augenlider und richtete aus dem grauen Gebüſche ſeiner hangenden Brauen einen Blick des Flehens auf den Mönch. „Wie ſteht's?“ fragte er. „Was haſt du über mich verhängt, Geliebteſter? Himmel oder Hölle?“

„Vater,“ bat Aſtorre mit bewegter Stimme, „deine Zeit iſt um! Dein Stündlein iſt gekommen! Entſchlage dich der weltlichen Dinge und Sorgen! Denke an die Seele! Siehe, deine Prieſter“ — er meinte die der Pfarrkirche — „ſind nebenan verſammelt und harren mit den hochheiligen Sterbeſakramenten.“

Es war ſo. Die Thüre des Nebengemaches hatte ſich ſachte geöffnet, aus demſelben ſchimmerte ſchwaches, in der Tageshelle kaum ſichtbares Kerzenlicht, ein Chor präludirte gedämpft und das leiſe Schüttern eines Glöckchens wurde hörbar.

Jetzt klammerte ſich der Alte, der ſeine Kniee ſchon in die kalte Fluth der Lethe verſinken fühlte, an den Mönch, wie weiland Sankt Petrus auf dem See Genezareth an den Heiland. „Du thuſt es mir!“ lallte er.

„Dürfte ich! Dürfte ich!“ ſeufzte der Mönch. „Bei

allen Heiligen, Vater, denke an die Ewigkeit! Laß das Irdiſche! Deine Stunde iſt da!"

Dieſe verhüllte Weigerung entzündete das letzte Leben des Vicedomini zur lodernden Flamme. „Ungehorſamer! Undankbarer!" zürnte er.

Aſtorre winkte den Prieſtern.

„Bei allen Teufeln," raſte der Alte, „laßt mich zufrieden mit eurem Gekuete und Geſalbe! Ich habe nichts zu verſpielen, ich bin ſchon ein Verdammter und bliebe es mitten im himmliſchen Reigen, wenn mein Sohn mich muthwillig verſtößt und meinen Lebenskeim verdirbt!"

Der entſetzte Mönch, durch dieſes grauſe Läſtern im Tiefſten erſchüttert, ſah ſeinen Vater unwiderruflich der ewigen Unſeligkeit anheimfallen. So meinte er und war feſt davon überzeugt, wie ich es an ſeiner Stelle auch geweſen wäre. Er warf ſich vor dem Sterbenden in dunkler Verzweiflung auf die Kniee und flehte unter ſtürzenden Thränen: „Herr, ich beſchwöre Euch, habet Erbarmen mit Euch und mit mir!"

„Laß den Schlaukopf ſeiner Wege gehen!" raunte der Tyrann. Der Mönch vernahm es nicht.

Wieder gab er den erstaunten Priestern ein Zeichen und die Sterbelitanei wollte beginnen.

Da kauerte sich der Alte zusammen wie ein trotziges Kind und schüttelte das graue Haupt.

„Laß den Arglistigen seine Straße ziehen!“ mahnte Ezzelin lauter.

„Vater, Vater!“ schluchzte der Mönch und seine Seele zerfloß in Mitleid.

„Erlauchter Herr und christlicher Bruder,“ fragte jetzt ein Priester mit unsicherer Stimme, „seid Ihr in der Verfassung, Euern Schöpfer und Heiland zu empfangen?“ Der Alte schwieg.

„Steht Ihr fest im Glauben an die heilige Dreifaltigkeit? Antwortet mir, Herr!“ fragte der Geistliche zum andern Male und wurde bleich wie ein Tuch, denn: „Geleugnet und gelästert sei sie!“ rief der Sterbende mit starker Stimme, „gelästert und —“

„Nicht weiter!“ schrie der Mönch und war aufgesprungen. „Ich bin Euch zu Willen, Herr! Machet mit mir, was Ihr wollt! Nur daß Ihr Euch nicht in die Flammen stürzet!“

Der Alte seufzte wie nach einer schweren Anstrengung. Dann blickte er erleichtert, ich hätte fast gesagt

vergnügt um sich. Er ergriff mit tastender Hand den blonden Schopf Dianas, zog das sich von den Knieen erhebende Weib in die Höhe, nahm ihre Hand, die sich nicht weigerte, öffnete die gekrampfte des Mönches und legte beide zusammen.

„Gültig! vor dem hochheiligen Sakramente!“ frohlockte er und segnete das Paar. Der Mönch widersprach nicht und Diana schloß die Augen.

„Jetzt rasch, ehrwürdige Väter!“ drängte der Alte, „es eilt, wie ich meine, und ich bin in christlicher Verfassung.“

Der Mönch und seine Braut wollten hinter die priesterliche Schaar zurücktreten. „Bleibt,“ murmelte der Sterbende, „bleibt, daß euch meine getrösteten Augen zusammen sehen, bis sie brechen!“ Astorre und Diana, kaum einige Schritte zurückweichend, mußten mit vereinigten Händen vor dem erlöschenden Blicke des hartnäckigen Greises verharren.

Dieser murmelte eine kurze Beichte, empfing die letzte Zehrung und verschied, während sie ihm die Sohlen salbten und der Priester den schon tauben Ohren jenes großartige: „Brich auf, christliche Seele!“ zurief. Das gestorbene Antlitz trug den deutlichen Ausdruck triumphirender List.

Der Tyrann hatte, während ringsum Alles auf den Knieen lag, die heilige Handlung ſitzend und mit ruhiger Aufmerkſamkeit betrachtet, etwa wie man eine fremde Sitte beſchaut oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes beſichtigt. Er näherte ſich dem Todten und drückte ihm die Augen zu.

Dann wendete er ſich gegen Diana. „Edle Frau,“ ſagte er, „ich denke, wir gehen nach Hauſe. Eure Eltern, wenn auch von Eurer Rettung unterrichtet, werden nach Euch verlangen. Auch traget Ihr ein Gewand der Niedrigkeit, das Euch nicht kleidet.“

„Fürſt, ich danke und folge Euch,“ erwiderte Diana, ließ aber ihre Hand in der des Mönches ruhen, deſſen Blick ſie bis jetzt gemieden hatte. Nun ſchaute ſie dem Gatten voll ins Geſicht und ſprach mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme, während ihre Wangen ſich mit dunkler Gluth bedeckten: „Mein Herr und Gebieter, wir durften die Seele des Vaters nicht umkommen laſſen. So wurde ich Euer. Haltet mir beſſere Treue als dem Kloſter. Euer Bruder hat mich nicht geliebt. Vergebet mir, wenn ich ſo rede: ich ſage die einfache Wahrheit. Ihr werdet an mir ein gutes und

gehorſames Weib beſitzen. Doch habe ich zwei Eigenſchaften, welche Ihr ſchonen müßt. Ich bin jähzornig, wenn man mir Recht oder Ehre antaſtet, und darin peinlich, daß man mir nichts verſprechen darf, ohne es zu halten. Schon als Kind habe ich das ſchwer oder nicht gelitten. Ich bin von wenig Wünſchen und verlange nichts über das Alltägliche hinaus; nur wo mir einmal etwas gezeigt und zugeſagt wurde, da bedarf ich der Erfüllung, ſonſt verliere ich den Glauben und kränke mich ſchwerer als andere Frauen über das Unrecht. Doch wie darf ich ſo zu Euch reden, mein Herr und Gebieter, den ich kaum kenne? Laßt mich verſtummen. Lebet wohl, mein Gemahl, und gebet mir neun Tage, Euern Bruder zu betrauern.“ Jetzt löſte ſie langſam die Hand aus der ſeinigen und verſchwand mit dem Tyrannen.

Inzwiſchen hatte die geiſtliche Schaar den Leichnam weggehoben, um ihn in der Hauskapelle aufzubahren und einzuſegnen.

Aſtorre ſtand allein in ſeinem verſcherzten Mönchsgewande, welches eine von Reue erfüllte Bruſt bedeckte. Ein Heer von Dienern, das den ſeltſamen Vorgang belauſcht und genügend begriffen hatte, näherte ſich in

unterwürfigen Stellungen und mit furchtſamen Geberden ſeinem neuen Herrn, verblüfft und eingeſchüchtert weniger noch durch den Wechſel der Herrſchaft, als durch das vermeintliche Sacrilegium der gebrochenen Gelübde — das leiſe geleſene Breve war nicht zu ihren Ohren gelangt — und durch die Verweltlichung des ehrwürdigen Mönches. Dieſem gelang es nicht, ſeinen Vater zu betrauern. Ihn beſchlich, jetzt da er ſeines Willens wieder mächtig war, der Argwohn, was ſage ich, ihn überkam die empörende Gewißheit, daß ein Sterbender ſeinen guten Glauben betrogen und ſeine Barmherzigkeit mißbraucht habe. Er entdeckte in der Verzweiflung des Alten den Schlupfwinkel der Liſt und in der wilden Läſterung das berechnete Spiel an der Schwelle des Todes. Unwillig, faſt feindſelig wandte ſich ſein Gedanke gegen das ihm zugefallene Weib. Ihn verſuchte der verzwickte mönchiſche Einfall, daſſelbe nicht aus eigenem Herzen, ſondern nur als Stellvertreter ſeines entſeelten Bruders zu lieben; aber ſein geſunder Sinn und ſein redliches Gemüth verwarfen die ſchmähliche Auskunft. Da er ſie nun als die Seinige betrachtete, erwehrte er ſich einer gewiſſen Verwunderung nicht, daß ihm ſein Weib mit ſo bün-

diger Rede und harter Wahrheitsliebe entgegengetreten und so sachlich mit ihm sich auseinandergesetzt habe, ohne Schleier und Wolke, eine viel derbere und wirklichere Gestalt als die zarten Erscheinungen der Legende. Er hatte sich die Frauen weicher gedacht.

Jetzt gewahrte der Mönch plötzlich sein Ordenskleid und den Widerspruch seiner Gefühle und Betrachtungen mit demselben. Er schämte sich vor seiner Kutte und sie wurde ihm lästig. „Gebt mir weltliches Gewand!" befahl er. Geschäftige Diener umringten ihn, aus welchen er bald in der Tracht seines ertrunkenen Bruders, mit dem er ungefähr von gleichem Wuchse war, hervortrat.

In demselben Augenblicke warf sich ihm der Narr seines Vaters, mit Namen Gocciola, zu Füßen und huldigte ihm, nicht um wie die Andern Verlängerung seines Dienstes sich zu erbitten, sondern seinen Abschied und die Erlaubniß, den Stand zu wechseln, denn er sei der Welt überdrüssig, seine Haare ergrauen und es stünde ihm schlecht an, mit der läutenden Schellenkappe ins Jenseits zu gehen. Mit diesen weinerlichen Worten bemächtigte er sich der abgeworfenen Kutte, welche das Gesinde zu berühren sich gescheut

hatte. Aber ſein buntſcheckiges Gehirn ſchlug einen Purzelbaum und er fügte lüſtern bei: „Einmal möchte ich noch Amarellen eſſen, ehe ich der Welt und ihren Täuſchungen Valet ſage! Hochzeit läßt hier nicht auf ſich warten, glaub' ich.“ Er beleckte ſich die Mundwinkel mit ſeiner fahlen Zunge. Dann bog er ein Knie vor dem Mönche, ſchüttelte ſeine Schellen und entſprang, die Kutte hinter ſich herſchleifend.

Amarelle oder Amare,“ erläuterte Dante, „heißt das paduaniſche Hochzeitsgebäck wegen ſeines bittern Mandelgeſchmackes und zugleich mit anmuthiger Anſpielung auf das Verbum der erſten Konjugation.“ Hier machte der Erzähler eine Pauſe und verſchattete Stirn und Augen mit der Hand, den weitern Gang ſeiner Fabel überſinnend.

Inzwiſchen trat der Majordom des Fürſten, ein Alſatier, Namens Burcardo, mit abgemeſſenen Schritten, umſtändlichen Bücklingen und weitläufigen Entſchuldigungen, daß er die Unterhaltung ſtören müſſe, vor Cangrande, welchen er in irgend einer häuslichen Angelegenheit um Befehl bat. Deutſche waren dazumal

an den ghibellinischen Höfen Italiens keine eben seltene Erscheinung, ja sie wurden gesucht und den Einheimischen vorgezogen wegen ihrer Redlichkeit und ihres angeborenen Verständnisses für Ceremonien und Gebräuche.

Als Dante das Haupt wieder hob, gewahrte er den Elsässer und hörte sein Welsch, das Weich und Hart beharrlich verwechselte, den Hof ergötzend, das feine Ohr des Dichters aber empfindlich beleidigend. Sein Blick verweilte dann mit sichtlichem Wohlgefallen auf den zwei Jünglingen, Ascanio und dem bepanzerten Krieger. Zuletzt ließ er ihn sinnend ruhen auf den beiden Frauen, der Herrin Diana, die sich belebt und deren marmorne Wange sich leicht geröthet hatte, und auf Antiope, der Freundin Cangrandes, einem hübschen und natürlichen Wesen. Dann fuhr er fort.

Hinter der Stadtburg der Vicedomini dehnte sich vormals — jetzt da das erlauchte Geschlecht längst erloschen ist, hat sich jener Platz völlig verändert —, ein geräumiger Bezirk bis an den Fuß der festen und breiten Stadtmauer aus, so geräumig, daß er Weide-

plätze für Herden, Gehege für Hirsche und Rehe, mit Fischen gefüllte Teiche, tiefe Waldschatten und sonnige Weinlauben enthielt. An einem leuchtenden Morgen, sieben Tage nach der Todtenfeier, saß im schwarzen Schatten einer Ceder, den Rücken an den Stamm gelehnt und die Schnäbel seiner Schuhe in das brennende Sonnenlicht streckend, der Mönch Astorre; denn diesen Namen behielt er unter den Paduanern, obwohl er weltlich geworden war, während seines kurzen Wandels auf der Erde. Er saß oder lag einem Brunnen gegenüber, der aus dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Fluth sprudelte, unfern einer Steinbank, welcher er das weiche Polster des schwellenden Rasens vorgezogen hatte.

Während er sann oder träumte, ich weiß nicht was, sprangen auf dem beinahe schon mittäglich übersonnten Platze vor dem Palast zwei junge Leute von staubbedeckten Gäulen, der eine gepanzert, der andere mit Wahl gekleidet, obschon im Reisegewand. Ascanio und Germano, so hießen die Reiter, waren die Günstlinge des Vogtes und zugleich die Jugendgespielen des Mönches, mit welchen er brüderlich gelernt und sich ergötzt hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre, dem Beginne

seines Noviziates. Ezzelin hatte sie an seinen Schwieger, Kaiser Friedrich gesendet.

Dante hielt inne und verneigte sich vor dem großen Schatten.

Mit beantworteten Aufträgen kehrten die Zweie zu dem Tyrannen zurück, welchem sie noch überdies die Neuigkeit des Tages mitbrachten: eine in der kaiserlichen Kanzlei verfertigte Abschrift des an den christlichen Klerus gerichteten Hirtenbriefes, worin der heilige Vater den geistvollen Kaiser vor dem Angesichte der Welt der äußersten Gottlosigkeit anklagt.

Obwohl mit wichtigen, vielleicht Eile heischenden Aufträgen und dem unheilschweren Dokumente betraut, brachten die Beiden es nicht über sich, an dem Heim ihres Jugendgespielen vorbei nach dem Stadtthurm des Tyrannen zu sprengen. Sie hatten in der letzten Herberge vor Padua, wo sie, ohne den Bügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigen Schenkwirth das große Stadtunglück und das größere Stadtärgerniß, den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches, er-

fahren, ſo ziemlich mit allen Umſtänden, ohne die vereinigten Hände Dianas und Aſtorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden waren. Unzerſtörliche Bande, die uns an die Geſpielen unſerer Kindheit feſſeln! Von dem ſeltſamen Schickſale Aſtorres betroffen, konnten die Beiden keine Ruhe finden, bis ſie ihn mit Augen geſehen, den Wiedergewonnenen. Während langer Jahre waren ſie nur dem Mönche begegnet, zufällig auf der Straße, ihn mit einem zwar freundlichen, aber durch aufrichtige Ehrfurcht vertieften und etwas fremden Kopfnicken begrüßend.

Gocciola, den ſie im Hofe des Palaſtes fanden, wie er mit einer Semmel beſchäftigt auf einem Mäuerlein ſaß und die Beine baumeln ließ, führte ſie in den Garten. Ihnen voranwandelnd unterhielt der Narr die Jünglinge nicht von dem tragiſchen Schickſale des Hauſes, ſondern nur von ſeinen eigenen Angelegenheiten, welche ihm als das weit Wichtigere erſchienen. Er erzählte, daß er brünſtig nach einem ſeligen Ende ſtrebe und verſchluckte darüber den Reſt der Semmel, ohne ihn mit ſeinen wackligen Zähnen gekaut zu haben, ſodaß er faſt daran erſtickte. Ueber die Geſichter, die er ſchnitt und über ſeine Sehnſucht nach der Zelle

brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte sich nicht das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter los zu werden. „Aermster," begann er, „du wirst die Zelle nicht erreichen, denn, unter uns, im tiefsten Vertrauen, mein Ohm der Tyrann hat ein begehrliches Auge auf dich geworfen. Laß dir sagen: er besitzt vier Narren, den Stoiker, den Epikuräer, den Platoniker, den Skeptiker, wie er sie benennt. Diese Viere stellen sich, wann der Ernste spaßen will, auf seinen Wink in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände und die Philosophen wechseln hopsend die Winkel. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd verendet, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche, deinem neuen Herrn, als Erbsteuer dich, o Gocciola, erbitten. So steht es.

Ezzelin fahndet nach dir. Wer weiß, ob er nicht hinter dir geht.“ Dieſes war eine Anſpielung auf die Allgegenwart des Tyrannen, welche die Paduaner in Furcht u to beſtändigem Zittern hielt. Gocciola ſtieß einen Schrei aus, als falle die Hand des Gewaltigen auf ſeine Schulter, blickte ſich um, und obwohl niemand hinter ihm ging als ſein kurzer Schatten, flüchtete er ſich zähneklappernd in irgend ein Verſteck.

Ich ſtreiche die Narren Ezzelins,“ unterbrach ſich Dante mit einer griffelhaltenden Geberde, als ſchriebe er ſeine Fabel, ſtatt ſie zu ſprechen, wie er that. „Der Zug iſt unwahr, oder dann log Ascanio. Es iſt durchaus undenkbar, daß ein ſo ernſter und urſprünglich edler Geiſt wie Ezzelin Narren gefüttert und ſich an ihrem Blödſinn ergötzt habe.“ Dieſen geraden Stich führte der Florentiner gegen ſeinen Gaſtfreund, auf deſſen Mantel Gocciola ſaß, den Dichter angrinſend.

Cangrande that nicht dergleichen. Er verſprach ſich im ſtillen, bei erſter Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

Befriedigt, faſt heiter ſetzte Dante ſeine Erzählung fort.

Endlich entdeckten die Beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte —

„An den Stamm einer Ceder, Dante," verbesserte die aufmerksam gewordene Fürstin.

— einer Ceder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte. Er bemerkte die sich ihm von beiden Seiten Nähernden nicht, so tief war er in sein leeres oder volles Träumen versunken. Jetzt bückte sich der muthwillige Ascanio nach einem Grashalm, brach denselben und kitzelte damit die Nase des Mönches, daß dieser dreimal kräftig nieste. Astorre ergriff freundlich die Hände seiner Jugendgespielen und zog sie rechts und links neben sich auf den Rasen nieder. „Nun, was saget ihr dazu?" fragte er in einem Tone, der eher schüchtern als herausfordernd klang.

„Zuerst mein aufrichtiges Lob deines Priors und deines Klosters!" scherzte Ascanio. „Sie haben dich frisch bewahrt. Du schaust jugendlicher als wir Beide. Freilich die knappe weltliche Tracht und das glatte Kinn mögen dich auch verjüngen. Weißt du, daß du

ein schöner Mann bist? Du liegst unter deiner Riesenceder gleich dem ersten Menschen, den Gott, wie die Gelehrten behaupten, als einen Dreißigjährigen erschuf, und ich," fuhr er mit einer unschuldigen Miene fort, da er den Mönch über seinen Muthwillen erröthen sah, „bin wahrlich der Letzte dich zu tadeln, daß du dich aus der Kutte befreitest, denn sein Geschlecht zu erhalten, ist der Wunsch alles Lebenden."

„Es war nicht mein Wunsch noch freier Entschluß," bekannte der Mönch wahrhaft. „Widerstrebend that ich den Willen eines sterbenden Vaters."

„Wirklich?" lächelte Ascanio. „Erzähle das niemandem, Astorre, als uns, die dich lieben. Andern würde dich diese Unselbständigkeit lächerlich oder gar verächtlich machen. Und, weil wir vom Lächerlichen reden, gieb acht, ich bitte dich, Astorre, daß du den Menschen aus dem Mönche entwickelst, ohne den guten Geschmack zu beleidigen! Der heikle Uebergang will sorgfältig geschont und abgestuft sein. Nimm Rath an! Du reisest ein Jährchen, zum Beispiel an den Hof des Kaisers, von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören. Du lässest dich von Ezzelin nach Palermo senden! Dort lernst du neben dem voll-

kommensten Ritter und dem vorurtheilslosesten Menschen — ich meine unsern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen und gewöhnst dir die Mönchsart ab, sie zu vergöttern oder gering zu schätzen. Das Gemüth des Herrschers färbt Hof und Stadt. Wie das Leben hier in Padua geworden ist, unter meinem Ohm, dem Tyrannen, wild und übertrieben und gewaltthätig, giebt es dir ein falsches Weltbild. Palermo, wo sich unter dem menschlichsten aller Herrscher Spiel und Ernst, Tugend und Lust, Treue und Unbestand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältnissen mischen, bietet das wahrere. Dort vertändelst du den Reigen eines Jahres mit unsern Freundinnen und Feindinnen in erlaubter oder läßlicher Weise" — der Mönch furchte die Stirn — „machst etwa einen Feldzug mit, ohne jedoch unbesonnen dich auszusetzen — denke an deine Bestimmung — nur daß du dich wieder erinnerst, wie Pferd und Klinge geführt wird — als Knabe verstundest du das — behältst deine muntern braunen Augen, die — bei der Fackel der Aurora! — leuchten und sprühen, seit du das Kloster verlassen hast, überall offen und kehrst uns als ein Mann zurück, der sich und Andere besitzt."

„Er muß dort beim Kaiser eine Schwäbin heirathen," rieth der Gepanzerte gutmüthig. „Sie sind frömmer und verläßlicher als unsere Weiber."

„Schweigst du wohl?" drohte ihm Ascanio mit dem Finger. „Mache mir keine Langeweile mit semmelblonden Zöpfen!" Der Mönch aber drückte die Rechte Germanos, welche er noch nicht hatte fahren lassen.

„Aufrichtig, Germano," forschte er, „was sagst du dazu?"

„Wozu?" fragte dieser barsch.

„Nun, zu meinem neuen Stande?"

„Astorre, mein Freund," antwortete der Schnurrbärtige etwas verlegen, „ist es gethan, frägt man nicht mehr herum nach Beirath und Urtheil. Man behauptet sich, wo man steht. Willst du aber meine Meinung durchaus wissen, nun, schau, Astorre, verletzte Treue, gebrochenes Wort, Fahnenflucht und so weiter, dem giebt man in Germanien grobe Namen. Natürlich bei dir ist's etwas ganz anderes, das läßt sich gar nicht vergleichen — und dann der sterbende Vater — Astorre, mein lieber Freund, du hast ganz hübsch gehandelt, nur wäre das Gegentheil noch hübscher gewesen. Das ist meine Meinung," schloß er treuherzig.

„So hätteſt du mir, wäreſt du dageweſen, die Hand deiner Schweſter verweigert, Germano?“

Dieſer fiel aus den Wolken. „Die Hand meiner Schweſter? der Diana? derſelben, die deinen Bruder betrauert?“

„Derſelben. Sie iſt meine Verlobte.“

„O herrlich!“ rief jetzt der weltkluge Ascanio, und: „Erfreulich!“ fiel Germano bei. „Laß dich umarmen, Schwager!“ Der Gepanzerte hatte trotz ſeiner Geradheit gute Lebensart. Aber er unterdrückte einen Seufzer. So herzlich er die herbe Schweſter achtete, dem Mönche, wie dieſer neben ihm ſaß, hätte er, nach ſeinem natürlichen Gefühle, ein anderes Weib gegeben.

So drehte er den Schnurrbart und Ascanio das Steuerruder des Geſpräches. „Eigentlich, Aſtorre,“ plauderte der Heitere, „müſſen wir damit anfangen, uns wieder kennen zu lernen; nicht weniger als deine fünfzehn beſchaulichen Kloſterjahre liegen zwiſchen unſerer Kindheit und heute. Nicht daß wir inzwiſchen unſer Weſen geändert hätten, wer ändert es? doch wir haben uns ausgewachſen. Dieſer zum Beiſpiel“ — er deutete gegen Germano — „freut ſich jetzt eines ſchönen Waffenruhmes; aber ich habe ihn zu verklagen, daß er

ein halber Deutſcher geworden iſt. Er" — Aſcanio krümmte den Arm, als leere er den Becher — „und hernach wird er tiefſinnig oder händelſüchtig. Auch verachtet er unſer ſüßes Italieniſch. „Ich werde deutſch mit euch reden!" prahlt er und brummt die Bärenlaute einer unmenſchlichen Sprache. Dann erbleicht ſein Geſinde, ſeine Gläubiger fliehen und unſere Paduanerinnen kehren ihm die ſtattlichen Rücken zu. Dergeſtalt iſt er vielleicht ſo jungfräulich geblieben als du, Aſtorre," und er legte dem Mönch traulich die Hand auf die Schulter.

Germano lachte herzlich und erwiderte auf Aſcanio zeigend: „Und Dieſer hier hat ſeine Beſtimmung gefunden, indem er der perfekte Höfling wurde."

„Da irrſt du dich, Germano," widerſprach der Günſtling Ezzelins. „Meine Beſtimmung war, das Leben leicht und heiter zu genießen." Und zum Beweiſe deſſen rief er freundlich gebietend das Kind des Gärtners herbei, das er in einiger Entfernung ſich vorüberſtehlen und nach ſeiner neuen Herrſchaft, dem Mönche ſchielen ſah. Das hübſche Ding trug einen mit Trauben und Feigen überhäuften Korb auf dem lachenden Haupte und ſchaute eher ſchelmiſch als ſchüchtern.

Ascanio war aufgesprungen. Er legte die Linke um die schlanke Seite des Mädchens und holte sich mit der Rechten aus dem Korb eine Traube. Zugleich suchte sein Mund die schwellenden Lippen. „Mich dürstet," sagte er. Das Mädchen that schämig, hielt aber stille, weil es seine Früchte nicht verschütten wollte. Unmuthig wendete sich der Mönch von den zwei Leichtsinnigen ab, und das erschreckende Dirnchen entrann, da es die harte mönchische Geberde erblickte, den Pfad ihrer Flucht mit rollenden Früchten bestreuend. Ascanio, der seine Traube in der Hand hielt, hob hinter den flüchtigen Stapfen noch zwei andere auf, deren eine er Germano bot, welcher aber die ungekelterte verächtlich ins Gras warf. Die andere reichte der Muthwillige dem Mönche, der sie eine Weile ebenfalls unberührt ließ, dann aber gedankenlos eine saftige Beere und bald noch eine zweite und die dritte kostete.

„Ein Höfling?" fuhr Ascanio fort, der sich, belustigt durch die Zimperlichkeit des dreißigjährigen Mönches, wieder neben ihn auf den Rasen geworfen hatte. „Glaube das nicht, Astorre! Glaube das Gegentheil! Ich bin der Einzige, welcher meinem Ohm leise, aber

verſtändlich zuredet, daß er nicht unbarmherzig werde, daß er ein Menſch bleibe."

„Er iſt nur gerecht und ſich ſelbſt getreu!" meinte Germano.

„Ueber ſeine Gerechtigkeit!" jammerte Ascanio, „und über ſeine Logik! Padua iſt Reichslehen. Ezzelin iſt Vogt. Wer ihm mißfällt, lehnt ſich gegen das Reich auf. Hochverräther werden —" Er brachte es nicht über die Lippen. „Abſcheulich!" murmelte er. „Und überhaupt: warum dürfen wir Welſche kein eigenes Leben unter unſerer warmen Sonne führen? warum dieſes Nebelphantom des Reiches, das uns den Athem beengt? Ich rede nicht für mich. Ich bin an den Ohm gefeſſelt. Stirbt der Kaiſer, den Gott erhalte, ſo wirft ſich ganz Italien mit Flüchen und Verwünſchungen über den Tyrannen Ezzelin und den Neffen erwürgen ſie ſo nebenbei." Ascanio betrachtete über der üppigen Erde den ſtrahlenden Himmel und ſtieß einen Seufzer aus.

„Uns Beide," ergänzte Germano kaltblütig. „Das aber hat Weile. Der Gebieter beſitzt eine feſte Prophezeiung. Der gelehrte Guido Bonatti und Paul von Bagdad, welcher mit ſeinem langen Barte den

Staub der Gasse zusammenfegt, haben ihm, so sehr sich die auf einander Eifersüchtigen gewöhnlich widersprechen, ein neues seltsames Sternbild einmüthig folgendergestalt enträthselt: in einer Kürze oder Länge wird ein Sohn der Halbinsel die ungetheilte Krone derselben erringen mit Hilfe eines germanischen Kaisers, der für sein Theil jenseits der Gebirge alles Deutsche in einen harten Reichsapfel zusammenballt. Ist Friedrich dieser Kaiser? Ist dieser König Ezzelin? Das weiß Gott, der Zeit und Stunde kennt, aber der Gebieter hat darauf seinen Ruhm und unsere Köpfe verwettet."

„Geflechte von Vernunft und Wahn!" ärgerte sich Ascanio, während der Mönch erstaunte über die Macht der Sterne, den weiten Ehrgeiz der Herrscher und den alles mitreißenden Strom der Welt. Auch erschreckte ihn das Gespenst der beginnenden Grausamkeit Ezzelins, in welchem der Unschuldige die verkörperte Gerechtigkeit gesehen hatte.

Ascanio beantwortete seine schweigenden Zweifel, indem er fortfuhr: „Mögen sie Beide einen bösen Tod finden, der stirnrunzelnde Guido und der bärtige Heidel Sie verleiten den Ohm, seinen Launen und Lüsten zu

gehorchen, indem er das Nothwendige zu thun glaubt. Haſt du ihm ſchon zugeſchaut, Germano, wie er bei ſeinem kargen Mahle in dem durchſichtigen Kryſtall des Bechers ſein Waſſer mit den drei oder vier blutrothen Tropfen Sicilianers färbt, welche er ſich gönnt? wie ſein aufmerkſamer Blick das Blut verfolgt, das ſich langſam wölkt und durch den lautern Quell verbreitet? oder wie er den Todten die Lider zuzudrücken liebt, ſo daß es zur Höflichkeit geworden iſt, den Vogt wie zu einem Feſt an die Sterbelager zu bitten und ihm dieſe traurige Handlung zu überlaſſen? Exzelin, mein Fürſt, werde mir nicht grauſam!" rief der Jüngling aus, von ſeinem Gefühl überwältigt.

„Ich denke nicht, Neffe," ſprach es hinter ihm. Es war Exzelin, welcher ungeſehen herangetreten war und, obwohl kein Lauſcher, den letzten ſchmerzlichen Ausruf Aſcanios vernommen hatte.

Die drei Jünglinge erhoben ſich raſch und begrüßten den Herrſcher, der ſich auf die Bank niederließ. Sein Geſicht war ruhig wie die Maske des Brunnens.

„Ihr meine Boten," ſtellte er Aſcanio und Germano zur Rede, „was kam euch an, Dieſen hier" –

er nickte leicht gegen den Mönch — „vor mir aufzusuchen?“

„Er iſt unſer Jugendgeſpiele und hat Seltſames erfahren,“ entſchuldigte der Neffe und Ezzelin ließ es gelten. Er empfing die Briefſchaften, die ihm Ascanio das Knie biegend überreichte. Alles ſchob er in den Buſen außer der Bulle. „Siehe da,“ ſagte er, „das Neueſte! Lies vor, Ascanio! Du haſt jüngere Augen als ich.“

Ascanio recitirte den apoſtoliſchen Brief, während Ezzelin die Rechte in den Bart vergrub und mit dämoniſchem Vergnügen zuhörte.

Zuerſt gab der dreigekrönte Schriftſteller dem geiſtreichen Kaiſer den Namen eines apokalyptiſchen Ungeheuers. „Ich kenne das, es iſt abſurd,“ ſagte der Tyrann. „Auch mich hat der Pontifex in ſeinen Briefen ausſchweifend betitelt, bis ich ihn ermahnte, mich, welcher Ezzelin der Römer heißt, fortan in klaſſiſcher Sprache zu ſchelten. Wie nennt er mich dieſesmal? Ich bin neugierig. Suche nur die Stelle, Ascanio, — es wird ſich eine finden — wo er meinem Schwieger ſeinen böſen Umgang vorhält. Gieb her!“ Er ergriff das Schreiben und fand bald den Ort: hier

beſchuldigte der Papſt den Kaiſer, daß er den Gatten ſeiner Tochter liebe, „Ezzelino da Romano, den größten Verbrecher der bewohnten Erde".

„Korrekt!" lobte Ezzelin und gab Ascanio das Schreiben zurück. „Lies mir die Gottloſigkeiten des Kaiſers, Neffe," lächelte er.

Ascanio las, Friedrich habe geäußert, es gebe neben vielem Wahn nur zwei wahre Götter: Natur und Vernunft. Der Tyrann zuckte die Achſeln.

Ascanio las ferner, Friedrich habe geredet: drei Gaukler, Moſes, Mohammed und — er ſtockte — hätten die Welt betrogen. „Oberflächlich," tadelte Ezzelin, „ſie hatten ihre Sterne; aber, geſagt oder nicht, der Spruch gräbt ſich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte. Weiter."

Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit ſeinem Gefolge geſcherzt und in läſterlicher Anſpielung auf die heilige Speiſe den Dreireim zum beſten gegeben:

So viele Aehren, ſo viele Götter ſind,
Sie ſchießen empor in der Sonne geſchwind
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind —

Ezzelin besann sich. „Seltsam!“ flüsterte er. „Mein Gedächtniß hat dieses Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch. Der Kaiser hat es mir mit fröhlich lachendem Munde zugerufen, da wir zusammen im Angesichte der Tempeltrümmer von Enna jene strotzenden Aehrenfelder durchritten, mit welchen Göttin Ceres die sicilische Scholle gesegnet hat. Darauf besinne ich mich mit derselben Klarheit, welche an jenem Sommertage über der Insel glänzte. Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem Pontifex mitgetheilt hat. Dazu bin ich zu ernsthaft. Wer that es? Ich mache euch zu Richtern, Jünglinge. Wir ritten zu Dreien und der Dritte — auch dessen bin ich gewiß, wie dieser leuchtenden Sonne“ — sie warf gerade einen Strahl durch das Laub — „war Petrus de Vinea, der Unzertrennliche des Kaisers. Hätte der fromme Kanzler für seine Seele gebangt und sein Gewissen durch einen Brief nach Rom erleichtert? Reitet ein Sarazene heute? Ja? Rasch, Ascanio. Ich diktire dir eine Zeile.“

Dieser zog Täfelchen und Stift hervor, ließ sich auf das rechte Knie nieder und schrieb, das gebogene linke als Pult gebrauchend:

„Erhabener Herr und geliebter Schwieger! Ein ſchnelles Wort. Das Verſchen in der Bulle — Ihr ſeid zu geiſtreich, um Euch zu wiederholen — haben nur vier Ohren gehört, die meinigen und die Eures Petrus, in den Kornfeldern von Emma, vor einem Jahre, da Ihr mich an Euern Hof beriefet und ich mit Euch die Inſel durchritt. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrath des Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, ſo verſuchet Euern Kanzler mit einer ſcharfen Frage.“

„Blutiges Wortſpiel! Das ſchreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!“ rief der erblaſſende Ascanio. „Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!“ und er warf den Stift weg.

„Dienſtſache,“ bemerkte Germano trocken, hob den Stift auf und beendigte das Schreiben, welches er unter ſeine Eiſenhaube ſchob. „Es läuft noch heute,“ ſagte er. „Mir für meine einfache Perſon hat der Capuaner nie gefallen: er hat einen verhüllten Blick.“

Der Mönch Aſtorre ſchauderte zuſammen trotz der Mittagsſonne. Zum erſten Male griff der aus dem Kloſterfrieden Beſchiedene, gleichſam mit Händen, wie

die ſchlüpfrigen Windungen einer Natter, den Argwohn oder den Verrath der Welt. Aus ſeinem Brüten weckte ihn ein ſtrenges Wort Ezzelins, das dieſer, von ſeiner Steinbank ſich erhebend, an ihn richtete.

„Sprich, Mönch, warum vergräbſt du dich in dein Haus? Du haſt es noch nie verlaſſen, ſeit du weltliches Gewand trägſt. Du ſcheuſt die öffentliche Meinung? Tritt ihr entgegen! Sie weicht zurück. Machſt du aber eine Bewegung der Flucht, ſo heftet ſie ſich an deine Sohle wie eine heulende Meute. Haſt du deine Braut Diana beſucht? Die Trauerwoche iſt vorüber. Ich rathe dir: heute noch labe deine Sippen, und heute noch vermähle dich mit Diana!“

„Und dann raſch mit euch auf dein entlegenſtes Schloß!“ beendigte Ascanio.

„Das rathe ich nicht,“ verbot der Tyrann. „Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählſt du dich, und morgen hältſt du Hochzeit mit Masken. Valete!“ Er ſchied, Germano winkend ihm zu folgen.

„Darf ich unterbrechen?“ fragte Cangrande, der höflich genug geweſen war, eine natürliche Pauſe der Erzählung abzuwarten.

„Du biſt der Herr," verſetzte der Florentiner kurz.

„Traufſt du dem unſterblichen Kaiſer jenes Wort von den drei großen Gaullern zu?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innerſten Gefühle?"

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch haſt du ihn als einen Gottloſen in den ſechsten Kreis deiner Hölle gebannt. Wie durfteſt du das? Rechtfertige dich!"

„Herrlichkeit," antwortete der Florentiner, „die Komödie ſpricht zu meinem Zeitalter. Dieſes aber lieſt die fürchterlichſte der Läſterungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urtheilen die Künftigen."

„Mein Dante," fragte Cangrande zum andern Mal, „glaubſt du Petrus de Vinea unſchuldig des Verrathes an Kaiſer und Reich?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innerſten Gefühle?"

Dante verneinte mit derselben Geberde.

„Und du lässest den Verräther in deiner Komödie seine Unschuld betheuern?"

„Herr," rechtfertigte sich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrathes bezichtigen, da schon so viele Arglistige und Zweideutige unter uns sind?"

„Dante, mein Dante," sagte der Fürst, „du glaubst nicht an die Schuld und du verdammst! Du glaubst an die Schuld und du sprichst frei!" Dann führte er die Erzählung in spielendem Scherze weiter:

„Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die Halle." Doch Dante nahm ihm das Wort.

Keineswegs, sondern sie stiegen in eine Thurmstube, dieselbe, die Astorre als Knabe mit ungeschorenen Locken bewohnt: denn dieser mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er sich erst gewöhnen mußte als sein Eigenthum zu betrachten, wie er auch den ihm hinterlassenen goldenen Hort noch mit keinem Finger berührt hatte. Den Beiden folgte, auf einen gebietenden Wink Ascanios, der Majordom Burcardo

in gemeſſener Entfernung mit ſteifen Schritten und verdrießlichen Mienen.

Der gleichnamige Haushofmeiſter Cangrandes war nach verrichtetem Geſchäfte neugierig lauſchend in den Saal zurückgetreten, denn er hatte gemerkt, daß es ſich um wohlbekannte Perſonen handle; da er nun ſich ſelbſt nennen hörte und unverſehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er dieſen Mißbrauch ſeiner Ehrenperſon verwegen und durchaus unziemlich im Munde des beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, welchem er in gerechter Erwägung der Verhältniſſe und Unterſchiede auf dem obern Stockwerke des fürſtlichen Hauſes eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die Andern lächelnd gelitten, empfand er als ein Aergerniß. Er runzelte die Brauen und rollte die Augen. Der Florentiner weidete ſich mit ernſthaftem Geſichte an der Entrüſtung des Pedanten und ließ ſich in ſeiner Fabel nicht ſtören.

„Würdiger Herr," befragte Aſcanio den Majordom — habe ich geſagt, daß dieſer von Geburt ein Alſa-

tier war? — „wie heirathet man in Padua? Aſtorre und ich ſind unerfahrene Kinder in dieſer Wiſſenſchaft.“

Der Haushofmeiſter warf ſich in Poſitur, ſtarr ſeinen Herrn anſchauend, ohne Ascanio, der ihm nach ſeinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

„Distingendum est,“ ſagte er feierlich. „Es iſt auseinander zu halten: Werbung, Vermählung und Hochzeit.“

„Wo ſteht das geſchrieben?“ ſcherzte Ascanio.

„Ecco!“ antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. „Hier!“ und er wies mit dem geſtreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: „Die Ceremonien von Padova nach genauer Erforſchung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anſtändigen zuſammengeſtellt von Meſſer Godoſcalco Burcardo.“ Er blätterte und las: „Erſter Abſchnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernſthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —“

„Bei den überflüſſigen Verdienſten meines Schutzheiligen,“ unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, „laß uns zufrieden mit ante und post, mit Werbung und Hoch-

zeit, ſervire uns das Mittelſtück: wie vermählt man ſich in Padua?"

„In Batova," krähte der gereizte Alſatier, deſſen barbariſche Ausſprache in der Gemüthsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, „werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geſchlechter" — er zählte ſie aus dem Gedächtniſſe her — „zehn Tage voraus, nicht früher, nicht ſpäter, von dem Majordome des Bräutigams, gefolgt von ſechs Dienern. In dieſer erlauchten Verſammlung werden die Ringe gewechſelt. Man ſchlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgepäcke die Amarellen —"

„Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!" lachte Ascanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen ſechs Familienhäupter — ſechſe von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöſcht waren. Sie mochten ſich in irgend eine Verſchwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

„Merk' auf, Alter!" befahl Ascanio, für den Mönch handelnd, welcher in einen Seſſel geſunken war und in Gedanken verloren die freundliche Bevormundung

ſich gefallen ließ. „Du hältſt deinen Umgang mit den ſechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verſtehſt du? und ladeſt auf heute zur Vesperzeit."

„Zehn Tage voraus," wiederholte Herr Burcardo majeſtätiſch, als verkünde er ein Reichsgeſetz.

„Heute und auf heute, Starrkopf!"

„Unmöglich," ſprach der Majordom ruhig. „Aendert Ihr den Lauf der Geſtirne und Jahreszeiten?"

„Du rebellirſt? Jückt dich der Hals, Alter?" warnte Ascanio mit einem ſonderbaren Lächeln.

Das genügte. Herr Burcardo errieth. Ezzelin hatte befohlen und der hartnäckigſte der Pedanten fügte ſich ohne Murren, ſo eiſern war die Ruthe des Tyrannen.

„Dann ladeſt du die beiden Herrinnen Canoſſa nicht, die Olympia und die Antiope."

„Warum dieſe nicht?" fragte der Mönch plötzlich, wie von einem Zauberſtabe berührt. Die Luft färbte ſich vor ſeinem Blicke und ein Bild entſtand, deſſen erſter Umriß ſchon ſeine ganze Seele feſſelte.

„Weil die Gräfin Olympia eine Thörin iſt, Aſtorre. Kennſt du die Geſchichte des armen Weibes nicht? Doch du ſtakeſt ja damals noch in den Windeln, will

ſagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren, da die Blätter gilbten."

„Im Sommer, Ascanio. Eben jährt es ſich," widerſprach der Mönch.

„Du haſt Recht — kennſt du denn die Geſchichte? Doch wie ſollteſt du? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canoſſa mit dem Legaten, wurde belauſcht, ergriffen und verurtheilt. Die Gräfin that einen Fußfall vor dem Ohm, der ſich in ſein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die ſträflichſte Weiſe von einem habgierigen Kämmerer getäuſcht, welcher ihr Gewinnes wegen vorſpiegelte, der Graf werde vor dem Blocke begnadigt werden. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Enthaupteten brachte, warf ſich ihm die aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung Geſchleuderte durch das Fenſter entgegen, wunderbarerweiſe ohne ſich zu verletzen, außer daß ſie ſich den Fuß verſtauchte. Aber von jenem Tage an war ihr Geiſt zerrüttet. Wenn natürliche Stimmungen ſich unmerklich in einander verlieren wie das erlöſchende Licht in die wachſende Dämmerung, wechſeln die ihrigen in raſendem Umſchwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beſtändiger

Unruhe gestachelt, eilt das elende Weib aus ihrem verödeten Stadtpalast auf ihr Landgut und aus diesem in die Stadt zurück, in ewigem Irrgange. Heute will sie ihr Kind einem Pächterssohn vermählen, weil nur Niedrigkeit Schutz und Frieden gewähre, morgen wäre ihr der edelste Freier, der übrigens aus Scheu vor einer solchen Mutter sich nicht einstellt, kaum vornehm genug —"

Hätte Ascanio, während seine Rede floß, den flüchtigsten Blick auf den Mönch geworfen, er hätte staunend inne gehalten, denn das Antlitz des Mönches verklärte sich vor Mitleid und Erbarmen.

„Wenn der Tyrann," fuhr der Achtlose fort, „an der Behausung Olympias vorüber auf die Jagd reitet, stürzt sie ans Fenster und erwartet, er werde an ihrer Schwelle vom Pferde steigen und die in Ungnade Gerathene, aber nun genug Geprüfte günstig und gnädig an seinen Hof zurückführen, wozu er wahrlich keine Lust hat. Eines andern Tages, oder noch an demselben, wähnt sie sich von Ezzelin, welcher sich nicht um sie bekümmert, verfolgt und geächtet. Sie glaubt sich verarmt und ihre Güter, die er unberührt ließ, eingezogen. So brennt und friert sie im Wechselfieber

der schroffsten Gegensätze, ist nicht nur selbst verrückt, sondern verrückt auch, was sie in die wirbelnden Kreise ihres Kopfes zieht, und stiftet — denn sie ist nur eine halbe Thörin und redet mitunter treffend und witzig — überall Unheil, wo ihr geglaubt wird. Es kann nicht die Rede davon sein, sie unter die Leute und an ein Fest zu bringen. Ein Wunder ist, daß ihr Kind, die Antiope, das von ihr vergöttert wird und dessen Verheiratung sich im Mittelpunkte ihrer Phantasien dreht, auf diesem schwanken Boden den Verstand behält. Aber das Mädchen, das in seiner Frühblüthe steht und leidlich hübsch ist, hat eine gute Natur . . ." So ging es noch eine Weile fort.

Astorre aber versank in seinem Traume. So sage ich, weil das Vergangene Traum ist. Denn der Mönch sah, was er vor drei Jahren erlebt hatte: einen Block, den Henker daneben, und sich selbst an der Stelle eines erkrankten Mitmönches als geistlichen Tröster, der einen armen Sünder erwartet. Dieser — der Graf Canossa — erschien gefesselt, wollte aber durchaus nicht herhalten, sei es weil er wähnte, seine Begnadigung werde, jetzt da er vor dem Blocke stehe, nicht säumen, sei es einfach, weil er die Sonne liebte

und die Gruft verabſcheute. Er ließ den Mönch hart an und verſchmähte ſeine Gebete. Ein entſetzliches Ringen ſtand bevor, wenn er fortfuhr, ſich zu ſträuben und zu ſtemmen; denn er hielt ſein Kind an der Hand, welches ihm — von den Wachen unbemerkt — zugeſprungen war und ihn umklammerte, die ausdrucksvollſten Augen und die flehendſten Blicke auf den Mönch heftend. Der Vater drückte das Mädchen feſt an ſeine Bruſt und ſchien ſich mit dieſem jungen Leben gegen die Vernichtung decken zu wollen, wurde aber von dem Henker nieder und mit dem Haupte auf den Block gedrückt. Da legte das Kind Kopf und Nacken neben den väterlichen. Wollte es das Mitleid des Henkers erwecken? Wollte es den Vater ermuthigen, das Unabwendbare zu leiden? Wollte es dem Unverſöhnten den Namen eines Heiligen ins Ohr murmeln? That es das Unerhörte ohne Beſinnen und Ueberlegung, aus überſtrömender kindlicher Liebe? Wollte es einfach mit ihm ſterben?

Jetzt leuchteten die Farben ſo kräftig, daß der Mönch die zwei neben einander liegenden Hälſe, den ziegelrothen Nacken des Grafen und den ſchneeweißen des Kindes mit dem gekräuſelten goldbraunen Flaume

wenige Schritte vor ſich in voller Lebenswahrheit erblickte. Das Hälschen war von der ſchönſten Bildung und ungewöhnlicher Schlankheit. Aſtorre bebte, das fallende Beil möchte ſich irren, und fühlte ſich in tiefſter Seele erſchüttert, nicht anders als das erſte Mal, nur daß ihm die Sinne nicht ſchwanden, wie ſie ihm damals geſchwunden waren, als die ſchreckliche Scene in Wahrheit und Wirklichkeit ſich ereignete, und er erſt wieder zu ſich kam, als alles vorüber war.

„Hat mir mein Gebieter einen Auftrag zu geben?“ ſtörte den Verzückten die ſchnarrende Stimme des Majordoms, der es ſchwer ertrug, von Ascanio gemeiſtert zu werden.

„Burcardo,“ antwortete Aſtorre mit weicher Stimme, „vergiß nicht, die zwei Frauen Canoſſa, Mutter und Tochter zu laden. Es ſei nicht geſagt, daß der Mönch die von der Welt Gemiedenen und Verlaſſenen von ſich fernhält. Ich ehre das Recht einer Unglücklichen“ — hier ſtimmte der Majordom mit eifrigem Nicken bei — „von mir geladen und empfangen zu werden. Würde ſie übergangen, es dürfte ſie ſchwer kränken, wie ſie beſchaffen iſt.“

„Beileibe nicht!“ warnte Ascanio. „Thu dir doch das

nicht zuleide! Dein Verlöbniß ist schon abenteuerlich genug! Und das Abenteuerliche begeistert die Thörichten. Sie wird nach ihrer Art etwas Unglaubliches beginnen und irgend ein tolles Wort in die Feier schleudern, welche sonst schon alle Paduanerinnen aufregt."

Herr Burcardo aber, der die Berechtigung einer Canossa, ob sie bei Verstande sei oder nicht, sich zu den Zwölfen zu versammeln, mit den Zähnen festhielt und seinen Gehorsam dem Vicedomini und keinem Andern verpflichtet glaubte, verbeugte sich tief vor dem Mönche. „Deiner Herrlichkeit allein wird gehorcht," sprach er und entfernte sich.

„O Mönch, Mönch," rief Ascanio, „der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte ungestraft bleibt!"

Doch wie wir Menschen sind," flocht Dante ein, „oft zeigt uns ein prophetisches Licht den Rand eines Abgrundes, aber dann kommt der Witz und klügelt und lächelt und redet uns die Gefahr aus.

Dergestalt fragte und beruhigte sich der Leicht-

sinnige: Welche Beziehung auf der Welt hat die Närrin zu dem Mönche, in dessen Leben sie nicht die geringste Rolle spielt? Und am Ende — wenn sie zu lachen giebt, so würzt sie uns die Amarellen! Er ahnte nicht von ferne, was sich in der Seele Astorres begab, aber auch wenn er gerathen und geforscht, dieser hätte sein keusches Geheimniß dem Weltkinde nicht preisgegeben.

So ließ Ascanio es gut sein, und sich des andern Befehles des Tyrannen erinnernd, den Mönch unter die Leute zu bringen, fragte er lustig: „Ist für den Ehereif gesorgt, Astorre? Denn es steht in den Ceremonien geschrieben, Abschnitt zwei, Paragraph so und so: Die Reife werden gewechselt.“ Dieser erwiderte, es werde sich dergleichen in dem Hausschatze finden.

„Nicht so, Astorre,“ meinte Ascanio. „Wenn du mir folgst, kaufst du deiner Diana einen neuen. Wer weiß, was für Geschichten an den gebrauchten Ringen kleben. Wirf das Alte hinter dich. Auch schickt es sich ganz allerliebst: du kaufst ihr einen Ring bei dem Florentiner auf der Brücke. Kennst du den Mann? Doch wie solltest du! Höre: als ich heute in der Frühstunde mit Germano in die Stadt zurückkehrend unsere einzige Brücke über den Kanal beschritt — wir

mußten absitzen und die Pferde führen, so dicht war dort das Gedränge — hatte, meiner Treu, auf dem verwitterten Kopfe des Brückenpfeilers ein Goldschmied seinen Laden aufgethan, und ganz Padua kramte und feilschte vor demselben. Warum auf der engen Brücke, Astorre, da wir so viele Plätze haben? Weil in Florenz die Schmuckläden auf der Arnobrücke stehen. Denn — bewundere die Logik der Mode! — wo kauft man seinen Schmuck, als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er thut es einmal nicht anders. Sonst wäre seine Waare ein plumpes Zeug und er selbst kein echter Florentiner. Doch dieser, ich meine, ist es. Hat er doch mit riesigen Buchstaben über seine Bude geschrieben: Niccolò Lippo dei Lippi der Goldschmied, durch einen feilen und ungerechten Urtheilsspruch, wie sie am Arno gebräuchlich sind, aus der Heimath vertrieben. Auf, Astorre! gehen wir nach der Brücke!"

Dieser weigerte sich nicht, da er selbst das Bedürfniß fühlen mochte, den Bann des Hausbezirkes zu brechen, welchen er, seit er seine Kutte niedergestreift, nicht mehr verlassen hatte.

„Haſt du Geld zu dir geſteckt, Freund Mönch?“ ſcherzte Ascanio. „Dein Gelübde der Armuth iſt hinfällig und der Florentiner wird dich überfordern.“ Er pochte an das Schiebfenſterchen des im untern Flure, welchen die Jünglinge eben durchſchritten, gelegenen Hauskontors. Es zeigte ſich ein verſchmitztes Geſicht, jede Falte ein Betrug, und der Verwalter der Vicedomini — ein Genueſe, wenn ich recht berichtet bin — reichte ſeinem Herrn mit kriechender Verbeugung einen mit Goldbyzantinern gefüllten Beutel. Dann wurde der Mönch von einem Diener in den bequemen paduaniſchen Sommermantel mit Kapuze gehüllt.

Auf der Straße zog ſich Aſtorre dieſelbe tief ins Geſicht, weniger gegen die brennenden Strahlen der Sonne, als aus langer Gewöhnung, und wandte ſich freundlich gegen ſeinen Begleiter. „Nicht wahr, Ascanio,“ ſagte er, „dieſen Gang thue ich allein? Einen einfachen Goldring zu kaufen, überſteigt meinen Mönchsverſtand nicht? Das traust du mir noch zu? Auf Wiederſehen bei meiner Vermählung, wann es Veſper läutet!“ Ascanio ging und rief noch über die Schulter zurück: „Einen, nicht zweie! Den deinigen giebt dir Diana! Merke dir das, Aſtorre!“ Es war eine

jener farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget ihr mich, Herrschaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, so sage ich: er wollte den himmlischen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in seinem Gemüthe geweckt hatte, rein ausklingen lassen.

Astorre hatte die Brücke erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menschengedränge vor den Laden des Florentiners führte. Der Mönch blieb unter seinem Mantel unerkannt, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unbedeckten Theile seines Gesichtes ruhte. Adel und Bürgerschaft suchte sich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber stiegen aus ihren Sänften und ließen sich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neuester Mache zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen lassen, er schließe heute nach dem Ave Maria. Er dachte nicht daran. Doch was kostet einen Florentiner die Lüge!

Endlich ſtand der Mönch, von Menſchen eingeengt, vor der Bude. Der beſtürmte Händler, der ſich verzehnfachte, ſtreifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und errieth ſofort den Neuling. „Womit diene ich dem gebildeten Geſchmacke der Herrlichkeit?“ fragte er. „Gieb mir einen einfachen Goldreif,“ antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentiniſcher Kunſt und Art, in erhabener Arbeit irgend etwas Ueppiges zu ſehen war. Er ſchüttelte den Kelch, in deſſen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Aſtorre.

Dieſer gerieth in eine peinliche Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden ſollte, und deren mehrere herausſuchend, zauderte er ſichtlich zwiſchen einem weitern und einem engern. Der Florentiner konnte den Spott nicht laſſen, wie denn ein verſteckter Hohn aus aller Rede am Arno hervorkichert. „Kennt der Herr die Geſtalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?“ fragte er mit einem unſchuldigen Geſichte, aber als ein kluger Mann verbeſſerte er ſich alſobald und in der heimiſchen Meinung, der Verdacht der Unwiſſenheit ſei beleidigend, derjenige der Sünde

aber ſchmeichle, gab er Aſtorre zwei Ringe, einen grö-
ßern und einen kleinern, die er aus Daumen und
Zeigefinger ſeiner beiden Hände geſchickt zwiſchen die
Daumen und Zeigefinger des Mönches hinübergleiten
ließ. „Für die zwei Liebchen der Herrlichkeit," wis-
perte er ſich verneigend.

Ehe noch der Mönch über dieſe loſe Rede unge-
halten werden konnte, erhielt er einen harten Stoß.
Es war das Schulterblatt eines Roßpanzers, das ihn
ſo unſanft ſtreifte, daß er den kleinern Ring fallen
ließ. In demſelben Augenblicke ſchmetterte ihm der
betäubende Ton von acht Tuben ins Ohr. Die Feld-
muſik der germaniſchen Leibwache des Vogtes ritt
in zwei Reihen, beide vier Roſſe hoch, über die Brücke,
den ganzen Menſcheninhalt derſelben auseinander wer-
fend und gegen die ſteinernen Geländer preſſend.

Sobald die Bläſer vorüber waren, ſtürzte der
Mönch, den feſtgehaltenen größern Ring raſch in ſei-
nem Gewande bergend, dem kleinern nach, welcher unter
den Hufen der Gäule weggerollt war.

Das alte Bauwerk der Brücke war in der Mitte
ausgefahren und vertieft, ſo daß der Reif die Höhlung
hinab und dann durch ſeine eigene Bewegung getrieben

die andere Seite hinanrollte. Hier hatte eine junge Zofe, Namens Iſotta oder, wie man in Padua den Namen kürzt, Sotte, das rollende und blitzende Ding gehaſcht, auf die Gefahr hin, von den Pferden zerſtampft zu werden. „Ein Glücksring!“ jubelte das unkluge Geſchöpf und ſteckte einer jugendlichen Herrin, welcher ſie das Begleite gab, mit kindiſchem Frohlocken den Fund an den ſchlanken Finger, den vierten der linken Hand, welcher ihr durch ſeine zierliche Bildung des engen Schmuckes beſonders würdig und fähig ſchien. In Padua aber, wie auch hier in Verona, wenn mir recht iſt, pflegt man den Trauring an der linken Hand zu tragen.

Das Edelfräulein zeigte ſich unwillig über die Poſſe der Magd, war aber doch auch ein bischen beluſtigt davon. Sie bemühte ſich eifrig, den fremden Ring, der ihr wie angegoſſen ſaß, dem Finger wieder abzuziehen. Da ſtand unverſehens der Mönch vor ihr und hob die Arme in freudiger Verwunderung. Seine Geberde aber war, daß er die geöffnete rechte Hand vor ſich hin ſtreckte, die linke in der Höhe des Herzens hielt; denn er hatte, trotz der entfalteten Blüthe, an der auffallenden Schlankheit des Halſes und

wohl mehr noch an der Bewegung seiner Seele das Kind wieder erkannt, dessen zartes Haupt er auf dem Blocke gesehen hatte.

Während das Mädchen bestürzte, fragende Augen auf den Mönch richtete und immerfort an dem widerspenstigen Ringe drehte, zauderte Astorre, denselben zurückzuverlangen. Doch es mußte geschehen. Er öffnete den Mund. „Junge Herrin," begann er — und fühlte sich von zwei starken gepanzerten Armen umfaßt, die sich seiner bemächtigten und ihn emporzogen. Im Augenblicke sah er sich, mit Hilfe eines andern Gepanzerten, ein Bein rechts, ein Bein links, auf ein stampfendes Roß gesetzt. „Laß schauen," schallte ein gutmüthiges Gelächter, „ob du das Reiten nicht verlernt hast!" Es war Germano, welcher an der Spitze der von ihm befehligten deutschen Kohorte ritt, die der Vogt auf eine Ebene unweit Padua zur Musterung befohlen hatte. Da er unvermuthet den Freund und Schwager im Freien erblickte, hatte er sich den unschuldigen Spaß gemacht, denselben neben sich auf ein Pferd zu heben, von welchem ein junger Schwabe auf seinen Wink abgesprungen war. Das feurige Thier, welches den veränderten Reiter spürte, that ein paar

wilde Sprünge, es entstand ein Rossegedräng auf der nicht geräumigen Brücke und Astorre, dem die Kapuze zurückgefallen war und der sich mit Mühe im Bügel hielt, wurde von dem entsetzt ausweichenden Volke erkannt. „Der Mönch! der Mönch!“ rief und deutete es von allen Seiten, aber schon hatte der kriegerische Tumult die Brücke hinter sich und verschwand um eine Straßenecke. Der unbezahlt gebliebene Florentiner rannte nach, aber kaum zwanzig Schritte, denn ihm wurde bange um seine unter der schwachen Hut eines Jüngelchens gelassene Waare, und dann belehrte ihn der Zuruf der Menge, daß er es mit einer bekannten und leicht aufzufindenden Persönlichkeit zu thun habe. Er ließ sich den Palast Astorres bezeichnen und meldete sich dort heute, morgen, übermorgen. Die zwei ersten Male richtete er nichts aus, weil in der Behausung des Mönches alles drunter und drüber ging. das dritte Mal fand er die Siegel des Tyrannen an das verschlossene Thor geheftet. Mit diesem wollte der Feigling nichts zu schaffen haben und so ging er der Bezahlung verlustig.

Die Frauen aber — zu Antiope und der leichtfertigen Zofe hatte sich noch eine dritte, durch den

Brückentumult von ihnen abgedrängte wiedergefunden — ſchritten in der entgegengeſetzten Richtung. Dieſe war ein ſeltſam blickendes, vorzeitig wie es ſchien gealtertes Weib mit tiefen Furchen, grauen Haarbüſcheln, aufgeregten Mienen, und ſchleppte ihr vernachläſſigtes, aber vornehmes Gewand mitten durch den Straßenſtaub.

Sotte erzählte eben der Alten, offenbar der Mutter des Fräuleins, mit dummem Jubel den Vorgang auf der Brücke: Aſtorre — auch ihr hatte der Zuruf des Volkes ihn genannt — Aſtorre der Mönch, der ſtadtkundig freien müſſe, habe Antiope verſtohlener Weiſe einen Goldring zugerollt, und als ſie — Sotte — den Wink der Vorſehung und die Schlauheit des Mönches verſtehend, ihn dem lieben Mädchen angeſteckt, ſei der Mönch ſelbſt vor daſſelbe hingetreten und da Antiope ihm den Ring in Züchten habe zurückgeben wollen, habe er — ſie ahmte den Mönch nach — die Linke zärtlich auf das Herz gelegt, ſo! die Rechte aber zurückweiſend ausgeſtreckt mit einer Geberde, die in ganz Italien nichts anderes ſage und bedeute als: Behalte, Schatz!

Endlich kam die erſtaunte Antiope zu Worte und

beſchwor die Mutter, auf das alberne Geſchwätz Iſottens nichts zu geben, aber umſonſt. Madonna Olympia erhob die Arme gen Himmel und dankte auf offener Straße dem heiligen Antonius mit Inbrunſt, daß er ihre tägliche Bitte über alles Hoffen und Erwarten erhört und ihrem Kleinod einen ebenbürtigen und tugendhaften Mann, einen ſeiner eigenen Söhne beſchert habe. Dabei geberdete ſie ſich ſo abenteuerlich, daß die Vorbeigehenden lachend auf die Stirne wieſen. Die verwirrte Antiope gab ſich alle erdenkliche Mühe, der Mutter das blendende Märchen auszureden; aber dieſe hörte nicht und baute leidenſchaftlich an ihrem Luftſchloſſe weiter.

So langten die Frauen in dem Palaſte Canoſſa an und begegneten im Thorbogen einem ſteif geputzten Majordom, dem ſechs verſchwenderiſch gekleidete Diener folgten. Herr Burcardo ließ, ehrerbietig zurücktretend, Madonna Olympia die Treppe vorausgehen, dann, in einer öden Halle angelangt, machte er drei abgezirkelte Verbeugungen, eine immer näher und tiefer als die andere, und redete langſam und feierlich: „Herrlichkeiten, mich ſendet Aſtorre Vicedomini, hochdieſelben unterthänigſt zu ſeinen Sbojalizien zu laden,

heute" — er verſchluckte ſchmerzhaft „in zehn Tagen" — „wann es Vesper läutet."

Dante hielt inne. Seine Fabel lag in ausgeſchütteter Fülle vor ihm; aber ſein ſtrenger Geiſt wählte und vereinfachte. Da rief ihn Cangrande.

„Mein Dante," hub er an, „ich wundere mich, mit wie harten und ätzenden Zügen du deinen Florentiner umriſſen haſt! Dein Niccolò Lippo dei Lippi iſt verbannt durch ein feiles und ungerechtes Urtheil. Er ſelbſt aber iſt ein Uebertheurer, ein Schmeichler, ein Lügner, ein Spötter, ein Schlüpfriger und eine Memme, alles „nach Art der Florentiner". Und das iſt nur ein winziges Flämmchen aus dem Feuerregen von Verwünſchungen, womit du dein Florenz überſchütteſt, nur eine tröpfelnde Neige jener bittern von Eſſig und Galle trieſenden Terzinen, die du in deiner Komödie der Vaterſtadt zu koſten giebſt. Laſſe dir ſagen, es iſt unedel, ſeine Wiege zu ſchmähen, ſeine Mutter zu beſchämen! Es kleidet nicht gut! Glaube mir, es macht einen ſchlechten Eindruck!

Mein Dante, ich will dir erzählen von einem Puppenſpiele, dem ich jüngſt, verkappt unter dem Volke

mich umtreibend in unſerer Arena zuſchaute. Du rümpfſt die Naſe, daß ich den niedrigen Geſchmack habe, in müßigen Augenblicken an Puppen und Narren mich zu vergnügen. Dennoch begleite mich vor die kleine Bühne! Was ſchauſt du da? Mann und Weib zanken ſich. Sie wird geprügelt und weint. Ein Nachbar ſtreckt den Kopf durch die Thürſpalte, predigt, ſtraft, miſcht ſich ein. Doch ſiehe! das tapfere Weib erhebt ſich gegen den Eindringling und nimmt Partei für den Mann. „Wenn es mir beliebt, geprügelt zu werden!“ heult ſie.

Aehnlicherweiſe, mein Dante, ſpricht ein Hochherziger, welchen ſeine Vaterſtadt mißhandelt: Ich will geſchlagen ſein!“

Viele junge und ſcharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieſer verhüllte ſich ſchweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war ſeine Stirne gramvoller, ſein Mund bitterer und die Senkung ſeiner Naſe ſchärfer.

Dante lauſchte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und ſtieß einen ſchlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte ſeine erſten Schauer geſendet. Man ſah die Flocken ſtäuben und wirbeln,

von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röthe. Er bebte vor Frost.

Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimatloser!

Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. „Er gebührt dir," sagte er und Dante widersprach nicht. Cangrande aber bediente sich des freigewordenen Schemels. Er konnte dort bequem die beiden Frauen betrachten, zwischen welchen jetzt der Wanderer durch die Hölle saß, den das Feuer glühend beschien und der seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte.

„Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, verſammelte ſich unter dem Cedergebälke des Prunkſaales der Vicedomini was von den zwölf Geſchlechtern übrig geblieben war, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Diana hielt ſich zu Vater und Bruder. Ein leiſes Geſchwätze lief um. Die Männer beſprachen ernſt und gründlich die politiſche Seite der Vermählung zweier großer ſtädtiſcher Geſchlechter. Die Jünglinge ſcherzten halblaut über den heiratenden Mönch. Die Frauen ſchauderten, trotz dem Breve des Papſtes, vor dem Sacrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten in milderem Lichte ſahen, mit dem Zwang der Umſtände entſchuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anweſenheit der Olympia Canoſſa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn ſie war in auffallendem, faſt königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorſtehenden Feier eine Hauptrolle zuſtünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche bangen Herzens die aufgebrachte Mutter flüſternd und flehend zu beſchwichtigen ſuchte. Madonna Olympia hatte ſich ſchon auf den Treppen gewaltig

geärgert, wo ſie — Herr Burcardo beſchäftigte ſich eben mit dem Empfange zweier anderer Herrſchaften — von Gocciola, der eine neue ſcharlachrothe Kappe mit ſilbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig willkommen geheißen wurde. Jetzt mit den Andern im Kreiſe ſtehend, beläſtigte oder ängſtigte ſie durch ihr maßloſes Geberdenſpiel ihre Standesgenoſſen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Aermſte gedeutet. Keiner hätte ſie an des Mönches Statt geladen und Jeder machte ſich darauf gefaßt, ſie werde dieſem einen ihrer Streiche ſpielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Aſtorre hatte ſich von den Germanen bald losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeilt, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und ſich darüber Vorwürfe machend, obſchon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Veſper bleibenden Stunde den Entſchluß gefaßt, in Zukunft immerdar nach den Regeln der Klugheit zu handeln. Mit dieſem Vorſatze trat er in den Saal und in die Mitte der Verſammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerkſamkeit und die ſo zu ſagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Geſellſchaft ließen ihn em-

vfinden, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge ſagen dürfe, energiſch und mitunter häßlich wie ſie iſt, ſondern ihr eine gemilderte und gefällige Geſtalt geben müſſe. So hielt er ſich unwillkürlich in der Mitte zwiſchen Wahrheit und ſchönem Schein und redete untadelig.

„Herrſchaften und Standesbrüder," begann er, „der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor euch ſtehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelaſſen, den Wunſch eines ſterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach ernſter Erwägung" — hier verhüllte ſich der Klang ſeiner Stimme — „und gewiſſenhafter Prüfung vor Gott nicht glaubte ungewährt laſſen zu dürfen, dieſes werdet ihr verſchieden beurtheilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die euch innewohnt. Darin aber werdet ihr einig gehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angeſtanden hätte zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächſtliegende und Ungeſuchte Gott gefällig ſein konnte. Wer aber ſtand mir näher, als die ſchon mit mir durch die troſtloſe Trauer um meinen

letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Wittwe desselben? Dergestalt ergriff ich über einem theuern Sterbebette diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife" — er trat zu Diana und führte sie in die Mitte — „und ihr den Trauring um den Finger lege." So that er. Der Ring paßte. Diana that dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. „Es ist der meiner Mutter," sagte sie, „die ein wahrhaftes und tugendsames Weib war. Ich gebe dir einen Ring, der Treue gehalten hat." Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein gesundes Laster und läßt zu Jahren kommen — weinte die übliche Thräne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor Astorre und Diana, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

„Elender!" schrie sie. „Gegen den Ring an dem

Finger Dieſer da zeugt ein anderer und zuerſt gegebener.“ Sie riß Antiope, welche ihr in wachſender Angſt und mit den flehendſten Geberden gefolgt war, hinter ſich hervor und hob die Hand des Mädchens. „Den Ring hier haſt du meinem Kinde vor nicht einer Stunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger geſteckt!“ So hatte ihr ein falſcher Spiegel den Vorgang verſchoben. „Ruchloſer Menſch! Ehebrecheriſcher Mönch! Oeffnet ſich die Erde nicht, dich zu verſchlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rauſche ſchnarchte und dich deiner Zelle entſpringen ließ! Deinen Lüſten wollteſt du fröhnen, aber du durfteſt dir eine andere Beute wählen, als eine ungerecht verfolgte, rathloſe Wittib und eine unbeſchützte Waiſe!“

Die Marmordiele öffnete ſich nicht und in den Blicken der Umſtehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und ſchwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als ſie es zu finden hoffte. Sie vernahm hinter ſich das verſtändlich geflüſterte Wort: „Närrin!“ und ihr Zorn ſchlug in ein wahnſinniges Gelächter um. „Ei, ſeht mir einmal den Thoren,“ hohnlachte

ſie, „der ſo dumm zwiſchen dieſen Beiden wählen konnte! Ich mache euch zu Richtern, Herrſchaften, und Jeden, der Augen hat. Hier das herzige Köpfchen, die ſchwellende Jugend“ — das Uebrige vergaß ich, aber ich weiß Eines: alle Jünglinge im Saale Vicedominis, und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben, alle Jünglinge, die enthaltſamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Auge ab von den empörenden Worten und Geberden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das ſie geboren, und dieſes preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, ſo wenig ſie an der Treue des Mönches zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verſchuldet haben dadurch, daß ſie den unſeligen Reif am Finger behielt. Vielleicht that ſie es, um die ſich ſelbſt bethörende Mutter nicht zu reizen, in dem Gedanken, dieſe werde, durch die Wirklichkeit enttäuſcht, aus dem Hochmuth, nach ihrer Art, in Kleinmuth verfallen und alles mit einem Augenrollen und ein paar gemurmelten Worten vorübergehen

Oder dann hatte die junge Antiope ſelbſt eine Fingerſpitze in den ſprudelnden Märchenbrunnen getaucht. War die Begegnung auf der Brücke nicht wunderbar, und wäre ihre Erkieſung durch den Mönch wunderbarer geweſen, als das Schickſal, das ihn dem Kloſter entriß?

Jetzt erlitt ſie grauſame Strafe. Soweit es eine zügelloſe Rede vermag, beraubte ſie die eigene Mutter der ſchützenden Hüllen.

Eine dunkle Röthe und eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann ſie in der allgemeinen Stille laut und bitterlich zu weinen.

Selbſt die graue Mänade lauſchte betroffen. Dann zuckte ihr ein entſetzlicher Schmerz über das Geſicht und verdoppelte ihre Wuth. „Und die Andere!“ kreiſchte ſie, auf Diana zeigend, „dieſes kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Dieſe verpfuſchte Rieſin, die Gott Vater ſtümperte, als er noch Geſell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine geſpendet? Die Baſtardin ihre Mutter? die ſtupide Orſola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerſtrebend hat er ihr ein larges Almoſen von Seele verabfolgt!“

Der alte Pizzaguerra blieb gelaſſen. Mit dem klaren Verſtande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor ſich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Durch die rohe Verhöhnung ihres Leibes und ihrer Seele aufgebracht, tief empört, zog ſie die Brauen zuſammen und ballte die Hände. Jetzt gerieth ſie außer ſich, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beſchimpfte, den Vater an den Pranger ſtellte. Ein bleicher Jähzorn packte und übermannte ſie

„Hündin!“ ſchrie ſie und ſchlug — in Antiopes Angeſicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte ſich vor die Mutter geworfen. Antiope ſtieß einen Laut aus, der den Saal und alle Herzen erſchütterte.

Nun drehte ſich das Rad in dem Kopfe der Thörin vollſtändig um. Die höchſte Wuth ging unter in unſäglichem Jammer. „Sie haben mir mein Kind geſchlagen!“ ſtöhnte ſie, ſank auf die Kniee und ſchluchzte: „Giebt es keinen Gott mehr im Himmel?“

Jetzt war das Maß voll. Es wäre ſchon früher überlaufen, doch das Verhängniß ſchritt raſcher, als mein Mund es erzählte, ſo raſch, daß weder der Mönch

noch der naheſtehende Germano den gehobenen Arm Dianas ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umſchlang die Thörin, ein anderer Jüngling faßte ſie bei den Füßen, die ſich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und nach Hauſe gebracht.

Noch ſtunden ſich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere. Diana reuig und zerknirſcht nach ſchnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; ſie konnte nicht einmal ſtammeln, ſie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiopes Hand ergriff, um der von ſeinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, ſo erfüllte er damit nur die ritterliche und die gaſtwirthliche Pflicht. Alle fanden es ſelbſtverſtändlich. Beſonders Diana mußte wünſchen, das Opfer ihrer Gewaltthat aus den Augen zu verlieren. Auch ſie entfernte ſich dann mit Vater und Bruder. Die verſammelten Gäſte aber hielten es für das Zarteſte, gleichfalls bis auf die letzte Ferſe zu verſchwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Cyperwein beſtellten Kredenztiſch. Eine Narrenkappe kam

zum Vorſchein und Gocciola kroch auf allen Vieren aus ſeinem Leckerverſtecke hervor. Alles war köſtlich verlaufen nach ſeiner Anſicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, Amarellen zu naſchen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er ſich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entwiſchen, aber einen verdrießlichen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnöthig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenſo frohlockend und ebenſo berauſcht wie er; denn der Mönch —

„Liebte Antiope," unterbrach den Erzähler die Freundin des Fürſten mit einem krampfhaften Gelächter.

„Du ſagſt es, Herrin, er liebte Antiope," wiederholte Dante in tragiſchem Tone.

„Natürlich!" „Wie anders?" „Es mußte ſo kommen!" „So geht es gewöhnlich!" ſcholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreiſe entgegen.

„Sachte, Jünglinge," ſtrafte Dante. „Nein, ſo geht es nicht gewöhnlich. Meinet ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele ſei

etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, ſo geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuſchet euch! Jeder ſpricht von Geiſtern, doch Wenige haben ſie geſehen. Ich will euch einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es ſchleppt ſich hier im Hauſe ein modiſches Märenbuch herum. Darin mit vorſichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuſte ein wahres Wort gefunden. „Liebe," heißt es an einer Stelle, „iſt ſelten und nimmt meiſtens ein ſchlimmes Ende." Dieſes hatte Dante ernſt geſprochen. Dann ſpottete er: „Da ihr Alle in der Liebe ſo ausgelernt und bewandert ſeid und es mir überdies nicht anſteht, einen von der Leidenſchaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnloſen Munde reden zu laſſen, überſpringe ich das verrätheriſche Selbſtgeſpräch des zurückkehrenden Aſtorre und ſage kurz: da ihn der verſtändige Ascanio belauſchte, erſchrak er und predigte ihm Vernunft.

„Wirſt du deine rührende Fabel ſo kläglich verſtümmeln, mein Dante?" wendete ſich die entzündliche Freundin des Fürſten mit bittenden Händen gegen den Florentiner. „Laß den Mönch reden, daß wir theilnehmend erfahren, wie er ſich abwendete von einer

Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem ſteinernen zu einem ſchlagenden Herzen —"

„Ja, Florentiner," unterbrach die Fürſtin in tiefer Bewegung und mit dunkel glühender Wange, „laß deinen Mönch reden, daß wir ſtaunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Aſtorre, ſo unerfahren und täuſchbar er war, ein edles Weib verrieth für eine Verſchmitzte — haſt du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verſchmitzte iſt? Du kennſt die Weiber wenig! In Wahrheit, ich ſage dir" — ſie hob den kräftigen Arm und ballte die Fauſt — „auch ich hätte geſchlagen, nicht die arme Thörin, ſondern wiſſentlich die Argliſtige, die ſich um jeden Preis dem Mönch vor das Angeſicht bringen wollte!" Und ſie führte den Schlag in die Luft. Die Andere erbebte leiſe.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber ſaß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte ſeine Fürſtin und freute ſich ihrer großen Leidenſchaft. In dieſem Augenblicke fand er ſie unvergleichlich ſchöner, als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchſte und Tiefſte der Em-

pfindung erreicht ſeinen Ausdruck nur in einem ſtarken Körper und in einer ſtarken Seele.

Dante für ſein Theil lächelte zum erſten und einzigen Mal an dieſem Abende, da er die beiden Frauen ſo heftig auf der Schaukel ſeines Märchens ſich wiegen ſah. Er brachte es ſogar zu einer Neckerei. „Herrinnen," ſagte er, „was verlangt ihr von mir? Selbſtgeſpräch iſt unvernünftig. Hat je ein weiſer Mann mit ſich ſelbſt geſprochen?"

Nun erhob ſich aus dem Halbdunkel ein muthwilliger Lockenkopf und ein Edelknabe, der hinter irgend einem Seſſel oder einer Schleppe in traulichem Verſtecke mochte gekauert haben, rief herzhaft: „Großer Meiſter, wie wenig du dich kennſt oder zu kennen vorgiebſt! Wiſſe, Dante, niemand plaudert geläufiger mit ſich ſelbſt als du, in dem Grade, daß du nicht nur uns dumme Buben überſiehſt, ſondern ſelbſt das Schöne dicht an dir vorübergehen läſſeſt, ohne es zu begrüßen."

„Wirklich?" ſagte Dante. „Wo war das? wo und wann?"

„Nun geſtern auf der Etſchbrücke," lächelte der Knabe. „Du lehnteſt am Geländer. Da ging die reizende Lucrezia Nani vorüber, deine Toga ſtreifend.

Wir Knaben folgten, ſie bewundernd, und ihr entgegen ſchritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren ſanften Augen haſchend. Sie aber ſuchte die deinigen: denn nicht Jeder hat mit heiler Haut in der Hölle geluſtwandelt! Du, Meiſter, betrachteteſt eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etſch daherfuhr, und murmelteſt etwas."

„Ich ließ das Meer grüßen. Die Wege war ſchöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Thoren! Horch, ſie ſprechen mit einander! Und bei allen Muſen, fortan unterbreche mich Keiner mehr, ſonſt findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, nachdem er Antiope heimgeführt, ſeinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu ſagen, daß er Aſcanio nicht begegnete, obwohl dieſer mit der Sänfte und Madonna Olympia darin denſelben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerſchaft übergeben, war ſchleunig zu ſeinem Ohm dem Tyrannen geeilt, ihm den tollen Vorgang als friſches Gebäcke aufzutiſchen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine Stadtgeſchichte als eine Verſchwörung.

Ich weiß nicht, ob der Mönch ſo wohlgeſtaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich ſehe ihn, der wie der blühendſte Jüngling ſchreitet. Mit beflügelten Füßen durchſchwebt er den Saal, als trüge ihn Zephyr oder führte ihn Iris. Seine Augen ſind voller Sonne und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Cyperwein geſchluckt hatte, fühlte ſich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter ſeinen Sohlen löſte ſich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verſpürte einen unbeſiegbaren Durſt, das Gemurmel auf den friſchen Lippen Aſtorres, wie man ſich über eine Quelle beugt, zu belauſchen, und begann neben demſelben die Länge des Saales zu durchmeſſen, bald mit geſpreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenſcepter unter dem Arme.

„Das zärtliche Haupt, das ſich für den Vater bot, hat ſich auch für die Mutter geboten und gegeben!“ lispelte Aſtorre. „Das ſchamhafte! wie es brannte! Das mißhandelte! wie es litt! Das geſchlagene! wie es aufſchrie! Hat es mich je verlaſſen, ſeit es auf dem Blocke lag? Es wohnte in meinem Geiſte. Es begleitete mich allgegenwärtig, ſchwebte in meinem Ge-

bete, ſtrahlte in meiner Zelle, bettete ſich auf mein Kiſſen! Lag das herzige Haupt mit dem weißen ſchmalen Hälschen nicht neben dem des heiligen Paulus —"

„Des heiligen Paulus?" licherte das Tröpfchen.

„Des heiligen Paulus auf unſerm Altarbilde —"

„Mit dem ſchwarzen Kraushaar und dem rothen Hals auf dem breiten Blocke und dem Beile des Henkers darüber?" Gocciola verrichtete bei den Franziskanern zeitweilig ſeine Andacht.

Der Mönch nickte. „Sah ich lange hin, ſo zuckte das Beil und ich bebte zuſammen. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?"

„Und was ſagte der Prior?" examinirte Gocciola.

„Mein Sohn," ſagte er, „was du ſaheſt, war ein vorausgeeiltes Kind des himmliſchen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambroſiſchen Hälschen geſchieht kein Leid!"

„Aber," reizte der böſe Narr, „das Kind iſt gewachſen, ſo hoch!" Er hob die Hand. Dann ſenkte er ſie und hielt ſie über dem Boden. „Und die Kutte Euerer Herrlichkeit," grinſte er, „liegt ſo tief!"

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein ſchöpferiſches Feuer war aus der Hand Antiopes

in die ſeinige gefahren und begann zuerſt zart und ſanft, dann immer heißer und ſchärfer in ſeinen Adern zu brennen. „Geprieſen ſei Gott Vater,“ frohlockte er plötzlich, „der Mann und Weib geſchaffen hat!“

„Die Eva?“ fragte der Narr.

„Die Antiope!“ antwortete der Mönch.

„Und die Andere? die Große? Was fängſt du mit Der an? Schickſt du ſie betteln?“ Gocciola wiſchte ſich die Augen.

„Welche Andere?“ fragte der Mönch. „Giebt es ein Weib, das nicht Antiope wäre!“

Dies war ſelbſt dem Narren zu ſtark. Er glotzte Aſtorre erſchreckt an, wurde aber von einer Fauſt am Kragen gepackt, gegen die Pforte geſchleppt und auf den Flur geſetzt. Dieſelbe Hand legte ſich dann auf Aſtorres Schulter.

„Erwache, Traumwandler!“ rief der zurückgekehrte Aſcanio, welcher die letzte ſchwärmeriſche Rede des Mönches belauſcht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fenſterbank nieder, heftete feſt Augen auf Augen, und: „Aſtorre, du biſt von Sinnen!“ ſprach er ihn an.

Dieſer wich zuerſt den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den ſeinigen,

die noch voller Jubel waren, um ſie ſcheu niederzuſchlagen. „Wunderſt du dich?“ ſagte er dann.

„So wenig als über das Lodern einer Flamme,“ verſetzte Aſcanio. „Aber da du kein blindes Element, ſondern eine Vernunft und ein Wille biſt, ſo tritt die Flamme aus, ſonſt frißt ſie dich und ganz Padua. Muß dir das Weltkind göttliches und menſchliches Geſetz predigen? Du biſt vermählt! So redet dieſer Ring an deinem Finger. Wenn du, wie erſt dein Gelübde, jetzt dein Verlöbniß brichſt, brichſt du Sitte, Pflicht, Ehre und den Stadtfrieden. Wenn du dir den Pfeil des blinden Gottes nicht raſch und heldenmüthig aus dem Herzen ziehſt, ermordet er dich, Antiope und noch ein paar Andere, wen es gerade treffen wird. Aſtorre! Aſtorre!“

Aſcanios muthwillige Lippen erſtaunten über die großen und ernſten Worte, welche er in ſeiner Herzensangſt ihnen zu reden gab. „Dein Name, Aſtorre,“ ſagte er dann halb ſcherzend, „ſchmettert wie eine Tuba und ruft dich zum Kampfe gegen dich ſelbſt!“

Aſtorre ermannte ſich. „Man hat mir ein Philtrum gegeben!“ rief er aus. „Ich raſe, ich bin ein

Wahnſinniger! Aſcanio, ich gebe dir Macht über mich, feſſle mich!"

„An Dianen will ich dich feſſeln!" ſagte Aſcanio. „Folge mir, daß wir ſie ſuchen!"

„War es nicht Diana, die Antiope ſchlug?" fragte der Mönch.

„Das haſt du geträumt! Du haſt alles geträumt! Du warſt deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beſchwöre dich! Ich befehle es dir! Ich ergreife und führe dich!"

Wenn Aſcanio die Wirklichkeit verjagen wollte, ſo führte ſie der auf dem Flur klirrende Schritt Germanos zurück. Mit einem entſchloſſenen Geſichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte ſeine Hand. „Ein geſtörtes Feſt, Schwager!" ſagte er. „Die Schweſter ſchickt mich — ich lüge, ſie ſchickt mich nicht Denn ſie hat ſich in ihre Kammer eingeſchloſſen und drinnen flennt ſie und verflucht ihren Jähzorn — heute erſaufen wir in Weiberthränen! Sie liebt dich, nur bringt ſie es nicht über die Lippen — es iſt in der Familie: ich kann es auch nicht. An dir hat ſie keinen Augenblick gezweifelt. Es iſt einfach: du haſt irgendwo einen Ring verſchleudert — wenn es der

deinige war, den die kleine Canossa — wie heißt sie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närrische Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen gesponnen. Antiope ist natürlich an alledem unschuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu thun!"

„Nicht ich!" rief Astorre. „Antiope ist rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!" und er erzählte mit fliegenden Worten.

„Aber auch der Schwester, die zufuhr, darfst du es nicht anrechnen, Astorre," behauptete Germano. „Ihr schoß das Blut zu Kopfe, sie sah nicht, wen sie vor sich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und schlug die liebe Unschuld. Diese aber muß vor Gott und Menschen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache sein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es ist einfach."

„Du redest in einem fort und bleibst doch dunkel, Germano! Was hast du vor? Wie vergütest du es der Aermsten?" fragte Ascanio.

„Es ist einfach," wiederholte Germano. „Ich biete Antiope Canossa meine Hand und mache sie zu meinem Weibe."

Ascanio griff sich an die Stirn. Der Streich betäubte ihn. Als er dann aber, schnell besonnen, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen ängstlichen Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstille und horchte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildniß seiner Seele.

„So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager," erläuterte Germano. „Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe zischelte! Dann stifte ich Frieden zwischen euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor dir noch vor sich selbst zu schämen und ist von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!"

Astorre drückte ihm die Hand. „Du bist brav!" sagte er. Der Wille, seine himmlische oder irdische Lust tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch An-

tiope von einem Manne ſich umfangen laſſen, welcher ſie kurzerdinge freit, um fremdes Unrecht gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entſagung und Kaſteiung in der Welt wie im Kloſter!

„Was geſchehen muß, verſchiebe ich nicht," drängte Germano. „Sonſt würde ſie ſich ſchlummerlos wälzen." Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. „Schwager, du begleiteſt mich als Zeuge: ich thue es in den Formen."

„Nein, nein!" ſchrie Aſcanio erſchreckt. „Nicht Aſtorre! Nimm mich!"

Germano ſchüttelte den Kopf. „Aſcanio, mein Freund," ſagte er, „dazu eigneſt du dich nicht. Du biſt kein ernſthafter Zeuge in Eheſachen! Auch wird mein Bruder Aſtorre es ſich nicht nehmen laſſen, für mich zu werben. Es iſt ja zum großen Theil ſeine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Aſtorre?" Dieſer nickte. „So bereite dich, Schwager. Mache dich hübſch! Hänge dir eine Kette um!"

„Und," ſcherzte Aſcanio gezwungen, „wann du über den Hof gehſt, tauche den Kopf in den Brunnen! Du ſelbſt aber, Germano, trägſt Panzer? So kriegeriſch? Schickt ſich das zur Freite?"

„Ich bin lange nicht aus der Rüstung gekommen und sie kleidet mich. Was betrachtest du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?"

„Ich frage mich, woher dieser Gepanzerte seine Sicherheit nimmt, nicht mitsammt der Sturmleiter in den Graben geworfen zu werden?"

„Das kann nicht in Frage stehen," meinte Germano seelenruhig. „Wird sich eine Beschämte und Geschlagene einem Ritter verweigern? Da wäre sie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das ist doch sonnenklar, Ascanio. Komm, Astorre."

Während der Zurückbleibende mit verschlungenen Armen diese neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieselbe auf einen Spielplatz blühender Kinder oder auf einen Camposanto führe, schritten seine Jugendfreunde den nicht langen Weg zu dem Palaste Canossa.

Der wolkenlose Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch! es läutete Ave. Der Mönch sprach innerlich die Gewohnheitsgebete und sein etwas erhöht liegendes Kloster verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmüthige Schläge, welche die andern Stadtglocken den Luftraum

nicht länger ſtreitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf ſein Blick das Geſicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geſchwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer ſeligen Inſel zu erreichen. „Die ſüße Unſchuld!“ ſeufzte der Krieger.

Raſend ſchnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens ſich ſelbſt täuſchte, wenn er ſich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und ſein Nebenbuhler war. Seine Bruſt empfand einen ſcharfen Biß, dann einen zweiten noch ſchärfern, daß er hätte aufſchreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte ſchon ein ganzes Neſt grimmiger Schlangen in ſeinem Buſen. Herrſchaften, Gott möge uns Alle, Männer und Weiber, vor der Eiferſucht behüten! Sie iſt die qualvollſte der Peinen, und wer ſie leidet, iſt unſeliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Geſichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem ſelbſtbewußten Freier die Treppen des erreichten Palaſtes hinauf. Dieſer ſtand leer

und verwahrlost. Madonna Olympia mochte sich eingeschlossen haben. Kein Gesinde und alle Thüren offen. Sie durchschritten ungemeldet eine Reihe schon dämmernder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer hielten sie stille, denn die junge Antiope saß am Fenster.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre gezauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel. Das geschlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erschlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens frohlockte sie und pries ihre Schmach, denn diese hatte sie mit Astorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet sich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefstem Erbarmen höchste Liebe? Wer widersteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich lästere nicht und kenne die Unterschiede, aber auch das Göttliche wurde geschlagen und wir küssen seine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Aſtorre ſie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Athemzügen ihrer Bruſt und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte ſie mit Aſtorre gewechſelt vom erſten Schritt des Weges an, den ſie zuſammengingen. Die Hände hielten ſich nicht feſter beim letzten: ſie verwuchſen, ohne ſich zu drücken. Sie durchdrangen ſich, wie zwei leichte geiſtige Flammen, und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinander zu löſen.

Antiope vergriff ſich an fremdem Eigenthum und beging Raub an Dianen faſt in Unſchuld, denn ſie hatte weder Gewiſſen mehr noch auch nur Selbſtbewußtſein. Padua, das mit ſeinen Thürmen vor ihr lag, die Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieſer gefüllt mit Licht und Liebe!

Aſtorre hatte von der erſten zur letzten Stufe der Treppe mit ſich gerungen und meinte den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen ſich ſelbſt, und Germano bei ſeiner Werbung zur Seite ſtehen. Auf dem oberſten Tritte rief er noch alle ſeine Heiligen an, voraus Sankt Fran-

zisens, den Meister der Selbstüberwindung. Er griff in die Brust und glaubte, durch den himmlischen Beistand stark wie Hercules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den fünf Wundmalen hatte sich abgewendet von dem untreuen Jünger, der seinen Strick und seine Kutte verschmähte.

Der daneben stehende Germano entwarf indessen seine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Uebrigens war er guten Muthes — hatte er doch schon öfter im Reiterkampfe seine Germanen angeredet — und fürchtete sich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten ertrug er ebenso wenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope schrak zusammen, blickte hin, erhob sich rasch und stand, den Rücken gegen das Fenster gewendet, mit dunkelm Antlitz den sich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

„Sei getrost, Antiope Canossa!“ redete Germano. „Ich bringe dir Diesen mit, Astorre Vicedomini, welchen sie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schwester Diana, als gültigen Zeugen: siehe, ich bin gekom-

men, dich — ohne Vater wie du biſt und bei einer ſolchen Mutter — von dir ſelbſt zum Weibe zu begehren. Meine Schweſter hat ſich gegen dich vergeſſen" — er ſträubte ſich, ein ſtärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben — „und ich, der Bruder, bin da, gut zu machen, was die Schweſter ſchlecht gemacht hat. Diana mit Aſtorre, du mit mir, ſo euch entgegenkommend, werdet ihr Weiber euch die Hände geben."

Das empfindliche Gemüth des lauſchenden Mönches verwundete dieſe rohe Gleichſtellung des Mißhandelns und des Leidens, der Schlagenden und der Geſchlagenen — oder krümmte ſich eine Natter? — „Germano, ſo wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieſer vernahm es und da die dunkle Antiope mäuschenſtille blieb, verſtimmte er ſich. Er fühlte, daß er weicher reden ſollte, und redete barſcher. „Ohne Vater und mit einer ſolchen Mutter," wiederholte er, „bedürfet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beſchämt und geſchlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr ſeid, und

ich ſchirme Euch vom Wirbel zur Zehe!“ Germano dachte an ſeinen Panzer.

Aſtorre fand dieſe Werbung von empörender Härte: Germano, ſo ſchien ihm, behandelte Antiope wie ſeine Kriegsgefangene — oder ziſchte die Schlange? — „So wirbt man nicht, Germano!“ keuchte er. Dieſer wendete ſich halb. „Wenn du es beſſer verſtehſt,“ ſagte er mißmuthig, „wirb du für mich, Schwager.“ Er trat raumgebend beiſeite.

Da näherte ſich Aſtorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit ſich einander berührenden Fingerſpitzen und ſeine bangen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blaſſen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?“ ſtammelte er. Dämmerung und Schweigen.

Endlich liſpelte Antiope: „Für wen wirbſt du, Aſtorre?“ „Für Dieſen hier, meinen Bruder Germano,“ preßte er hervor. Da barg ſie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt riß Germano die Geduld. „Ich werde deutſch mit ihr reden,“ brach er los und: „Kurz und gut, Antiope Canoſſa,“ ließ er das Mädchen rauh an, „wirſt du mein Weib oder nicht?“

Antiope wiegte das kleine Haupt ſanft und ſachte.

aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

„Ich habe meinen Korb," sprach Germano trocken. „Komm, Schwager!" und er verließ den Saal mit ebenso festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiopes zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht in einem anstoßenden Gelasse gemurmelte Gebete hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: neben Antiopes Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und morgen jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa. Nach überschrittener Mitternacht sollte in Gegenwart der Wittwe und der Waise die Seelenmesse gelesen werden. Schon hatte sich der Priester eingestellt, den Ministranten erwartend.

Ebenso wenig als das unterirdische Gemurmel ver-

nahm das Paar die ſchlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia, welche die Tochter ſuchte und nun bei dem ſpärlichen Scheine der Hausleuchte, die ſie in der Hand trug, die Liebenden ſtill und aufmerkſam betrachtete. Daß die frechſte Lüge einer ausſchweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in dieſen zärtlich verſchlungenen Geſtalten zu That und Wahrheit wurde, darüber wunderte ſich Madonna Olympia nicht; aber, es ſei der Thörin zum Lobe geſagt, ebenſo wenig koſtete ſie einen Genuß der Rache. Sie weidete ſich nicht an dem der gewaltthätigen Diana bevorſtehenden bittern Leiden, ſondern es überwog die einfache mütterliche Freude, ihr Kind zu ſeinem Preiſe gewerthet, begehrt und geliebt zu ſehen.

Da jetzt, von einem ſcharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die Beiden verwundert aufblickten, fragte ſie mit einer weichen und natürlichen Stimme: „Aſtorre Vicedomini, liebſt du die Antiope Canoſſa?“

„Ueber alles, Madonna!“ antwortete der Mönch.

„Und vertheidigſt ſie?“

„Gegen eine Welt!“ rief Aſtorre verwegen.

„So iſt es recht,“ begütigte ſie, „aber nicht wahr, du meinſt es redlich? Du verſtoßeſt ſie nicht, wie

Dianen? Du narrſt mich nicht? Du machſt eine arme Thörin, wie ſie mich nennen, nicht unglücklich? Du läſſeſt mein Kindchen nicht wieder zu Schanden kommen? Du ſuchſt keine Ausflüchte noch Aufſchübe? Du giebſt den Augen die Gewißheit und führſt die Antiope gleich, als ein frommer Chriſt und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch haſt du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörſt du es murmeln? Da unten kniet einer."

Und ſie öffnete eine niedrige Thür, hinter welcher ein paar ſteile Stufen in das häusliche Heiligthum hinabführten. Aſtorre warf einen Blick: unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewiſſen Licht einer Kerze betete ein Barfüßer, welcher ihm an Alter und Geſtalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franziſcus trug.

Ich glaube, daß dieſer Barfüßer hier und gerade zu dieſer Stunde durch göttliche Schickung knieen und beten mußte, um Aſtorre zum letzten Male zu erſchrecken und zu warnen. Doch in ſeinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung ſeines Kloſterlebens erblickte, kam ein trotziger

Geiſt des Frevels und der Sicherheit über ihn. Mit gleichen Füßen habe ich über mein erſtes Gelübde weggeſetzt, lachte er, und ſiehe, die Schranke fiel unter meinem Sprunge — warum nicht über das zweite? Meine Heiligen haben mich unterliegen laſſen! Vielleicht retten und beſchützen ſie den Sünder! Der Verwildernde bemächtigte ſich Antiopes und trug ſie, mehr als daß er ſie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die ſich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte, ſchlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die ſchwere Thüre zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaſchten Beute, und lauſchte durch das Schlüſſelloch.

Was ſie ſah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Aſtorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das iſt unmöglich, denn der Mann Aſtorre hat niemals den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu ſagen — ein ſchlechter Mönch war und vielleicht derſelbe Beutel unter ſeine Kutte wanderte, den Aſtorre zu ſich geſteckt hatte, da er für Diana den Ehereif kaufen ging

Daß aber anfänglich der Prieſter ſich ſperrte, daß die zwei Mönche mit einander rangen, daß das ſchwere Gewölbe eine häßliche Scene verbarg — ſolches leſe ich in dem verzerrten und entſetzten Geſichte der Lauſcherin. Donna Olympia verſtand, daß da unten ein Frevel begangen werde, daß ſie als die Anſtifterin und Mitſchuldige deſſelben der Strenge des Geſetzes und der Rache der Verrathenen ſich preisgebe, und da ſich die Hinrichtung des Grafen ihres Gemahls jährte, glaubte ſie auch ihr thörichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wähnte den nahenden Schritt Ezzelins zu vernehmen: da floh ſie und ſchrie: „Hilfe! Mörder!“

Die Gequälte ſtürzte auf den Flur und an das in den engen innern Hof blickende Fenſter. „Mein Maulthier! Meine Sänfte!“ rief ſie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maulthier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob ſich das Geſinde der Thörin langſam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeiſter, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, ſattelte bekümmert zwei Maulthiere und führte ſie durch den Thor-

weg auf den an der Gaſſe liegenden Vorplatz des Palaſtes: er hatte Donna Olympia ſchon auf mancher Irrfahrt begleitet. Die Andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen Treppe ſtieß die flüchtige Thörin, welche der auch bei den Unſeligen übermächtige Trieb der Selbſterhaltung ihr geliebtes Kind vergeſſen ließ, gegen den beſorgten Aſcanio, der, ohne Nachricht gelaſſen und von Unruhe getrieben, auf Kundſchaft ausgegangen war.

„Was iſt geſchehen, Signora?“ fragte er eilig

„Ein Unglück!“ krächzte ſie wie ein auffliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, ſaß auf ihrem Thiere, ſtachelte es mit raſender Ferſe und verſchwand im Dunkel.

Aſcanio ſuchte durch die finſtern Gemächer bis in die von der ſtehen gebliebenen Ampel der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiopes. Wie er ſich darin umblickte, wurde die Thür der Hauskapelle geöffnet und zwei ſchöne Geſpenſter entſtiegen der Tiefe. Der Muthige begann zu zittern. „Aſtorre, du biſt mit ihr vermählt!“ Der ſchallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. „Und trägſt Dianens Ring am Finger!“

Aſtorre riß ihn ab und ſchleuderte ihn.

Ascanio ſtürzte an das offene Fenſter, durch welches der Ring geſprungen war. „Er iſt in eine Spalte zwiſchen zwei Quadern geglitſcht," ſprach es aus der Gaſſe herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eiſenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihre nächtliche Runde begannen.

„Auf ein Wort, Abu Mohammed!" rief er, raſch beſonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: „Dein Wunſch iſt mir Befehl!" und mit zwei andern Sarazenen und einem Deutſchen im Thore des Palaſtes verſchwand.

Abu-Mohammed-al-Tabib überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, ſondern betrat auch das Innerſte der Häuſer, um Reichsverräther — oder was der Vogt ſo benannte — zu verhaften. Kaiſer Friedrich hatte ihn ſeinem Schwiegerſohne, dem Tyrannen, gegeben, damit er dieſem eine ſarazeniſche Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erſcheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Antheil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröſtete die be-

trübte in ſeinem gebrochenen Italieniſch mit Sprüchen arabiſcher Dichter. Ich vermuthe, daß er ſeinen Beinamen „al Tabib“, das iſt der Arzt, wenn er auch einige chirurgiſche Kenntniſſe und Griffe beſitzen mochte, zuerſt und voraus gewiſſen ärztlichen Manieren verdankte: ermuthigenden Handgeberden, beruhigenden Worten, wie zum Beiſpiel: „Es thut nicht weh,“ oder: „Es geht vorüber,“ womit die Jünger Galens eine ſchmerzliche Operation einzuleiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragiſche gelinde und war zur Zeit meiner Fabel trotz ſeines ſtrengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Perſönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Luſt daran fand, menſchliche Leiber zu martern, woran du nicht glauben kannſt, Cangrande! verließ ihn Abu Mohammed, und kehrte zu ſeinem gütigen Kaiſer zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed ſeinen drei Begleitern, ſtehen zu bleiben. Der Deutſche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geſelle, verharrte nicht lange. Er hatte heute zur Veſperſtunde Germano nach dem Palaſte Vicedomini begleitet und dieſer ihm zugelacht: „Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schweſterchen Diana dem

Mönche!“ Der Germane kannte die Schweſter ſeines Hauptmanns und hatte eine Art ſtiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchſes und ihrer redlichen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute Mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe ſah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erſchien, witterte er Treubruch, ſchmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo ſie der eine der Sarazenen behutſam aufhob, und eilte davon, Germano den Verrath des Mönches zu melden.

Ascanio, der den Deutſchen errieth, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieſer aber weigerte ſich. „Er würde nicht gehorchen,“ ſagte er ſanft, „und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienſte, Herr, bin ich dir gefällig? Verhafte ich dieſe blühenden Jugenden?“

„Aſtorre, ſie wollen uns trennen!“ ſchrie Antiope und ſuchte Schutz in den Armen des Mönches. Die am Altare Frevelnde hatte mit einer ſchuldloſen Seele auch die natürliche Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen ſeine Schuld vielmehr ermuthigte und begeiſterte, that einen Schritt gegen den Sarazenen und

riß ihm unversehens das Schwert aus der Scheide. „Vorsichtig, Knabe, du könntest dich schneiden," warnte dieser gutmüthig

„Laß dir sagen, Abu Mohammed," erklärte Ascanio, „dieser Rasende ist der Gespiele meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe vermählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser Andern."

„Verhängniß!" urtheilte der Sarazene mild.

„Und die Verrathene," fuhr Ascanio fort, „ist Diana Pizzaguerra, die Schwester Germanos! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen und er tödtet."

„Nicht anders," bestätigte Abu Mohammed. „Er ist von der Mutter her ein Deutscher und diese sind Kinder der Treue!"

„Rathe mir, Sarazene. Ich weiß nur eine Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache

vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwiſchen bewachen deine Leute den Mönch in ſeinem eigenen feſten Hauſe. Ich eile zum Ohm. Dieſe aber bringſt du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schweſter des Vogts, der frommen und leutſeligen Domina, die hier ſeit einigen Wochen Hof hält. Nimm die hübſche Sünderin! Ich anvertraue ſie deinem weißen Barte." „Du darfſt es," verſicherte Mohammed.

Antiope umklammerte den Mönch und ſchrie noch kläglicher, als das erſte Mal: „Sie wollen mich von dir trennen! Laß mich nicht, Aſtorre! keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich ſterbe!" Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewaltthat verabſcheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieſer betrachtete die ſich umſchlungen Haltenden mit väterlichen Augen. „Laß die Schatten ſich umarmen!" ſagte er dann weichgeſtimmt, ſei es daß er ein Philoſoph war und das Leben für Schein hielt, ſei es daß er ſagen wollte: vielleicht verurtheilt ſie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der

Dinge; deſto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige der er war, ſondern auch als ein Gütiger und Menſchlicher zauderte er, die Liebenden auseinander zu reißen.

„Aſtorre," fragte er, „kennſt du mich?"

„Du warſt mein Freund," antwortete dieſer.

„Und bin es noch. Du haſt keinen treuern."

„O trenne mich nicht von ihr!" flehte jetzt der Mönch in einem ſo ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerſtand. „So bleibet zuſammen," ſagte er, „bis ihr vor das Gericht tretet." Er flüſterte mit Abu Mohammed.

Dieſer näherte ſich dem Mönche, entwand ihm ſachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe löſend, und ließ es in die Scheide an ſeiner Hüfte zurückfallen. Dann trat er ans Fenſter, winkte ſeiner Schaar, und die Sarazenen bemächtigten ſich der auf dem Vorplatze ſtehen gebliebenen Sänfte Madonna Olympias.

Durch eine enge finſtere Gaſſe bewegte ſich die ſchleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbone. Abu Mohammed ſchloß den Zug.

Dieſer eilte an einem kleinen Platz und einer erhellten Kirche vorüber. In die dunkle Fortſetzung der Gaſſe einmündend, ſtieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zuſammen. Heftiges Gezänk erhob ſich. „Raum der Spoſina!“ rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen ſie mit vorgehaltener Hand ſchützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgeſtürzte Bahre. La Spoſina war ein geſtorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Todte regte ſich nicht und ließ ſich gelaſſen wieder auf ihre Bahre legen. Das verſammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte geſprungene Antiope ſchirmend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra ſich vermählt hatte. Abu Mohammed ſchaffte Ordnung. Ohne weitern Unfall erreichte man den Palaſt.

Aſtorre und Antiope wurden von der Dienerſchaft mit erſtaunten und beſtürzten Blicken empfangen. Sie verſchwanden im Thore, ohne von Abu Mohammed und Ascanio Abſchied genommen zu haben. Dieſer

wickelte ſich in ſein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen ſollte, umging, ihre Thore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern meſſend.

„Ein gefüllter Tag," ſagte Ascanio.

„Eine ſelige Nacht," erwiderte der Sarazene, den ſternbeſäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob ſie nun unſere Schickſale beherrſchen oder nicht, wanderten nach ihren ſtillen Geſetzen, bis ein junger Tag, der jüngſte und letzte Aſtorres und Antiopes, die göttliche Fackel ſchwang.

In einer Morgenſtunde deſſelben lauſchte der Tyrann mit ſeinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenſter ſeines Stadtthurmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und toſend wie die wechſelnde Meereswoge.

Die geſtrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entſtandene Tumult hatte blitzſchnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beſchäftigten ſich wachend und träumend mit nichts anderm mehr, als mit dem Mönche und ſeiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchloſe ſein Gelübde gebrochen, ſondern jetzt auch der Erde, ſeine Braut habe

er verrathen, seinen Reif verschleudert, in rasend raschem Wechsel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüthe des Lebens, und aus der zerrissenen Kutte sei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Ansehen der Person kenne, lasse das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von seinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Missethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope sei eine Canossa — vor seinen Stuhl ziehen, der keuschen Diana ihr Recht schaffen und dem durch das schlechte Beispiel seines Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenster zuwerfen.

Der Tyrann ließ sich, während er einen beobachtenden Blick auf die gährende Masse warf, von Ascanio das Gestrige berichten. Die Verliebung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals. „Ich tadle," sagte er, „daß du sie gestern nicht auseinander gerissen hast! Ich lobe, daß du sie bewachst! Die Vermählung mit Diana besteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte

Sakrament iſt ſo nichtig als möglich. Der Pfaffe, der ſich erſchrecken oder beſtechen ließ, verdient den Galgen und, wird er eingefangen, ſo baumelt er. Noch einmal: warum trateſt du nicht zwiſchen den Unmündigen und das Kind? warum zerrteſt du nicht einen Taumelnden aus den Armen einer Berauſchten? Du gabeſt ſie ihm! Jetzt ſind ſie Gatten."

Aſcanio, welcher ſich wieder hell und leichtfertig geſchlafen hatte, verbarg ein Lächeln. „Epikuräer!" ſtrafte ihn Ezzelin. Er aber ſchmeichelte: „Es iſt geſchehen, geſtrenger Ohm. Wenn du den Fall in deinen Machtkreis ziehſt, iſt alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor deinen Richterſtuhl beſchieden auf dieſe neunte Stunde." Ein gegenüberſtehender Campanile ſchlug ſie. „Wolle nur, Ezzelin, und deine feſte und kluge Hand löſt den Knoten ſpielend. Liebe verſchwendet und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir Alle dieſen würdigen Pizzaguerra kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, doch du heißeſt es ihn in die Scheide zurückſtoßen. Er iſt dein Mann. Er knirſcht, aber er gehorcht."

„Ich frage mich," ſagte Ezzelin, „ob ich recht thue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entziehen. Darf Aſtorre leben? Kann er es, jetzt da er nach verſchleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe tritt und der Cantus firmus des Mönches in einem gellenden Gaſſenhauer vertönt? Ich — was an mir liegt — friſte dem Wankelmüthigen und Werthloſen das Daſein. Allein ich vermag nichts gegen ſein Schickſal. Iſt Aſtorre dem Schwerte Germanos beſtimmt, ſo kann ich dieſen es ſenken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren." Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick ſeitwärts. Er wußte eine grauſame Geſchichte.

Einſt hatte der Tyrann ein Kaſtell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurtheilt. Der erſte beſte Kriegsknecht ſchwang es. Da kniete, um den Todesſtreich zu empfangen, ein ſchöner Knabe, deſſen Züge den Tyrannen feſſelten. Ezzelin glaubte die ſeinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach ſeinem Urſprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in ſeiner Jugend

ſündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieſer, von der eigenen Neugierde und den neidiſchen Sticheleien derer, welche ihre Söhne oder Verwandten durch jenes Bluturtheil eingebüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Räthſel ſeiner Bevorzugung löſte. Er ſoll den Dolch gegen die eigene Mutter gezückt und ihr das böſe Geheimniß entriſſen haben. Die enthüllte unehrliche Geburt vergiftete ſeine junge Seele. Er verſchwur ſich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demſelben Kriegsknechte, der zufällig der Erſte war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demſelben Schwerte niedergeſtoßen.

Ezzelin verbarg das Haupt eine Weile mit der Rechten und betrachtete den Untergang ſeines Sohnes. Dann erhob er es langſam und fragte: „Was aber wird aus Diana?“

Ascanio zuckte die Achſeln. „Diana hat einen Unſtern. Zwei Männer hat ſie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht ins Kloſter. Was bliebe ihr ſonſt?“

Jetzt erhob ſich drunten auf dem Platze ein Mur-

ren, ein Schelten, ein Verwünſchen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!“ reizten einzelne Stimmen, doch da ſie ſich in einen allgemeinen Schrei vereinigen wollten, ging der Volkszorn auf eine ſeltſame Weiſe in ein erſtauntes und bewunderndes „Ach!“ über. „Ach, wie ſchön iſt ſie!“ Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenſter den Aufritt bequem beobachten: Sarazenen auf ſchlanken Berbern, den Mönch Aſtorre und ſein junges Weib, die von Maulthieren getragen wurden, umringend. Die neue Vicedomini ritt verhüllt. Aber wie die tauſend Fäuſte des Volkes ſich gegen den Mönch ihren Gemahl ballten, hatte ſie ſich leidenſchaftlich vor ihn geworfen. Die liebende Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Reiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchſes, ſondern das volle Spiel der Seele, das geſtaltete Gefühl, der Athem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie geſtern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiſeſte Furcht, denn er glaubte ſich gefeſtet und gefeit, mit ſeiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete dieſen Sieg der Schönheit faſt verächtlich. Er wandte ſein Auge theilnehmend gegen

den zweiten Auftritt, welcher aus einer andern Gaſſe auf den Thurmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Aſtorre und Antiope zahlreich begleitet, ſuchten Bahn durch die Menge. In der Mitte ein ſchneeweißes Haupt: die würdige Erſcheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieſer hatte geſtern ſchrecklich gezürnt, als ihm ſein Deutſcher die Kunde des Verrathes brachte, und ſtürzte ſpornſtreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schweſter auf die nächſte Frühſtunde in den Thurm und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte darauf der Schweſter den Frevel des Mönches, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht, offenbaren müſſen und ſich über ihre Faſſung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine Andere als ſonſt, nur daß ſie den breiten Nacken um einen ſchweren Gedanken tiefer als geſtern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte ſich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiopes und den Verrath des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrück-

ten ein mitleidiges: „Arme! Aermſte! Immer Geopferte!“ zuzumurmeln.

Jetzt erſchienen die Fünfe vor dem Tyrannen, der in einem nackten Saale auf einem nur um zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle ſaß. Vor ihm ſtanden Kläger und Verklagte ſich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig beiſeite, die große Geſtalt Dianas, dort, Hand in Hand verſchlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Seſſel des Tyrannen lehnte, als wolle er ſeine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwiſchen zwei Jugendgeſpielen.

„Herrſchaften,“ begann Ezzelin, „ich werde euern Fall nicht als eine Staatsſache, wo Treubruch Verrath, und Verrath Majeſtätsverbrechen iſt, behandeln, ſondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der That, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canoſſa ſind ebenſo edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaiſers mich zu ihrem Vogte in dieſen ihren Ländern gemacht hat.“ Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchſten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er daſſelbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, ſelbſt in Wind und Wetter,

nach antiker Weiſe baar trug. „So bilden die zwölf Geſchlechter eine groſſe Familie, zu der auch ich durch eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie ſind wir zuſammengeſchmolzen durch unſelige Verblendung und ſtrafbare Auflehnung Einiger unter uns gegen das höchſte weltliche Amt! Wenn ihr mir glaubet, ſo ſparen wir nach Kräften, was noch vorhanden iſt. In dieſem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Aſtorre Vicedomini auf, obwohl ich ſie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid ihr," er wendete ſich gegen die drei Pizzaguerra, „mit meiner Milde nicht einverſtanden, ſo höret und bedenket Eines: ich, Ezzelino da Romano, bin der erſte und darum der Hauptſchuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde längs der Brenta jagen laſſen, Diana wäre ſtandesgemäß vermählt und Dieſer hier murmelte ſein Brevier. Hätte ich meine Deutſchen nicht zur Muſterung befohlen an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde, ſo hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul geſetzt und dieſer der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von ſeinem böſen Dämon —"

„Von meinem guten!“ frohlockte der Mönch.

„— von seinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrschaften, begünstigt mich, indem ihr mir die verwickelte Sache entwirren und schlichten helfet; denn bestündet ihr auf der Strenge, so müßte ich auch mich und mich zuerst verurtheilen!“

Diese ungewöhnliche Rede brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Fassung, und als ihn der Tyrann ansprach: „Edler Herr, Euer ist die Klage,“ sagte er kurz und karg: „Herrlichkeit, Astorre Vicedomini verlobte sich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana sich gegen ihn vergangen hätte, brach er sein Verlöbniß. Unbegründet, ungesetzlich, kirchenschänderisch. Diese That wiegt schwer und verlangt, wo nicht Blut, welches deine Herrlichkeit nicht vergossen sehen will, eine schwere Sühne,“ und er machte die Geberde eines Krämers, der Gewichtstein um Gewichtstein in eine Wagschale legt.

„Ohne daß Diana sich vergangen hätte?“ wiederholte der Tyrann. „Mich dünkt, sie verging sich. Hatte sie nicht eine Wahnsinnige vor sich? Und

Diana ſchilt und ſchlägt. Denn Diana iſt jähzornig und unvernünftig, wenn ſie ſich in ihrem Rechte gekränkt glaubt.“

Da nickte Diana und ſprach: „Du ſagſt die Wahrheit, Ezzelin.“

„Das iſt es auch,“ fuhr der Tyrann fort, „warum Aſtorre ſein Herz von ihr abgekehrt hat: er erblickte eine Barbarin.“

„Nein, Herr,“ widerſprach der Mönch, die Verrathene von neuem beleidigend, „ich habe Diana nicht angeſchaut, ſondern das ſüße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte ſich.“

Der Tyrann zuckte die Achſeln. „Du ſiehſt, Pizzaguerra,“ lächelte er, „der Mönch gleicht einem ſittſamen Mädchen, das zum erſtenmal einen ſtarken Wein geſchlürft hat und ſich danach geberdet. Wir aber ſind alte nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache ſich austragen läßt.“

Pizzaguerra erwiderte: „Viel, Ezzelin, thäte ich dir zu Gefallen wegen deiner Verdienſte um Padua. Doch läßt ſich beleidigte Hausehre ſühnen anders als mit gezogenem Schwerte?“ So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewe-

gung, welche aber in eine Geberde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich sah.

„Biete, Astorre!“ sagte der Vogt mit dem Doppelsinne: Biete die Hand! oder: Biete Geld und Gut!

„Herr,“ wendete sich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, „wenn du einen Haltlosen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickst, ich zürne dir es nicht, denn ein starker Gott, den ich leugnete, weil ich sein Dasein nicht ahnen konnte, hat sich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort! armselige Sprache! — muß ich das Höchste des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig gestellt! Darf ich aber leben und mit Dieser leben, so markte ich nicht.“ Er lächelte selig. „Nimm meine Habe, Pizzaguerra!“

„Herrschaften,“ verfügte der Tyrann, „ich bevormunde diesen verschwenderischen Jüngling. Unterhandeln wir zusammen, Pizzaguerra. Du hörtest es: ich habe weite Vollmacht. Was denkst du von den Bergwerken der Vicedomini?“

Der ehrbare Greis ſchwieg, aber ſeine nahe zuſammen liegenden Augen gliſperten wie zwei Diamanten.

„Nimm meine Perlfiſchereien dazu!“ rief Aſtorre, doch Aſcanio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verſchloß ihm den Mund.

„Edler Pizzaguerra,“ verſuchte jetzt Ezzelin den Alten, „nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre deines Hauſes geht dir über alles und ſteht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, du biſt ein guter Paduaner und thuſt dem Stadtfrieden etwas zuliebe.“

Der Alte ſchwieg hartnäckig.

„Nimm die Minen,“ wiederholte Ezzelin, der das Wortſpiel liebte, „und gieb die Minne!“

„Die Bergwerke und die Fiſchereien?“ fragte der Alte, als wäre er ſchwerhörig.

„Die Bergwerke, ſagte ich, und damit gut. Sie ertragen viele tauſend Pfunde. Würdeſt du mehr fordern, Pizzaguerra, ſo hätte ich mich in deiner Geſinnung betrogen und du ſetzteſt dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilſchen.“

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht

mehr erlangen konnte, verſchluckte er ſeinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. „Ein chriſtliches Wort, Lebens und Sterbens halber," ſagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltaſche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde „coram domino Azzolino" und ließ den Mönch unterzeichnen. Hierauf verbeugte er ſich vor dem Vogt und bat, ihn zu entſchuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersſchwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte ſeine Wuth verbeißend neben dem Vater geſtanden. Jetzt löſte er den einen ſeiner Eiſenhandſchuhe. Er ſchleuderte ihn dem Mönch ins Geſicht, geböte ihm nicht eine Machtgeberde des Tyrannen Halt.

„Sohn, willſt du den öffentlichen Frieden brechen?" mahnte jetzt auch der alte Pizzaguerra. „Mein gegebenes Wort enthält und verbürgt auch das deinige. Gehorche! Bei meinem Fluche! Bei deiner Enterbung!" drohte er.

Germano lachte. „Kümmert Euch um Eure ſchmutzigen Händel, Vater!" warf er verächtlich hin. „Doch auch du, Ezzelin, Herr von Padua, darfſt es mir nicht

verwehren! Es ist Mannesrecht und Privatsache. Verweigere ich dem Kaiser und dir seinem Vogte den Gehorsam, so enthaupte mich; aber du hinderst mich nicht, gerecht wie du bist, diesen Mönch zu erwürgen, der meine Schwester geäfft und mich behenchelt hat. Bliebe Untreue straflos, wer möchte leben? Es ist des Platzes auf der Erde zu wenig für den Mönch und mich. Das wird er selbst begreifen, wann er wieder zu Sinnen kommt."

„Germano," gebot Ezzelin, „ich bin dein Kriegsherr. Morgen vielleicht ruft die Tuba. Du bist nicht dein eigen, du gehörst dem Reich!"

Germano erwiderte nichts. Er befestigte den Handschuh. „Vor Zeiten," sagte er dann, „unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche gebrochene Treue rächte. Das wird sich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!" Rasch erhob er die Hand.

„So steht es gut," lächelte Ezzelin. „Heute Abend wird im Palaste Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Fest und lade euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!"

„Grauſamer!“ ſtöhnte der Krieger. „Kommt, Vater! Wie mögt Ihr länger das Schauſpiel unſerer Schande geben?“ Er riß den Alten mit ſich fort.

„Und du, Diana?“ fragte Ezzelin, da er vor ſeinem Stuhle nur noch dieſe und die Neuvermählten ſah. „Begleiteſt du nicht Vater und Bruder?“

„Wenn du es geſtatteſt, Herr,“ ſagte ſie, „habe ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden.“ An dem Mönche vorüber blickte ſie feſt auf Antiope.

Dieſe, deren Hand Aſtorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden aber tief erregten Antheil genommen. Bald erröthete das liebende Weib. Bald entfärbte ſich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelins ſein wahres und ein ſie verdammendes Urtheil entdeckte. Bald jubelte ein der Strafe entwiſchtes Kind. Bald regte ſich das erſte Selbſtgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Geſicht angeredet, warf ſie ihr ſcheue und feindſelige Blicke entgegen.

Dieſe ließ ſich nicht beirren. „Schau her, Antiope!“ ſagte ſie. „Hier mein Finger“ — ſie ſtreckte ihn — „trägt den Ring deines Gatten. Den darfſt du nicht vergeſſen. Ich bin nicht abergläubiſcher als Andere,

aber an deiner Stelle wäre mir ſchlimm zu Muthe! Schwer haſt du dich an mir verſündigt, doch ich will gut und milde ſein. Heute Abend feierſt du Hochzeit mit Maſken nach den Gebräuchen. Ich werde dir erſcheinen. Komme reuig und demüthig und ziehe mir den Ring vom Finger!“

Antiope ſtieß einen Schrei der Angſt aus und klammerte ſich an ihren Gatten. Dann, in ſeinen Armen geborgen, redete ſie ſtürmiſch: „Ich ſoll mich erniedrigen? Was befiehlſt du, Aſtorre? Meine Ehre iſt deine Ehre! Ich bin nichts mehr als dein Eigenthum, dein Herzklopfen, dein Athemzug und deine Seele. Wenn du willſt und du gebieteſt, dann!“

Aſtorre ſprach, ſein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: „Sie wird es thun. Möge dich ihre Demuth verſöhnen! und die meinige! Sei mein Gaſt heute Nacht und bleibe meinem Hauſe günſtig!“ Er wendete ſich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte ſich und entführte ſein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er ſich noch fragend gegen Diana: „Und in welcher Tracht wirſt du bei uns erſcheinen, daß wir dich kennen und dir Ehre bezeigen?“

Dieſe lächelte verächtlich. Wieder wendete ſie ſich gegen Antiope. „Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!“ ſagte ſie ſtolz. Dann wiederholte ſie: „Antiope, denke daran: reuig und demüthig!“

„Du meinſt es ehrlich, Diana? Du führſt nichts im Schilde?“ zweifelte der Tyrann, da ihm jetzt die Pizzoguerra allein gegenüberſtand.

„Nichts,“ erwiderte ſie, jede Betheurung verſchmähend.

„Und was wird aus dir, Diana?“ fragte er.

„Ezzelin,“ antwortete ſie bitter, „vor dieſem deinem Richtſtuhle hat mein Vater die Ehre und Rache ſeines Kindes um ein paar Erzklumpen verſchachert. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne beſcheine. Für Solche iſt die Zelle!“ Und ſie verließ den Saal.

„Allervortrefflichſter Ohm!“ jubelte Ascanio. „Du vermählſt das ſeligſte Paar in Padua und machſt aus einer gefährlichen Geſchichte ein reizendes Märchen, womit ich einſt, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!“

„Idylliſcher Neffe!“ ſpottete der Tyrann. Er trat ans Fenſter und blickte auf den Platz hinunter, wo

die Menge noch in fieberhafter Neugierde Stand hielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihn Beschiedenen durch eine Hinterpforte zu entlaſſen.

„Paduaner!“ redete er jetzt mit gewaltiger Stimme und Tauſende ſchwiegen wie eine Einöde. „Ich habe den Handel unterſucht. Er war verwickelt und die Schuld getheilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal, wo die Majeſtät des Reiches nicht berührt wird. Heute Abend halten Hochzeit mit Masken Aſtorre Vicedomini und Antiope Canoſſa. Ich, Ezzelin, gebe das Feſt und lade euch Alle. Laſſet es euch ſchmecken, ich bin der Wirth! Euch gehören Schenke und Gaſſe! Den Palaſt Vicedomini aber betrete noch gefährde mir Keiner, ſonſt, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig Jeder in das Seinige, wenn ihr mich lieb habet!“

Ein unbeſtimmtes Gemurmel drang empor. Es verrieſelte und verrann.

„Wie ſie dich lieben!“ ſcherzte Ascanio.

Dante ſchöpfte Athem. Dann endigte er in raſchen Sätzen.

„Nachdem der Tyrann sein Gericht gehalten hatte, verritt er um Mittag nach einem seiner Kastelle, wo er baute. Er begehrte rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana sich demüthigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Voraussicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg festgehalten. Dorthin kam ihm ein staubbedeckter Sarazene nachgesprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor kurzem eine kaiserliche Burg im Ferraresischen, in deren Befehlshaber, einem Sicilianer, sein Scharfblick den Verräther argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiserlichen Burgvogt in Fesseln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenschaft über diesen klugen, aber verwegenen Eingriff in seinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten und sein Stift zog ihn vom Ersten zum Zweiten und vom Zweiten zu einem Dritten. Gründlich unterhielt er sich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele

eines bevorſtehenden oder wenigſtens geplanten Feldzuges. So verſchwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erſt als er ſich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Geſtirne — ſie blitzten in voller Klarheit — daß er Padua kaum vor Mitternacht erreichen werde. Sein Gefolge weit hinter ſich laſſend, ſchnell wie ein Geſpenſt, flog er über die nächtige Ebene. Doch er wählte ſeinen Weg und umritt vorſichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage ſpielend geſetzt hätte: er verhinderte das Schickſal, ſeine Fahrt zu bedrohen und ſeinen Hengſt zu ſtürzen. Wieder verſchlang er auf geſtrecktem Renner den Raum, aber Paduas Lichter wollten noch nicht ſchimmern.

Dort, vor der breiten Stadtfeſte der Vicedomini, während ſie ſich in raſch wachſender Dämmerung ſchwärzte, hatte ſich das trunkene Volk verſammelt. Zügelloſe wechſelten mit poſſierlichen Scenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gohr eine wilde, zornige Luſt, ein bachantiſcher Taumel, welchem die ausgelaſſene Jugend der Hochſchule ein Element des Spottes und Witzes beimiſchte.

Jetzt ließ ſich eine ſchleppende Kantilene vernehmen,

in der Art einer Litanei, wie unſere Ländleute zu ſingen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Beſitze der Vicedomini. Dieſes arme Volk, welches in ſeiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, ſondern nur in unbeſtimmten Umriſſen die Vermählung des Erben erfahren, hatte ſich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeſchenken aufgemacht und erreichte nun ſein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landſtraße. Es hielt und duckte ſich zuſammen, langſam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, faſt noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine ſcheue, ſtolze Dirne, ein blökendes bebändertes Lämmchen in den ſorglichen Armen. Alle verlangten ſie ſehnlich nach dem Angeſichte ihres neuen Herrn.

Nun verſchwanden ſie nach und nach in der Wölbung des Thores, wo rechts und links die angezündeten Fackeln in den Eiſenringen loderten, mit der letzten Tageshelle ſtreitend. Im Thorwege befahl Aſcanio, als Ordner des Feſtes, er der ſonſt ſo freundliche, mit einer ſchreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmuth

des Volkes, und als endlich die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen, und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Begleitern abgedrängt und lüstern gehänselt, ungerächt von dem Schwertstiche, der an gewöhnlichen Abenden die Frechheit sofort gestraft hätte.

Dergestalt kämpfte unweit des Palastthores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niedersten Ranges. Ein hagerer Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. „Nicht Diana bist du," näselte er verbuhlt, „du bist eine Andere! Ich erkenne dich. Hier sitzt dein Täubchen!" und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. „Weg, Schweine!" schalt sie. „Ich bin eine reinliche Göttin und verabscheue die Kleriker!" „Gurr, gurr!" girrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber auf der Stelle einen durchdringenden Schrei aus. Wimmernd hob der Elende die Hand und zeigte seinen Schaden. Sie war durch und durch gestochen und

überquoll von Blut: das ergrimmte Mädchen hatte hinter sich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — und mit einem der scharf geschliffenen Pfeile die edle Hand gezüchtigt.

Schon wurde der rasche Auftritt von einem andern ebenso grausamen wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Widersprüche und schneidenden Mißtöne durcheinander werfende Musik, die einem rasenden Zanke der Verdammten in der Hölle glich, brach sich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederste und schlimmste Volk — Beutelschneider, Kuppler, Dirnen, Betteljungen — blies, kratzte, paukte, pfiff, quiekte, meckerte und grunzte vor und hinter einem abenteuerlichen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerstörter Schönheit ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zerfetzter Kutte. Dieses war der Klosterbruder Serapion, der, von dem Beispiele Astorres aufgestachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entsprungen war und sich seit einer Woche im Schlamm der Gasse wälzte. Vor einem aus der finstern Palastmauer vorspringenden erhellten Erker machte die Horde Halt, und mit einer gellenden Stimme und der Geberde eines öffentlichen Ausrufers schrie das Weib: „Kund und

zu wiſſen, Herrſchaften: „Ueber ein Kurzes ſchlummert der Mönch Aſtorre neben ſeiner Gattin Antiope!“ Ein unbändiges Gelächter begleitete dieſe Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem ſchmalen Bogenfenſter des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciolas und ein melancholiſches Geſicht zeigte ſich der Gaſſe.

„Gutes Weib, ſei ſtille!“ klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. „Du verletzeſt meine Erziehung und beleidigſt mein Schamgefühl!“

„Guter Narr,“ antwortete die Schamloſe, „ſtoße dich nicht daran! Was die Vornehmen begehen, dem geben wir den Namen. Wir ſetzen die Titel auf die Büchſen der Apotheke!“

„Bei meinen Todſünden,“ jubelte Serapion, „das thun wir! Bis Mitternacht ſoll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeſchellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marſch. Hopſaſa!“ und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Lumpen der beſudelten Kutte.

Dieſer von der Menge wüthend beklatſchte Schwank verſcholl an den ſteilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenſter und Gemächer zum großen Theil gegen die innern Hofräume gingen.

In einem ſtillen, geſchützten Gemache wurde Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekleidet und geſchmückt, während Aſtorre den nicht enden wollenden Schwarm der Gäſte oben an den Treppen empfing. Sie ſchaute in ihre eigenen bangen Augen, die ihr aus einem Silberſpiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem neidiſchen Geſicht in nackten frechen Armen hielt.

„Sotte," flüſterte das junge Weib zu der Dienerin, die ihr die Haare flocht, „du ähnelſt mir und haſt meinen Wuchs: wechſle mit mir die Kleider, wenn du mich lieb haſt! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und demüthig! Verbeuge dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzaguerra, wie die letzte Sklavin! Falle auf die Kniee! Wälze dich am Boden! Wirf dich ganz weg! Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürſtlich!" und da ſie Sotte zaudern ſah: „Nimm und behalte alles, was ich Köſtliches trage!" flehte die Herrin, und dieſer Verſuchung widerſtand die eitle Sotte nicht.

Aſtorre, welcher der Pflicht des Wirthes einen Augenblick entwendete, um ſein Liebſtes zu beſuchen, fand im Gemache zwei ſich umkleidende Frauen. Er

errieth. „Nein, Antiope!“ verbot er. „So darfst du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von deiner Liebe. Ich befehle es dir!“ Indem er diesen strengen Spruch mit einem Kuß auf den geliebten Nacken zu einem Kosewortе machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschen ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertig kleiden. Selbst die leichtfertige Sotte erschrak vor der Blässe des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Angst der Augen und der Schimmer der zusammengepreßten Zähnchen. Ein rother Streif, der Schlag Dianens, wurde auf der weißen Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorres mit klopfenden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde gejagt von dem Muthe der Furcht. Sie wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegeneilen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Bald unterſchied ſie aus den Masken die hochgewachſene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, bebend und zornige Worte murmelnd, der gemeſſen Schreitenden, welche den Hauptſaal verließ und ſich gnädig in eines der ſchwach beleuchteten und nur halb ſo hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin ſchien nicht öffentliche Demüthigung, ſondern Demuth des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte ſich im Halbdunkel Antiope vor Diana. „Gieb mir den Ring!“ preßte ſie hervor und taſtete an dem kräftigen Finger.

„Demüthig und reuig?“ fragte Diana.

„Wie anders, Herrin?“ fieberte die Unſelige. „Aber du treibſt dein Spiel mit mir, Grauſame! Du biegſt deinen Finger, jetzt krümmſt du ihn!“

Ob Antiope es ſich einbildete? Ob Diana wirklich dieſes Spiel trieb? Wie wenig iſt ein gekrümmter Finger! Cangrande, du haſt mich der Ungerechtigkeit bezichtigt. Ich entſcheide nicht.

Genug, die Vicedomini hob den geſchmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die ſtrengen der

Pizzagnerra gerichtet: „Reckst du eine Frau, Mädchen?“ Dann bog sie sich wieder und suchte mit beiden Händen dem Finger den Ring zu entreißen — da durchfuhr sie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlassend, hatte die strafende Diana mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getödtet. Diese sank zuerst auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte sich und lag, den Pfeil im Genick, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der nach Verabschiedung seiner ländlichen Gäste zurückgeeilt kam und sehnlich sein Weib suchte, fand eine Entseelte. Mit einem erstickten Schrei warf er sich neben sie nieder und zog ihr den Pfeil aus dem Halse. Ein Blutstrahl folgte. Astorre verlor die Besinnung.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, stand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. „Bist du der Mörder?“ fragte der Mönch.

„Ich morde keine Weiber,“ antwortete der Andere traurig. Es ist meine Schwester, die ihr Recht gesucht hat.“

Astorre tastete nach dem Pfeile und fand ihn Aufgesprungen in einem Satze und das lange Geschoß

mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Wuth den Jugendgespielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: „Geh in dein Kloster zurück, Astorre, das du nie hättest verlassen sollen!“

Da gewahrte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches dem längst Erwarteten bis ans Thor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Thür trat.

Ezzelin streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte ehrfürchtig seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Diesen Augenblick ergriff der rasende Mönch und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Pfeil in die Brust. Aber auch sich traf er tödtlich, von dem blitzschnell wieder gehobenen Schwerte des Kriegers erreicht.

Germano war stumm zusammengesunken. Der Mönch, von Ascanio gestützt, that noch einige wan-

lende Schritte nach ſeinem Weibe und bettete ſich, von dem Freunde niedergelaſſen, zu ihr, Mund an Mund.

Die Hochzeits-gäſte umſtanden die Vermählten. Ezzelin betrachtete den Tod. Hernach ließ er ſich auf ein Knie nieder und drückte erſt Antiope, darauf Aſtorre die Augen zu. In die Stille klang es mißtönig herein durch ein offenes Fenſter. Man verſtand aus dem Dunkel: „Jetzt ſchlummert der Mönch Aſtorre neben ſeiner Gattin Antiope.“ Und ein fernes Gelächter.

Dante erhob ſich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt,“ ſagte er, „und ſuche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns Alle!“ Er wendete ſich und ſchritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langſam emporſtieg.

Das Leiden eines Knaben.

Der König hatte das Zimmer der Frau von Maintenon betreten und, luftbedürftig und für die Witterung unempfindlich wie er war, ohne weiteres in seiner souveränen Art ein Fenster geöffnet, durch welches die feuchte Herbstluft so fühlbar eindrang, daß die zarte Frau sich fröstelnd in ihre drei oder vier Röcke schmiegte.

Seit einiger Zeit hatte Ludwig der Vierzehnte seine täglichen Besuche bei dem Weibe seines Alters zu verlängern begonnen und er erschien oft schon zu früher Abendstunde, um zu bleiben, bis seine Spättafel gedeckt war. Wenn er dann nicht mit seinen Ministern arbeitete, neben seiner diskreten Freundin, die sich aufmerksam und schweigend in ihren Fauteuil begrub; wenn das Wetter Jagd oder Spaziergang verbot; wenn die Concerte, meist oder immer geistliche Musik, sich zu oft wiederholt hatten, dann war guter Rath theuer, welchergestalt der Monarch vier Glockenstunden lang unterhalten

oder zerſtreut werden konnte. Die dreiſte Muſe Molières, die Zärtlichkeiten und Ohnmachten der Lavallière, die kühne Haltung und die originellen Witzworte der Montespan und ſo manches Andere hatte ſeine Zeit gehabt und war nun gründlich vorüber, welk wie eine verblaßte Tapete. Maßvoll und faſt genügſam wie er geworden, arbeitſam wie er immer geweſen, war der König auch bei einer die Schranke und das Halbdunkel liebenden Frau angelangt.

Dienſtfertig, einſchmeichelnd, unentbehrlich, dabei voller Grazie trotz ihrer Jahre, hatte die Enkelin des Agrippa d'Aubigné einen lehrhaften Gouvernantenzug, eine Neigung, die Gewiſſen mit Autorität zu berathen, der ſie in ihrem Saint-Cyr unter den Edelfräulein, die ſie dort erzog, behaglich den Lauf ließ, die aber vor dem Gebieter zu einem beſcheidenen Sichanſchmiegen an ſeine höhere Weisheit wurde. Dergeſtalt hatte, wann Ludwig ſchwieg, auch ſie ausgeredet, beſonders wenn etwa, wie heute, die junge Enkelfrau des Königs, die Savoyardin, das ergötzlichſte Geſchöpf von der Welt, das überallhin Leben und Gelächter brachte, mit ihren Kindereien und ihren trippelnden Schmeichelworten aus irgend einem Grunde wegblieb.

Frau von Maintenon, welche unter diesen Umständen die Schritte des Königs nicht ohne eine leichte Sorge vernommen hatte, beruhigte sich jetzt, da sie dem beschäftigten und unmerklich belustigten Ausdrucke der ihr gründlich bekannten königlichen Züge entnahm: Ludwig selbst habe etwas zu erzählen und zwar etwas Ergötzliches.

Dieser hatte das Fenster geschlossen und sich in einen Lehnstuhl niedergelassen. „Madame," sagte er, „heute Mittag hat mir Père Lachaise seinen Nachfolger, den Père Tellier gebracht."

Père de Lachaise war der langjährige Beichtiger des Königs, welchen dieser, trotz der Taubheit und völligen Gebrechlichkeit des greisen Jesuiten, nicht fahren lassen wollte und so zu sagen bis zur Fadenscheinigkeit aufbrauchte; denn er hatte sich an ihn gewöhnt, und da er — es ist unglaublich zu sagen — aus unbestimmten, aber doch vorhandenen Befürchtungen seinen Beichtiger in keinem andern Orden glaubte wählen zu dürfen, zog er diese Ruine eines immerhin ehrenwerthen Mannes einem jüngern und strebsamern Mitgliede der Gesellschaft Jesu vor. Aber alles hat seine Grenzen. Père Lachaise wankte sichtlich dem Grabe zu und Ludwig

wollte denn doch nicht an ſeinem geiſtlichen Vater zum Mörder werden.

„Madame," fuhr der König fort, „mein neuer Beichtiger hat keine Schönheit und Geſtalt: eine Art Wolfsgeſicht und dann ſchielt er. Er iſt eine geradezu abſtoßende Erſcheinung, aber er wird mir als ein gegen ſich und Andere ſtrenger Mann empfohlen, welchem ſich ein Gewiſſen übergeben läßt. Das iſt doch wohl die Hauptſache."

„Je ſchlechter die Rinne, deſto köſtlicher das darin fließende himmliſche Waſſer," bemerkte die Marquiſe erbaulich. Sie liebte die Jeſuiten nicht, welche dem Ehebunde der Witwe Scarrons mit der Majeſtät entgegengearbeitet und kraft ihrer weiten Moral das Sakrament in dieſem königlichen Falle für überflüſſig erklärt hatten. So that ſie den frommen Vätern gelegentlich gern etwas zu leide, wenn ſie dieſelben im Stillen krallen konnte. Jetzt ſchwieg ſie und ihre dunkeln mandelförmigen, ſanft ſchwermüthigen Augen hingen an dem Munde des Gemahls mit einer beſcheidenen Aufmerkſamkeit.

Der König kreuzte die Füße und den Demantblitz einer ſeiner Schuhſchnallen betrachtend, ſagte er leicht-

hin: „Dieſer Fagon! Er wird unerträglich! Was er ſich nicht alles herausnimmt!“

Fagon war der hochbetagte Leibarzt des Königs und der Schützling der Marquiſe. Beide lebten ſie täglich in ſeiner Geſellſchaft und hatten ſich auf den Fall, daß er vor ihnen ſtürbe, Aſyle gewählt, ſie Saint-Cyr, er den botaniſchen Garten, um ſich hier und dort nach dem Tode des Gebieters einzuſchließen und zu begraben.

„Fagon iſt Euch unendlich anhänglich,“ ſagte die Marquiſe.

„Gewiß, doch entſchieden, er erlaubt ſich zu viel,“ verſetzte der König mit einem leichten halb komiſchen Stirnrunzeln.

„Was gab es denn?“

Der König erzählte und hatte bald zu Ende erzählt. Er habe bei der heutigen Audienz ſeinen neuen Beichtiger gefragt, ob die Tellier mit den Le Tellier, der Familie des Kanzlers, verwandt wären? Doch der demüthige Père habe dieſes ſchnell verneint und ſich frank als den Sohn eines Bauers in der untern Normandie bekannt. Fagon habe unweit in einer Fenſterbrüſtung geſtanden, das Kinn auf ſein Bambusrohr

gestützt. Von dort, hinter dem gebückten Rücken des Jesuiten, habe er unter der Stimme, aber vernehmlich genug, hergeflüstert: „Du Nichtswürdiger!“ „Ich hob den Finger gegen Fagon,“ sagte der König, „und drohte ihm.“

Die Marquise wunderte sich. „Wegen dieser ehrlichen Verneinung hat Fagon den Pater nicht schelten können, er muß einen andern Grund gehabt haben,“ sagte sie verständig.

„Immerhin, Madame, war es eine Unschicklichkeit, um nicht mehr zu sagen. Der gute Père Lachaise, taub wie er endlich doch geworden ist, hörte es freilich nicht, aber mein Ohr hat es deutlich vernommen, Silbe um Silbe. „Niederträchtiger!“ blies Fagon dem Pater zu und der Mißhandelte zuckte zusammen.“

Die Marquise schloß lächelnd aus dieser Variante, daß Fagon einen derbern Ausdruck gebraucht habe. Auch in den Mundwinkeln des Königs zuckte es. Er hatte sich von jung an zum Gesetze gemacht, wozu er übrigens schon von Natur neigte, und was er dann bis an sein Lebensende hielt, niemals, auch nicht erzählungsweise, ein gemeines oder beschimpfendes, kurz ein unkönigliches Wort in den Mund zu nehmen.

Der hohe Raum war eingedämmert, und wie der

Bediente die traulichen zwei Armleuchter auf den Tisch setzte und sich rücklings schreitend verzog, siehe da wurde ein leise eingetretener Lauscher sichtbar, eine wunderliche Erscheinung, eine ehrwürdige Mißgestalt: ein schiefer, verwachsener, seltsam verkrümmter kleiner Greis, die entfleischten Hände unter dem gestreckten Kinn auf ein langes Bambusrohr mit goldenem Knopfe stützend, das seine Haupt vorgeneigt, ein weißes Antlitz mit geisterhaften blauen Augen. Es war Fagon.

„„Du Lump, du Schuft!" habe ich kurzweg gesagt, Sire, und nur die Wahrheit gesprochen," ließ sich jetzt seine schwache, vor Erregung zitternde Stimme vernehmen. Fagon verneigte sich ehrfürchtig vor dem Könige, galant gegen die Marquise. „Habe ich einen Geistlichen in Eurer Gegenwart, Sire, dergestalt behandelt, so bin ich entweder der Niedertracht gegenüber ein aufbrausender Jüngling geblieben, oder ein würdiges Alter berechtigt, die Wahrheit zu sagen. Brachte mich nur das Schauspiel auf, welches der Pater gab, da sich der vierschrötige und hartknochige Tölpel mit seiner Wolfsschnauze vor Euch, Sire, drehte und krümmte und auf Eure leutselige Frage nach seiner Verwandtschaft in dünkelhafter Selbsterniedrigung nicht Worte genug

fand, ſein Nichts zu betheuern? „Was denkt die Majeſtät?“ — ahmte Fagon den Pater nach — „„Verwandt mit einem ſo vornehmen Herrn? Keineswegs! Ich bin der Sohn eines gemeinen Mannes! eines Bauers in der untern Normandie! eines ganz gemeinen Mannes! . . .“ Schon dieſes nichtswürdige Reden von dem eigenen Vater, dieſe kriechende, heuchleriſche, durch und durch unwahre Demuth, dieſe gründliche Falſchheit verdiente vollauf ſchuftig genannt zu werden. Aber die Frau Marquiſe hat recht: es war noch etwas Anderes, etwas ganz Abſcheuliches und Teufliſches, was ich gerächt habe, leider nur mit Worten: eine Miſſethat, ein Verbrechen, welches der unerwartete Anblick dieſes tückiſchen Wolfes mir wieder ſo gegenwärtig vor das Auge ſtellte, daß die karge Neige meines Blutes zu kochen begann. Denn, Sire, dieſer Böſewicht hat einen edeln Knaben gemordet!“

„Ich bitte dich, Fagon,“ ſagte der König, „welch ein Märchen!“

„Sagen wir: er hat ihn unter den Boden gebracht,“ milderte der Leibarzt höhniſch ſeine Anklage.

„Welchen Knaben denn?“ fragte Ludwig in ſeiner ſachlichen Art, die kurze Wege liebte.

„Es war der junge Boufflers, der Sohn des Marſchalls aus ſeiner erſten Ehe," antwortete Fagon traurig.

„Julian Boufflers? Dieſer ſtarb, wenn mir recht iſt," erinnerte ſich der König und ſein Gedächtniß täuſchte ihn ſelten, „17 . . im Jeſuitencollegium an einer Gehirnentzündung, welche das arme Kind durch Ueberarbeitung ſich mochte zugezogen haben, und da Père Tellier in jenen Jahren dort Studienpräfekt ſein konnte, hat er allerdings, ſehr figürlich geſprochen," ſpottete der König, „den unbegabten, aber im Lernen hartnäckigen Knaben in das Grab gebracht. Der Knabe hat ſich eben übernommen, wie mir ſein Vater, der Marſchall, ſelbſt erzählt hat." Ludwig zuckte die Achſeln. Nichts weiter. Er hatte etwas Intereſſanteres erwartet.

„Den unbegabten Knaben . . ." wiederholte der Arzt nachdenklich.

„Ja, Fagon," verſetzte der König, „auffallend unbegabt, und dabei ſchüchtern und kleinmüthig, wie kein Mädchen. Es war an einem Marly-Tage, daß der Marſchall, welchem ich für dieſes ſein älteſtes Kind die Anwartſchaft auf ſein Gouvernement gegeben hatte, mir ihn vorſtellte. Ich ſah, der ſchmucke und wohlgebildete Jüngling, über deſſen Lippen ſchon der erſte Flaum

ſproßte, war bewegt und wollte mir herzlich danken, aber er gerieth in ein ſo klägliches Stottern und peinliches Erröthen, daß ich, um ihn nur zu beruhigen oder wenigſtens in Ruhe zu laſſen, mit einem: „Es iſt gut“ geſchwinder, als mir um ſeines Vaters willen lieb war, mich wendete.“

„Auch mir iſt jener Abend erinnerlich,“ ergänzte die Marquiſe. „Die verewigte Mutter des Knaben war meine Freundin und ich zog dieſen nach ſeiner Niederlage zu mir, wo er ſich ſtill und traurig, aber dankbar und liebenswerth erwies, ohne, wenigſtens äußerlich, die erlittene Demüthigung allzu tief zu empfinden. Er ermuthigte ſich ſogar zu ſprechen, das Alltägliche, das Gewöhnliche, mit einem herzgewinnenden Ton der Stimme, und — meine Nähe ſchaffte ihm Neider. Es war ein ſchlimmer Tag für das Kind, jener Marly. Ein Beiname, wie denn am Hofe Alles, was nicht Ludwig heißt, den ſeinigen tragen muß“ (die feinfühlige Marquiſe wußte, daß ihr gerades Gegentheil, die brave und ſchreckliche Pfälzerin, die Herzogin-Mutter von Orléans, ihr den allergarſtigſten gegeben hatte), „einer jener gefährlichen Beinamen, die ein Leben vergiften können und deren Gebrauch ich meinen Mädchen in Saint-Cyr

aufs ſtrengſte unterſagt habe, wurde für den beſcheidenen Knaben gefunden, und da er von Mund zu Munde lief, ohne viel Arg ſelbſt von unſchuldigen und blühenden Lippen gewiſpert, welche ſich wohl dem hübſchen Jungen nach wenigen Jahren nicht verſagt haben würden."

„Welcher Beiname?" fragte Fagon neugierig.

„„Le bel idiot" ... und das Zucken eines Paares hochmüthiger Brauen verrieth mir, wer ihn dem Knaben beſchert hat."

„Lauzun?" rieth der König.

„Saint-Simon," berichtigte die Marquiſe. „Iſt er doch an unſerm Hofe das lauſchende Ohr, das ſpähende Auge, das uns Alle beobachtet" — der König verfinſterte ſich — „und die geübte Hand, die nächtlicherweile hinter verriegelten Thüren von uns Allen leidenſchaftliche Zerrbilder auf das Papier wirft! Dieſer edle Herzog, Sire, hat es nicht verſchmäht, den unſchuldigſten Knaben mit einem ſeiner grauſamen Worte zu zeichnen, weil ich Harmloſe, die er verabſcheut, an dem Kinde ein flüchtiges Wohlgefallen fand und ein gutes Wort an daſſelbe wendete." So züngelte die ſanfte Frau und reizte den König, ohne die Stirn zu falten und den Wohlklang ihrer Stimme zu verlieren.

„Der ſchöne Stumpfſinnige," wiederholte Fagon langſam. „Nicht übel. Wenn aber der Herzog, der neben ſeinen ſchlimmen auch einige gute Eigenſchaften beſitzt, den Knaben gekannt hätte, wie ich ihn kennen lernte und er mir unvergeßlich geblieben iſt, meiner Treu! der gallichte Saint-Simon hätte Reue gefühlt. Und wäre er wie ich bei dem Ende des Kindes zugegen geweſen, wie es in der Illuſion des Fiebers, den Namen ſeines Königs auf den Lippen, in das feindliche Feuer zu ſtürzen glaubte, der heimliche Höllenrichter unſerer Zeit — wenn die Sage wahr redet, denn niemand hat ihn an ſeinem Schreibtiſche geſehen — hätte den Knaben bewundert und ihm eine Thräne nachgeweint."

„Nichts mehr von Saint-Simon, ich bitte dich, Fagon," ſagte der König, die Brauen zuſammenziehend. „Mag er verzeichnen, was ihm als die Wahrheit erſcheint. Werde ich die Schreibtiſche belauern? Auch die große Geſchichte führt ihren Griffel und wird mich in den Grenzen meiner Zeit und meines Weſens läßlich beurtheilen. Nichts mehr von ihm. Aber viel und alles, was du weißt, von dem jungen Boufflers. Er mag ein braver Junge geweſen ſein. Setze dich und erzähle!"

Er deutete freundlich auf einen Stuhl und lehnte ſich in den ſeinigen zurück.

„Und erzähle hübſch bequem und gelaſſen, Fagon,“ bat die Marquiſe mit einem Blick auf die ſchmucken Zeiger ihrer Stockuhr, welche zum Verwundern ſchnell vorrückten.

„Sire, ich gehorche,“ ſagte Fagon, „und thue eine unterthänige Bitte. Ich habe heute den Père Tellier in Eurer Gegenwart mißhandelnd mir eine Freiheit genommen und weiß, wie ich mich aus Erfahrung kenne, daß ich, einmal auf dieſen Weg gerathen, an demſelben Tage leicht rückfällig werde. Als Frau von Sablière den guten — oder auch nicht guten — Lafontaine, ihren Fabelbaum, wie ſie ihn nannte, aus dem ſchlechten Boden, worein er ſeine Wurzeln geſtreckt hatte, ausgrub und wieder in die gute Geſellſchaft verpflanzte, willigte der Fabeldichter ein, noch einmal unter anſtändigen Menſchen zu leben, unter der Bedingung jedoch, jeden Abend das Minimum von drei Freiheiten — was er ſo Freiheiten hieß — ſich erlauben zu dürfen. In ähnlicher und verſchiedener Weiſe bitte ich mir, ſoll ich meine Geſchichte erzählen, drei Freiheiten aus —“

„Welche ich dir gewähre,“ ſchloß der König.

Drei Köpfe rückten zusammen: der bedeutende des Arztes, das olympische Lockenhaupt des Königs, und das feine Profil seines Weibes mit der hohen Stirn, den reizenden Linien von Nase und Mund und dem leicht gezeichneten Doppelkinne.

„In den Tagen, da die Majestät noch den größten ihrer Dichter besaß," begann der Leibarzt, „und dieser, während schon der Tod nach seiner kranken Brust zielte, sich belustigte, denselben auf der Bühne nachzuahmen, wurde das Meisterstück: „Der Kranke in der Einbildung" auch vor der Majestät hier in Versailles aufgeführt. Ich, der ich sonst eine würdige mit Homer oder Virgil verlebte Stunde und den Wellenschlag einer antiken Dichtung unter gestirntem Himmel den grellen Lampen und den verzerrten Gesichtern der auf die Bühne gebrachten Gegenwart vorziehe, ich durfte doch nicht wegbleiben da, wo mein Stand verspottet und vielleicht, wer wußte, ich selbst und meine Krücke" — er hob sein Bambusrohr, auf welches er auch sitzend sich zu stützen fortfuhr — „abbildlich zu sehen waren. Es geschah nicht. Aber hätte Molière mich in einer seiner Possen verewigt, wahrlich, ich hätte es dem nicht verargen können, der sein eigenes schmerzlichstes Empfinden

komiſch betrachtet und verkörpert hat. Dieſe letzten Stücke Molières, nichts geht darüber! Das iſt die ſouveräne Komödie, welche freilich nicht nur das Verkehrte, ſondern in grauſamer Luſt auch das Menſchlichſte in ein höhniſches Licht rückt, daß es zu grinſen beginnt. Zum Beiſpiel, was iſt verzeihlicher, als daß ein Vater auf ſein Kind ſich etwas einbilde, etwas eitel auf die Vorzüge, und etwas blind für die Schwächen ſeines eigenen Fleiſches und Blutes ſei? Lächerlich freilich iſt es und fordert den Spott heraus. So lobt denn auch im Kranken in der Einbildung der alberne Diafoirus ſeinen noch alberneren Sohn Thomas, einen vollſtändigen Dummkopf. Doch die Majeſtät kennt die Stelle."

„Mache mir das Vergnügen, Fagon, und recitire ſie mir," ſagte der König, welcher, ſeit Familienverluſte und ſchwere öffentliche Unfälle ſein Leben ernſt gemacht, ſich der komiſchen Muſe zu enthalten pflegte, dem die Lachmuskeln aber unwillkürlich zuckten in Erinnerung des guten Geſellen, den er einſt gern um ſich gelitten und an deſſen Masken er ſich ergötzt hatte.

„„Es iſt nicht darum,"" ſpielte Fagon den Doctor Diafoirus, deſſen Rolle er ſeltſamerweiſe auswendig wußte, „„weil ich der Vater bin, aber ich darf ſagen,

ich habe Grund, mit dieſem meinem Sohne zufrieden zu ſein, und Alle, die ihn ſehen, ſprechen von ihm als von einem Jüngling ohne Falſch. Er hat nie eine ſehr thätige Einbildungskraft, noch jenes Feuer beſeſſen, welches man an Einigen wahrnimmt. Als er klein war, iſt er nie, was man ſo heißt, aufgeweckt und muthwillig geweſen. Man ſah ihn immer ſanft, friedſelig und ſchweigſam. Er ſprach nie ein Wort und betheiligte ſich niemals an den ſogenannten Knabenſpielen. Man hatte ſchwere Mühe ihn leſen zu lehren, und mit neun Jahren kannte er ſeine Buchſtaben noch nicht. Gut, ſprach ich zu mir, die ſpäten Bäume tragen die beſten Früchte, es gräbt ſich in den Marmor ſchwerer, als in den Sand" ... und ſo fort. Dieſer langſam geträufelte Spott wurde dann auf der Bühne zum gründlichen Hohn durch das unſäglich einfältige Geſicht des Belobten und zum unwiderſtehlichen Gelächter in den Mienen der Zuſchauer. Unter dieſen fand mein Auge eine blonde Frau von rührender Schönheit und beſchäftigte ſich mit den langſam wechſelnden Ausdrücken dieſer einfachen Züge: zuerſt demjenigen der Freude über die gerechte Belobung eines ſchwer, aber fleißig lernenden Kindes, ſo unvortheilhaft der Jüngling auf der Bühne ſich ausnehmen

mochte, dann dem andern Ausdrucke einer traurigen Enttäuschung, da die Schauende, ohne jedoch recht zu begreifen, inne wurde, daß der Dichter, der es mit seinen schlichten Worten ernst zu meinen schien, eigentlich nur seinen blutigen Spott hatte mit der väterlichen Selbstverblendung. Freilich hatte Molière, der großartige Spötter, alles so naturwahr und sachlich dargestellt, daß mit ihm nicht zu zürnen war. Eine lange und mühsam verhaltene, tief schmerzliche Thräne rollte endlich über die zarte Wange des bekümmerten Weibes. Ich wußte nun, daß sie Mutter war und einen unbegabten Sohn hatte. Das ergab sich für mich aus dem Geschauten und Beobachteten mit mathematischer Gewißheit.

Es war die erste Frau des Marschalls Boufflers."

„Auch ohne daß du sie genannt hättest, Fagon, erkannte ich aus deiner Schilderung meine süße Blondine," seufzte die Marquise. „Sie war ein Wunder der Unschuld und Herzenseinfalt, ohne Arg und Falsch, ja ohne den Begriff der List und Lüge."

Die Freundschaft der zwei Frauen, welche der Marquise einen so rührenden Eindruck hinterließ, war eine wahre und für beide Theile wohlthätige gewesen. Frau von Maintenon hatte nämlich in den langen und schwe-

ren Jahren ihres Emporkommens, da die still Ehrgeizige mit zäheſter Schmiegſamkeit und geduldigſter Conſequenz, immer heiter, überall dienſtfertig, ſich einen König und den größten König der Zeit eroberte, mit ihren klugen Augen die argloſe Vornehme von den andern ihr mißgünſtigen und feindſeligen Hofweibern unterſchieden und ſie mit ein paar herzlichen Worten und zuthulichen Gefälligkeiten an ſich gefeſſelt. Die Beiden halfen ſich aus und deckten ſich einander mit ihrer Geburt und ihrem Verſtand.

„Die Marſchallin hatte Tugend und Haltung," lobte der König, während er einen in ſeinem Gedächtniß auftauchenden anmuthigen Wuchs, ein liebliches Geſicht und ein aſchenblondes Ringelhaar betrachtete.

„Die Marſchallin war dumm," ergänzte Jagon knapp. „Aber wenn ich Krüppel je ein Weib geliebt habe — außer meiner Gönnerin," er verneigte ſich huldigend gegen die Marquiſe, „und für ein Weib mein Leben hingegeben hätte, ſo war es dieſe erſte Herzogin Boufflers.

Ich lernte ſie dann bald näher kennen, leider als Arzt. Denn ihre Geſundheit war ſchwankend und alle dieſe Lieblichkeit verloſch unverſehens wie ein ausge-

blaſenes Licht. Wenige Tage vor ihrem letzten beſchied ſie mich zu ſich und erklärte mir mit den einfachſten Worten von der Welt, ſie werde ſterben. Sie fühlte ihren Zuſtand, den meine Wiſſenſchaft nicht erkannt hatte. Sie ergebe ſich darein, ſagte ſie, und habe nur eine Sorge: die Zukunft und das Schickſal ihres Knaben. „Er iſt ein gutes Kind, aber völlig unbegabt, wie ich ſelbſt es bin," klagte ſie mir bekümmert, aber unbefangen. „Mir ward ein leichtes Leben zu Theil, da ich dem Marſchall nur zu gehorchen brauchte, der nach ſeiner Art, die nichts aus den Händen giebt, auch wenn ich ein geſcheites Weib geweſen wäre, außer dem einfachſten Haushalte mir keine Verantwortung überlaſſen hätte — du kennſt ihn ja, Fagon, er iſt peinlich und regiert alles ſelber. Wenn ich in der Geſellſchaft ſchwieg oder meine Rede auf das Nächſte beſchränkte, um nichts Unwiſſendes oder Verfängliches zu ſagen, ſo war ihm das gerade recht, denn eine Witzige oder Glänzende hätte ihn nur beunruhigt. So bin ich gut durchgekommen. Aber mein Kind? ... Mein Julian ſoll als der Sohn ſeines Vaters in der Welt eine Figur machen. Wird er das können? Er lernt ſo unglaublich ſchwer. An Eifer läßt er es nicht fehlen, wahrlich nicht, denn er iſt ein

tapferes Kind ... Der Marſchall wird ſich wieder verheirathen, und irgend eine geſcheite Frau wird ihm anſtelligere Söhne geben. Nun möchte ich nicht, daß Julian etwas Außerordentliches würde, was ja auch unmöglich wäre, ſondern nur, daß er nicht zu harte Demüthigungen erleide, wenn er hinter ſeinen Geſchwiſtern zurückbleibt. Das iſt nun deine Sache, Fagon. Du wirſt auch zuſehen, daß er körperlich nicht übertrieben werde. Laß das nicht aus dem Auge, ich bitte dich! Denn der Marſchall übe.ſieht das. Du kennſt ihn ja. Er hat den Krieg im Kopf, die Grenzen, die Feſtungen ... Selbſt über der Mahlzeit iſt er in ſeine Geſchäfte vertieft. Der dem König und Frankreich unentbehrliche Mann läßt ſich plötzlich eine Karte holen, wenn er nicht ſelbſt danach aufſpringt, oder ärgert ſich über irgend eine Vormittags entdeckte Nachläſſigkeit ſeiner Schreiber, denen man bei der um ſich greifenden Pflichtvergeſſenheit auch nicht das Geringſte mehr überlaſſen dürfe. Geht dann durch einen Zufall ein Täßchen oder Schälchen entzwei, vergißt ſich der Reizbare bis zum Schelten. Gewöhnlich ſitzt er ſchweigend oder einſilbig zu Tiſche, mit gerunzelter Stirn, ohne ſich mit dem Kinde abzugeben, das an jedem ſeiner Blicke hängt,

ohne ſich nach ſeinen kleinen Fortſchritten zu erkundigen, denn er ſetzt voraus: ein Bonifflers thue von ſelbſt ſeine Pflicht. Und Julian wird bis an die äußerſten Grenzen ſeiner Kräfte gehen ... Fagon, laß ihn keinen Schaden leiden! Nimm dich des Knaben an! Bring' ihn heil hinweg über ſeine zarten Jahre! Miſche dich nur ohne Bedenken ein. Der Marſchall hält etwas auf dich und wird deinen Rath gelten laſſen. Er nennt dich den redlichſten Mann von Frankreich ... Alſo du verſprichſt es mir, bei dem Knaben meine Stelle zu vertreten ... Du hältſt Wort und darüber hinaus ..."

Ich gelobte es der Marſchallin und ſie ſtarb nicht ſchwer.

Vor dem Bette, darauf ſie lag, beobachtete ich den mir anvertrauten Knaben. Er war aufgelöſt in Thränen, ſeine Bruſt arbeitete, aber er warf ſich nicht verzweifelnd über die Todte, berührte den entſeelten Mund nicht, ſondern er kniete neben ihr, ergriff ihre Hand und küßte dieſe, wie er ſonſt zu thun pflegte. Sein Schmerz war tief, aber keuſch und enthaltſam. Ich ſchloß auf männliches Naturell und früh geübte Selbſtbeherrſchung und betrog mich nicht. Im übrigen war Julian damals ein hübſcher Knabe von etwa dreizehn

Jahren mit den seelenvollen Augen seiner Mutter, gewinnenden Zügen, wenig Stirn unter verworrenem blonden Ringelhaar und einem untadeligen Bau, der zur Meisterschaft in jeder Leibesübung befähigte.

Nachdem der Marschall das Weib seiner Jugend beerdigt und ein Jahr später mit der Jüngsten des Marschalls Grammont sich wiederverehlicht hatte, dem rührigen, grundgescheiten, olivenfarbigen, brennend mageren Weibe, das wir kennen, berieth er aus freien Stücken mit mir die Schule, wohin wir Julian schicken sollten; denn seines Bleibens war nun nicht länger im väterlichen Hause.

Ich besprach mich mit dem geistlichen Hauslehrer, welcher das Kind bisher beaufsichtigt und beschäftigt hatte. Er zeigte mir die Hefte des Knaben, die Zeugniß ablegten von einem rührenden Fleiß und einer tapfern Ausdauer, aber zugleich von einem unglaublich mittelmäßigen Kopfe, einem völligen Mangel an Combination und Dialektik, einer absoluten Geistlosigkeit. Was man im weitesten Sinne Witz nennt, jede leidenschaftliche — warme oder spottende — Beleuchtung der Rede, jede Ueberraschung des Scharfsinns, jedes Spiel der Einbildungskraft war abwesend. Nur der einfachste Be-

griff und das ärmste Wort ſtanden dem Knaben zu Gebote. Höchſtens gefiel dann und wann eine Wendung durch ihre Unſchuld oder brachte zum Lächeln durch ihre Naivetät. Seltſamer und trauriger Weiſe ſprach der Hausgeiſtliche von ſeinem Zögling unwiſſentlich in den Worten Molières: „ein Knabe ohne Falſch, der alles auf Treu und Glauben nimmt, ohne Feuer und Einbildungskraft, ſanft, friedfertig, ſchweigſam und" — ſetzte er hinzu — „mit den ſchönſten Herzenseigenſchaften."

Der Marſchall und ich wußten dann — die Wahl war nicht groß — keine beſſere Schule für das Kind als ein Jeſuitencollegium; und warum nicht das in Paris, wenn wir Julian nicht von ſeinen Standes- und Altersgenoſſen ſondern wollten? Man muß es den Vätern laſſen: ſie ſind keine Pedanten, und man darf ſie loben, daß ſie angenehm unterrichten und freundlich behandeln. Mit einer Schule janſeniſtiſcher Färbung konnten wir uns nicht befreunden: der Marſchall ſchon nicht als guter Unterthan, der Eurer Majeſtät Abneigung gegen die Sekte kannte und Eurer Majeſtät Gnade nicht muthwillig verſcherzen wollte, ich aus eben dieſem Grunde" — Fagon lächelte — „und weil ich für den durch ſeine Talentloſigkeit ſchon überflüſſig gedrückten Knaben die

herbe Strenge und die finstern Voraussetzungen dieser Lehre ungeeignet, die leichte Erde und den zugänglichen Himmel der Jesuiten dagegen hier für zuträglich oder wenigstens völlig unschädlich hielt, denn ich wußte, das Grundgesetz dieser Knabenseele sei die Ehre.

Dabei bestand auf meiner Seite die natürliche Voraussetzung, daß die frommen Väter nie von dem Marschalle beleidigt würden; das war in keiner Weise zu befürchten, da der Marschall sich nicht um kirchliche Händel kümmerte und als Kriegsmann an der in diesem Orden streng durchgeführten Subordination sogar ein gewisses Wohlgefallen hatte.

Wie sollte aber der von der Natur benachtheiligte Knabe mit einer öffentlichen Klasse Schritt halten? Da zählten der Marschall und ich auf zwei verschiedene Hilfen. Der Marschall auf das Pflichtgefühl und den Ehrgeiz seines Kindes. Er selbst, der nur mittelmäßig Begabte, hatte auf seinem Felde Rühmliches geleistet, aber kraft seiner sittlichen Eigenschaften, nicht durch eine geniale Anlage. Ohne zu wissen oder nicht wissen wollend, daß Julian jene mittlere Begabung, welche er selbst mit eisernem Fleiße verwerthete, bei weitem nicht besitze, glaubte er, es gebe keine Unmöglichkeit für den

Willenskräftigen, und selbst die Natur lasse sich zwingen, wie ihn denn seine Galopins beschuldigen, er tadle einen während der Parade über die Stirn rollenden Schweißtropfen als ordonnanzwidrig, weil er selbst nie schwitze.

Ich dagegen baute auf die allgemeine Menschenliebe der Jesuiten und insonderheit auf die Berücksichtigung und das Ansehen der Person, wodurch diese Väter sich auszeichnen. Ich beredete mich mit mehreren derselben und machte sie mit den Eigenschaften des Knaben vertraut. Um ihnen das Kind noch dringender an das Herz zu legen, sprach ich ihnen von der Stellung seines Vaters, sah aber gleich, daß sie sich daraus nichts machten. Der Marschall ist ausschließlich ein Kriegsmann, dabei tugendhaft, ohne Intrigue, und die Ehre folgt ihm nach wie sein Schatten. So hatten die Väter von ihm nichts zu hoffen und zu fürchten. Unter diesen Umständen glaubte ich Julian eine kräftigere Empfehlung verschaffen zu müssen und gab den frommen Vätern einen Wink —" Der Erzähler stockte.

„Was vertuschest Du, Fagon?" fragte der König.

„Ich komme darauf zurück," stotterte Fagon verlegen, „und dann wirst Du, Sire, mir etwas zu verzeihen haben. Genug, das Mittel wirkte. Die Väter

wetteiferten, dem Knaben das Lernen zu erleichtern, dieser fühlte sich in einer warmen Atmosphäre, seine Erstarrung wich, seine kargen Gaben entfalteten sich, sein Muth wuchs und er war gut aufgehoben. Da änderte sich alles gründlich in sein Gegentheil.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Eintritt Julians bei den Jesuiten ereignete sich zu Orléans, in dessen Weichbild die Väter Besitz und eine Schule hatten, welche beide sie zu vergrößern wünschten, eine schlimme Geschichte. Vier Brüder von kleinem Adel besaßen dort ein Gut, welches an den Besitz der Jesuiten stieß und das sie ungetheilt bewirtheten. Alle vier dienten in Euerm Heere, Sire, verzehrten, wie zu geschehen pflegt, für ihre Ausrüstung und mehr noch im Umgang mit reichern Kameraden ihre kurze Baarschaft und verschuldeten ihre Felder. Nun fand es sich, daß jenes Jesuitenhaus durch Zusammenkauf dieser Pfandbriefe der einzige Gläubiger der vier Junker geworden war und ihnen aus freien Stücken darüber hinaus eine abrundende Summe vorschoß, drei Jahre fest, dann mit jähriger Kündigung. Daneben aber verpflichteten sich die Väter den Junkern gegenüber mündlich aufs feierlichste, die ganze Summe auf dem Edelgute stehen zu lassen; es sei eben nur ein

rein formales Geſetz ihrer Ordensökonomie, Geld nicht länger als auf drei Jahre auszuthun.

Da begab es ſich, daß die Väter jenes Hauſes unverſehens in ihrer Vollzahl an das Ende der Welt geſchickt wurden, wahrhaftig, ich glaube nach Japan, und die an ihre Stelle tretenden begreiflicherweiſe nichts von jenem mündlichen Verſprechen ihrer Vorgänger wußten. Der dreijährige Termin erfüllte ſich, die neuen Väter kündigten die Schuld, nach Jahresfriſt konnten die Junker nicht zahlen und es wurde gegen ſie verfahren.

Schon hatte ſich das fromme Haus in den Beſitz ihrer Felder geſetzt, da gab es Lärm. Die tapfern Brüder polterten an alle Thüren, auch an die des Marſchalls Bouffiers, welcher ſie als wackere Soldaten kannte und ſchätzte. Er unterſuchte den Handel mit Ernſt und Gründlichkeit nach ſeiner Weiſe. Der entſcheidende Punkt war, daß die Brüder behaupteten, von den frommen Vätern nicht allein mündliche Betheuerungen, ſondern, was ſie völlig beruhigt und ſorglos gemacht, zu wiederholten Malen auch gleichlautende Briefe erhalten zu haben. Dieſe Schriftſtücke ſeien auf unerklärliche Weiſe verloren gegangen. Wohl fänden ſich in Briefform gefaltete Papiere mit gebrochenen, übrigens leeren Siegeln,

welche den Briefen der Väter zum Verwundern glichen, doch dieſe Papiere ſeien unbeſchrieben und entbehren jedes Inhalts.

Dergeſtalt fand ich, eines Tages das Cabinet des Marſchalls betretend, denſelben damit beſchäftigt, in ſeiner genauen Weiſe jene blanken Quadrate umzuwenden und mit der Lupe vorn und hinten zu betrachten. Ich ſchlug ihm vor mir die Blätter für eine Stunde anzuvertrauen, was er mir mit ernſten Augen bewilligte.

Ihr ſchenktet, Sire, der Wiſſenſchaft und mir einen botaniſchen Garten, der Euch Ehre macht, und bautet mir im Grünen einen ſtillen Sitz für mein Alter. Nicht weit davon, am Nordende, habe ich mir eine geräumige chemiſche Küche eingerichtet, die Ihr einmal zu beſuchen mir verſprachet. Dort unterwarf ich jene fragwürdigen Papiere wirkſamen und den gelehrten Vätern vielleicht noch unbekannten Agentien. Siehe da, die erblichene Schrift trat ſchwarz an das Licht und offenbarte das Schelmſtück der Väter Jeſuiten.

Der Marſchall eilte mit den verklagenden Papieren ſtracks zu Deiner Majeſtät" — König Ludwig ſtrich ſich langſam die Stirn — „und fand dort den Pater Lachaiſe, welcher aufs tiefſte erſtaunte über dieſe Verirrung ſeiner

Ordensbrüder in der Provinz, zugleich aber Deiner Majestät vorstellte, welche schreiende Ungerechtigkeit es wäre, die Gedankenlosigkeit Weniger oder eines Einzelnen eine so zahlreiche, wohlthätige und sittenreine Gesellschaft entgelten zu lassen, und dieser Einzelne, der frühere Vorsteher jenes Hauses habe überdies, wie er aus verläßlichen Quellen wisse, kürzlich in Japan unter den Heiden das Martyrium durch den Pfahl erlitten.

Wer am besten bei dieser Wendung der Dinge fuhr, das waren die vier Junker. Die Hälfte der Schuld erließen ihnen die verblüfften Väter, die andere Hälfte tilgte ein Großmüthiger."

Der König, der es gewesen sein mochte, veränderte keine Miene.

„Dem Marschall dankte dann Père Lachaise insbesondere dafür, daß er in einer bemühenden Sache die Herstellung der Wahrheit unternommen und es seinem Orden erspart habe, sich mit ungerechtem Gute zu belasten. Dann bat er ihn, der Edelmann den Edelmann, den Vätern sein Wohlwollen nicht zu entziehen und ihnen das Geheimniß zu bewahren, was sich übrigens für einen Marschall Boufflers von selbst verstehe.

Der geschmeichelte Marschall sagte zu, wollte aber

wunderlicherweise nichts davon hören, die verrätherischen Dokumente herauszugeben oder sie zu vernichten. Es fruchtete nichts, daß Père Lachaise ihn zuerst mit den zartesten Wendungen versuchte, dann mit den bestimmtesten Forderungen bestürmte. Nicht daß der Marschall im geringsten daran gedacht hätte, sich dieser gefährlichen Briefe gegen die frommen Väter zu bedienen; aber er hatte sie einmal zu seinen Papieren gelegt, mit deren Aufräumen und Registriren er das Drittel seiner Zeit zubringt. In diesem Archive, wie er es nennt, bleibt vergraben, was einmal darin liegt. So schwebte fast der Ordnungsliebe und der genauen Gewohnheiten des Marschalls eine immerwährende Drohung über dem Orden, die derselbe dem Unvorsichtigen nicht verzieh. Der Marschall hatte keine Ahnung davon und glaubte mit den von ihm geschonten Vätern auf dem besten Fuße zu stehn.

Ich war anderer Meinung und ließ es an dringenden Vorstellungen nicht fehlen. Hart setzte ich ihm zu, seinen Knaben ohne Zögerung den Jesuiten wegzunehmen, da der verbissene Haß und der verschluckte Groll, den getäuschte Habgier und entlarvte Schurkerei unfehlbar gegen ihren Entdecker empfinden, sich nothwen-

digerweiſe über den Orden verbreiten, ein Opfer ſuchen und es vielleicht, ja wahrſcheinlich in ſeinem unſchuldigen Kinde finden würden. Er ſah mich verwundert an, als ob ich irre rede und Fabeln erzähle. Gerade heraus: entweder hat der Marſchall einen kurzen Verſtand, oder er wollte ſein gegebenes Wort mit Prunk und Glorie ſelbſt auf Koſten ſeines Kindes halten.

„Aber, Fagon," ſagte er, „was in aller Welt hat mein Julian mit dieſer in der Provinz begegneten Geſchichte zu ſchaffen? Wo iſt da ein richtiger Zuſammenhang? Wenn ihm übrigens die Väter ein bischen ſtrenger auf die Finger ſehen, das kann nichts ſchaden. Sie haben ihn nicht übel verhätſchelt. Ihnen jetzt den Knaben wegnehmen? Das wäre unedel. Man würde plaudern, Gründe ſuchen, vielleicht die unreinliche Geſchichte ausgraben und ich ſtünde da als ein Wortbrüchiger." So ſah der Marſchall nur den Nimbus ſeiner Ehre, ſtatt an ſein Kind zu denken, das er vielleicht, ſo lang es lebte, noch keines eingehenden Blickes gewürdigt hatte. Ich hätte ihn für ſeinen Edelmuth mit dieſer meiner Krücke prügeln können.

Es ging dann, wie es nicht anders gehen konnte.

Nicht in auffallender Weise, ohne Plötzlichkeit und ohne eigentliche Ungerechtigkeit ließen die Väter Professoren den Knaben sinken, in welchem sie den Sohn eines Mannes zu hassen begannen, der den Orden beleidigt habe. Nicht alle unter ihnen, die bessern am wenigsten, kannten die saubere Geschichte, aber alle wußten: Marschall Boufflers hat uns beschämt und geschädigt, und alle haßten ihn.

Eine feine Giftluft schleichender Rache füllte die Säle des Collegiums. Nicht nur jedes Entgegenkommen, sondern auch jede gerechte Berücksichtigung hatten für Julian aufgehört. Das Kind litt. Täglich und stündlich fühlte es sich gedemüthigt, nicht durch lauten Tadel, am wenigsten durch Scheltworte, welche nicht im Gebrauche der Väter sind, sondern fein und sachlich, einfach dadurch, daß sie die Armuth des Blondkopfes nicht länger freundlich unterstützten und die geistige Dürftigkeit nach verweigertem Almosen beschämt in ihrer Blöße dastehen ließen. Jetzt begann das Kind von einem verzweifelnden Ehrgeiz gestachelt seine Wachen zu verlängern, seinen Schlummer gewaltthätig abzukürzen, sein Gehirn zu martern, seine Gesundheit zu untergraben — ich mag davon nicht reden, es bringt mich auf . . ."

Fagon machte eine Pauſe und ſchöpfte Athem.

Der König füllte dieſelbe, indem er ruhig bemerkte: „Ich frage mich, Fagon, wie viel Wirklichkeit alles dieſes hat. Ich meine dieſe ſtille Verſchwörung gelehrter und verſtändiger Männer zum Schaden eines Kindes und dieſer brütende Haß einer ganzen Geſellſchaft gegen einen im Grunde ihr ſo ungefährlichen Mann, wie der Marſchall iſt, der ſie ja überdies ganz ritterlich behandelt hatte. Du ſiehſt Geſpenſter, Fagon. Du biſt hier Partei und haſt vielleicht, wer weiß, gegen den verdienten Orden neben deinem ererbten Vorurtheil noch irgend eine perſönliche Feindſchaft."

„Wer weiß?" ſtammelte Fagon. Er hatte ſich entfärbt, ſoweit er noch erblaſſen konnte, und ſeine Augen loderten. Die Marquiſe wurde ängſtlich und berührte heimlich den Arm ihres Schützlings, ohne daß er die warnende Hand gefühlt hätte. Frau von Maintenon wußte, daß der heftige Alte, wenn er gereizt wurde, gänzlich außer ſich gerieth und unglaubliche Worte wagte, ſelbſt dem Könige gegenüber, welcher freilich dem langjährigen und tiefen Kenner ſeiner Leiblichkeit nachſah, was er keinem Andern ſo leicht vergeben hätte.

Fagon zitterte. Er ſtotterte unzuſammenhängende

Sätze und seine Worte stürzten durch einander, wie Krieger zu den Waffen.

„Du glaubst es nicht, Majestät, Kenner der Menschenherzen, du glaubst es nicht, daß die Väter Jesuiten Jeden, der sie wissentlich oder unwissentlich beleidigt, hassen bis zur Vernichtung? Du glaubst nicht, daß diese Väter weder wahr noch falsch, weder gut noch böse kennen, sondern nur ihre Gesellschaft?" Fagon schlug eine grimmige Lache auf. „Du willst es nicht glauben, Majestät!

Sage mir, König, du Kenner der Wirklichkeit," raste Fagon abspringend weiter, „da die Rede ist von der Glaubwürdigkeit der Dinge, kannst du auch nicht glauben, daß in deinem Reiche bei der Bekehrung der Protestanten Gewalt angewendet wird?"

„Diese Frage," erwiderte der König sehr ernsthaft, „ist die erste deiner heutigen drei Freiheiten. Ich beantworte sie. Nein, Fagon. Es wird, verschwindend wenige Fälle ausgenommen, bei diesen Bekehrungen keine Gewalt angewendet, weil ich es ein für allemal ausdrücklich untersagt habe und weil meinen Befehlen nachgelebt wird. Man zwingt die Gewissen nicht. Die wahre Religion siegt gegenwärtig in Frankreich

über Hunderttauſende durch ihre innere Ueberzeugungskraft."

„Durch die Predigten des Père Bourdaloue!" höhnte Fagon mit gellender Stimme. Dann ſchwieg er. Entſetzen ſtarrte aus ſeinen Augen über dieſen Gipfel der Verblendung, dieſe Mauer des Vorurtheils, dieſe gänzliche Vernichtung der Wahrheit. Er betrachtete den König und ſein Weib eine Weile mit heimlichem Grauen.

„Sire, meine nicht," fuhr er fort, „daß ich Partei bin und das Blut meiner proteſtantiſchen Vorfahren aus mir ſpreche. Ich bin von einer ehrwürdigen Kirche abgefallen. Warum? Weil ich, Gott vorbehalten, von dem ich nicht laſſe und der in meinen alten Tagen mich nicht verlaſſen möge, über Religionen und Confeſſionen ſammt und ſonders denke, wie jener lucreziſche Vers ..."

Weder der König noch Frau von Maintenon wußten von dieſem Verſe, aber ſie konnten vermuthen, Fagon meine nichts Frommes.

„Kennt Ihr den Tod meines Vaters, Sire?" flüſterte Fagon. „Er iſt ein Geheimniß geblieben, aber Euch will ich es anvertrauen. Er war ein ſanfter Mann und nährte ſich, ſein Weib und ſeine Kinder, deren letztes und ſechstes ich Verwachſener war, in Auxerre

von dem Verkaufe ſeiner Latwergen redlich und kümmerlich; denn Auxerre hat eine geſunde Luft und ein Schock Apotheken. Die glaubenseifrigen Einwohner, die meinen Vater liebten, wollten ihm alles Gute und hätten ihn gern der Kirche zurückgegeben, aber nicht mit Gewalt, denn Ihr habet es geſagt, Sire, man zwingt die Gewiſſen nicht. Alſo verbrüderten ſie ſich, die calviniſtiſche Apotheke zu meiden. Mein Vater verlor ſein Brot und wir hungerten. Die Väter Jeſuiten thaten dabei, wie überall, das Beſte. Da wurde ſein Gewiſſen in ſich ſelbſt uneins. Er ſchwur ab. Weil aber die ſcharfen calviniſtiſchen Sätze ein Gehirn, dem ſie in ſeiner Kindheit eingegraben wurden, nicht ſo leicht wieder verlaſſen, erſchien ſich der Aermſte bald als ein Judas, der den Herrn verrieth, und er ging hin wie jener und that desgleichen."

„Fagon," ſagte der König mit Würde, „du haſt den armen Père Tellier wegen einer geſchmackloſen Rede über ſeinen Vater beſchimpft, und redeſt ſelber ſo nackt und grauſam von dem deinigen. Unſelige Dinge verlangen einen Schleier!"

„Sire," erwiderte der Arzt, „Ihr habet Recht und ſeid für mich wie für jeden Franzoſen das Geſetz in

Dingen des Anſtandes. Freilich kann man ſich von gewiſſen Stimmungen hinreißen laſſen, in dieſer Welt der Unwahrheit und ihr zum Trotz von einer blutigen Thatſache, und wäre es die ſchmerzlichſte, das verhüllende Tuch unverſehens wegzuziehen . . .

Aber, Sire, wie vorzeitig habe ich die erſte meiner Freiheiten verbraucht, und wahrlich, mich gelüſtet, gleich noch meine zweite zu verwenden." Die Marquiſe las in den veränderten Zügen des Arztes, daß ſein Zorn vorüber und nach einem ſolchen Ausbruche an dieſem Abend kein Rückfall mehr zu befürchten ſei.

„Sire," ſagte Fagon faſt leichtſinnig, „habt Ihr Euern Unterthan, den Thiermaler Mouton gekannt? Ihr ſchüttelt das Haupt. So nehme ich mir die große Freiheit, Euch den wenig hoffähigen, aber in dieſe Geſchichte gehörenden Künſtler vorzuſtellen, zwar nicht in Natur, mit ſeinem zerlöcherten Hut, den Pfeifenſtummel zwiſchen den Zähnen — ich rieche ſeinen Knaſter —, hemdärmelig und mit hangenden Strümpfen. Ueberdies liegt er im Grabe. Ihr liebet die Niederländer nicht, Sire, weder ihre Kirmeſſen auf der Leinwand, noch ihre eigenen ungebundenen Perſonen. Wiſſet, Majeſtät: Ihr habt einen Maler beſeſſen, einen Picarden, der ſowohl durch

die Sachlichkeit seines Pinsels als durch die Zwanglosigkeit seiner Manieren die Holländer bei weitem überholländerte.

Dieser Mouton, Sire, hat unter uns gelebt, seine grasenden Kühe und seine in eine Staubwolke gedrängten Hämmel malend, ohne eine blasse Ahnung alles Großen und Erhabenen, was dein Zeitalter, Majestät, hervorgebracht hat. Kannte er deine Dichter? Nicht von ferne. Deine Bischöfe und Prediger? Nicht dem Namen nach. Mouton hatte kein Taufwasser gekostet. Deine Staatsmänner, Colbert, Lyonne und die andern? Darum hat sich Mouton nie geschoren. Deine Feldherrn, Condé mit dem Vogelgesicht, Turenne, Luxemburg und den Enkel der schönen Gabriele? Nur den letztern, welchem er in Anet einen Saal mit Hirschjagden von unglaublich frecher Mache füllte. Vendôme mochte Mouton und dieser nannte seinen herzoglichen Gönner in rühmender Weise einen Viehkerl, wenn ich das Wort vor den Ohren der Majestät aussprechen darf. Hat Mouton die Sonne unserer Zeit gekannt? Wußte er von Deinem Dasein, Majestät? Unglaublich zu sagen: den Namen, welcher die Welt und die Geschichte füllt — vielleicht hat er

nicht einmal Deinen Namen gewußt, wenn ihm auch, selten genug, Deine Goldstücke durch die Hände laufen mochten. Denn Monton konnte nicht lesen, so wenig als sein Liebling, der andere Monton.

Dieser zweite Monton, ein weißer Pudel mit geräumigem Hirnkasten und sehr verständigen Augen, über welche ein schwarzzottiges Stirnhaar in verworrenen Büscheln niederhing, war ohne Zweifel — in den Schranken seiner Natur — der begabteste meiner drei Gäste: so sage ich, weil Julian Boufflers, von dem ich erzähle, Monton der Mensch und Monton der Pudel oft lange Stunden vergnügt bei mir zusammensaßen.

Ihr wisset, Sire, die Väter Jesuiten sind freigebige Ferienspender, weil ihre Schüler, den vornehmen, ja den höchsten Ständen angehörend, öfters zu Jagden, Komödien oder sonstigen Lustbarkeiten, freilich nicht alle, nach Hause oder anderswohin gebeten werden. So nahm ich denn Julian, welcher von seinem Vater, dem Marschall, grundsätzlich selten nach Hause verlangt wurde, zuweilen in Euern botanischen Garten mit, wo Monton, der sich unter Pflanzen und Thieren heimisch fühlte, mich zeitweilig besuchte, irgend eine gelehrte Eule oder einen possierlichen Affen mit ein paar entschiedenen Kreide-

ſtrichen auf das Papier warf und wohl auch, wenn Fleiß und gute Laune vorhielten, mir ein ſtilles Zimmer mit ſeinen ſcheuenden Pferden oder ſauſenden Kühen bevölkerte. Ich hatte Mouton den Schlüſſel einer Manſarde mit demjenigen des nächſten Mauerpförtchens eingehändigt, um dem Landſtreicher eine Heimſtätte zu geben, wo er ſeine Staffeleien und Mappen unterbringe. So erſchien und verſchwand er bei mir nach ſeinem Belieben.

Einmal an einem jener kühlen und erquicklichen Regenſommertage, jener Tage ſtillen aber ſchnellen Wachsthumes für Natur und Geiſt, ſaß ich in meiner Bibliothek und blickte durch das hohe Fenſter derſelben über einen aufgeſchlagenen Folianten und meine Brille hinweg in die mir gegenüberliegende Manſarde des Nebengebäudes, das Neſt Moutons. Dort ſah ich einen blonden ſchmalen Knabenkopf in glücklicher Spannung gegen eine Staffelei ſich neigen. Dahinter nickte der derbe Schädel Moutons und eine behaarte Hand führte die ſchlanke des Jünglings. Außer Zweifel, da wurde eine Malſtunde gegeben. Mouton der Pudel ſaß auf einem hohen Stuhle mit rothem Kiſſen daneben, klug und einverſtanden, als billige er höchlich dieſe gute Ergötzung. Ich markirte mein Buch und ging hinüber.

In meinen Filzſtiefeln wurde ich von den luſtig Malenden nicht gehört und nur von Monton dem Pudel wahrgenommen, der aber ſeinen Gruß, ohne das Kiſſen zu verlaſſen, auf ein heftiges Wedeln beſchränkte. Ich ließ mich ſtill in einen Lehnſtuhl nieder, um dem wunderlichſten Geſpräche beizuwohnen, welches je in Euerm botaniſchen Garten, Sire, geführt wurde. Zuerſt aber betrachtete ich aus meinem Winkel das Bild, welches auf der Staffelei ſtand, den Geruch einathmend, den die flott und freigebig gehandhabten Oelfarben verbreiteten. Was ſtellte es dar? Ein Nichts: eine Abendſtimmung, eine Flußſtille, darin die Spiegelung einiger aufgelöſter rother Wölkchen und eines bemooſten Brückenbogens. Im Fluſſe ſtanden zwei Kühe, die eine ſaufend, die andere, der auch noch das Waſſer aus den Maulwinkeln troff, beſchaulich blickend. Natürlich that Monton das Beſte daran. Aber auch der Knabe beſaß eine gewiſſe Pinſelführung, welche nur das Ergebniß mancher ohne mein Wiſſen mit Monton vermalten Stunde ſein konnte. Wie viel oder wenig er gelernt haben mochte, ſchon die Illuſion eines Erfolges, die Theilnahme an einer genialen Thätigkeit, einem müheloſen und glücklichen Entſtehen, einer Kühnheit und Willkür

der schöpferischen Hand, von welcher wohl der Phantasielose sich früher keinen Begriff gemacht hatte und die er als ein Wunder bestaunte, ließ den Knaben nach so vielen Verlusten des Selbstgefühls eine große Glückseligkeit empfinden. Das wärmste Blut röthete seine keuschen Wangen und ein Eifer beflügelte seine Hand, daß nichts darüber ging und auch ich eine helle väterliche Freude fühlte.

Inzwischen erklärte Mouton dem Knaben die breiten Formen und schweren Geberden einer wandelnden Kuh, und schloß mit der Behauptung, es gehe nichts darüber, als die Gestalt des Stieres. Diese sei der Gipfel der Schöpfung. Er sagte wohl, um genau zu sein, der Natur, nicht der Schöpfung, denn die letztere kannte er nicht, weder den Namen, noch die Sache, da er verwahrlost und ohne Katechismus aufgewachsen war.

Wenig Glück genügte, die angeborene Heiterkeit wie eine sprudelnde Quelle aus dem Knaben hervorzulocken. Die Achtung Moutons vor dem Hornvieh komisch findend, erzählte Julian unschuldig: „Père Amiel hat uns heute Morgen gelehrt, daß die alten Aegypter den Stier göttlich verehrten. Das finde ich drollig!"

„Sapperment," versetzte der Maler leidenschaftlich,

„da thaten ſie recht. Geſcheite Leute das, Viehkerle! Nicht wahr, Mouton? Wie? Ich frage dich, Julian, iſt ein Stierhaupt in ſeiner Macht und drohenden Größe nicht göttlicher — um das dumme Wort zu gebrauchen — als ein Dreieck oder ein Tauber oder gar ein ſchales Menſchengeſicht? Nicht wahr, Mouton? Das fühlſt du doch ſelber, Julian? Wenn ich ſage: fades Menſchengeſicht, ſo rede ich unbeſchadet der Naſe deines Père Amiel. Alle Achtung!“ Mouton zeichnete, übrigens ohne jeden Spott, mit einem frechen Pinſelzug auf das Tannenholz der Staffelei eine Naſe, aber eine Naſe, ein Ungeheuer von Naſe, von fabelhafter Größe und überwältigender Komik.

„Man ſieht,“ fuhr er dann in ganzem Ernſte fort, „die Natur bleibt nicht ſtehen. Es würde ſie ergötzen, zeitweilig etwas Neues zu bringen. Doch das iſt verſpätet: die Bettel hat ihr Feuer verloren.“

„Père Amiel,“ meinte der Knabe ſchüchtern, „wird der Natur nicht für ſeine Naſe danken, denn ſie macht ihn lächerlich, und er hat ihrethalber viel von meinen Kameraden auszuſtehen.“

„Das ſind eben Buben,“ ſagte Mouton großmüthig, „denen der Sinn für das Erhabene mangelt. Aber

beiläufig, wie kommt es, Julian, daß ich, neulich in deinem Schulhaus einen Besuch machend, um dir die Vorlagen zu bringen, dich unter lauter Kröten fand? Dreizehn- und vierzehnjährigen Jüngelchen? Paßt sich das für dich, dem der Flaum keimt und der ein Liebchen besitzt?"

Dieser plötzliche Ueberfall rief den entgegengesetzten Ausdruck zweier Gefühle auf das Antlitz des Jünglings: eine glückliche, aber tiefe Scham, und einen gründlichen Jammer, der überwog. Julian seufzte. „Ich bin zurückgeblieben," lispelte er mit unwillkürlichem Doppelsinne.

„Dummheit!" schimpfte Mouton. „Worin zurückgeblieben? Bist du nicht mit deinen Jahren gewachsen und ein schlanker und schöner Mensch? Wenn dir die Wissenschaften widerstehen, so beweist das deinen gesunden Verstand. Meiner Treu! ich hätte mich als ein Bärtiger oder wenigstens Flaumiger nicht unter die Buben setzen lassen und wäre auf der Stelle durchgebrannt."

„Aber, Mouton," sagte der Knabe, „der Marschall, mein Vater, hat es von mir verlangt, daß ich noch ein Jahr unter den Kleinen sitzen bleibe. Er hat mich darum gebeten, ihm diesen Gefallen zu thun." Er sagte

das mit einem zärtlichen Ausdruck von Gehorsam und ehrfürchtiger Liebe, der mich ergriff, obschon ich mich zu gleicher Zeit an dem die kindliche Verehrung mißbrauchenden Marschall ärgerte und auch darüber höchst mißmuthig war, daß Julian, gegen mich und jedermann ein hartnäckiger Schweiger, einem Mouton Vertrauen bewies, einem Halbmenschen sich aufschloß. Mit Unrecht. Erzählen doch auch wir Erwachsenen einem treuen Thiere, welches uns die Pfoten auf die Kniee legt, unsern tiefsten Kummer, und ist es nicht ein vernünftiger Trieb aller von der Natur Benachtheiligten, ihre Gesellschaft eher unten zu suchen als bei ihresgleichen, wo sie sich als Geschonte und Bemitleidete empfinden.

„Weißt du was," fuhr Mouton nach einer Pause fort, und der andere Mouton spitzte die Ohren dazu, „du zeichnest dein Vieh schon jetzt nicht schlecht und lernst täglich hinzu. Ich nehme dich nach dem Süden als meinen Gesellen. Ich habe da eine Bestellung nach Schloß Grignan. Die Dingsda — wie heißt sie doch? das fette lustige Weibsbild? richtig: die Sévigné! — schickt mich ihrem Schwiegersohn, dem Gouverneur dort herum. Du gehst mit und nährst dich ausgiebig von Oliven, bist ein freier loser Vogel, der flattert und pickt,

wo er will, blickst dein Lebtag in nichts Gedrucktes und auf nichts Geschriebenes mehr und lässest den Marschall Marschall sein. Auch dein blaues kühles vornehmes Liebchen bleibt dahinten. Meinst, ich hätte dich nicht gesehen, Spitzbube, erst vorgestern, da der alte Quacksalber in Versailles war, vor den Affen stehen, mit der alten Kräuterschachtel und der großen blauen Puppe? Für diese wird sich schon ein brauner sonneverbrannter Ersatz finden."

Dieses letzte Wort, welches noch etwas cynischer lautete, empörte mich, wiewohl es den Knaben, wie ich ihn kannte, nicht beschädigen konnte. Jetzt räusperte ich mich kräftig, und Julian erhob sich in seiner ehrerbietigen Art mich zu begrüßen, während Mouton, ohne irgend eine Verlegenheit blicken zu lassen, sich begnügte in den Bart zu murmeln: „Der!" Mouton war von einer gründlichen Undankbarkeit.

Ich nahm den Knaben, während Mouton lustig fortpinselte, mit mir in den Garten und fragte ihn, ob ihn wirklich der Cyniker in seinem Collége aufgesucht hätte, was mir aus naheliegenden Gründen unangenehm war. Julian bejahte. Es habe ihn etwas gekostet, sagte er aufrichtig, unter seinen Mitschülern im Hof-

raum den Händedruck Moutons zu erwidern, dem die nackten Ellbogen aus den Löchern seiner Aermel und die Zehen aus den Schuhen geguckt hätten, „aber," sagte er, „ich that es und begleitete ihn auch noch über die Straße; denn ich danke ihm Unterricht und heitere Stunden und habe ihn auch recht lieb, ohne seine Unreinlichkeit."

So redete der Knabe, ohne weiter etwas daraus zu machen, und erinnerte mich an eine Scene, die ich vor kurzem aus den obern, auf den Spielplatz blickenden Arkaden des Collége, wohin man mich zu einem kranken Schüler gerufen, beobachtet hatte und von welcher ich mich lange nicht hatte trennen können. Unten war Fechtstunde, und der Fechtmeister, ein alter benarbter Sergeant, der lange Jahre unter dem Marschall gedient hatte, behandelte den Sohn seines Feldherrn, welcher kurz vorher neben Kindern auf einer Schulbank gesessen, mit fast unterwürfiger Ehrerbietung, als erwarte er Befehl, statt ihn zu geben.

Julian focht ausgezeichnet, ich hätte fast gesagt: er focht edel. Der Knabe pflegte in den langen Stunden des Auswendiglernens das Handgelenk mechanisch zu drehen, wodurch dasselbe ungewöhnlich geschmeidig wurde. Dazu hatte er genauen Blick und sichern

Ausfall. So wurde er, wie gesagt, ein Fechter erster Klasse, wie er auch gut und verständig ritt. Es lag nahe, daß der überall Gedemüthigte diese seine einzige Ueberlegenheit seine Kameraden fühlen ließ, um ein Ansehen zu gewinnen. Aber nein, er verschmähte es. Die in dieser Körperübung Geschickten und Ungeschickten behandelte er, ihnen die Klinge in der Hand gegenüberstehend, mit der gleichen Courtoisie, ohne jemals mit jenen in eine hitzige Wette zu gerathen oder sich über diese, von welchen er sich zuweilen zu ihrer Ermuthigung großmüthig stechen ließ, lustig zu machen. So stellte er auf dem Fechtboden in einer feinen und unauffälligen Weise jene Gleichheit her, deren er selbst in den Schulstunden schmerzlich entbehrte, und genoß unter seinen Kameraden zwar nicht einen durch die Faust eroberten Respekt, sondern eine mit Scheu verbundene Achtung seiner unerklärlichen Güte, die freilich in ein der Jugend sonst unbekanntes aufrichtiges Mitleid mit seiner übrigen Unbegabtheit verfloß. Die Ungunst des Glückes, welche so viele Seelen verbittert, erzog und adelte die seinige.

Ich war mit Julian in Euerm Garten, Sire, lustwandelnd zu den Käfigen gelangt, wo Eure wilden

Thiere hinter Eisenstäben verwahrt werden. Eben hatte man dort einen Wolf eingethan, der mit funkelnden Augen und in schrägem, hastigem Gange seinen Kerker durchmaß. Ich zeigte ihn dem Knaben, welcher nach einem flüchtigen Blick auf die ruhelose Bestie sich leicht schaudernd abwendete. Der platte Schädel, die falschen Augen, die widrige Schnauze, die tückisch gefletschten Zähne konnten erschrecken. Doch ich war die Furcht an dem Knaben, der schon Jagden mitgemacht hatte, durchaus nicht gewohnt. „Ei, Julian, was ist dir?" lächelte ich, und dieser erwiderte befangen: „Das Thier mahnt mich an jemand —" ließ dann aber die Rede fallen, denn wir erblickten auf geringe Entfernung ein vornehmes weibliches Paar, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine purzlige Alte und ein junges Mädchen, die erstere die Gräfin Mimeure — Ihr erinnert Euch ihrer, Sire, wenn sie auch seit Jahrzehnten den Hof meidet, nicht aus Nachlässigkeit, denn sie verehrt Euch grenzenlos, sondern weil sie, wie sie sagt, mit ihren Runzeln Euern Schönheitssinn nicht beleidigen will. Garstig und witzig und wie ich an einem Krückenstock gehend, ein originelles und wackeres Geschöpf, war sie mir eine angenehme Erscheinung.

„Guten Tag, Fagon!“ rief sie mir entgegen. „Ich betrachte deine Kräuter und komme dich um ein paar Rhabarbersträuche zu bitten für meinen Garten zu Neuilly; du weißt, ich bin ein Stück von einer Aerztin!“ und sie nahm meinen Arm. „Begrüßet euch, ihr Jugenden! Thun sie, als hätten sie sich nie gesehen!“

Julian, der schüchterne, begrüßte das Mädchen, welches ihm die Fingerspitzen bot, ohne große Verlegenheit, was mich wunderte und freute. „Mirabelle Miramion,“ nannte sie mir die Gräfin, „ein prächtiger Name, nicht wahr, Fagon?“ Ich betrachtete das schöne Kind und mir fiel gleich jenes „blaue Liebchen“ ein, mit welchem Mouton den Knaben aufgezogen. In der That, sie hatte große blaue, flehende Augen, eine kühle, durchsichtige Farbe und einen kaum vollendeten Wuchs, der noch nichts als eine zärtliche Seele ausdrückte.

Mit einer kindlichen, glockenhellen Stimme, welche zum Herzen ging, begann sie, da mich ihr die Gräfin als den Leibarzt des Königs vorstellte, folgendermaßen: „Erster der Aerzte und Naturforscher, ich verneige mich vor Euch in diesem weltberühmten Garten, welchen Euch die Huld des mächtigsten Herrschers, der dem Jahrhundert den Namen giebt, in seiner volkreichen und be-

wundernswerthen Hauptſtadt gebaut hat.“ Ich wurde ſo verblüfft von dieſer weitläufigen verblühten Rhetorik in dieſem kleinen lenzfriſchen Munde, daß ich der Alten das Wort ließ, welche gutmüthig verdrießlich zu ſchelten begann: „Laß es gut ſein, Vellchen. Fagon ſchenkt dir das Uebrige. Unter Freunden, Kind — denn Fagon iſt einer und kein Spötter — wie oft hab' ich dich ſchon gebeten in den drei Wochen, da ich dich um mich habe, von dieſem verwünſchten geſpreizten provinzialen Reden abzulaſſen! So ſpricht man nicht. Dieſer hier iſt nicht der erſte der Aerzte, ſondern ſchlechthin Herr Fagon. Der botaniſche Garten iſt kurzweg der botaniſche Garten, oder der Kräutergarten, oder der königliche Garten. Paris iſt Paris und nicht die Hauptſtadt, und der König begnügt ſich damit, der König zu ſein. Merke dir das.“ Der Mund des Mädchens öffnete ſich ſchmerzlich, und ein Thränchen rieſelte über die blühende Wange.

Da wendete ſich zu meinem Erſtaunen Julian in großer Erregung gegen die Alte. „Um Vergebung, Frau Gräfin!“ ſprach er kühn und heftig. „Die Rhetorik iſt eine geforderte, unentbehrliche Sache und ſchwierig zu lernen. Ich muß das Fräulein bewundern, wie reich ſie redet, und Père Amiel, wenn er ſie hörte —“

„Père Amiel!“ — die Gräfin brach in ein tolles Gelächter aus, bis sie das Zwerchfell schmerzte — „Père Amiel hat eine Nase! aber eine Nase! eine Weltnase! Stelle dir vor, Fagon, eine Nase, welche die des Abbé Genest beschämt! Was ich im Collége zu schaffen hatte? Ich holte dort meinen Neffen ab — du weißt, Fagon, ich habe die Kinder von zwei verstorbenen Geschwistern auf dem Halse — meinen Neffen, den Guntram — armer, armer Junge! — und wurde, bis Père Tellier, der Studienpräfekt zurückkäme, in die Rhetorik des Père Amiel geführt. O Gott! o Gott!“ Die Gräfin hielt sich den wackelnden Bauch. „Hab' ich gelitten an verschlucktem Lachen! Zuerst das sich ermordende römische Weibsbild! Der Pater erdolchte sich mit dem Lineal. Dann verzog er süß das Maul und hauchte: „Päte, es schmerzt nicht!“ Aber was wollte das heißen gegen die sterbende Cleopatra mit der Viper! Der Père setzte sich das Lineal an die linke Brustwarze und ließ die Aeuglein brechen. Daß du das nicht gesehen hast, Fagon! . . . Ih!“ kreischte sie plötzlich, daß es mir durch Mark und Bein ging, „da ist ja auch Père Tellier!“ und sie deutete auf den Wolf, von welchem wir uns nicht über zwanzig

Schritte entfernt hatten. „Wahrhaftig, Père Tellier, wie er leibt und lebt! Gehen wir weg von deinen garstigen Thieren, Fagon, zu deinen wohlriechenden Pflanzen! Gieb mir den Arm, Julian!“

„Verzeihet, Frau Gräfin,“ fragte dieser, „warum nanntet Ihr den Guntram einen armen Jungen, ihn, der jetzt den Lilien folgt, wenn er nicht schon die Ehre hat, die Fahne des Königs selbst zu tragen?“

„Ach, ach!“ stöhnte die Gräfin mit plötzlich verändertem Gesichte, und den Thränen des Gelächters folgten die gleichfarbigen des Jammers. „warum ich den Guntram einen armen Jungen nannte? Weil er gar nicht mehr vorhanden ist, Julian, weggeblasen! Dazu bin ich in den Garten gekommen, wo ich dich vermuthete, um dir zu sagen, daß Guntram gefallen ist, denke dir, am Tage nach seiner Ankunft beim Heer. Er wurde gleich eingestellt und führte eine Patrouille so tollkühn und unnütz vor, daß ihn eine Stückkugel zerriß, nicht mehr nicht weniger als den weiland Marschall Turenne. Stelle dir vor, Fagon: der Junge hatte noch nicht sein sechzehntes erreicht, strebte aber aus dem Collége, wo er rasch und glücklich lernte, wachend und träumend nach der Muskete. Und dabei

war er kurzsichtig, Fagon, du machst dir keinen Begriff! So kurzsichtig, daß er auf zwanzig Schritte nichts vor sich hatte als Nebel. Natürlich haben ich und alle Vernünftigen ihm den Degen ausgeredet — nutzte alles nichts, denn er ist ein Starrkopf erster Härte. Ich stritt mich mütterlich mit dem Jungen herum, aber eines schönen Tages entlief er und rannte zu deinem Vater, Julian, der eben in den Wagen stieg, um sein niederländisches Commando zu übernehmen. Dieser befragte das Kind, wie er mir jetzt selbst geschrieben hat, ob es unter einem väterlichen Willen stünde, und als der Junge verneinte, ließ ihn der Marschall in seinem Reisezuge mitreiten. Nun fault der kecke Bube dortüben" — sie wies nördlich — „in einem belgischen Weiler. Aber die schmalen Erbtheile seiner fünf Schwestern haben sich ein bischen gebessert."

Ich las auf dem Gesichte Julians, wie tief und verschiedenartig ihn der Tod seines Gespielen bewegte. Jenen hatte der Marschall in den Krieg genommen und sein eigenes Kind auf einer ekeln Schulbank sitzen lassen. Doch der Knabe glaubte so blindlings an die Gerechtigkeit seines Vaters, auch wenn er sie nicht begriff, daß die Wolke rasch über die junge Stirn

wegglitt und einem deutlichen Ausdruck der Freude Raum gab.

„Du lachst, Julian?“ schrie die Alte entsetzt.

„Ich denke,“ sagte dieser bedächtig, als kostete er jedes Wort auf der Zunge, „der Tod für den König ist in allen Fällen ein Glück.“

Diese ritterliche, aber nicht lebenslustige Maxime und der unnatürlich glückliche Ton, in welchem der Knabe sie aussprach, beelendete die gute Gräfin. Ein halbverschluckter Seufzer bezeugte, daß sie das Leiden des Knaben und die Mühe, die er hatte zu leben, wohl verstand. „Begleite Mirabellen, Julian,“ sagte sie, „und geht uns voraus, dorthin nach den Palmen, nicht zu nahe, denn ich habe mit Fagon zu reden, nicht zu fern, damit ich euch hüte.“

„Wie schlank sie schreiten!“ flüsterte die Alte hinter den sich Entfernenden. „Adam und Eva! Lache nicht, Fagon! Ob das Mädchen Puder und Reifrock trägt, wandeln sie doch im Paradiese, und auch unschuldig sind sie, weil eine leidenvolle Jugend auf ihnen liegt und sie die reine Liebe empfinden läßt, ohne den Stachel ihrer Jahre. Mich beleidigt nicht, was mir sonst mißfällt, daß das Mädel ein paar Jahre und Zolle“ — sie

übertrieb — „mehr hat als der Junge. Wenn die nicht zusammengehören!

Es ist eine lächerliche Sache mit dem Mädchen, Fagon, und ich sah, wie es dich verblüffte, da du von dem schönen Kinde so geschmacklos angeredet wurdest. Und doch ist dieser garstige Höcker ganz natürlich gewachsen. Meine Schwester, die Vicomtesse, Gott habe sie selig, war eine Kostbare, eine Precieuse, die sich um ein halbes Jahrhundert verspätet hatte, und erzog das Mädchen in Dijon, wo ihr Mann dem Parlamente und sie selbst einem poetischen Garten vorsaß, mit den Umschreibungen und Redensarten des weiland Fräuleins von Scudéry. Es gelang ihr, dem armen folgsamen Kinde den Geschmack gründlich zu verderben. Ich wette" — und sie wies mit ihrer Krücke auf die Zweie, welche, aus den sich einander zärtlich aber bescheiden zuneigenden Gestalten zu schließen, einen seligen Augenblick genossen — „jetzt plaudert sie ganz harmlos mit dem Knaben, denn sie hat eine einfache Seele und ein keusches Gemüth. Die Luft, die sie aushaucht, ist reiner als die, welche sie einathmet. Aber geht sie dann morgen mit mir in Gesellschaft und kommt neben ein großes Thier, einen Erzbischof oder Herzog

zu ſitzen, wird ſie von einer tödtlichen Furcht befallen, für albern oder nichtig zu gelten, und behängt ihre blanke Natur aus reiner Angſt mit dem Lumpen einer geflickten Phraſe. So wird die Liebliche unter uns, die wir klar und kurz reden, gerade zu dem, was ſie fürchtet, zu einer lächerlichen Figur. Iſt das ein Jammer und werde ich Mühe haben, das Kind zurecht zu bringen! Und der Julian, der dumme Kerl, der ſie noch darin beſtärkt!"

„Uff!" keuchte die Gräfin, die das Gehen an der Krücke ermüdete, und ließ ſich ſchwer auf die Steinbank nieder in dem Rondell von Myrten und Lorbeer, wo, Sire, Eure Büſte ſteht.

„Von dem Knaben zu reden, Fagon," begann ſie wieder, „den mußt du mir ohne Verzug von der Schulbank losmachen. Es war empörend, ich ſage dir, empörend, Fagon, ihn unter den Jungen ſitzen zu ſehen. Der Marſchall, dieſer ſchreckliche Pedant, würde ihn bei den Jeſuiten verſchimmeln laſſen! Nur damit er ſeine Klaſſen beendige! Bei den Jeſuiten, Fagon! Ich habe dem Père Amiel auf den Zahn gefühlt. Ich kitzelte ihn mit ſeiner Mimik. Er iſt ein eitler Eſel, aber er hat Gemüth. Er beklagte den Julian und ließ dabei

einfließen, sehr behutsam, doch deutlich genug: der Knabe wäre bei den Vätern schlecht aufgehoben. Diese seien die besten Leute von der Welt, nur etwas empfindlich, und man dürfe sie nicht reizen. Der Marschall sei ihnen auf die Füße getreten: der neue Studienpräfekt aber lasse mit der Ehre des Ordens nicht spaßen und gebe dem Kinde die Schuld des Vaters zu kosten. Dann erschrak er über seine Aufrichtigkeit, blickte um sich und legte den Finger auf den Mund.

Ich nahm die Knaben mit: den Guntram, unsern Julian, der mit ihm irgend ein Geheimniß hatte und noch einen dritten Freund, den Victor Argenson, diesen zu meiner eigenen Ergötzung, denn er ist voll Muthwillens und Gelächters.

An jenem Abend trieb er es zu toll. Er und Guntram quälten Mirabellen, die ich schon zu Mittag für eine ellenlange Phrase gezankt hatte, bis aufs Blut. „Schön ausgedrückt, Fräulein Mirabolante," spotteten sie, „aber noch immer nicht schön genug! Noch eine Note höher!" und so fort. Julian vertheidigte das Mädchen, so gut er konnte, und vermehrte nur das Gelächter. Plötzlich brach die Mißhandelte in strömende Thränen aus und ich trieb die Rangen in den großen

Saal, wo ich mit ihnen ein Ballſpiel begann. Nach einer Weile Julian und Mirabellen ſuchend, fand ich ſie im Garten, wo ſie auf einer ſtillen Bank zuſammenſaßen: Amor und Pſyche. Sie errötheten, da ich ſie überraſchte, nicht allzuſehr.

Merke dir's, Fagon, der Julian iſt jetzt mein Adoptivkind, und wenn du ihn nicht von den Vätern befreiſt und ihm ein mögliches Leben verſchaffſt, meiner Treu! dann ſtelze ich an dieſer Krücke nach Verſailles und bringe trotz meiner Runzeln die Sache an den hier!" und ſie wies auf deine lorbeerbekränzte Büſte, Majeſtät.

Die Alte plauderte mir noch hundert Dinge vor, während ich beſchloß, ſobald ſie ſich verabſchiedet hätte, mit dem Knaben ein gründliches Wort zu reden.

Er und das Mädchen erſchienen dann wieder, ſtill ſtrahlend. Der Wagen der Gräfin wurde gemeldet und Julian begleitete die Frauen an die Pforte, während ich meine Lieblingsbank vor der Orangerie aufſuchte. Ich labte mich an dem feinen Duſte. Mouton, einen läſterlichen Knaſter dampfend und die Hände in den Taſchen, ſchlenderte ohne Gruß an mir vorüber. Er pflegte ſeine Abende außerhalb des Gartens in einer Schenke zu beſchließen. Mouton der Pudel dagegen

empfahl ſich mir heftig wedelnd. Ich bin gewiß, das kluge Thier errieth, daß ich ſeinen Meiſter gern dem Untergang entriſſen hätte, denn Mouton der Menſch ſoff gebranntes Waſſer, was zu berichten ich vergeſſen oder vor der Majeſtät mich geſchämt habe.

Der Knabe kam zurück, weich und glücklich. „Laß mich einmal ſehen, was du zeichneſt und malſt," ſagte ich. „Es liegt ja wohl alles auf der Kammer Moutons." Er willfahrte und brachte mir eine volle Mappe. Ich beſah Blatt um Blatt. Seltſamer Anblick, dieſe Miſchung zweier ungleichen Hände: Moutons freche Würfe von der beſcheidenen Hand des Knaben nachgeſtammelt und — leiſe geadelt! Lange hielt ich einen blauen Bogen, worauf Julian einige von Mouton in verſchiedenen Flügelſtellungen mit Hilfe der Lupe gezeichnete Bienen unglaublich ſorgfältig wiedergegeben. Offenbar hatte der Knabe die Geſtalt des Thierchens liebgewonnen. Wer mir geſagt hätte, daß die Zeichnung eines Bienchens den Knaben tödten würde!

Zu unterſt in der Mappe lag noch ein unförmlicher Fetzen, worauf Mouton etwas geſudelt hatte, was meine Neugierde feſſelte. „Das iſt nicht von mir," ſagte Julian, „es hat ſich angehängt." Ich ſtudirte das Blatt, welches

die wunderliche Parodie einer ovidiſchen Scene enthielt: jener, wo Pentheus rennt, von den Mänaden gejagt, und Bacchus, der grauſame Gott, um den Flüchtenden zu verderben, ein ſenkrechtes Gebirge vor ihm in die Höhe wachſen läßt. Wahrſcheinlich hatte Mouton den Knaben, der zuweilen ſeinen Aufgaben in der Malkammer oblag, die Verſe Ovids mühſelig genug überſetzen hören und daraus ſeinen Stoff geſchöpft. Ein Jüngling, unverkennbar Julian in allen ſeinen Körperformen, welche Moutons Malerauge leichtlich beſſer kannte als der Knabe ſelbſt, ein ſchlanker Renner, floh, den Kopf mit einem Ausdrucke tödtlicher Angſt nach ein paar ihm nachjagenden Geſpenſtern umgewendet. Keine Bacchantinnen, Weiber ohne Alter, verkörperte Vorſtellungen, Aengſtigungen, folternde Gedanken — eines dieſer Scheuſale trug einen langen Jeſuitenhut auf dem geſchorenen Schädel und einen Folianten in der Hand — und erſt die Felswand, wüſt und unerklimmbar, die vor dem Blicke zu wachſen ſchien, wie ein finſteres Schickſal!

Ich ſah den Knaben an. Dieſer betrachtete das Blatt ohne Widerwillen, ohne eine Ahnung ſeiner möglichen Bedeutung. Auch Mouton mochte ſich nicht klar gemacht haben, welches ſchlimme Omen er in genialer

Dumpfheit auf das Blatt hingeträumt hatte. Ich steckte dasselbe unwillkürlich, um es zu verbergen, in die Mitte der Blätterschicht, bevor ich diese in die Mappe schob.

„Julian," begann ich freundlich, „ich beklage mich bei dir, daß du mir Mouton vorgezogen hast, ihn zu deinem Vertrauten machend, während du dich gegen mein Wohlwollen, daß du kennst, in ein unbegreifliches Schweigen verschlossest. Fürchtest du dich, mir dein Unglück zu sagen, weil ich im Stande bin, dasselbe klar zu begrenzen und richtig zu beurtheilen, und du vorziehst, in hoffnungslosem Brüten dich zu verzehren? Das ist nicht muthig."

Julian verzog schmerzlich die Brauen. Aber noch einmal spielte ein Strahl der heute genossenen Seligkeit über sein Antlitz. „Herr Fagon," sagte er halb lächelnd, „eigentlich habe ich meinen Gram nur dem Pudel Mouton erzählt."

Dieses artige Wort, welches ich ihm nicht zugetraut hätte, überraschte mich. Der Knabe deutete meine erstaunte Miene falsch. Er glaubte sich mißredet zu haben. „Fraget mich, Herr Fagon," sagte er, „ich antworte Euch die Wahrheit."

„Du haſt Mühe zu leben?“

„Ja, Herr Fagon.“

„Man hält dich für beſchränkt und du biſt es auch, doch vielleicht anders, als die Leute meinen.“ Das harte Wort war geſprochen.

Der Knabe verſenkte den Blondkopf in die Hände und brach in ſchweigende Thränen aus, welche ich erſt bemerkte, da ſie zwiſchen ſeinen Fingern rannen. Nun war der Bann gebrochen.

„Ich will Euch meine Kümmerniß erzählen, Herr Fagon,“ ſchluchzte er, das Antlitz erhebend.

„Thue das, mein Kind, und ſei gewiß, daß ich dich jetzt, da wir Freunde ſind, vertheidigen werde wie mich ſelbſt. Niemand wird dir künftig etwas anhaben, weder du noch ein Anderer! Du wirſt dich wieder an Luft und Sonne freuen und dein Tagewerk ohne Grauen beginnen.“

Der Knabe glaubte an mich und faßte mit hoffenden Augen Vertrauen. Dann begann er ſein Leid zu erzählen, halb ſchon wie ein vergangenes:

„Einen ſchlimmen Tag habe ich gelebt und die übrigen waren nicht viel beſſer. Es war an einem Herbſttage, daß ich mit Guntram zu ſeinem Ohm, dem

Comtur, nach Compiègne fuhr. Wir wollten uns dort im Schießen üben, für uns beide ein neues Vergnügen und eine Probe unserer Augen.

Wir hatten ein leichtes Zweigespann und Guntram unterhielt mich in einer Staubwolke von seiner Zukunft. Diese könne nur eine militärische sein. Zu Anderem habe er keine Lust. Der Comtur empfing uns weitläufig, aber Guntram hielt nicht Ruhe, bis wir auf Distanz vor der Scheibe standen. Keinen einzigen Schuß brachte er hinein. Denn er war kurzsichtig wie niemand. Er biß sich in die Lippe und regte sich schrecklich auf. Dadurch wurde auch seine Hand unsicher, während ich ins Schwarze traf, weil ich sah und zielte. Der Comtur wurde abgerufen und Guntram schickte den Bedienten nach Wein. Er leerte einige Gläser und seine Hand fing an zu zittern. Mit hervorquellenden Augen und verzerrtem Gesichte schleuderte er seine Pistole auf den Rasen, hob sie dann aber wieder auf, lud sie, lud auch die meinige und verlor sich mit mir in das Dickicht des Parkes.

Auf einer Lichtung hob er die eine und bot mir die andere. „Ich mache ein Ende!“ schrie er verzweifelt. „Ich bin ein Blinder und die taugen nicht ins Feld,

und wenn ich nicht ins Feld tauge, will ich nicht leben! Du begleiteſt mich! Auch du taugſt nicht ins Leben, obwohl du beneidenswerth ſchießeſt, denn du biſt der größte Dummkopf, das Geſpötte der Welt!“ „Und Gott?“ fragte ich. „Ein hübſcher Gott,“ hohnlachte er und zeigte dem Himmel die Fauſt, „der mir Kriegsluſt und Blindheit und dir einen Körper ohne Geiſt gegeben hat!“ Wir rangen, ich entwaffnete ihn und er ſchlug ſich in die Büſche.

Seit jenem Tage war ich ein Unglücklicher, denn Guntram hatte ausgeſprochen, was ich wußte, aber mir ſelbſt verhehlte, ſo gut es gehen wollte. Stets hörte ich das Wort Dummkopf hinter mir flüſtern, auf der Straße wie in der Schule, und meine Ohren ſchärften ſich das grauſame Wort zu vernehmen. Es mag auch ſein, daß meine Mitſchüler, über welche ich ſonſt nicht zu klagen habe, wenn ſie ſich außer dem Bereiche meines Ohres glauben, kürzehalber mich ſo nennen. Sogar das Semmelweib mit den verſchmitzten Runzeln, die Liſette, welche vor dem Collége ihre Waare vertreibt, ſucht mich zu betrügen, oft recht plump, und glaubt es zu dürfen, weil ſie mich einen Dummen nennen hört. Und doch hangt an der Mauer

des Collége Gott der Heiland, der in die Welt gekommen ist, um Gerechtigkeit gegen Alle und Milde gegen die Schwachen zu lehren." Er schwieg und schien nachzudenken.

Dann fuhr er fort: „Ich will mich nicht besser machen, Herr Fagon, als ich bin. Auch ich habe meine bösen Stunden. Doch würde ich bei keinem Spiele Sonne und Schatten ungerecht vertheilen, wie kann denn Gott bei dem irdischen Wettspiel einem Einzelnen Bleigewichte anhängen und ihm dann zurufen: Dort ist das Ziel: lauf mit den Andern! Oft, Herr Fagon, habe ich vor dem Einschlafen die Hände gefaltet und den lieben Gott brünstig angefleht, er möge, was ich eben mühselig erlernt, während des Schlafes in meinem Kopfe wachsen und erstarken lassen, was ja die bloße Natur den Andern gewährt. Ich wachte auf und hatte alles vergessen und die Sonne erschreckte mich.

Vielleicht," flüsterte er scheu, „thue ich dem lieben Gott Unrecht. Er hülfe gern, gütig wie er ist, aber er hat wohl nicht immer die Macht. Wäre das nicht möglich, Herr Fagon? Wurde es dann allzu arg, besuchte mich die Mutter im Traum und sagte mir: „Halt aus, Julian! Es wird noch gut!"

Dieſe unglaublichen Naivetäten und kindiſchen Widerſprüche zwangen mich zu einem Lächeln, welches ein Grinſen ſein mochte. Der Knabe erſchrak über ſich ſelbſt und über mich. Dann ſagte er, als hätte er ſchon zu lange geſprochen, haſtig, nicht ohne einige Bitterkeit, denn die Zuverſicht hatte ihn im Laufe ſeiner Erzählung wieder verlaſſen: „Nun weiß jedermann, daß ich dumm bin, ſelbſt der König, und dieſem hätte ich es ſo gerne verheimlicht“ — Julian mochte auf jenen Marly anſpielen — „einzig meinen Vater ausgenommen, der nicht daran glauben will.“

„Mein Sohn,“ ſagte ich und legte die Hand auf ſeine ſchlanke Schulter, „ich philoſophire nicht mit dir. Willſt du mir aber glauben, ſo trage ich dich durch die Wellen. Wie du biſt, werde ich dich in den Port bringen. Zwar wirſt du trotz deines ſchönen Namens kein Heer und keine Flotte führen, aber du wirſt auch keine Schlacht leichtſinnig verlieren zum Schaden deines Königs und deines Vaterlandes. Dein Name wird nicht wie der deines Vaters in unſern Annalen ſtehen, aber im Buche der Gerechten, denn du kennſt die erſte Seligpreiſung, daß das Himmelreich den Armen im Geiſte gehört.

Merk' auf! Der erſte Punkt iſt: du gehſt ins Feld und kämpfſt in unſern Reihen für den König und das jetzt ſo ſchwer bedrohte Frankreich. Im Kugelregen wirſt du erfahren, ob du leben darfſt. Daß du bald hinein kommſt, dafür ſorge ich. Du bleibſt oder du kehrſt heim mit dem Selbſtvertrauen eines Braven. Ohne Selbſtvertrauen kein Mann! Niemand wird dir leicht ins Angeſicht ſpotten. Dann wirſt du ein einfacher Diener deines Königs und erfüllſt deine Pflicht aufs ſtrengſte, wie es in dir liegt. Du haſt Ehre und Treue, und deren bedarf die Majeſtät. Unter denen, die ſie umgeben, iſt kein Ueberfluß daran. Marſtall, Jagd oder Wache, ein Dienſt wird ſich finden, wie du ihn zu verrichten verſtehſt. Deine Geburt wird dich ſtatt des eigenen Verdienſtes vor Andern begünſtigen: das mache dich demüthig. Die Majeſtät, wenn ſie ſich im Rathe müde gearbeitet hat, liebt es, ein zwangloſes Wort an einen Schweigſamen und unbedingt Getreuen zu richten. Du biſt zu einfach, um dich in eine Intrigue zu miſchen; dafür wird dich keine Intrigue zu Grunde richten. Man wird, wie die Welt iſt, hinter deinem Rücken höhnen und ſpotten, aber du blickſt nicht um. Du wirſt gütig und gerecht ſein mit

deinen Knechten und keinen Tag beendigen ohne eine Wohlthat. Im übrigen: verzichte!"

Der Knabe blickte mich mit gläubigen Augen an. „Das sind Worte des Evangeliums," sagte er.

„Verzichtet nicht jedermann," scherzte ich, „selbst deine Gönnerin, Frau von Maintenon, selbst der König auf einen Schmuck oder eine Provinz? Habe ich, Fagon, nicht ebenfalls verzichtet, vielleicht bitterer als du, wenn auch auf meine eigene Weise? Verwaist, arm, mit einem elenden Körper, der sich gerade in deinen Jahren von Tag zu Tage verwuchs und verbog, habe ich nicht eine strenge Muse gewählt, die Wissenschaft? Glaubst du, ich hatte kein Herz, keine Sinne? Ein zärtliches Herzchen, Julian! — und entsagte ein für allemal dem größten Reiz des Daseins, der Liebe, welche deinem schlanken Wuchse und deinem leeren Blondkopf nur so angeworfen wird!" — Fagon trug, was ihn vielleicht in seiner Jugend schwer bedrängt hatte, mit einem so komischen Pathos vor, daß es den König belustigte und der Marquise schmeichelte.

„Ich begleitete Julian bis an die Pforte und zog ihn mit Mirabellen auf. „Ihr habt rasch gemacht," sagte ich. „Es ist so gekommen," antwortete er unbe-

fangen. Man hat sie mit dem Geiste gequält, sie weinte und da faßte ich ein Vertrauen. Auch gleicht sie meiner Mutter."

Eine Arie aus irgend einer verschollenen Oper meiner Jugendzeit trällernd, die einzige, deren ich mächtig bin, kehrte ich zu meiner Bank vor der Orangerie zurück. Er muß gleich ins Feld, sagte ich mir. Wenig fehlte, ich schlug ihm vor: ohne weiteres eines meiner Rosse zu satteln und stracks an die Grenze zum Heere zu jagen; aber dieser kühne Ungehorsam hätte den Knaben nicht gekleidet. Ueberdies wußte man, daß der Marschall für einmal nur die Grenzen sicherte und die Festungen in Flandern in Stand setzte, um vor einer entscheidenden Schlacht nach Versailles zurückzukehren und die endgültigen Befehle deiner Majestät zu empfangen. Dann wollte ich ihn fassen.

Als ich, die liegengebliebene Mappe noch einmal öffnend, den Inhalt zurechtschüttelte, da, siehe! lag der Pentheus mit der grausigen Felswand obenauf, den ich geschworen hätte in die Mitte der Blätter geschoben zu haben . . . .

Wenig später begab es sich, daß Mouton der Pudel, in dem Gedränge der Rue Saint-Honoré seinen Herrn

ſuchend, verkarrt wurde. Er ſchläft in deinem Garten, Majeſtät, wo ihn Mouton der Menſch unter einer Catalpa beerdigte und mit ſeinem Taſchenmeſſer in die Rinde des Baumes ſchnitt: „II Moutons".

Und wirklich lag er bald neben ſeinem Pudel. Es war Zeit. Der Trunk hatte ihn unterhöhlt und ſein Verſtand begann zu ſchwanken. Ich beobachtete ihn mitunter aus meinem Bibliothekfenſter, wie er in ſeiner Kammer vor der Staffelei ſaß und nicht nur vernehmlich mit dem Geiſte ſeines Pudels plauderte, ſondern auch mit hündiſcher Miene gähnte oder ſchnellen Maules nach Fliegen ſchnappte, ganz in der Art ſeines abgeſchiedenen Freundes. Eine Waſſerſucht zog ihn danieder. Es ging raſch und als ich eines Tages an ſein Lager trat, in der Hand einen Löffel voll Medizin, drehte er ſeinem Wohlthäter mit einem unausſprechlichen Worte den Rücken, kehrte das Geſicht gegen die Wand und war fertig.

Es begab ſich ferner, daß der Marſchall aus dem Felde nach Verſailles zurückkehrte. Da ſein Aufenthalt kein langer ſein konnte, ergriff ich den Augenblick. Ich war entſchloſſen, Julian an der Hand vor ihn zu treten und ihm die ganze Wahrheit zu ſagen.

Ich fuhr bei den Jesuiten vor. In der Nähe der Hauptpforte hielt das von den Dienern kaum gebändigte feurige Viergespann des Marschalls, Julian erwartend, um den Knaben rasch nach Versailles zu bringen. Das Thor des Jesuitenhauses öffnete sich und Julian wankte heraus, in welchem Zustande! Das Haupt vorfallend, der Rücken gebrochen, die Gestalt geknickt, auf unsichern Füßen, mit erloschenem Blick, während die Augen Victor Argensons, welcher den Freund führte, loderten wie Fackeln. Die verblüfften Diener in ihren reichen Livreen beeiferten sich, ihren jungen Herrn rasch und behutsam in den Wagen zu heben. Ich sprang aus dem meinigen, den Knaben von einer tückischen Seuche ergriffen glaubend.

„Um Gottes willen, Julian," schrie ich, „was ist mit dir?" Keine Antwort. Der Knabe starrte mich mit abwesendem Geiste an. Ich weiß nicht, ob er mich kannte. Ich begriff, daß der sonst schon Verschlossene jetzt nicht reden werde, und da überdies der Stallmeister drängte: „Hinein, Herr, oder zurück!" denn die ungeduldigen Rosse bäumten sich, so ließ ich das Kind fahren, mir versprechend, ihm bald nach Versailles zu folgen. Schon hatte sich um die aufregende Scene vor dem Jesuitenhause ein Zusammenlauf gebildet, dessen Neu-

gierde ich zu entrinnen wünſchte, und Victor erblickend, welcher mit leidenſchaftlicher Geberde dem im Sturm davongetragenen Geſpielen nachrief: „Muth, Julian! Ich werde dich rächen!“ ſtieß ich den Knaben vor mich in meinen Wagen und ſtieg ihm nach. „Wohin, Herr?“ fragte mein Kutſcher. Bevor ich antwortete, ſchrie das geiſtesgegenwärtige Kind: „Ins Kloſter Faubourg Saint-Antoine!“

In dem genannten Kloſter hat ſich, wie Ihr wiſſet, Sire, Euer Ideal von Polizeiminiſter einen ſtillen Winkel eingerichtet, wo er nicht überlaufen wird und heimlich für die öffentliche Sicherheit von Paris ſorgen kann. „Victor,“ fragte ich durch das Geräuſch der Räder, „was iſt? was hat ſich begeben?“

„Ein rieſiges Unrecht!“ wüthete der Knabe. „Père Tellier, der Wolf, hat Julian mit Riemen gezüchtigt und er iſt unſchuldig! Ich bin der Anſtifter! Ich bin der Thäter! Aber ich will dem Julian Gerechtigkeit verſchaffen, ich fordere den Pater auf Piſtolen!“ Dieſe Abſurdität, mit dem Geſtändniſſe Victors, das Unglück verſchuldet zu haben, brachte mich dergeſtalt auf, daß ich ihm ohne weiteres eine ſalzige Ohrfeige zog. „Sehr gut!“ ſagte er. „Kutſcher, du ſchleichſt wie eine Schnecke!“

Er ſteckte ihm ſein volles Beutelchen zu. „Raſch! peitſche! jage! Herr Fagon, ſeid gewiß, der Vater wird dem Julian Gerechtigkeit verſchaffen! O, er kennt die Jeſuiten, dieſe Schurken, dieſe Schufte, und ihre ſchmutzige Wäſche! Ihn aber fürchten ſie wie den Teufel!“ Ich hielt es für unnöthig, das raſende Kind weiter zu fragen, da er ja ſeine Beichte vor dem Vater ablegen würde, und die fliegenden Roſſe ſchon das ſchlechte Pflaſter der Vorſtadt mit ihren Hufen ſchlugen, daß die Funken ſprützten. Wir waren angelangt und wurden ſogleich vorgelaſſen.

Argenſon blätterte in einem Aktenſtoß. „Wir überfallen, Argenſon!“ entſchuldigte ich.

„Nicht, nicht, Fagon,“ antwortete er mir die Hand ſchüttelnd und rückte mir einen Stuhl. „Was iſt denn mit dem Jungen? Er glüht ja wie ein Ofen.“ „Vater —“ „Halt das Maul! Herr Fagon redet.“

„Argenſon,“ begann ich, „ein ſchwerer Unfall, vielleicht ein großes Unglück hat ſich zugetragen. Julian Boufflers“ — ich blickte den Miniſter fragend an — „Weiß von dem armen Knaben,“ ſagte er — „wurde bei den Jeſuiten geſchlagen und der Knabe fuhr nach Verſailles in einem Zuſtande, der, wenn ich richtig ſah,

der Anfang einer gefährlichen Krankheit ist. Victor kennt den Hergang."

„Erzähle!" gebot der Vater. „Klar, ruhig, umständlich. Auch der kleinste Punkt ist wichtig. Und lüge nicht!"

„Lügen?" rief der empörte Knabe, „werde ich da lügen, wo nur die Wahrheit hilft? Diese Schufte, die Jesuiten —"

„Die Thatsachen!" befahl der Minister mit einer Rhadamanthysmiene. Victor nahm sich zusammen und erzählte mit erstaunlicher Klarheit.

„Es war vor der Rhetorik des Père Amiel und wir steckten die Köpfe zusammen, welchen Possen wir dem Nasigen spielen würden. „Etwas Neues!" rief man von allen Seiten, „etwas noch nicht Dagewesenes! eine Erfindung!" Da fiel uns ein —"

„Da fiel mir ein," verbesserte der Vater.

„— mir ein, Julian, der so hübsch zeichnet, zu bitten, uns etwas mit der Kreide an die schwarze Tafel zu malen. Ich legte ihm, der auf seiner Bank über den Büchern saß, eine Lektion einlernend — er lernt so unglaublich schwer — den Arm um den Hals. „Zeichne uns etwas!" schmeichelte ich. „Ein Rhinoceros!" Er schüttelte den Kopf. „Ich merke," sagte

er, „ihr wollt damit nur den guten Pater ärgern, und da thue ich nicht mit. Es iſt eine Grauſamkeit. Ich zeichne euch keine Naſe!“

„Aber einen Schnabel, eine Schleiereule, du machſt die Eulen ſo komiſch!“

„Auch keinen Schnabel, Victor.“

Da ſann ich ein wenig und hatte einen Einfall.“ Der Miniſter runzelte ſeine pechſchwarze Braue. Victor fuhr mit dem Muthe der Verzweiflung fort: „„Zeichne uns ein Bienchen, Julian,“ ſagte ich, „du kannſt das ſo allerliebſt!“ „Warum nicht?“ antwortete er dienſtfertig und zeichnete mit ſorgfältigen Zügen ein nettes Bienchen auf die Tafel.

„Schreibe etwas bei!“

„Nun ja, wenn du willſt,“ ſagte er und ſchrieb mit der Kreide: „abeille.“

„Ach, du haſt doch gar keine Einbildungskraft, Julian! Das lautet trocken.“

„Wie ſoll ich denn ſchreiben, Victor?“

„Wenigſtens das Honigthierchen, bête à miel.““

Der Miniſter begriff ſofort das alberne Wortſpiel: bête à miel und bête Amiel. „Da haſt du etwas dafür!“ rief er empört und gab dem Erfinder des

Calembourgs eine Ohrfeige, gegen welche die meinige eine Liebkoſung geweſen war.

„Sehr gut!“ ſagte der Knabe, dem das Ohr blutete.

„Weiter! und mach' es kurz!“ befahl der Vater, „damit du mir aus den Augen kommſt!“

„— In dieſem Augenblick trat Père Amiel ein, ſchritt auf und nieder, beſchnüffelte die Tafel, verſtand und that dergleichen, der Schäker, als ob er nicht verſtünde. Aber: „Bête Amiel! dummer Amiel!“ ſcholl es erſt vereinzelt, dann aus mehreren Bänken, dann vollſtimmig, „bête Amiel! dummer Amiel!“

Da — Schrecken — wurde die Thür aufgeriſſen. Es war der reißende Wolf, der Père Tellier. Er hatte durch die Corridore ſpionirt und zeigte jetzt ſeine teufliſche Fratze.

„Wer hat das gezeichnet?“

„Ich,“ antwortete Julian feſt. Er hatte ſich die Ohren verhalten, im Lernen ſeiner Lektion fortfahrend, und verſtand und begriff, wie er ja überhaupt ſo ſchwer begreift, nichts von nichts.

„Wer hat das geſchrieben?“

„Ich,“ ſagte Julian.

Der Wolf that einen Sprung gegen ihn, riß den Ver-

blüfften empor, preßte ihn an ſich, ergriff einen Bücherriemen und —" Dem Erzählenden verſagte das Wort.

„Und du haſt geſchwiegen, elende Memme?" donnerte der Miniſter. „Ich verachte dich! Du biſt ein Lump!"

„Geſchrieen habe ich wie einer, den ſie morden," rief der Knabe, „ich war es! ich! ich!" Auch Père Amiel hat ſich an den Wolf geklammert, die Unſchuld Julians betheuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jeſuiten fürchten und achten. Den Marſchall aber haſſen ſie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Meſſer" — der Knabe langte in die Taſche — „zwiſchen die Rippen ſtoßen, wenn er nicht —"

Der geſtrenge Vater ergriff ihn am Kragen, ſchleppte ihn gegen die Thüre, öffnete ſie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächſten Augenblicke ſchon wurde draußen mit Fäuſten gehämmert und der Knabe ſchrie: „Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und ſage ihm: Du biſt ein Ungeheuer!"

„Im Grunde, Fagon," wendete ſich der Miniſter kaltblütig gegen mich, ohne ſich an das Gepolter zu keh-

ren, „hat der Junge Recht: wir Beide ſuchen den Pater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten ſie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nöthigen ihn mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, ſogleich, und in unſrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu thun.“ Er blickte nach einer Stockuhr. „Halb zwölf. Père Tellier hält ſeine Bauerzeiten feſt. Er ſpeiſt Punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käſe. Wir finden ihn.“

Argenſon zog mich mit ſich fort. Wir ſtiegen ein und rollten.

„Ich kenne den Knaben,“ wiederholte der Miniſter. „Nur eines iſt mir in ſeiner Geſchichte unklar. Es iſt Thatſache, daß die Väter damit anfingen, ihn zu hätſcheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben ſich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie ſie beſchaffen ſind, das Kind haſſen, ſeit der Marſchall das Mißgeſchick hatte, ſie zu entlarven. Aber warum ſie, denen der Marſchall gleichgültig war, einen Vortheil darin fanden, das Kind zuerſt über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünſtigen, das entgeht mir.“

„Hm," machte ich.

„Und gerade das muß ich wissen, Fagon."

„Nun denn, Argenson," begann ich mein Bekenntniß — auch Dir, Majestät, lege ich es ab, denn Dich zumeist habe ich beleidigt — „da ich Julian bei den Vätern um jeden Preis warm betten wollte und ihm keine durchschlagende Empfehlung wußte — man plaudert ja zuweilen ein bischen und so erzählte ich den Vätern Rapin und Bouhours, die ich in einer Damengesellschaft fand, Julians Mutter sei Dir, dem Könige, eine angenehme Erscheinung gewesen. Die reine Wahrheit. Kein Wort darüber hinaus, bei meiner Ehre, Argenson!" Dieser verzog das Gesicht.

Du, Majestät, zeigest mir ein finsteres und ungnädiges. Aber, Sire, trage ich die Schuld, wenn die Einbildungskraft der Väter Jesuiten das Reinste ins Zweideutige umarbeitet?

„Als sie dann," fuhr ich fort, „den Marschall zu hassen und sich für ihn zu interessiren begannen, lauschten und forschten sie nach ihrer Weise, erfuhren aber nichts, als daß Julians Mutter das reinste Geschöpf der Erde war, bevor sie der Engel wurde, der jetzt über die Erde lächelt. Leider kamen die Väter zur Ueber-

zeugung ihres Irrthums gerade, da das Kind desſelben am meiſten bedurft hätte.“ Argenſon nickte.“ —

„Fagon,“ ſagte der König faſt ſtrenge, „das war deine dritte und größte Freiheit. Spielteſt du ſo leichtſinnig mit meinem Namen und dem Rufe eines von dir angebeteten Weibes, hätteſt du mir wenigſtens dieſen Frevel verſchweigen ſollen, ſelbſt wenn deine Geſchichte dadurch unverſtändlicher geworden wäre. Und ſage mir, Fagon: haſt du da nicht nach dem verrufenen Satze gehandelt, daß der Zweck die Mittel heilige? Biſt du in den Orden getreten?“

„Wir alle ſind es ein bischen, Majeſtät,“ lächelte Fagon und fuhr fort:

„Mitte Weges begegneten wir dem Père Amiel, der wie ein Unglücklicher umherirrte und, meinen Wagen erkennend, ſich ſo verzweifelt geberdete, daß ich halten ließ. Am Kutſchenſchlage entwickelte er ſeine närriſche Mimik und war im Augenblicke von einem Kreiſe toll lachender Gaſſenjungen umgeben. Ich hieß ihn einſteigen.

„Der Mutter Gottes ſei gedankt, daß ich Euch finde, Herr Fagon! Dem Julian, welchen Ihr beſchützet, iſt ein Leid geſchehen, und unſchuldig iſt er, wie der zerſchmetterte kleine Aſtyanax!“ deklamirte der Naſige.

„Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!“ Père Amiel schöpfte Athem. „Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Thurm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —“

„Wenn Ihr Euch nur jetzt nicht verkriechet, Professor,“ unterbrach ihn der Minister, „jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugniß abzulegen! Habt Ihr den Muth?“

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Professhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Victor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. „Ich gehe mit!“ trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson be-

deutete den Pater und den Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieser unmuthig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armſelige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieſelbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falſchen Lächeln in den ungeſchlachten und wilden Zügen. „Womit diene ich meinen Herrn?“ fragte er ſüßlich grinſend.

„Hochwürden,“ antwortete Argenſon und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, „ein Leben ſteht auf dem Spiel. Wir müſſen eilen es zu retten. Heute wurde der junge Vouſſlers im Collegium irrthümlich gezüchtigt. Irrthümlich. Ein durchtriebener Range hat den beſchränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und ſchreiben laſſen, das ſich zu einer albernen Verſpottung des Père Amiel geſtaltete, ohne daß Julian Vouſſlers die leiſeſte Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es iſt leicht zu beweiſen, daß er der einzige ſeiner Klaſſe war, der ſolche Poſſen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in ſeinem Blondkopfe erſonnen, dann wäre die Züchtigung eine zweifellos verdiente geweſen. So aber iſt ſie eine fürchter-

liche Ungerechtigkeit, die nicht ſchnell und nicht voll genug geſühnt werden kann. Dazu kommt noch etwas unendlich Schweres. Der mißverſtändlich Gezüchtigte, ein Kind an Geiſt, hat die Seele eines Mannes. Man glaubte einen Jungen zu ſtrafen und hat einen Edelmann mißhandelt."

„Ei, ei," erſtaunte der Pater, „was Excellenz nicht alles ſagen! Kann eine einfache Sache ſo verdreht werden? Ich gehe durch die Corridore. Das iſt meine Pflicht. Ich höre Lärm in der Rhetorik. Père Amiel iſt ein Gelehrter, der den Orden ziert, aber er weiß ſich nicht in Reſpekt zu ſetzen. Unſre Väter lieben es nicht, körperlich zu züchtigen, aber das konnte nicht länger gehn, ein Exempel mußte ſtatuirt werden. Ich trete ein. Eine Sottiſe ſteht auf der Tafel. Ich unterſuche. Bouſſlers bekennt. Das Uebrige verſtand ſich.

Unbegabt? beſchränkt? Im Gegentheil, durchtrieben iſt er, ein Duckmäuſer. Stille Waſſer ſind tief. Was ihm mangelt, iſt die Aufrichtigkeit, er iſt ein Heuchler und Gleißner. Hat's geſchmerzt? O die zarte Haut! Ein Herrenſöhnchen, wie? Thut mir leid, wir Väter Jeſu kennen kein Anſehn der Perſon. Auch hat uns der Marſchall ſelbſt gebeten, ſein Kind nicht zu verziehn. Ich war älter als jener, da ich meine letzten und beſten

Streiche erhielt, im Seminar, vierzig weniger einen wie Sankt Paulus, der auch ein Edelmann war. Bin ich draufgegangen? Ich rieb mir die Stelle, mit Züchten geredet, und mir war wohler als zuvor. Und ich war unschuldig, von der Unschuld dieses Verstockten aber überzeugt mich niemand!"

„Vielleicht doch, Hochwürden!" sagte Argenson und rief die zwei Harrenden herein.

„Victor," redte der Jesuit den eintretenden Knaben an, „du hast es nicht gethan! Für dich stehe ich. Du bist ein gutartiges Kind. Ein Dummkopf wärest du, dich für schuldig zu erklären, den niemand anklagt!"

Victor, der in trotzigster Haltung nahte, schaute dem Unhold tapfer ins Gesicht, aber der Muth sank ihm. Sein Herz erbebte vor der wachsenden Wildheit dieser Züge und den funkelnden Wolfsaugen.

Er machte rasch. „Ich habe den Julian verleitet, der nichts davon verstand," sagte er. „Das schrie ich Euch in die Ohren, aber Ihr wolltet nicht hören, weil Ihr ein Bösewicht seid!"

„Genug!" befahl Argenson und wies ihm die Thüre Er ging nicht ungern. Er begann sich zu fürchten.

„Père Amiel," wandte sich der Minister gegen

dieſen, „Hand aufs Herz, konnte Julian das Wortſpiel erfinden?“

Der Pater zauderte, mit einem bangen Blick auf den Rektor. „Muth, Pater,“ flüſterte ich, „Ihr ſeid ein Ehrenmann!“

„Unmöglich, Excellenz, wenn nicht Achill eine Memme und Therſites ein Held war!“ betheuerte Père Amiel, ſich mit ſeiner Rhetorik ermuthigend. „Julian iſt ſchuldlos wie der Heiland!“

Das erdfarbene Geſicht des Rektors verzerrte ſich vor Wuth. Er war gewohnt, im Collegium blinden Gehorſam zu finden und ertrug nicht den geringſten Widerſpruch.

„Wollt Ihr kritiſiren, Bruder?“ ſchäumte er. „Kritiſirt zuerſt Euer tolles Fratzenſpiel, das Euch dem Dümmſten zum Spotte macht! Ich habe den Knaben gerecht behandelt!“

Dieſe Herabwürdigung ſeiner Mimik brachte den Pater gänzlich außer ſich und ließ ihn für einen Augenblick alle Furcht vergeſſen. „Gerecht?“ jammerte er. „Daß Gott erbarm'! Wie oft hab' ich Euch gebeten, dem Unvermögen des Knaben Rechnung zu tragen und ihn nicht zu zerſtören! Wer antwortete mir: „Meinethalben gehe er drauf!“ wer hat das geſprochen?“

„Mentiris impudenter!“ heulte der Wolf.

„Mentiris impudentissime, pater reverende!“ überschrie ihn der Nasige, an allen Gliedern zitternd.

„Mir aus den Augen!“ herrschte der Rektor, mit dem Finger nach der Thüre weisend, und der kleine Pater rettete sich, so geschwind er konnte.

Da wir wieder zu Dreien waren, „Hochwürden,“ sprach der Minister ernst, „es wurde der Vorwurf gegen Euch erhoben, den Knaben zu hassen. Eine schwere Anklage! Widerlegt und beschämt dieselbe, indem Ihr mit uns geht und Julian Abbitte thut. Niemand wird dabei zugegen sein, als wir Zwei.“ Er deutete auf mich. „Das genügt. Dieser Herr ist der Leibarzt des Königs und um die Gesundheit des Knaben in schwerer Sorge. Ihr entfärbet Euch? Laßt es Euch kosten und bedenket: Der, dessen Namen Ihr traget, gebietet, die Sonne nicht über einem Zorne untergehen zu lassen, wieviel weniger über einer Ungerechtigkeit!“

Ein Unrecht bekennen und sühnen! Der Jesuit knirschte vor Ingrimm.

„Was habe ich mit dem Nazarener zu schaffen?“ lästerte er, in verwundetem Stolze sich aufbäumend, und der Häßliche schien gegen die Decke zu wachsen wie ein

Dämon. „Ich bin der Kirche! Nein, des Ordens! . . Und was habe ich mit dem Knaben zu ſchaffen? Nicht ihn haſſe ich, ſondern ſeinen Vater, der uns verleumdet hat! verleumdet! ſchändlich verleumdet!“

„Nicht der Marſchall,“ ſagte ich verdutzt, „ſondern mein Laboratorium hat die Väter — verleumdet.“

„Fälſchung! Fälſchung!“ tobte der Rektor. „Jene Briefe wurden nie geſchrieben! Ein teufliſcher Betrüger hat ſie untergeſchoben!“ und er warf mir einen mörderiſchen Blick zu.

Ich war betroffen, ich geſtehe es, über dieſe Macht und Gewalt: Thatſachen zu vernichten, Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verwandeln.

Père Tellier rieb ſich die eiſerne Stirn. Dann veränderte er das Geſicht und beugte ſich vor dem Miniſter halb kriechend, halb ſpöttiſch: „Excellenz, ich bin Euer gehorſamer Diener, aber Ihr begreift: ich kann die Geſellſchaft nicht ſo tief erniedrigen, einem Knaben Abbitte zu leiſten.“

Argenſon wechſelte den Ton nicht minder gewandt. Er ſtellte ſich neben Tellier mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung in den Mundwinkeln. Der Vater bot das Ohr.

„Seid Ihr gewiß," wisperte der Minister, „daß Ihr den Sohn des Marschalls gezeißelt habt, und nicht das edelste Blut Frankreichs?"

Der Pater zuckte zusammen. „Es ist nichts daran," wisperte er zurück. „Ihr narrt mich, Argenson."

„Ich habe keine Gewißheit. In solchen Dingen giebt es keine. Aber die bloße Möglichkeit würde Euch als — Ihr wißt, was ich meine und wozu Ihr vorgeschlagen seid — unmöglich machen."

Ich glaubte zu sehen, Sire, wie Hochmuth und Ehrgeiz sich in den düstern Zügen Eures Beichtvaters bekämpften, aber ich konnte den Sieger nicht errathen.

„Ich denke, ich gehe mit den Herren," sagte Père Tellier.

„Kommt, Pater!" drängte der Minister und streckte die Hand gegen ihn aus.

„Aber ich muß die Soutane wechseln. Ihr seht, diese ist geflickt, und ich könnte in Versailles der Majestät begegnen." Er öffnete ein Nebenzimmer.

Argenson blickte ihm über die Schulter und sah in einen niedern Verschlag mit einem nackten Schragen und einem wurmstichigen Schreine.

„Mit Vergunst, Herren," lispelte der Jesuit schämig.

„ich habe mich noch nie vor weltlichen Augen umgekleidet."

Argenson faßte ihn an der Soutane. „Ihr haltet Wort?"

Père Tellier streckte drei schmutzige Finger gegen etwas Heiliges, das im Dunkel einer Ecke klebte, entschlüpfte und schloß die Thür bis auf eine kleine Spalte, welche Argenson mit der Fußspitze offen hielt.

Wir hörten den Schrank öffnen und schließen. Zwei stille Minuten verstrichen. Argenson stieß die Thüre auf. Weg war Père Tellier. Hatte er der Einflüsterung Argensons nicht geglaubt und nur die Gelegenheit ergriffen, aus unserer Gegenwart zu entrinnen? Oder hatte er sie geglaubt, der eine Dämon seines Ordens aber den andern, der Stolz den Ehrgeiz überwältigt? Wer blickt in den Abgrund dieser finstern Seele?

„Meineidiger!" fluchte der Minister, öffnete den Schrein, erblickte eine Treppe und stürzte sich hinab. Ich stolperte und fiel mit meiner Krücke nach. Unten standen wir vor den höchlich erstaunten Mienen eines vornehmen Novizen mit den feinsten Manieren, welcher auf unsere Frage nach dem Pater bescheiden erwiderte,

seines Wissens sei derselbe vor einer Viertelstunde in Geschäften nach Rouen verreist.

Argenson gab jede Verfolgung auf. „Eher schleppte ich den Cerberus aus der Hölle, als dieses Ungeheuer nach Versailles! . . . Ueberdies, wo ihn finden in den hundert Schlupfwinkeln der Gesellschaft? Ich gehe. Schickt nach frischen Pferden, Fagon, und eilet nach Versailles. Erzählt alles der Majestät. Sie wird Julian die Hand geben und zu ihm sprechen: Der König achtet dich, dir geschah zu viel! und der Knabe ist ungegeißelt.“ Ich gab ihm Recht. Das war das Beste, das einzig gründlich Heilsame, wenn es nicht zu spät kam.“

Fagon betrachtete den König unter seinen buschigen greisen Brauen hervor, welchen Eindruck auf diesen die ihm entgegengehaltene Larve seines Beichtigers gemacht hätte. Nicht daß er sich schmeichelte, Ludwig werde seine Wahl widerrufen. Warnen aber hatte er den König wollen vor diesem Feinde der Menschheit, der mit seinen Dämonenflügeln das Ende einer glänzenden Regierung verschatten sollte. Allein Fagon las in den Zügen des Allerchristlichsten nichts als ein natürliches Mitleid mit dem Loose des Sohnes einer Frau, die dem Gebieter flüchtig gefallen hatte, und das Behagen

an einer Erzählung, deren Wege wie die eines Gartens in einen und denſelben Mittelpunkt zuſammenliefen: der König, immer wieder der König!

„Weiter, Jagon,“ bat die Majeſtät, und dieſer gehorchte, gereizt und in verſchärfter Laune.

„Da die Pferde vor einer Viertelſtunde nicht anlangen konnten, trat ich bei einem dem Proſeßhauſe gegenüber wohnenden Bader, meinem Klienten, ein und beſtellte ein laues Bad, denn ich war angegriffen. Während das Waſſer meine Lebensgeiſter erfriſchte, machte ich mir die herbſten Vorwürfe, den mir anvertrauten Knaben vernachläſſigt und ſeine Befreiung verſchoben zu haben. Nach einer Weile ſtörte mich durch die dünne Wand ein unmäßiges Geplauder. Zwei Mädchen aus dem untern Bürgerſtande badeten nebenan. „Ich bin ſo unglücklich!“ ſchwatzte die eine und kramte ein dummes Liebesgeſchichtchen aus, „ſo unglücklich!“ Eine Minute ſpäter kicherten ſie zuſammen. Während ich meine Läſſigkeit verklagte und eine centnerſchwere Laſt auf dem Gewiſſen trug, ſchäkerten und beſpritzten ſich neben mir zwei leichtfertige Nymphen.

In Verſailles —“

König Ludwig wendete ſich jetzt gegen Dubois, den

Kammerdiener der Marquiſe, der, leiſe eingetreten, flüſterte: „Die Tafel der Majeſtät iſt gedeckt.“ „Du ſtörſt, Dubois,“ ſagte der König, und der alte Diener zog ſich zurück mit einem leiſen Ausdrucke des Erſtaunens in den geſchulten Mienen, denn der König war die Pünktlichkeit ſelber.

„In Verſailles,“ wiederholte Fagon, „fand ich den Marſchall tafelnd mit einigen ſeiner Standesgenoſſen. Da war Villars, jeder Zoll ein Prahler, ein Held, wie man behauptet und ich nicht verneine, und der unverſchämteſte Bettler, wie du ihn kennſt, Majeſtät; da war Villeroy, der Schlachtenverlierer, der nichtigſte der Sterblichen, der von den Abfällen deiner Gnade lebt, mit ſeinem unzerſtörlichen Dünkel und ſeinen großartigen Manieren; Grammont mit dem vornehmen Kopfe, der mich geſtern in deinem Saale, Majeſtät, und an deinen Spieltiſchen mit gezeichneten Karten betrogen hat, und Lauzun, der unter ſeiner ſanften Miene gründlich Verbitterte und Verhaßte. Vergieb, ich ſah deine Höflinge verzerrt im grellen Lichte meiner Herzensangſt. Auch die Gräfin Mimeure war geladen und Mirabelle, die neben Villeroy ſaß, welcher dem armen Kinde mit ſeinen ſiebzigjährigen Geckereien angſt und bange machte.

Julian war von seinem Vater zur Tafel befohlen und bleich wie der Tod. Ich sah, wie ihn der Frost schüttelte und betrachtete unverwandt das Opfer mit heiliger Scheu.

Das Gespräch — giebt es beschleunigende Dämonen, die den Steigenden stürmisch emporheben und den Gleitenden mit grausamen Füßen in die Tiefe stoßen? — das Gespräch wurde über die Disciplinarstrafen im Heere geführt. Man war verschiedener Meinung. Es wurde gestritten, ob überhaupt körperlich gezüchtigt werden solle, und wenn ja, mit welchem Gegenstande, mit Stock, Riemen oder flacher Klinge. Der Marschall, menschlich wie er ist, entschied sich gegen jede körperliche Strafe, außer bei unbedingt entehrenden Vergehen, und Grammont, der falsche Spieler, stimmte ihm bei, da die Ehre, wie Boileau sage, eine Insel mit schroffen Borden sei, welche, einmal verlassen, nicht mehr erklommen werden könne. Villars geberdete sich, wenn ich es sagen soll, wie ein Halbnarr und erzählte, einer seiner Grenadiere habe, wahrscheinlich ungerechterweise gezüchtigt, sich mit einem Schusse entleibt, und er — Marschall Villars — habe in den Tagesbefehl gesetzt: Lasleur hätte Ehre besessen auf seine Weise. Das Gespräch kreuzte sich. Der Knabe folgte

ihm mit irren Augen. „Schläge," „Ehre," „Ehre." „Strenge" scholl es hin- und herüber. Ich flüsterte dem Marschall ins Ohr: „Julian ist leidend, er soll zu Bette." „Julian darf sich nicht verwöhnen," erwiderte er. „Der Knabe wird sich zusammennehmen. Auch wird die Tafel gleich aufgehoben." Jetzt wendete sich der galante Villeroy gegen seine schüchterne Nachbarin. „Gnädiges Fräulein," näselte er und spreizte sich, „sprecht und wir werden ein Orakel vernehmen!" Mirabelle, schon auf Kohlen sitzend, überdies geängstigt durch das entsetzliche Aussehen Julians, verfiel natürlich in ihre Gewöhnung und antwortete: „Körperliche Gewaltthat erträgt kein Unterthan des stolzesten der Könige: ein so Gebrandmarkter lebt nicht länger!" Villeroy klatschte Beifall und küßte ihr den Nagel des kleinen Fingers. Ich erhob mich, faßte Julian und riß ihn weg. Dieser Aufbruch blieb fast unbemerkt. Der Marschall mag denselben bei seinen Gästen entschuldigt haben.

Während ich den Knaben entkleidete — er selbst kam nicht mehr damit zustande — sagte er: „Herr Jagen, mir ist wunderlich zu Muthe. Meine Sinne verwirren sich. Ich sehe Gestalten. Ich bin wohl krank. Wenn ich stürbe —" er lächelte. „Wisset Ihr, Herr

Fagon, was heute bei den Jesuiten geschehen ist? Lasset meinen Vater nichts davon wissen! nie! nie! Es würde ihn tödten!" Ich versprach es ihm und hielt Wort, obgleich es mich kostete. Noch zur Stunde ahnt der Marschall nichts davon.

Den Kopf schon im Kissen, bot mir Julian die glühende Hand. „Ich danke Euch, Herr Fagon . . . für alles . . . Ich bin nicht undankbar, wie Mouton."

Deine Majestät zu bemühen, war jetzt überflüssig. In der nächsten Viertelstunde schon redete Julian irre. Prozeß und Urtheil lagen in den Händen der Natur. Die Fieber wurden heftig, der Puls jagte. Ich ließ mir ein Feldbett in der geräumigen Kammer aufschlagen und blieb auf dem Posten. In das anstoßende Zimmer hatte der Marschall seine Mappen und Karten tragen lassen. Er verließ seinen Arbeitstisch stündlich, um nach dem Knaben zu sehen, welcher ihn nicht erkannte. Ich warf ihm feindselige Blicke zu. „Fagon, was hast du gegen mich?" fragte er. Ich mochte ihm nur nicht antworten.

Der Knabe phantasierte viel, aber im Bereiche seines lodernden Blickes schwebten nur freundliche und aus dem Leben entschwundene Gestalten. Mouton erschien und

auch Minton der Pudel ſprang auf das Bette. Am dritten Tage ſaß die Mutter neben Julian.

Drei Beſuche hat er erhalten. Victor kratzte an die Thüre und brach, von mir eingelaſſen, in ein ſo erſchütterndes Wehgeſchrei aus, daß ich ihn wegſchaffen mußte. Dann klopfte der Finger Mirabellens. Sie trat an das Lager Julians, der eben in einem unruhigen Halbſchlummer lag, und betrachtete ihn. Sie weinte wenig, ſondern drückte ihm einen brünſtigen Kuß auf den dürren Mund. Julian fühlte weder den Freund noch die Geliebte.

Unverſehens meldete ſich auch Père Amiel, den ich nicht abwies. Da ihn der Kranke mit fremden Augen anſtarrte, ſprang er poſſierlich vor dem Bette herum und rief: „Kennſt du mich nicht mehr, Julian, deinen Père Amiel, den kleinen Amiel, den Naſen-Amiel? Sage mir nur mit einem Wörtchen, daß du mich lieb haſt!“ Der Knabe blieb gleichgültig. Giebt es elyſiſche Gefilde, denke ich dort den Père zu finden, ohne langen Hut, mit proportionirter Naſe, und Hand in Hand mit ihm einen Gang durch die himmliſchen Gärten zu thun.

Am vierten Abende ging der Puls raſend. Ein Ge-

hirnſchlag konnte jeden Augenblick eintreten. Ich trat hinüber zum Marſchall.

„Wie ſteht es?“

„Schlecht.“

„Wird Julian leben?“

„Nein. Sein Gehirn iſt erſchöpft. Der Knabe hat ſich überarbeitet.“

„Das wundert mich,“ ſagte der Marſchall, „ich wußte das nicht.“ In der That, ich glaube, daß er es nicht wußte. Meine Langmuth war zu Ende. Ich ſagte ihm ſchonungslos die Wahrheit und warf ihm vor, ſein Kind vernachläſſigt und zu deſſen Tode geholfen zu haben. Das Golgatha bei den Jeſuiten verſchwieg ich. Der Marſchall hörte mich ſchweigend an, den Kopf nach ſeiner Art etwas auf die rechte Seite geneigt. Seine Wimper zuckte und ich ſah eine Thräne. Endlich erkannte er ſein Unrecht. Er faßte ſich mit der Selbſtbeherrſchung des Kriegers und trat in das Krankenzimmer.

Der Vater ſetzte ſich neben ſeinen Knaben, der jetzt unter dem Druck entſetzlicher Träume lag. „Ich will ihm wenigſtens,“ murmelte der Marſchall, „das Sterben erleichtern, was an mir liegt. „Julian!“ ſprach er in ſeiner beſtimmten Art. Das Kind erkannte ihn.

„Julian, du mußt mir ſchon das Opfer bringen, deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluſte erlitten, und auch der Jüngſte muß jetzt ſeine Pflicht thun.“ Dieſe Rede verdoppelte die Reiſeluſt eines Sterbenden . . . Einkauf von Roſſen . . . Aufbruch . . . Ankunft im Lager . . . Eintritt in die Schlachtlinie . . . Das Auge leuchtete, aber die Bruſt begann zu röcheln. „Die Agonie!“ flüſterte ich dem Marſchall zu.

„Dort die engliſche Fahne! Nimm ſie!“ befahl der Vater. Der ſterbende Knabe griff in die Luft. „Vive le roi!“ ſchrie er und ſank zurück wie von einer Kugel durchbohrt.“

Fagon hatte geendet und erhob ſich. Die Marquiſe war gerührt. „Armes Kind!“ ſeufzte der König und erhob ſich gleichfalls.

„Warum arm,“ fragte Fagon heiter, „da er hingegangen iſt als ein Held?“

Die Richterin.

Erſtes Kapitel.

„Precor sanctos apostolos Petrum et Paulum!“ pſalmodirten die Mönche auf Ara Cöli, während Karl der Große unter dem lichten Himmel eines römiſchen Märztages die ziemlich ſchadhaften Stufen der auf das Capitol führenden Treppe emporſtieg. Er ſchritt feierlich unter der Kaiſerkrone, welche ihm unlängſt zu ſeinem herzlichen Erſtaunen Papſt Leo in raſcher Begeiſterung auf das Haupt geſetzt. Der Empfang des höchſten Amtes der Welt hatte im Ernſte ſeines Antlitzes eine tiefe Spur gelaſſen. Heute, am Vorabend ſeiner Abreiſe, gedachte er einer ſolennen Seelenmeſſe für das Heil ſeines Vaters, des Königs Pippin, beizuwohnen.

Zu ſeiner Linken ging der Abt Alcuin, während ein Gefolge von Höflingen, die aus allen Ländern der

Christenheit zusammengewählte Palastschule, sich in gemessener Entfernung hielt, halb aus Ehrerbietung, halb mit dem Hintergedanken, in einem günstigen Augenblicke sich sachte zu verziehen und der Messe zu entkommen. Die vom Wirbel zur Zehe in Eisen gehüllten Höflinge schlenderten mit gleichgültiger Miene und hochfahrender Geberde in den erlauchten Stapfen, die Begrüßung der umstehenden Menge mit einem kurzen Kopfnicken erwidernd und sich über nichts verwundern wollend, was ihnen die ewige Stadt Großes und Ehrwürdiges vor das Auge stellte.

Jetzt hielten sie vor der ersten Stufe, während oben auf dem Platze Karl mit Alcuin bei dem ehernen Reiterbilde stillestand. „Ich kann es nicht lassen," sagte er zu dem gelehrten Haupte, „den Reiter zu betrachten. Wie mild er über der Erde waltet! Seine Rechte segnet! Diese Züge müssen ähnlich sein."

Da flüsterte der Abt, den der Hafer seiner Gelehrsamkeit stach: „Es ist nicht Constantin. Das hab' ich längst heraus. Doch ist es gut, daß er dafür gelte, sonst wären Reiter und Gaul in der Flamme geschmolzen." Der kleine Abt hob sich auf die Zehen und wisperte dem großen Kaiser ins Ohr: „Es ist

der Philosoph und Heide Marc Aurel." „Wirklich?" lächelte Karl.

Sie gingen der Pforte von Ara Cöli zu, durch welche sie verschwanden, der Kaiser schon in Andacht vertieft, sodaß er einen anständigen jungen Menschen in rätischer Tracht nicht beachtete, der unferne stand und durch die ehrfürchtigsten Grüße seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

„Halt, Herren," rief einer der inzwischen bei dem Reiterbilde angelangten Höflinge und fing rechts und links die Hände der neben ihm Wandelnden, „jetzt da alles treibt und schwillt" — Erd- und Lenzgeruch kam aus nahen Gärten — „will ich meinen Becher und was mir sonst lieb ist mit Veilchen bekränzen, aber keinen Weihrauch trinken, am wenigsten den einer Todtenmesse. Ich habe hier herum eine Schenke entdeckt mit dem steinernen Zeichen einer säugenden Wölfin. Das hat mir Durst gemacht. Sehen wir uns noch ein bischen den Reiter an und verschwinden dann in die Tabernen."

„Wer ist's?" fragte einer.

„Ein griechischer Kaiser" —

„Den setzen wir ab" —

„Wie er die Beine ſpreizt!“ —

„Reitet der Kerl in die Schwemme?“ —

„Holla, Stallknecht!“ —

„Nettes Thier!“ —

„Wülſte wie ein Maſtſchwein!“

So ging es Schlag auf Schlag und ein frecher Witz überblitzte den andern. Das antike Roß wurde gründlich und unbarmherzig kritiſirt.

Der artige Räter hatte ſich nach und nach dem Kreiſe der Spötter genähert. Seine Abſicht ſchien, zwiſchen zwei Gelächtern in ihre Gruppe zu gelangen und auf eine unverfängliche Weiſe mit der Schule anzuknüpfen. Aber die Höflinge achteten ſeiner nicht. Da faßte er ſich ein Herz und ſprach in vernehmlichen Worten zu ſich ſelbſt: „Erſtaunliche Sache, dieſe Palaſtſchule, und ein Günſtling des Glücks, wer ihr angehören darf!“

Ueber eine gepanzerte Schulter wendete ſich ein junger Rothbart und ſprach gelaſſen: „Wir ſchwänzen ſie meiſtentheils.“ Dann kehrte ſich der ganze Höfling, ein baumlanger Menſch, und fragte den Räter mit einem ſpöttiſchen Geſichte: „Welcher Eltern rühmſt du dich, Knabe?“

Dieſer gab vergnügten Beſcheid. „Ich bin der Neffe des Biſchofs Felix in Cur und mit ſeinen Briefen an den heiligen Stuhl geſchickt.“

„Räter,“ ſprach der Lange ernſthaft, „du biſt an den Quell der Wahrheit geſendet. Hier ſtehſt du auf den Schwellen der Apoſtel und über den Grüften unzähliger Bekenner. Lege wahrhaftes Zeugniß ab und bekenne tapfer: Ich bin der Sohn des Biſchofs.“

Eben intonirten die Mönche von Ara Cöli mit jungen und markigen Stimmen die dunkle Klage und flehende Entſchuldigung: „Concepit in iniquitatibus me mater mea!“

„Hörſt du,“ und der Höfling deutete nach der Kirche, „die dort wiſſen es!“ Der ganze Haufe ſchlug eine ſchallende Lache auf.

Der kluge Biſchofsneffe hütete ſich in Zorn zu gerathen. Mit einem flüchtigen Erröthen und einer leichten Wendung des Kopfes ſagte er: „Biſchof Felix, der im Schatten ſeiner Berge die aus eurer Schule aufſteigende Sonne der Bildung mit frommem Jubel begrüßt, hat mir den Auftrag gegeben, für ſeine jung gebliebene Lernbegierde einige Hauptſchriften der erwachenden Wiſſenſchaft und insbeſondere das unvergleichliche Büch-

lein der Disputationen des Abtes Alcuin zu erwerben. Nun wird erzählt, dieser große und gute Lehrer habe jeden von euch mit einem kostbaren Exemplare ausgerüstet, und ich meine nur, einer dieser Herren hätte vielleicht Lust einen Handel zu schließen."

„Du sprichst wahr und weise, Bischofssohn," parodirte ihn der Höfling, „und wäre mein Alcuin nicht längst unter die Hebräer gegangen, mochte es geschehen, daß wir Zweie zu dieser Stunde darum ein kurzweiliges Würfelspielchen machten."

„In unchristliche Hände! diese göttliche Weisheit!" wehklagte der Räter.

„Weisheit!" spottete der Rothbart, „ich versichere dir: lauter dummes Zeug. Uebrigens weiß ich es auswendig. Höre nur, Bergbewohner!" Er krümmte den langen Rücken wie ein verbogener Schulmeister, zog die Brauen in die Höhe und wendete sich an den jüngsten der Bande, einen Krauskopf, der, fast noch ein Knabe, aus südlichen Augen lachend mit Lust und Liebe auf das gottlose Spiel einging.

„Jüngling," predigte der falsche Alcuin, „du hast einen guten Charakter und einen gelehrigen Geist. Ich werde dir eine ungeheuer schwere Frage vor-

legen. Siehe, ob du ſie beantworteſt. Was iſt der Menſch?"

„Ein Licht zwiſchen ſechs Wänden," antwortete der Knabe andächtig.

„Welche Wände?"

„Das Links, das Rechts, das Vorn, das Nichtvorn, das Oben, das Unten." Jeden dieſer Räume bezeichnete er mit einer Geberde: beim fünften ſtarrte er in den leuchtenden Himmel hinauf, als beſtaune er einen Engelreigen, und bohrte ſchließlich einen ſtieren Blick in den Boden, als entdecke er die verſchüttete Tarpeja Jubelndes Klatſchen belohnte die Faxe.

Die wachſende Luſtigkeit der Palaſtſchule begann den Biſchofsneffen zu ängſtigen. Da trat im guten Augenblicke einer aus dem Kreiſe, ein kühner Krieger, dem an der rechten Seite des ſtämmigen Wuchſes ein ſeltſam gewundenes Hifthorn hing. „Sei getroſt," ſagte er und ergriff die Hand des Räters, „du ſollſt ein Pergament haben. Das meinige. Es ſchleppt ſich unter dem Gepäcke." Er führte den Erlöſten weg, die Treppe des Capitols hinunter, ſich nicht weiter um ſeine Gefährten bekümmernd.

Jetzt gingen ſie freundlich nebeneinander, wenn

auch nicht mehr Hand in Hand. Die des Palaſtſchülers war auf das Hifthorn geglitten, das der Biſchofsneffe mit aufmerkſamen Blicken betrachtete. „Das hier kommt aus dem Gebirge," ſagte er.

„So," machte der Behelmte. „Aus welchem Gebirge?"

„Aus unſerm, Landsmann. Ich kenne dich an deiner Sprache, wie du mich ebendaran erkannt haben wirſt, da du mich, wofür ich dir danke, den Neckereien der Palaſtſchule entzogeſt. Daß du es wiſſeſt, ich bin Graciosus" — der kluge Räter hatte dieſen ſeinen hübſchen Namen den Spöttern am Reiterbilde weislich verſchwiegen — „oder auf deutſch Gnadenreich, und du biſt Wulfrin, Sohn Wulfs, wenn dieſes Hifthorn dein Erbtheil iſt, wie ich vermuthe."

Wulfrin furchte die Stirn. Es mochte ihm nicht willkommen ſein, von der Heimath zu hören. Dann muſterte er Gnadenreich und fand einen anmuthenden wohlgebildeten Jüngling, eine Gott und Menſchen gefällige Erſcheinung, nicht anders als der Name lautete. Er klopfte ihn auf die runde Schulter, deren Schmiegſamkeit zu dieſer beſchützenden Liebkoſung einlud, und ſagte: „Es macht warm." In der That

ſtrahlte nicht nur die römiſche Märzſonne, ſie brannte ſogar.

„Ja, es macht warm," wiederholte er, hob den Helm und wiſchte mit der Hand einen Schweißtropfen. „Lecken wir einen Becher?" und ohne die Antwort zu erwarten, bog er nach wenigen Schritten in den offenen Hofraum eines klöſterlichen Gebäudes und warf ſich dort auf eine Steinbank, wo Graciosus in Züchten ſich neben ihn ſetzte. „Ich darf mich nicht weiter verziehen," ſagte der Höfling, „als das Horn reicht, wann Herr Karl die Schule zuſammenruft. Auch liebe ich dieſes junge Geſchöpf," ſcherzte er und zeigte auf eine Palme, welche in geringer Entfernung auf dem Vorſprunge eines Hügels, von leichten Windſtößen bewegt, ſich im blauen Himmel fächerte und etwa ſechzehn Jahresringe zählen mochte. „Hier heißt es ad palmam novellam und Pförtner Petrus ſchenkt einen herben. He, Petrus!" Dieſer, ein Alter mit ſtruppigem Bart, feurigen Augen und zwei rieſigen Schlüſſeln am Gurte, brachte Kanne und Becher.

„Palma novella iſt auch ein Frauenname," bemerkte Graciosus und netzte den Mund.

„Mag ſein," verſetzte Walfrin. „In Hiſpanien

wenn mir recht ist, läuft derlei Getauftes oder Ungetauftes herum. Ich habe mich nicht damit befaßt. Ich mache mir nichts aus den Weibern."

„Deine rätische Schwester heißt auch nicht anders," sagte Gnadenreich unschuldig.

„Meine — rätische — Schwester?"

„Nun ja, Wulfrin, das Kind der Judicatrix, meiner Nachbarin auf Malmort am Hinterrhein. Du hast sie nie von Angesicht gesehen, die Frau Stemma, das zweite Weib deines Vaters?"

„Das dritte," murrte Wulfrin. „Ich bin von der zweiten."

„Das weißt du besser. Auch das jähe Ende deines Vaters weißt du, bei seinem Auftritt in Malmort. Palma ist nachgeboren."

„Es sei," versetzte Wulfrin verdrossen. „Warum auch sollte es nicht sein? Rührt mich aber nicht. Was mich kümmern konnte, hat mir der Knecht des Vaters, der Steinmetz Arbogast, umständlich berichtet. Ich habe es mit ihm beredet und erörtert mehr als einmal und noch zuletzt am Wachfeuer vor Pertusa, wenige Augenblicke bevor den treuen Kerl der maurische Pfeil meuchelte. Das ist nun fertig und abgethan.

Wiſſe: als Siebenjähriger bin ich daheim ausgeriſſen — der Vater hatte mir das ſiechе Mütterlein ins Kloſter geſtoßen — und über Stock und Stein zu König Karl gerannt. Dorthin hat mir der Arbogaſt mein Erbe gebracht, das Wulfenhorn, dieſes hier. Der Wulfenbecher, der dazu gehört, obſchon er heidniſch iſt — das Horn iſt bibliſchen Urſprungs — blieb auf Malmort und mag dort bleiben, bis ich freie und das hat Weile. Sie werden ihn aufgehoben haben. Du haſt ihn wohl geſehen, wenn du dort ein- und ausgehſt."

Graciosus nickte.

„Verſtehe! Beide, Horn und Kelch, ſind zwei Alterthümer, mit Tugenden und Kräften begabt. Den Becher gab einem Wölfling ein Elb oder eine Elbin von denen im Hinterrhein. Solang eines Wolfes Weib ihn ihrem Wolfe kredenzt und den darein gegrabenen Spruch ohne Anſtoß herſagt, einmal vorwärts und einmal rückwärts, gefällt und mundet ſie dem Wolfe. Ueber das Hifthorn ſind die Meinungen getheilt. Nach den Einen iſt es gleichfalls ein elbiſches Geſchenk und vor dem Burgthor bei der Rückkehr geblaſen, zwingt es die Wölfin zu bekennen, was immer ſie in Ab-

weſenheit des Gatten geſündigt hat. Andere dagegen behaupten, daß ein Wolf im gelobten Lande das Horn mit ſeinem Schwert aus dem erſtarrten Pech und Schwefel des todten Meeres grub. So iſt es ein im Getümmel zur Erde geſtürztes Harſchhorn, von denen, welche die himmliſchen Haufen bliesen zum Gericht über Sodom und Gomorra." Wulfrin blickte dem Räter ins Geſicht, der ihm — Schlauheit oder Einfalt — zwei gläubige Augen entgegenhielt.

Eben wurde vom Winde ein Bruchſtück der Seelenmeſſe aus Ara Cöli hergetragen. Zornig und drohend ſangen ſie dort: „Dies irae, dies illa, dies magna et amara valde!"

„Schöne Bäſſe," lobte Wulfrin. „Um wieder auf den Becher zu kommen, ſo glaube ich nicht an ſeine Kraft. Sicherlich hat die Mutter nicht unterlaſſen ſeinen Spruch herzubeten, vorwärts und rückwärts. Es hat nichts gefruchtet. Sie welkte und der Vater verſtieß ſie." Er that einen Seufzer.

„Und das Horn?" fragte Schelm Gracioſus.

Der Höfling wog es in den Händen und lächelte. Gracioſus lächelte gleichfalls.

„Uebrigens iſt es das beſte Hifthorn im Heere.

Das ruft! Höre nur!“ und er ſetzte es an den Mund.

„Um aller Heiligen willen, Wulfrin, laß ab!“ ſchrie Graciosus ängſtlich. „Willſt du die Stadt Rom in Aufruhr bringen?“

„Du haſt recht, ich dachte nicht daran.“ Wulfrin ließ das Horn in die tragende Kette zurückfallen.

„Dieſes Hifthorn,“ ſagte jetzt Graciosus bedächtig, „wurde mir beſchrieben. Auch hat es der Knecht Arbogaſt in Stein gemeißelt auf dem Grabmal im Hofe von Malmort, wo er den Comes deinen Vater abbildete und die Wittib daneben.“

„So?“ grollte Wulfrin. „Konnte der Vater nicht allein liegen?“

Graciosus ließ ſich nicht einſchüchtern. „An den Herrn des Hifthorns habe ich einen Auftrag,“ ſagte er.

„Du biſt voller Aufträge. Von wem haſt du dieſen?“

„Von der Richterin.“

„Welche Richterin?“ Entweder war Wulfrin von harten Begriffen oder ſeine Laune verſchlechterte ſich zuſehends.

„Nun, die Judicatrix Stemma, deine Stiefmutter.“

„Was hab' ich mit der Alten zu ſchaffen! Warum lächelſt du, Männchen?"

„Weil du ſo mit ihr umgehſt, die noch ſchön und jung iſt."

„Ein altes Weib, ſage ich dir."

„Ich bitte dich, Wulfrin! Dein Vater freite ſie als eine Sechzehnjährige. Dein Geſchwiſter iſt nicht älter. Zähle zuſammen! Doch jung oder alt, ſie gab mir den Auftrag und ich darf ihn nicht unausgerichtet heimbringen."

Der Höfling verſchluckte einen Fluch. „Du verdirbſt mir den Krätzer, er ſchmeckt wie Galle." Erboſt ſtieß er den Becher von der Bank und ſetzte den Fuß darauf. „So ſprich!"

„Frau Stemma," begann Gnadenreich in bildlicher Rede, will ſich vor dir die Hände in ihrer Unſchuld waſchen."

„Ein Becken her!" ſpottete Wulfrin, als riefe er in die Gaſſe hinaus nach einem Bader.

„Wulfrin, ſtünde ſie vor dir, du ſtrafteſt deine Lippen! Keine in Rätien hat edlere Sitte. Was ſie verlangt, iſt gebührlich. Auf der Schwelle ihres Kaſtells, vor ihrem Angeſichte, jählings iſt dein Vater erblichen.

Das iſt ſchrecklich und fragwürdig. Frau Stemma laßt dir ſagen, ſie wundere ſich, daß ſie dich rufen maſſe, ſie habe dich längſt, täglich, ſtündlich erwartet, ſeit du zu deinen mündigen Jahren gekommen biſt. Nur ein Sorgloſer, ein Fahrläſſiger, ein Pflichtvergeſſener — nicht meine Worte, die ihrigen — verſchiebe und verſäume es, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen."

Wulfrin blickte finſter. „Das Weib tritt mir zu nahe," ſagte er. „Ich wußte, was man einem Vater ſchuldig iſt. Er hat an meiner Mutter gefrevelt und ſein Gedächtniß — die Kriegsthaten ausgenommen — iſt mir unlieb: dennoch habe ich mir ſeine Todesgeberde vergegenwärtigt, den Augenzeugen Arbogaſt, der das Lügen nicht kannte, habe ich ſcharf ins Verhör genommen. Jetzt will ich noch ein Uebriges thun und dir die gemeine Sache herbeten, vom Credo bis zum Amen. Du biſt aus dem Lande und kennſt die Geſchichte. Mangelt etwas daran oder iſt etwas zuviel, ſo widerſprich!

Der Vater kam aus Italien und nächtigte bei dem Judex auf Malmort. Bei Wein und Würfeln wurden ſie Freunde und der Vater, der, meiner Treu, kein Jüngling mehr war — ich habe aus der Wiege ſeinen

weißen Bart gezupft — warb um das Kind des Richters und erhielt es. Beim Bischof in Cur wurde Beilager gehalten. Am dritten Tage setzte es Händel. Der Räzünser, dessen Werbung der Judex abgewiesen haben mochte, wurde zu spät oder ungebührlich geladen oder an einen unrechten Platz gesetzt oder nachlässig bedient oder schlecht beherbergt oder es wurde sonst etwas versehen. Kurz, es gab Streit und der Räzünser streckt den Judex. Der Vater hat den Schwieger zu rächen, berennt Räzüns eine Woche lang und bricht es. Inzwischen bestattet das Weib den Judex und reitet nach Hause. Dort sucht sie der Vater, mit Beute beladen. Er stößt ins Horn, der Sitte gemäß. Sie tritt ins Thor, sagt den Spruch und kredenzt den Wulfenbecher, den ihr der Vater in Cur nach wölfischer Sitte als Morgengabe gereicht hatte. Kredenzt ihn mit drei Schlücken. Der Arbogast, der durstig daneben stand, hat sie gezählt: drei herzhafte Schlücke. Der Vater nimmt den Becher, leert ihn auf einen Zug und haucht die Seele aus. War es so oder war es anders, Bischofsneffe?"

„Wörtlich und zum Beschwören so," bestätigte Graciosus. „Von hundert Zeugen, die den Burghof füllten.

zu beſchwören! Soviel ihrer noch am Leben ſind. Und ſolches iſt geſchehen nicht im Zwielichte, nicht bei flackernden Spänen, ſondern im Angeſicht der Sonne zu klarer Mittagszeit. Der Comes dein Vater war raſend geritten, hatte im Bügel manchen Trunk gethan" —

„Und mit fliegender Lunge ins Horn geſtoßen, vergiß nicht!" höhnte Wulfrin.

„Er trieſte und keuchte" —

„Er lechzte wie eine Bracke!" überbot ihn Wulfrin.

„Er ſehnte ſich nach ſeinem Weibe," dämpfte Graciosus.

„Trunken und brünſtig! unter gebleichten Haaren! pfui! Iſt das zum Abmalen und an die Wand heften? Was will die Judicatrix? Mich ſchwören laſſen, daß wir Wölfe gemeinhin am Schlage ſterben? Was freilich auf die Wahrheit herausliefe."

„Es iſt ihr Wille ſo und man gehorcht ihr in Rätien."

„Seht einmal da! ihr Wille!" hohnlachte Wulfrin. „Mein Wille iſt es nicht und meine Heimath iſt nicht ein Bergwinkel, ſondern die weite Welt, wo der Kaiſer ſeine Pfalz bezieht oder ſein Zelt aufſchlägt. Sage du

deiner Richterin, Wulfrin sei kein Laurer noch Argwöhner! Sie rühre nicht an die Sache! Sie zerre den Vater nicht aus dem Grabe! Ich lasse sie in Ruhe, kann sie mich nicht ruhig lassen?" Er drohte mit der Hand, als stünde die Stiefmutter vor ihm. Dann spottete er: „Hat das Weib den Narren gefressen an Spruch und Urtheil? Hat es eine kranke Lust an Schwur und Zeugniß? Kann es sich nicht ersättigen an Recht und Gericht?"

„Es ist etwas Wahres daran," sagte Graciosus lächelnd. „Frau Stemma liebt das Richtschwert und befaßt sich gerne mit seltenen und verwickelten Fällen. Sie hat einen großen und stets beschäftigten Scharfsinn. Aus wenigen Punkten erräth sie den Umriß einer That und ihre feinen Finger enthüllen das Verborgene. Nicht daß auf ihrem Gebiete kein Verbrechen begangen würde, aber geleugnet wird keines, denn der Schuldige glaubt sie allwissend und fühlt sich von ihr durchschaut. Ihr Blick dringt durch Schutt und Mauern und das Vergrabene ist nicht sicher vor ihr. Sie hat sich einen Ruhm erworben, daß fernher durch Briefe und Boten ihr Weisthum gesucht wird."

„Das Weib gefällt mir immer weniger," grollte

Wulfrin. „Der Richter walte ſeines Amtes ſchlecht und recht, er lauſche nicht unter die Erde und ſchnüffle nicht nach verrauchtem Blute.“

Graciosus begütigte. „Sie redet davon, ihr Haus zu beſtellen, obwohl ſie noch in Blüthe und Kraft ſteht. Vielleicht ſorgt ſie, wenn ſie nicht mehr da wäre, könnteſt du deine Schweſter in Unglück ſtürzen“ —

„In Unglück?“

„Ich meine, ſie berauben und verjagen unter dem Vorwande einer unaufgeklärten und ungeſchlichteten Sache. Darum, vermuthe ich, will ſie dich nach Malmort haben und ſich mit dir vertragen.“

Wulfrin lachte. „Wirklich?“ ſagte er. „Sie hat einen ſchönen Begriff von mir. Meine Schweſter plündern? Das arme Ding! Im Grunde kann es nicht dafür, daß es auf die Welt gekommen iſt. Doch auch von ihr will ich nichts wiſſen.“ Während er redete, zählte ſein Blick die Jahresringe der jungen Palme. „Fünfzehn Ringe?“ ſagte er.

„Fünfzehn Jahre,“ berichtigte Graciosus.

„Und wie ſchaut ſie?“

„Stark und warm,“ antwortete Gnadenreich mit einem unterdrückten Seufzer. „Sie iſt gut, aber wild.“

„So ist es recht. Und dennoch will ich nichts von ihr wissen.“

„Sie aber weiß von nichts anderm als von dem fremden reisigen fabelhaften Bruder, der sich mit den Sachsen balgt und mit den Sarazenen rauft. „Wann der Bruder kommt“ — „Das gehört dem Bruder“ — „Das muß man den Bruder fragen“ — davon werden ihr die Lippen nicht trocken. Jedes Hifthorn jagt sie auf, sie springt nach seinem Becher und damit an den Brunnen. Sie wäscht ihn, sie reibt ihn, sie spült ihn.“

„Warum, Narr?“

„Weil sie dir ihn frebenzen will und dein Vater sich darum den Tod getrunken hat.“

„Dummes Ding! Du also wirbst um sie?“

Der ertappte Gracioſus erröthete wie ein Mädchen. „Die Mutter begünstigt mich, aber an ihr selbst werde ich irre,“ gestand er. „Kämest du heim, ich bäte dich, ein Wort mit ihr zu reden.“

Wieder musterte Wulfrin den netten Jüngling und wieder klopfte er ihn auf die Schulter. „Sie hält dich zum besten?“ sagte er.

„Sie redet Räthsel. Da ich neulich auf mein Herz anspielte“ —

„Schlug sie die Augen nieder?“

„Nein, die schweiften. Dann zeigte sie mit dem Finger einen Punkt im Himmel. Ich blinzte. Ein Geier, der ein Lamm davontrug. Unverständlich.“

„Klar wie der Morgen. „Raube mich.“ Das Mädchen gefällt mir.“

„Du willst sie sehen?“

„Niemals.“

Jetzt trat ein Palastschüler mit suchenden Blicken in den Hofraum und dann rasch auf Walstrin zu. „Du,“ sagte er, „die Messe ist aus, der König verläßt die Kirche.“ Der „Kaiser“ wollte ihm noch nicht über die Zunge.

Walstrin sprang auf. „Nimm mich mit!“ bat Graciosus, „damit ich dem Herrn der Erde nahe trete und ihn reden höre.“

„Komm,“ willfahrte Walstrin gutmüthig und bald standen sie neben dem Kaiser, vor welchem ein ehrwürdiger, aber etwas verwilderter Graubart das Knie beg. Gnadenreich erkannte Radie, den Kastellan auf Walmert, und wunderte sich, welche Botschaft der Räter bringe, denn Karl hielt ein Schreiben in der Hand. Er reichte es dem Abte und Alcuin las vor:

„Erhabener, da ich höre, du werdeſt von Rom nach dem Rheine ziehen, flehe ich dich an, daß Du deinen Weg durch Rätia nehmeſt. Seit Jahren haben ſich in unſern verwickelten Thälern verſprengte Lombarden eingeniſtet unter einem Witigis, der ſich Herzog nennt. Wir, die Herrſchenden im Lande, unter uns ſelbſt uneins und ohne Haupt, werden nicht mit ihnen fertig, ja einige von uns zahlen ihnen Tribut. Ein unerträglicher Zuſtand. Du biſt der Kaiſer. Wenn du kommſt und Ordnung ſchaffſt, ſo thuſt du, was deines Amtes iſt. Stemma. Judicatrix.“

„Keine Schmeichlerin,“ ſagte der Kaiſer. „Meine Sendboten haben mir von der Frau erzählt.“ Alcuin betrachtete die Handſchrift. „Feſte Züge,“ lobte er.

„Alcuin, du Abgrund des Wiſſens,“ lächelte Karl, „was iſt Rätien? Welche Päſſe führen dahin?“

Der kleine Alt fühlte ſich durch Lob und Frage geſchmeichelt, wendete ſich aber nicht an den Gebieter, ſondern, als der Höfling und der Schulmeiſter, welcher er war, an die Palaſtſchule, die ſchon zu einem guten Drittel, den Blaubart inbegriffen, um den Kaiſer verſammelt ſtand.

„Jünglinge,“ lehrte er und zog die Brauen in die

Höhe, „wer seinen Weg durch das rätische Gebirge nimmt, hat, ohne den harten aber in Stücke zerrissenen Damm einer Römerstraße zu zählen, die Wahl zwischen mehreren Steigen, die sich alle jenseits des Schnees am jungen Rheine zusammenfinden. Diese Wege und Stapfen führen im Geisterlicht der Firne durch ein beirrendes Netz verstrickter Thäler, das die Fabel mit ihren zweifelhaften Gestalten und lustigen Schrecken bevölkert. Hier ringelt sich die Schlangenkönigin, wie verlockt von einer Schale Milch, einem blanken Wasser zu, gegenüber, aus einem finstern Borne, taucht die Fei und wehklagt."

„Lehrer, was hat sie für Gründe dazu?" fragte der Rothbart wißbegierig.

„Sie ahnt das ewige Gut und kann nicht selig werden. Dahinter, zwischen Schnee und Eis, in einem grünen Winkel, weidet eine glockenlose Heerde und ein kolossaler Hirte, halb Firn halb Wolke, neigt sich über sie. Tiefer unten, bei den ersten Stapfen, verliert die harmlose Fabel ihre Kraft und menschliche Schuld findet ihre Höhlen und Schlupfwinkel. Hier raucht und schwelt eine gebrochene Burg, dort starrt, von Raben umflattert, ein Mörder in den zerschmetternden Abgrund."

„Wen hat er hinuntergeworfen?“ fragte der Rothbart spöttisch.

„Ehen!“ jammerte der Abt, „bist du es, Liebling meiner Seele, Peregrin, mein bester Schü[illegible] dessen Knochen in der rätischen Schlucht bleichen?“ Er trocknete sich eine Thräne. Dann schloß er: „Gegen beides, Fabel und Sünde, hält Bischof Felix in Cur beschwörend seinen Krummstab empor.“

„In schwachen Händen,“ scherzte der Kaiser.

„Er ist sehr schön gearbeitet,“ rief Gracioſus mit der schallenden Stimme eines Chorknaben, „und in seiner Krümmung neigt sich der Verkündigungsengel mit der Inschrift: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.“

Karl gönnte dem Bischofsneffen einen heitern Blick und wendete sich gegen die Schule: „Stammt einer von euch aus Rätien?“

Wulfrin trat vor. „Ich, Herr. Jung bin ich ausgewandert, doch kenne ich Sprache und Steige.“

„So reite und berichte.“

„Dir zu Dienste, Herr,“ verabschiedete sich Wulfrin, wurde aber von dem hartnäckigen Gnadenreich gehalten, der sich seiner bemächtigte und ihn vor den Kaiser

zurückbrachte. „Durchlauchtigster,“ verklagte er ihn, „er soll auf Walmort bei der Richterin seiner Stiefmutter erscheinen, keiner Andern als die dir den Brief geschrieben hat, und er will nicht. Sie besteht darauf, sich vor ihm zu rechtfertigen über das jähe Sterben ihres Gemahles des Comes Wulf.“

„Jener?“ besann sich der Kaiser. „Er hat mir und schon meinem Vater gedient und verunglückte im rätischen Gebirge.“

„Vor dem Kastell und zu den Füßen seines Weibes Stemma, die ihm den Willkomm kredenzt hatte,“ erinnerte Gnadenreich.

Karl versiel in ein Nachdenken. „Eben habe ich für die Seele meines Vaters gebetet,“ sagte er. „Kindliche Bande reichen in das Grab. Mich dünkt, Walfrin, du darfst bei der Richterin nicht ausbleiben. Du bist es deinem Vater schuldig.“

Walfrin schwieg trotzig. Jetzt griff der Kaiser rechts nach dem Hifthorn, um die ganze Schule zusammenzurufen und ihr seine Befehle zu geben. Es mangelte. Er hatte es im Palaste vergessen oder absichtlich zurückgelassen, um der Messe als ein Friedfertiger beizuwohnen. „Deines, Trotzkopf!“ gebot er

und Wulfrin hob ſich ſein Hifthorn über das Haupt. Karl betrachtete es eine Weile. „Es iſt von einem Elk,“ ſagte er, hob es an den Mund und ſtieß darein. Da gab das Horn einen ſo gewaltigen und grauenhaften Ton, daß nicht nur die Höflinge aus allen Ecken und Enden des Capitols hervorſtürzten, ſondern auch, was ſich ringsum von römiſchem Volke gehäuft hatte, erſtaunt und erſchreckt die Köpfe reckte, als nahe ein plötzliches Gericht. Karl aber ſtand wie ein Cherub.

Im Gedränge des Aufbruchs machte ſich der Biſchofsneffe noch einmal an den Höfling. „Auf Wiederſehen in Malmort: du gehorchſt?“

„Nein,“ antwortete Wulfrin.

Zweites Kapitel.

Innerhalb der dicken Mauern eines wie aus dem Felsen gewachsenen rätischen Kastells sprudelte ein Quell in klösterlicher Stille. Durch die Zacken bemooster Ahorne rauschte der Abendwind mächtig über den Hof weg und schon rückte das Spätroth hinauf an dem klotzigen Gemäuer. Am Brunnen aber stand ein junges Mädchen und ließ den heftigen Strahl in einen Becher springen, aus dessen von Alter geschwärztem Silber er schäumend empor und ihr über die bloßen Arme spritzte.

„Berg und Wetter sind gut," murmelte sie. „Mir brannten die Sohlen von früh an ihm entgegen zu rennen. Kommt er heute noch? oder erst morgen? oder übermorgen zum allerspätesten! Gracioſus verschwor sich, der Bruder ziehe mit dem Kaiser — nein, er reite ihm weit voraus! Und der Kaiser ist nahe,

was flüchteten sonst die Lombarden Hals über Kopf?. Bum!" machte sie und ahmte den dumpfen Schlag einer Laue nach, dem bald ein zweiter und noch der dritte folgte, denn im Gebirge, das in Gestalt eines breiten blanken Firns über die Firste blickte, hatte es heute in einem fort gerieselt und geschmolzen.

„Die ihr auf weißen Stürzen in den Abgrund schlittet, seid ihm hold, bärtige Zwerge! Verberget ihm nicht den Pfad, verschüttet ihm nicht die Hufen des Rosses! Sprudle, Fluth! Spül' aus den Hauch des Todes! Lust und Leben trinke der Bruder!" und sie streckte den schlanken Arm. Dann hob sie den gebadeten Becher in die Höhe der Augen und buchstabirte den Elbenspruch, welchen sie sich deutlicher in das Herz schrieb, als er mit erblindeten Lettern in das Silber gegraben stand. Der Spruch aber lautete folgendermaßen:

„Gesegnet seiest du!
Leg' ab das Schwert und ruh!
Genieße Heim und Rast
Als Herr und nicht als Gast!
Den Wulfenbecher hier
Dreimal kredenz' ich dir!
Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . . ."

Hier ſchloß entweder der zaubertüchtige Spruch, oder dann kam noch etwas gänzlich Unleſerliches, wenn es nicht zufällige Male der Verwitterung waren.

Eigentlich wußte ſie ihn ſchon lange auswendig. Sie ſagte ihn vorwärts, das ging, rückwärts, das ging auch. Dann ſah ſie ihn darauf an — zum wievielten Male! — ob er ihr mundgerecht ſei und von der Schweſter dem Bruder ſich ſagen laſſe, denn Graciosus hatte es errathen: ſie liebkoſte den Wunſch, mit dem Wulfenbecher dazuſtehen und ihn Wulfrin zu kredenzen. Ob es die Mutter erlaube? Dieſe machte ſich mit dem Becher nichts zu ſchaffen, ſie ließ ihn wo er langeher ſeinen Platz hatte. Der Spruch gefiel dem Mädchen und es malte ſich die Ankunft.

„Das Horn klingt! Oder wäre es möglich, daß er mich ſtill beſchliche? mit heimlichen Schritten? Aber nein, er will ja nichts von mir wiſſen — wenn Graciosus nicht ſeinen Scherz mit mir getrieben hat. Das Horn dröhnt! Ich ergreife den Becher, fliege der Mutter voran — oder noch lieber, ſie iſt verritten und ich bin Herrin im Hauſe — jetzt naht er! jetzt kommt er!“ Ihr Herz pochte. Sie begann zu zittern und zu zagen. „Er iſt da! er iſt hinter mir!“ Sie

wendete sich zögernd erst, dann plötzlich gegen das Burgthor. In der niedern Wölbung desselben stand kein junger Held, aber lauernd drückte sich dort ein armseliger Pickelhering.

Das Mädchen brach in ein enttäuschtes Gelächter aus und trat beherzt der Fratze entgegen. Es war ein Lombarde, das errieth sie aus den ziegelrothen Nesteln seiner schmutzig-gelben Strümpfe. In die schreiendsten Farben gekleidet, wie sie Armuth und Zufall zusammenwürfeln, trug der Kleine einen langausgedrehten pechschwarzen Spitzbart, der mit den gezackten Brauen und dem verzerrten Gesichte eine possierliche Maske schuf.

„Wer bist du und was willst du?“ fragte das Mädchen.

„Nur nicht gerufen, kleine Herrin oder vielmehr große Herrin, denn, bei meiner katholischen Seele! du hast die Mutter dreimal handbreit überwachsen. Wo ist sie?“ Er schaute sich ängstlich um. Sein Blick fiel auf etwas Graues. In der Mitte des Hofes und im Schatten der Ahorne stand ein breiter Steinsarg, auf dessen Platte ein gewappneter Mann neben einem Weibe lag, das die Hände über der Brust faltete. „Ei, da hält ja unsere liebe Frau neben ihrem Alten stille

Andacht," spaßte der Lombarde, „und trübt kein Wässerchen, während sie zugleich in ihrer grünen Kraft bergauf bergab reitet und hängen und lösen läßt." Er blickte bedeutlich zu dem prächtig gebildeten leuchterförmigen Ast eines Ahorns empor. „Hier würde ich ungerne prangen," sagte er. „In Kürze: ich bin Rachis der Goldschmied und habe ein Geschäftchen mit dir. Liebst du deinen Bruder, junge Herrin?"

Diese plötzliche Frage setzte das Mädchen kaum in Erstaunen, das sich heute und gestern mit nichts anderem als nur mit diesem selben Gegenstande beschäftigt hatte. „Wie mein Leben," sagte sie.

„Das ist schön von dir, aber wenig fehlt, so liebst du einen Todten. Wulfrin der Höfling ist in unsere Gewalt gerathen."

„Er lebt?" schrie das Mädchen angstvoll.

„Zur Noth. Herzog Witigis zielt auf sein Herz — aber wird uns die Richterin nicht überraschen?"

„Nein, nein, sie ist nach Cur verritten. Rede! schnell!"

„Nun, ich habe ein feines Ohr und weiß auch ein Loch in der Mauer, denn ich bin hier nicht unbekannter als der Marder im Hühnerhof. Also: dein Bruder

iſt in einen Hinterhalt gefallen. Er ſchlug um ſich wie ein Raſender und unſer Sechſe wichen vor ihm, die einen verwundet, die andern um es nicht zu werden. Doch ſein Pferd rollte in den Abgrund und er ſelbſt verirrte ſich auf eine leere Felsplatte, wo wir ein Treiben auf ihn anſtellten und ihm hinterrücks ein langes Jagdneß über den Kopf warfen. Denn der Herzog wollte ihn lebendig fangen, um ihn über die Wege des Franken unſres Verderbers auszufragen. Der Trotzkopf aber verſchwieg alles, auch den eigenen Namen. Da legte der Herzog den Pfeil auf den Bogen und" — Rachis that einen grauſamen Piff.

„Du lügſt! er lebt!" rief das Mädchen muthig.

„Vorläufig. Der Herzog drückte nicht ab, denn — jetzt wird die Geſchichte luſtig — das junge Weib eines der Unſrigen, eine freigegebene Eigene der Richterin, wenig älter als du" —

„Mein Geſpiel Brunetta, das Kind Fauſtinens" —

„Gerade dieſe ſprang dazwiſchen. „Bei der durchlöcherten Seite Gottes," heulte ſie, „der arme Herr trägt das Wulfenhorn und iſt kein Anderer als der Sohn des Comes, der im Steinbild auf Malmort liegt. Seine leibliche Schweſter, Herrin Palma, hat

mir von ihm erzählt, von klein an und in einem fort ohne Aufhören. Du darfſt nicht ſterben," wendete ſie ſich an den Gebundenen, „das wäre ihr ein großes Leid und tödtete ihr das Herzchen. Denn wiſſe, du biſt ihr Herzkäfer, wenngleich ſie dich noch nie mit Augen geſehen hat. Sende hin und ſie löſt dich mit ihrem ganzen Geſchmeide. Es ſind köſtliche Sachen. All ihr Kleinod hat die Richterin dem Kinde, ſobald es ſeines Wuchs hatte, geſpendet und dahingegeben."

So erfuhr Herzog Witigis den Namen ſeines Gefangenen und die blonde Roſamunde, die er um ſich hat, das Daſein eines herrlichen Schatzes. Sie umhalſte den Herzog und erflehte ſich das Geſchmeide von Malmort. Ihr Stirnband habe ſeine Perlen und ihr elfenbeinerner Kamm die Hälfte ſeiner Zähne verloren. Kurz, Goldſchmied Rachis wurde an dich geſchickt und bietet dir den Tauſch. Wähle: Schmuck oder Bruder!"

Ehe noch der Lombarde geendigt hatte, ſtürzte das Mädchen gegen die Burg, die ſteile Treppe hinauf, verſchwand in der Pforte und kam athemlos wieder, Schimmerndes und Klingendes in dem zur Schürze gefaßten hellen Oberkleide tragend. Dieſes hielt ſie

mit der Linken, während die Rechte Stück um Stück wie aus einem Horte emporhob und den gekrümmten Fingern des Goldschmieds überantwortete. Spangen, Stirnbänder, Gürtel, Perlschnüre verschwanden in dem Sacke, welchen Rachis geöffnet hatte, auch für die blonden Flechten Rosmundens ein kunstvoller Kamm von Elfenbein mit dem Heiland und den Aposteln in erhabener Arbeit. Jedes durch seine Hände wandernde Stück begleitete der Goldschmied mit dem Lobe des Kenners, nicht ohne ein bischen Bosheit, die dem begeisterten Mädchen seine Verluste fühlbar machen wollte. Sie zuckte nicht einmal mit dem Mund, sie leuchtete vor Freude bei der Hingabe alles ihres Besitzes.

Da kam ihr denn doch ein Zweifel. „Du bist redlich?“ sagte sie. „Du schickst mir den Bruder? Es ist besser, ich begleite dich!“ und sie machte sich wegfertig.

„Unmöglich, Herrin,“ widersprach der Lombarde, „das geht nicht! Du entdecktest unsere Schlupfwinkel und gefährdetest mit dem Leben des Bruders auch das deinige. Die Richterin aber würde dich von uns geraubt glauben. Sei nicht unklug und gieb dich nicht in fremde Gewalt!“ Er bund sich mit dem Sacke.

„Ein Schlummerchen, Fräulein! und wenn du die Augen wieder öffneſt, haſt du den Bruder, der dich Gold und Gut koſtet. Das ſchwöre ich dir!“ Er ſenkte die drei Finger mit einem grimmigen Blicke gegen den Erdboden. „Bei dem da unten!“ gelobte er.

„Ein glaubhafter Schwur!“ ſprach eine weibliche Stimme. Rachis wendete ſich erſchrocken und bog das Knie vor einer behelmten Frau mit ſtrengen Zügen, die den Speer, den ſie in der Hand getragen, einem bewaffneten Knechte reichte. Die Richterin mochte aus Schonung für ihr ermüdetes Thier den ſteilen Burgweg zu Fuß erklommen haben. Sie faßte Palma ſchützend am Arm und blickte geringſchätzig auf den Lombarden. „Schwüreſt du bei Gott und ſeinen Heiligen,“ ſagte ſie, „ſo ſchwüreſt du falſch; eher ſchwörſt du die Wahrheit bei dem Vater der Lügen. Habet ihr euch nicht bei allem Göttlichen verpflichtet, ihr Lombarden, nie mehr in Rätien zu rauben und zu brennen? Und jetzt da ihr, wie alles Böſe, vor den Augen des Kaiſers flüchtet, ſchleudert ihr rechts und links verheerende Flammen! Ich komme von Cur und weiß um eure Thaten, Eidbrüchige! Sage du deinem Witigis, die Richterin würde ihm nachjagen und ihn züchtigen, wenn

nicht ein Höherer käme und er ist schon da, dessen Hand ihn erreicht, flöhe er an die Enden der Erde!" Jetzt fielen ihre Augen auf den Sack des Goldschmieds. „Was trägst du da weg, Dieb?" fragte sie verächtlich.

„Ein ehrlicher Handel," betheuerte dieser und öffnete den Sack, während das Mädchen die Mutter stürmisch umarmte. „Ich kaufe den Bruder!" rief sie. „Er ist in die Gewalt des Witigis gerathen, der auf ihn zielt, bis ich der Frau Herzogin" — das unschuldige Kind erhob die blonde Rosmunde in den Ehestand — „meinen Schmuck gegeben habe und wie gerne gebe ich ihn!"

Die Richterin machte sich von ihr los und fragte Rachis: „Ist das wahr?"

„Bei meinem Halse, Herrin!"

„Ich würde dir nicht glauben, wüßte ich nicht, daß der Höfling Wulfrin dem Kaiser voranreitet und hätte ich nicht selbst eben jetzt in Cur gehört, daß die Lombarden einen Höfling gefangen haben. Dennoch kann es eine Lüge sein, denn es ist kaum glaublich, daß ein Tischgenosse Karls dem Feinde seinen Namen nennt und zu einem Mädchen um Lösung sendet."

„Nein, nein, Mutter, so war es nicht!“ rief Palma und erzählte den Vorgang.

„Ein eitles Weib, dem ein Leben feil ist für einen Schmuck, das hat mehr Sinn,“ meinte die Richterin. Sie schien zu überlegen. Dann warf sie einen Blick auf das Geschmeide. „Ich will den Höfling mit Byzantinern lösen,“ sagte sie.

„Das steht nicht in meinem Auftrag und würde der Rosmunde schlecht gefallen.“

„Dann thue ich es nicht.“

„Auch gut,“ grinste Rachis. „So lässest du eben den Wulfrin umkommen. Du magst deine Gründe haben. Gan, wie du willst.“

„Das willst du nicht, Mutter!“ jammerte Palma und stürzte auf die Kniee.

„Nein, das will ich nicht,“ sprach die Richterin mit nachdenklichen Brauen. „Warum auch? Nimm das Zeug!“ und Rachis war weg.

Das jubelnde Mädchen fiel der Mutter um den Hals und bedeckte den strengen Mund mit dankbaren Küssen. Dann raubte sie ihr den kriegerischen Helm so ungestüm, daß die Flechten des schwarzen Haares sich lösten und niederrollend dem entschlossenen Haupte

der Richterin einen jugendlichen und leidenden Ausdruck gaben. Die nicht enden wollende Freude Palmas ermüdete endlich die Richterin. „Geh schlafen, Kind," sagte sie, „es dunkelt."

„Schlafen? Wer könnte das, bis Wulfrin ruft?"

„So wirf dich wie du bist auf das Polster. Was gilt's, ich finde dich schlummern? Zu Bette, Hühnchen! husch! husch!" und sie klatschte in die Hände.

Palma flog die Stiege hinauf und die Richterin wendete sich zu Rudio ihrem Kastellan, der schon eine Weile ruhig harrend vor ihr stand. „Was meldest du?" fragte sie.

„Eine Albernheit, Herrin. Ich sah die Thür zu unserm Kerker sperrangelweit offen. Freilich hatte ich sie nicht verriegelt, da gerade niemand sitzt. Ich steige hinab und auf dem Stroh liegt ein Geschöpf, das ich in der letzten Helle mir nur mühsam enträtsle. Es war die Faustine, welche, wie du dich erinnerst, mit deiner Erlaubniß ihr Kind die Brunetta einem Lombarden, einem leiblichen Manne, den du auf mein Fürwort unter deinem Gesinde duldetest, zum Weibe gegeben hat. Jetzt da das fremde Volk wandert, hat auch ihr Kind sein Bündel geschnürt und das muß sie

irre gemacht haben. Sie hat ſich eine Hand in den Kettenring gezwängt und iſt übrigens guten Muthes. „Meiſter Rudio,“ redete ſie zu mir, „wetze dein Beil am Schleifſtein und thue mir morgen nicht weher als recht iſt.“ Ich ſchelte ſie und will ihr den Arm aus der Feſſel ziehen. „Welche Poſſe!“ ſage ich, „du biſt ja die ehrliche Armuth am Rocken und im Rübenfeld, die ihr Kind rechtſchaffen großgezogen hat. Hier iſt nicht dein Ort. Mit deinesgleichen habe ich nichts zu thun.“ Sie ſperrte ſich und ſagte: „Das weißt du nicht, Rudio. Geh und rufe die Richterin. Die wird das Garn ſchon abwickeln und mir armem Weibe geben, was mir gehört.“ Sollte ich die Thörin zerren? Du ſteigſt wohl hinab und bringſt ſie zurecht.“

Die Richterin hieß Rudio eine Fackel anbrennen und ihr vorſchreiten. In dem tiefen Gelaſſe ſaß ein gefeſſeltes Weib, das der Kaſtellan beleuchtete. Auf einen Wink der Herrin ſteckte er den brennenden Span in den Eiſenring und ließ die Frauen allein.

Stemma beugte ſich über die freiwillig Eingekerkerte und befühlte ihr als geſchickte Aerztin den Puls der freien Hand, welchen aber kein Fieber beſchleunigte. „Fauſtine,“ ſagte ſie, „was ficht dich an? was

iſt über dich gekommen? Dich verwirrt der Schmerz, daß du dich von deinem Kinde trennen mußteſt. Willſt du ihr folgen? Noch iſt es Zeit. Ich gebe dich frei. Du biſt nicht länger meine Eigene. Der Kaiſer wird den Lombarden feſte Sitze weiſen und du behältſt deine Brunetta."

Fauſtine ſchüttelte das Haupt. „Das fehlte noch," ſagte ſie, „daß ich mich an die Sohlen der Brunetta heftete und auch ihr zum Fluche würde! Richterin Stemma, nimm mir das ab!" Sie wies auf ihren Kopf. „Du weißt ja wohl und langeher, daß ich meinen Mann ermordete."

Mit ruhigem Blicke prüfte Stemma das grellbeleuchtete knochige Geſicht der gleichaltrigen Mäterin. Dann ließ ſie ſich auf eine Treppenſtufe nieder und Fauſtine kroch zu ihren Knieen, ohne dieſe zu berühren. Ihre Augen waren geſund. „Herrin," ſagte ſie, „du weißt alles und wenn du mich ein Jahrzehnt und länger gnädig verſchont und meine Miſſethat bedeckt haſt, ſo war es, weil du nicht wollteſt, daß die Brunetta, der unſchuldige Wurm, zu Schanden komme. Ich durfte ſie aufziehen und dieſe Gunſt haſt du mir erwieſen, weil ich dein Geſpiel geweſen bin. Jetzt aber

da die Prunella einem Manne folgt, ist kein Grund länger zu trödeln und zu tändeln. Laß uns die Sache ins reine bringen. Gieb mir mein Urtheil!"

Die Richterin erkannte aus der ganzen Geberde Faustinens, daß diese bei Sinnen sei, und so sehr sie das schlimme Geständniß überraschte, so wenig gab sie den furchtbaren Ruf ihrer Allwissenheit preis. „Lege Bekenntniß ab," sagte sie streng. „Das ist der Anfang der Reue." Und Faustine begann: „Kurz ist die Geschichte. Der Schütze Stenio umwarb mich" —

„Den der Eber, welchen er gefehlt hatte, schleifte und zerriß" —

„Jener. Hernach gab mich der Judex seinem reichen Lupulus zur Ehe. Ich bequemte mich und doch" — sie hielt inne, um das reine Ohr Stemmas nicht zu beleidigen. Die Richterin half ihr und sagte ernst und traurig: „Und doch warest du das Weib des Todten."

Faustine nickte. „Dann, vor dem Altar, plötzlich, zu meinem Entsetzen" —

„Fühltest du, daß du dem Todten gehörtest, du und ein Ungebornes," half ihr die Richterin.

Wieder nickte Faustine. „Das ist alles, Herrin."

ſagte ſie. „Lupulus, jähzornig wie er war, hätte mich umgebracht. Das Ungeborne aber verhielt mir den Mund und flüſterte mir Feindſeliges gegen den Mann zu.“

„Genug,“ ſchloß Stemma. „Nur eines noch: woher hatteſt du das Gift?“

„Siehſt du, Herrin,“ rief das Weib, „daß du weißt, wie ich ihn tödtete! Das Gift hat mir Peregrin gezeigt.“

„Peregrin?“ fragte die Richterin mit verhüllter Stimme. „Das iſt nicht möglich,“ ſagte ſie.

„Er zeigte es mir und warnte mich davor. Ich irrte verzweifelnd unter den Kiefern von Silvretta. Da ſehe ich ihn in ſeinem langen dunkeln Gewande, der ſich bückt und Wurzeln gräbt. Blumen nickten mit braunen Glocken. Er ruft mich herbei und, eine dieſer Blumen in der Hand, ſagt er zu mir: „Frau, hüte dich und die Kinder vor dieſem Gewächs! Sein Saft tödtet außer in den Händen des Arztes.“ Er meinte es gut mit ſeinem warnenden Blick unter dem braunen Gelocke hervor und hauchte mir doch einen grimmig böſen Gedanken an. Keine Schuld komme auf ſeine Seele! Doch ich rede thöricht. Er iſt ja längſt ein Engel Gottes, ſeit er nach der großen Ebene wandernd

im Gebirge unterging, wie ſie ſagen, und das war nicht lange nach jener Stunde. Du erinnerſt dich noch, der Index dein Vater, dem er die Wunde heilte, hatte ihn abgelohnt, was dir unlieb war, da er dich als ein weiſer Kleriker noch vieles hätte lehren können."

„Schwatze nicht," gebot die Richterin, „und endige dein Bekenntniß. Am folgenden Tage biſt du aus deiner Hütte nach Silvretta gegangen und haſt die Wurzeln gegraben?"

„Ja. Du ritteſt vorüber und ich duckte mich, damit du mich nicht erkennen möchteſt, aber du wendeteſt dich zweimal im Sattel. Und nun ſei barmherzig, Herrin, und gieb mir mein Theil." Sie ließ den Kopf auf die Bruſt fallen, ſodaß ihr der üppige ſchwarze Haarwuchs über das Geſicht ſank.

Stemma ſann, auf Fauſtinen niederblickend, und zog ihr mit zerſtreuten Fingern einen langen Strohhalm aus dem Haar. „Fauſtine mein Geſpiel," ſagte ſie endlich, „ich kann dich nicht richten."

Die ganze Fauſtine gerieth in Aufruhr. „Warum nicht?" ſchrie ſie empört, „du mußt es, oder ich ſchreie, daß alle Mauern tönen: Sie hat ihren Mann umgebracht!"

Stemma verhielt ihr den Mund. „Laß das Todtengebein!“ ſchalt ſie, als drohe ſie einem den verſcharrten Knochen hervorkratzenden Hunde.

„Sei barmherzig!“ flehte Fauſtine, „laß mir das Haupt abſchlagen, nachdem es Gott gekoſtet und ſein Kreuz geküßt hat. Dann wächſt es mir im Himmel wieder an und, Stenio rechts, Lupulus links, ſitzen wir auf einer Bank und geben uns die Hände. Danach verlangt mich,“ und ſie ſtreckte den Hals.

„Ich kann dich nicht richten, Thörin,“ ſagte Stemma ſanfter. „Aus drei Gründen nicht. Merk' auf!

Als du deine That begingeſt, lebte und regierte noch der Judex mein Vater. Nach ſeinem Ende und dem des Comes, da ich das Richtſchwert erbte, habe ich laut verkündigt: „Ab iſt alles Geſchehene! Von nun an ſündige Keiner mehr!“ Aber auch wenn ich dieſes nicht hätte ausrufen laſſen, könnte ich dennoch dich nicht richten und du gingeſt frei aus, denn ſeit deiner That ſind fünfzehn völlige Jahre in das Land gegangen und hier iſt uralter Brauch, daß Schuld verjährt in fünfzehn Jahren.“

„Verjährt? was iſt das?“ fragte Fauſtine verblüfft.

„Durch die Wirkung der Zeit ihre Kraft verliert.“

Ein höhniſches Lachen lief blitzend über die weißen Zähne der Räterin. „Alſo zum Beiſpiel,“ ſagte ſie, „wenn ich geſtern noch meinen Mann vergiftet hatte und über Nacht wird die Zeit völlig, ſo bin ich heute keine Mörderin mehr. Dieſe Dummheit!“

„Doch, du bleibſt eine Mörderin,“ belehrte ſie Stemma langmüthig, „aber du haſt mit dem irdiſchen Richter nichts mehr zu ſchaffen, ſondern nur noch mit dem himmliſchen. Sühne durch gute Werke! Du haſt den Anfang gemacht: fünfzehn mühſelige und rechtſchaffene Jahre wiegen.“

„Nichts wiegen ſie!“ zürnte Fauſtine. „Ich ſehe ſchon, du willſt meiner ſchonen! Du heißeſt die Richterin, aber du biſt die Ungerechte, du machſt Ausnahmen, du ſiehſt die Perſon an!“

„Schweige!“ befahl die Richterin. „Ich bin denn doch klüger als du und ich ſage dir: deine Sache iſt nicht mehr richtbar. Noch aus einem letzten Grunde. Ich kann dich nicht verdammen, auch wenn ich dir den Gefallen thun wollte, denn es ſteht kein Zeuge gegen dich als deine thörichte Zunge. Aber weißt du was: gehe nach Cur und beichte dem Biſchof. Er iſt der Hirte und du biſt das Schäflein. Er mag dir die

härteſte Buße auflegen: Faſten, ſchwere Dienſte, härenes Hemde, blutige Geißelungen. Fordere ſie, iſt er dir zu milde! Dann aber gieb dich zufrieden! Unterwirf dich ganz der Kirche: ſie vertritt dich und du haſt eine ſichere Sache!" Sie ſagte das mit einem überzeugenden Lächeln.

„Ich weiß nicht," ſchluchzte Fauſtine, „Gott ſei davor, daß eine Miſſethäterin wie ich ſeiner heiligen Kirche nicht gehorche. Aber anders wäre es einfacher geweſen. Geplagt habe ich mich ſchon und im Schweiße meines Angeſichtes zerarbeitet fünfzehn Jahre lang mit dem Troſt und Vorſatz, ſobald mein Kind in ſein Alter und an den Mann gekommen, ſtracks in den Himmel zu fahren. Jetzt verrückſt du mir die kurze Leiter und vertrittſt mir den Weg."

„Der nach Cur iſt kurz und der an unſer Ende iſt nicht lang. Gehorche, Fauſtine!" Sie ergriff die Fackel und ſchritt die Stufen vorauf. Fauſtine folgte wie eine Seele in Pein.

Unter dem Burgthor, das ſich wie von ſelbſt öffnete, denn der Wärtel hatte die wandernde Helle wahrgenommen, blickte die Richterin in die Nacht hinaus und ſagte zu Fauſtinen: „Lege die Schuhe ab und laß

die ſcharfen Kieſel deine Sohlen zerreißen, denn du biſt eine große Sünderin!" Weinend trat Fauſtine ihren dunkeln Weg an.

Frau Stemma hatte recht geſagt. Da ſie die hochgelegene Burgkammer betrat, ſchlief Palma. Neben ihren tiefen Athemzügen glomm auf einem Dreifuß eine hütende Flamme. Das Mädchen lag in ihrem ganzen Gewande auf dem Polſter, die Hand über das Herz gelegt. Sie hatte das freudig pochende beruhigen wollen und war daran entſchlummert. Die Mutter betrachtete die Geberde und konnte ſich der Erinnerung nicht erwehren.

Nach dem Tode des Vaters und des Gatten und nach der Geburt Palmas hatte die noch nicht zwanzigjährige Richterin die Regierung ihres Erbes mit entſchloſſener Hand ergriffen. Die dem jungen und ſchönen Weibe unter einem verwilderten, begehrlichen Adel von ſelbſt entſtehenden Freier und Feinde hatte ſie mit einer über ihre Jahre ſcharfſinnigen Politik verneint und der Reihe nach mit den Waffen ihrer Lehensleute gebändigt. Helm und Schwert und die gerechte Sache der muthigen Richterin wurden von dem friedſeligen Biſchof Felix in ſeinem feſten Hofe Cur mit weit ausgeſtreckten Händen geſegnet. Nach einigen ſtürmiſchen

Jahren war Stemmas Herrschaft befestigt und es trat eine große Stille ein. Jetzt rächte sich die überhetzte Natur und Stemma verlor den Schlummer. Wenn sie nicht selbst ihn verscheuchte mit brennenden Leuchtern und endlosen Schritten! Nicht weit von dem Lager ihres Kindes, auf einer schmalen Bank in der tiefen Fensterwölbung saß sie damals oft mit verschlungenen Armen oder dann konnte sie lange, lange mit zwei Fläschchen spielen, welche sie in der Mauer verwahrte, und die der arzneikundige junge Kleriker Peregrin auf Malmort zurückgelassen hatte, da er von dannen zog, um spurlos im Gebirge zu verschwinden. Beide waren von starkem Krystall und hatten über den gläsernen Zapfen goldene Deckel, auf deren einem das Wort „Antidoton" mit griechischen Lettern eingeritzt war, während auf dem andern ein winziges Schlänglein sich krümmte. Mit diesen Fläschchen zu spielen bis der Tag anbrach wurde Stemma zu einem Bedürfniß. Da geschah es einmal, daß sie darüber einnickte und, als das Frühlicht sie weckte, das eine Fläschchen, das unbeschriebene, aus ihrer halbgeöffneten Hand verschwunden war. Sie gerieth in entsetzliche Angst und suchte und suchte. Endlich fand sie es in dem Händchen ihres

Kindes. Die kleine Palma mochte, vor ihr erwacht, sie auf nackten Sohlen beschlichen, ihr das schmucke Spielzeug entwendet und mit ihm das Lager und den Schlummer wieder gefunden haben. Das Kind hielt den Krystall an das kleine Herz gepreßt und vorsichtig löste Frau Stemma Fingerchen um Fingerchen.

Jetzt holte sie, verlockt von der frühern Gewohnheit, die lange im Verschluß gelegenen Krystalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in den Händen gehalten und mit den Fläschchen, sie unablässig wechselnd, nach ihrer alten Weise gespielt hatte, legte sie das eine unter ihren mit Gemsleder beschuhten Fuß und zertrat es auf der steinernen Fliese mit einem kräftigen Drucke zu Scherben. Die ausströmende Flüssigkeit verbreitete einen angenehmen Mandelgeruch. Im Begriffe den zweiten Krystall unter die Sohle zu legen, besah sie noch seinen goldenen Deckel und erkannte, daß sie sich zwischen den Fläschchen geirrt hatte. Sie glaubte das inschriftlose zuerst zermalmt zu haben und hielt es noch in der Hand. Kopfschüttelnd legte sie das Schlänglein unter die Ferse, doch das festere Glas widerstand hartnäckig. Sie ergriff es wieder und schon hob sie den Arm, um es an der Wand zu zerschmettern, da

hielt ſie inne, aus Furcht, mit dem klirrenden Wurfe den Schlummer des Mädchens zu ſtören. Oder mit einem andern Gedanken barg ſie es ſorgfältig in dem weiten Buſen ihres Gewandes.

Frau Stemma wurden die Lider ſchwer und ſie ließ ſich betäubt in einen Seſſel fallen. Da ſah ſie ein Ding hinter ihrem Stuhle hervorkommen, das langſam dem Lager ihres ſchlummernden Kindes zuſtrebte. Es floß wie ein dünner Nebel, durch welchen die Gegenſtände der Kammer ſichtbar blieben, während das blühende Mädchen in feſter Bildung und mit kräftig athmendem Leibe dalag. Die Erſcheinung war die eines Jünglings, dem Gewande nach eines Klerikers, mit vorhangenden Locken. Das ungewiſſe Weſen rutſchte auf den Knieen oder watete, dem Steinboden zutrotz, in einem Fluſſe. Stemma betrachtete es ohne Grauen und ließ es gewähren, bis es die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Dann ſagte ſie freundlich: „Du, Peregrin! Du biſt lange weggeblieben. Ich dachte, du hätteſt Ruhe gefunden.“ Ohne den Kopf zu wenden und ſich wieder um einen Ruck vorwärts bringend, antwortete der Müde: „Ich danke dir, daß du mich leideſt. Es iſt ohnehin das letzte Mal. Ich werde

zunichte. Aber noch zieht es mich zu meinem trauten Kindchen."

„Seid ihr Todte denn nicht gestorben?" fragte die Richterin.

„Wir sterben sachte, sachte," antwortete der Kleriker. „Wie denkst du? Die" — er stotterte — „die Seele wird damit nicht früher fertig als der Leib vermodert ist. Inzwischen habe ich mir diesen ärmlichen Mantel geliehen." Der Schatten schüttelte seine Gestalt wie einen rinnenden Regen. „Ei, was war der irdische Leib für ein heftiges und lustiges Feuer! In diesem dünnen Röcklein friert mich und ich lasse es gerne fallen."

„Hernach?" fragte Stemma.

„Hernach? Hernach, nach der Schrift" —

Stemma runzelte die Stirn. „Zurück von dem Kinde!" gebot sie dem Schatten, der Palma fast erreicht hatte.

„Harte!" stöhnte dieser und wendete das bekümmerte Haupt. Dann aber, von dem warmen Athem Stemmas angezogen, schleppte er sich rascher gegen ihre Kniee, auf welche er die Ellbogen stützte, ohne daß sie nur die leiseste Berührung empfunden hätte.

Dennoch belebte sich der Schatten, die schöne Stirn wölbte sich und ein sanftes Blau quoll in dem gehobenen Auge.

„Woher kommst du, Peregrin?“ sagte die Richterin.

„Vom trägen Schilf und von der unbewegten Fluth. Wir kauern am Ufer. Denke dir, Liebchen, neben welchem Nachbar ich zeither sitze, neben dem“ — er suchte.

„Neben dem Comes Wulf?“ fragte die Richterin neugierig.

„Gerade. Kein kurzweiliger Gesell. Er lehnt an seinen Spieß und brummt etwas, immer dasselbe, und kann nicht darüber wegkommen. Ob du ihm ein Leid anthatest oder nicht. Ich bin mäuschenstille“ — Peregrin kicherte, that dann aber einen schweren Seufzer. Darauf schnüffelte er, als rieche er den verschütteten Saft, und suchte mit starrem Blicke unter Stemmas Gewand, wo das andere Fläschchen lag, sodaß diese schnell den Busen mit der Hand bedeckte.

Da fühlte sie eine unbändige Lust, das kraftlose Wesen zu ihren Füßen zu überwältigen. „Peregrin,“ sagte sie, „du machst dir etwas vor, du hast dir etwas

zuſammengefabelt. Palma geht dich nichts an, du haſt kein Theil an ihr."

Der Kleriker lächelte.

„Du bildeſt dir etwas Närriſches ein," ſpottete die Richterin.

„Stemma, ich laſſe mir mein Kindchen nicht ausreden."

„Thorheit! Wie wäre ſolches möglich? Was weißt du, Traum?"

„Ich weiß" — der flüchtig Beſeelte ſchien eine Süßigkeit zu empfinden, in ſein kurzes und grauſames Loos zurückzukehren — „wie mich dein Vater überfiel, da ich von meinem Lehrer dem Abte weg über das Gebirge zog. Der Judex litt an einer Wunde und hatte von meiner Wiſſenſchaft vernommen. Da hob er mich auf und brachte mich dir mit. Du wareſt noch ſehr jung und o wie ſchön! mit grauſamen ſchwarzen Augen! Dabei herzlich unwiſſend. Ich lehrte dich Buchſtaben und Verſe bilden, doch dieſe da mochteſt du nicht. Lieber regierteſt du in den Dörfern, ſchiedeſt Händel und machteſt die Aerztin bei deinen Eigenen. Ich zeigte dir die Kräfte der Kräuter, lehrte dich allerlei brauen und du brachteſt mir aus dem Schmuckkäſtchen zwei Kryſtalle" —

Die Richterin lauschte.

„Stemma, du bist noch jung, und auch ich bin jung geblieben, wenig älter als da wir uns liebten,“ schluchzte Peregrin zärtlich.

„Wir liebten uns,“ sagte Stemma.

„Du lagest in meinen Armen!“

„Wo dich der Judex überraschte und erwürgte,“ sprach sie hart. Peregrin ächzte und Flecken wurden an seinem Halse sichtbar. „Er lud mich auf ein Maulthier, zog mit mir davon und warf mich in den Abgrund.“

„Peregrin, ich habe geweint! Aber besinne dich: dein ist die Schuld! Bin ich nicht dreimal vor dich getreten, mein Bündel in der Hand? Habe ich dich nicht drohend beschworen, mit mir zu fliehen? Wer wollte Fuß neben Fuß in Armuth und Elend wandern? Du aber erblaßtest und erbleichtest, denn du hast ein feiges Herz. Ich liebte dich und, bei meinem Leben! — wareſt du ein Mann — Vater, Heimath, alles hätte ich niedergetreten und wäre dein eigen geworden.“

„Du wurdest es,“ flüsterte der Schatten.

„Niemals!“ sagte Stemma. „Sieh mich an: gleiche

ich einer Sünderin? Blicke ich wie eine Leidenſchaftliche und Leichtfertige? Bin ich nicht die Zucht und die Tugend? Und ſo war ich immer. Du haſt mich nicht berührt, kaum daß du mir mit furchtſamen Küſſen den Mund ſtreifteſt. Wo hätteſt du auch den Muth hergenommen?“

Da gerieth der Schatten in Unruhe. „O ihr Gewaltthätigen beide, der Vater und du! Er hat mich geraubt und erwürgt, du, Stemma, lockteſt mit dem Blutstropfen! Gieb den Finger, da ſitzt das Närbchen!“

Stemma hob die Achſeln. „Es war einmal,“ höhnte ſie.

Da wiegte Peregrinus, der ſich gleich wieder beſänftigte, die Locken und ſang mit gedämpfter Stimme:

„Es war einmal, es war einmal
Ein Fürſt mit ſeinem Kinde,
Es war einmal ein junger Pfaff
In ihrem Burggeſinde.

Am Mahle ſaßen alle Drei,
Da riefen den Herrn die Leute:
„Herr Judex, auf! Zu Roß! Zu Roß!
Im Thal zieht eine Beute!“

Er gürtet ſich das breite Schwert
Und wirft mit einem Gelächter
Den Hausdolch zwiſchen Maid und Pfaff
Als einen ſcharfen Wächter.

Den Judex hat das ſchnelle Roß
Im Sturm davongetragen,
Zweie halten ſtill und bang
Die Augen niedergeſchlagen.

Stemma hebt das Fingerlein,
Sie thut es ihm zu Leide,
Und fährt damit wohl auf und ab
Ueber die blanke Schneide.

Ein Tröpflein warmen Blutes quoll" —

„Stille, Schwächling!" zürnte die Richterin. „Das haſt du dir in deinem Schlupfwinkel zuſammengeträumt. Solche Schmach kennt die Sonne nicht! Stemma iſt makellos! Und auch der Comes, er komme nur! ihm will ich Rede ſtehen!"

„Stemma, Stemma!" flehte Peregrin.

„Hinweg, du Nichts!" Sie entzog ſich ihm mit einer ſtarken Geberde und ſeine Züge begannen zu ſchwimmen.

„Mein Weib, mein" — „Leben" wollte er ſagen, doch das Wort war dem Ohnmächtigen entſchwunden.

„Hilf, Stemma,“ hauchte er, „wie heißt es, das Athmende, Blühende? Hilf!“ Die Richterin preßte die Lippen und Peregrinus zerfloß.

Erwacht ſtand ſie vor dem Lager ihres Kindes. Sie küßte ihm die geſchloſſenen Augen. „Bleibet unwiſſend!“ murmelte ſie. Dann glitt ſie neben Palma auf das breite Lager und ſchlang den Arm um das Mädchen, wie um eine erkämpfte Beute: „Du biſt mein Eigenthum! Ich theile dich nicht mit dem verſchollenen Knaben! Dich ſiedle ich an im Licht und umſchleiche dich wie eine hütende Löwin!“ Der Traum hatte ihr Peregrin gezeigt nicht anders als ſein Bild in ihr zu leben aufgehört hatte. Längſt war der Jüngling, dem ſie ſich aus Trotz und Auflehnung mehr noch als aus Liebe heimlich vermählt, an ihrem kaſteiten Herzen niedergeglitten und untergegangen, und der einſt aus ihrer Fingerbeere geſpritzte Blutstropfen erſchien der Geläuterten als ein lockeres und aberwitziges Märchen. Schon glaublicher deuchte ihr der andere Bewohner der Unterwelt, und da ſie ſich auf dem Lager umwendete und das Haupt in die Kiſſen begrub, ohne den Arm von der Schulter ihres Kindes zu löſen, erblickte die Entſchlummernde den Comes, wie er an den

Speer gelehnt verdrießlich im Schilfe saß und etwas Feindseliges in den Bart murmelte. Ein Lächeln des Hohnes glitt über ihr verdunkeltes Gesicht, denn Stemma kannte die Hilflosigkeit der Abgeschiedenen.

Im ersten Lichte weckte die zwei Schlafenden ein jäher Hornstoß und riß sie vom Lager empor. Der gewaltsame Tagruf beleidigte das feine Ohr der Richterin. Sie errieth, wen er meldete, und mit schnellem Entschluß und festem Schritte ging sie Wulfrin entgegen. Noch vor ihr, den rasch ergriffenen Wulfenbecher in der Hand, war Palma durch die Thür gehuscht.

In das von Rudio geöffnete Thor tretend, stand Stemma vor dem Höfling, der sie mit verwunderten Augen betrachtete. Das Antlitz gebot ihm Ehrfurcht. Er verschluckte ein unziemliches Scherzwort über sein durch vier Weiber gerettetes Leben. Bewältigt von dem ruhig prüfenden Blicke und der Hoheit der blassen Züge sagte er nur: „Hier hast du mich, Frau," worauf sie erwiderte: „Es hat Mühe gekostet, dich nach Malmort zu bringen."

„Wo ist die Schwester, daß ich sie küsse?" fuhr er fort und diese, die inzwischen den Becher gefüllt hatte, eilte ihm mit klopfendem Herzen und leuchtenden

Augen zu, obwohl ſie vorſichtig ſchritt und den Wein nicht verſchütten durfte. Sie trat vor den Bruder und begann den Spruch. Da aber Stemma den Kelch, der dem Comes den Tod gebracht, in den Händen ihres Kindes erblickte und den friſchen Mund über ſeinem Rand, empfand ſie einen Ekel und einen tiefen Abſcheu. Mit ſicherm Griffe bemächtigte ſie ſich des Bechers, den das überraſchte Mädchen ohne Kampf und Widerſtand fahren ließ, führte ihn kredenzend an den eigenen Mund und bot ihn dem Höfling mit den einfachen Worten: „Dir und Dieſer zum Segen!“ Wulfrin leerte den Becher ohne jegliche Furcht.

Palma ſtand beſtürzt und beſchämt. Da hieß die Mutter ſie die Glocke ziehen, die hoch oben in einem offenen Thürmchen hing und das Geſinde weither zum Angelus rief. Palma hatte als Kind Freude gehabt das leichtbewegliche Glöcklein erſchallen zu laſſen und das Amt war dem Mädchen geblieben. Sie fügte ſich zögernd.

„Frau, warum haſt du ihr die Freude verdorben?“ fragte Wulfrin. Stemma wies ihm die Inſchrift des Bechers. „Siehe, es iſt der Spruch eines Eheweibes,“ ſagte ſie. „Davon leſe ich nichts,“ meinte er.

„Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . . !“

Der Finger der Richterin zeigte das Verwischte, aus welchem für ein genauer prüfendes Auge noch drei Buchstaben leserlich hervortraten, ein i, ein K, ein l. Wulfrin errieth ohne Mühe:

„Willkomm im Kämmerlein!“

„Du hast recht, Frau,“ lachte er.

Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn vor das Grabmal. Da lag ihm der Vater, die Linke am Schwert, die Rechte am Hifthorn, die steinernen Füße ausgestreckt. Wulfrin betrachtete die rohen aber treuherzigen Züge nicht ohne kindliches Gefühl. Das abgebildete Hifthorn erblickend, hob er in einer plötzlichen Anwandlung das wirkliche, das er an der Seite trug, vor den Mund und that einen kräftigen Stoß. „Fröhliche Urständ!“ rief er dem in der Gruft zu.

„Laß das!“ verbot die Richterin, „es tönt häßlich.“

Sie setzte sich auf den Rand des Steinsarges, neben ihr eigenes liegendes Bild, das die betenden Hände gegeneinander hielt, und begann: „Da du nun auf Malmort bist, verlässest du es nicht, Wulfrin, ohne mich — nach vernommenen Zeugen — angeklagt oder

freigegeben zu haben von dem Tode des Mannes hier.“ Der Höfling machte eine widerwillige Geberde. „Füge dich,“ ſagte ſie. „Iſt es dir keine Sache, ſo iſt es eine Form, die du mir erfüllen mußt, denn ich bin eine genaue Frau.“

„Gnadenreich wird dir ausgerichtet haben,“ verſetzte der Höfling aufgebracht, „daß ich dich nie bargwöhnte, weder ich noch Arbogaſt, der mir das Zuſammenſinken des Vaters beſchrieben hat. Ich bin kein Zweifler und möchte nicht leben als ein ſolcher. Es giebt deren, die in jedem Zufall einen Plan, und in jedem Unfall eine Schuld wittern, doch das ſind Betrogene oder ſelbſt Betrüger. Der Himmel behüte mich vor beiden! Hätte ich aber Verdacht geſchöpft und Feindſeliges gegen dich geſonnen, jetzt da ich dein Antlitz ſehe, ſtünde ich entwaffnet, denn wahrlich du blickſt nicht wie eine Mörderin. Wäreſt du eine Böſe, woher nähmeſt du das Recht und die Stirn, das Böſe aufzudecken und zu richten? Dawider empört ſich die Natur!“

Ein Schweigen trat ein. „Aber was iſt das für ein dumpfes Dröhnen, das den Boden ſchüttert?“ „Das iſt der Strom,“ ſagte die Richterin, „der den Felſen benagt und unter der Burg zu Thale ſtürzt.“

„Wahr iſt es, Frau," fuhr der Höfling treuherzig fort, „daß ich dich nie leiden mochte, und ich ſage dir warum. Dieſer Greis hier mein Vater war ein roher und gewaltſamer Mann. Ich ſage es ungern: er hat an meinem Mütterlein mißgethan, ich glaube, er ſchlug es. Ich mag nicht daran denken. Ins Kloſter hat er es geſperrt, ſobald es abwelkte. Da iſt es nicht zu wundern, wie wir Menſchen ſind, daß ich von dir nichts wiſſen wollte, die es von ſeinem Platze verſtieß."

„Nicht ich. Hier thuſt du mir Unrecht. Da wir ſo zuſammenſitzen, Wulfrin, warum ſoll ich es dir nicht erzählen? Ich habe deiner Mutter nichts zuleide gethan. Kälter und lebloſer als dieſe ſteinerne war meine Hand, da ſie gewaltſam in die deines Vaters gedrückt wurde. Aus dem Kerker hergeſchleppt, zugeſchleudert wurde ich ihm von dem Judex, der mir einen zitternden und zagenden Liebling von niederer Geburt erwürgt hatte. Nicht jedes Weib würde dir ſolches anvertrauen, Wulfrin."

„Ich glaube dir," ſagte dieſer.

„Einer Gezwungenen und Entwürdigten," betonte ſie, „gab dein Vater ſterbend die Freiheit. Und ich

wurde Herrin von Malmort. Du haſt Grund, Wulfrin, dir die Sache zu beſehen. Sie iſt dunkel und ſchwer. Betrachte ſie von allen Seiten! Denn, du räumſt mir ein, vernichtete ich deinen Vater, ſo bin ich oder du biſt zuviel auf der Erde."

„Verhöhnſt du mich?" fuhr er auf, „doch nein, du blickſt ernſt und traurig. Siehe, Frau, das ewige Verhören und Richten hat dich quälend und peinlich gemacht und wahrhaftig, ich glaube" — ſeine Augen deuteten auf den Stein — „auch eine Frömmlerin biſt du." Er hatte rings um das Frauenhaupt die Worte geleſen: „Orate pro magna peccatrice." „Das hier iſt großgethan."

„Ich bin eine kirchliche Frau," antwortete Stemma, „doch wahrlich, ich bin keine Frömmlerin, denn ich glaube nur, was ich an dem eigenen Herzen erfahren habe. Dein Knecht der Steinmetz Arbogaſt fragte mich in ſeiner einfältigen Art, was er mir um das Haupt ſchreiben dürfe. In ſeiner ſchwäbiſchen Heimath ſei bei vornehmen Frauen die Umſchrift gebräuchlich: Betet für eine Sünderin. „Schreibe mir," ſagte ich, „Betet für die große Sünderin," denn, Wulfrin, du haſt recht geſagt, was ich thue, thue ich groß."

„Hübsch!“ rief der Höfling, aber nicht als Antwort auf diesen Selbstruhm, sondern das Haupt in die Höhe richtend, wo Palma stand und das helltönige Glöcklein zog. Sie hatte sich lange auf der Wendeltreppe gesäumt und aus den Luken nach dem ihr vorenthaltenen Bruder zurückgeblickt. In der weiten Bogenöffnung des von den ersten Sonnenstrahlen vergoldeten Thurmes wiegte sich ein lichtes Geschöpf auf dem klingenden Morgenhimmel. Der Höfling sah einen läutenden Engel, wie ihn etwa in der zierlichen Initiale eines kostbaren Psalters ein farbenkundiger Mönch abbildet. Eine Innigkeit, deren er sich schämte, rührte und füllte sein Herz. Hatte ihn doch dieses lobpreisende Kind vom Tode errettet.

Inzwischen sammelte sich im Burghofe das Gesinde der Richterin, wohl einhundert Köpfe stark, Männer und Weiber, ein finsteres, sehniges, sonneverbranntes Geschlecht, das den Behelmten eher feindlich als neugierig musterte. Dieser, die wieder zur Erde gestiegene Palma darunter erblickend, machte sich Bahn und als wollte er sich für die flüchtige Andacht rächen, welche er zu einem Geschöpf aus irdischem Stoffe empfunden, legte er ihr die Hand auf die Achsel und den blühenden

Mund findend küßte er ihn kräftig. Sie zitterte vor Freude und wollte erwidern, doch ſchneller faßte die Richterin mit der Linken ihre Hand, die Rechte Wulfrin bietend, und führte die Beiden in die Mitte ihres Volkes.

„Bruder und Schweſter," verkündigte ſie und ſich auf die andere Seite wendend noch einmal: „Schweſter und Bruder."

So ungefähr hatten es ſich Knechte und Mägde ſchon zurechtgelegt, denn die Aehnlichkeit Wulfrins mit dem ſteinernen Comes war unverkennbar, nur daß ſich der Vater in dem Sohne beſeelt und veredelt hatte, des Hifthorns an der Seite Wulfrins zu geſchweigen, das anſchauliches Zeugniß gab von ſeiner Abſtammung.

Nur das runzlige ſtocktaube Mütterchen, die Sibylle, hatte nichts vernommen und nichts begriffen. Sie trippelte kichernd um das Mädchen, zupfte und tätſchelte es, grinſte zuthulich und ſprudelte aus dem zahnloſen Munde: „O du mein liebes Herrgöttchen! Was für Einen hat dir da die Frau Mutter gekramt! Zum wieder jung werden. Von Paris iſt er verſchrieben, aus den Buden, die dem Großmächtigen dienen. Krauſe Haare, prächtige Waare!"

„Halt das Maul, Drud!" ſchrie dem Mütterchen

der Knecht Dionys ins Ohr, „es iſt der Bruder!“ und ſie verſetzte: „Das ſage ich ja, Dionys: der Gnadenreich iſt ein tröſtlicher und auferbaulicher Herr, aber Der da iſt ein gewaltiger ſtürmender Krieger! O du glückſeliges Pälmchen!“ und ſo unziemlich ſchwatzte ſie noch lange, wenn man ſie nicht zurückgedrängt und ihr den frechen Mund verhalten hätte. Denn die Morgenandacht begann und von einer entfernteren Gruppe wurde ſchon die Litanei angeſtimmt. Wie von ſelbſt ordnete ſich der Frühdienſt, einen Halbkreis bildend, in deſſen Mitte die Richterin den ſchleppenden Geſang leitete, der, dieſelben Rhythmen und Sätze immer dringender und leidenſchaftlicher wiederholend, den Himmel über Malmort anrief.

Wulfrin, welcher er wußte nicht wie an das eine Ende des andächtigen Kreiſes gerathen war, erblickte ſich gegenüber die Schweſter. Alles hatte ſich niedergeworfen, er und die Richterin ausgenommen. Seine Blicke hingen an Palma. Auf beiden Knieen liegend, die Hände im Schoß gefaltet, ſang ſie eifrig mit den jungen rätiſchen Mägden. Aber das Freudefeſt, das ſie in der vollen Bruſt mit dem endlich erlangten Bruder, dem neuen und guten Geſellen feierte, ſtrahlte

ihr aus den Augen und jubelte ihr auf den Lippen, daß die Litanei darüber verſtummte. Die geöffneten gaben durch die Lüfte den Kuß des Bruders zurück. Und jetzt ſich halb erhebend, ſtreckte ſie auch die Arme nach ihm. Nur eine flüchtige Geberde, doch ſo viel Gluth und Jugend ausſtrömend, daß Wulfrin unwillkürlich eine abwehrende Bewegung machte, als würde ihm Gewalt angethan. „Der Wildling!“ lachte er heimlich. „Aber Die wird dem wackern Gnadenreich zu ſchaffen machen! Ich muß ihm das wilde Füllen noch zähmen und ſchulen, daß es nicht ausſchlage gegen den frommen Jüngling! Warte du nur!“

Und um die Erziehung zu beginnen, wendete er ſich, da die Richterin das Amen ſprach und Palma gegen ihn aufſprang, von ihr ab, gerieth aber an Frau Stemma, die ſeine Hand ergriff, ihn feierlich in die Mitte führte und mit eherner Stimme zu reden begann: „Meine Leute! Wer von euch, Mann oder Weib, ſo alt iſt, daß er vor jetzt ſechzehn Jahren hier ſtand, während ich den Comes empfing, der davon herkam euren erſchlagenen Herrn, den Judex, zu rächen — wer ſo alt iſt und dabei gegenwärtig war, der bleibe! Ihr Jüngern, laſſet uns, auch du, Palma!“

Sie gehorchten. Palma zog sich schmollend in den äußersten Burgwinkel zurück, eine halbrunde Bastei, die, ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem senkrechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergfluth in ungeheurem Sturze zu Thale fiel. Sie setzte sich neben die Mauer der Brüstung, blickte, den Arm vorgestützt, in den schneeweißen Gischt hinein, der ihr mit seinem feinen Regen die Wange kühlte, und hörte in dem Tumulte der Tiefe nur wieder den Jubel und die Ungeduld des eigenen Herzens.

Im Hofe hinter ihr ging inzwischen die rechtliche Handlung ihren Schritt und Rede und Gegenrede folgte sich, rasch und doch gemessen, nach dem Winke der Richterin.

„Hier steht der Sohn des Comes. Ihr seid ihm die Wahrheit schuldig. Saget sie. Habet ihr das Bild jener Stunde?"

„Als wäre es heute" — „Ich sehe den Comes vom Rosse springen" — „Wir alle" — „Dampfend und keuchend" — „Du kredenztest" — „Drei lange Züge" — „Mit einem leerte er den Becher" — „Er sank" — „Wortlos" — „Er lag."

„Bei eurem Antheil am Kreuze?" fragte sie.

„So und nicht anders. Bei unſerm Antheil am Kreuze!“ antwortete der vielſtimmige Schwur.

„Wulfrin, ich bitte dich, du blickſt zerſtreut! Wo biſt du? Nimm dich zuſammen!“

Haſtig und unwillig erhob er die Hand.

Die Richterin faßte ihn am Arm. „Kein Leichtſinn!“ warnte ſie. „Frage, unterſuche, prüfe, ehe du mich freigiebſt! Du begehſt eine ernſte, eine wichtige That!“

Wulfrin machte ſich von ihr los. „Ich gebe die Richterin frei von dem Tode des Comes und will verdammt ſein, wenn ich je daran rühre!“ ſchwur er zornig.

Der Burghof begann ſich zu leeren. Wulfrin ſtarrte vor ſich hin und vernahm, ſo überzeugt er von der Unſchuld der Richterin war und ſo erleichtert, mit einer häßlichen Sache fertig zu ſein — dennoch vernahm er aus ſeinem Innern einen Vorwurf, als hätte er den Vater durch ſeinen Unmuth und ſeine Haſt preisgegeben und beleidigt. So ſtand er regungslos, während die Richterin langſam auf ihn zutrat, ſich an ſeiner Bruſt emporrichtete und ihm Kette und Hifthorn leicht über das Haupt hob. „Als Pfand meiner Freigebung und

unſeres Friedens," ſagte ſie freundlich. „Ich kann ſeinen Ton nicht leiden." Und ſie ſchritt durch den Hof die Stufen hinunter und hinaus auf die Baſtei und ſchleuderte das Hifthorn mit ausgeſtreckter Rechten in die donnernde Tiefe.

Jetzt kam Wulfrin zur Beſinnung und eilte ihr nach, das väterliche Erbe zurückzufordern. Er kam zu ſpät. In den betäubenden Abgrund blickend, der das Horn verſchlungen hatte, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Roſſegewieher. Sein Ohr hatte ſich in den Ebenen der lauten Rede entwöhnt, welche die Bergſtröme führen. Als er wieder aufſchaute, war die Richterin verſchwunden. Nur Palme ſtand neben ihm, die ihn umhalſte und herzlich auf den Mund küßte.

„Laß mich!" ſchrie er und ſtieß ſie von ſich.

Drittes Kapitel.

An einem Fenſter von Malmort, durch welches der Thalgrund mit ſeinen Thürmen und Weilern als duftige Ferne hereinſchimmerte, ſtand die Richterin mit Wulfrin und zeigte ihm die Größe ihres Beſitzes. „Das beherrſche ich,“ ſagte ſie, „und Palma nach mir. Dich aber, Wulfrin, habe ich ſchon ehevor dazu auserſehen — wie es auch deine brüderliche Pflicht iſt — der Schweſter, wenn ich ſtürbe, dieſes weite Erbe zu ſichern.“

„Planvoll, aber ferneliegend,“ ſagte er.

„Fern oder nahe. Du biſt ihr natürlicher Beſchützer. Ich kann mein Kind keinem Mächtigen dieſes Landes vermählen, denn ſie ſind ein zuchtloſes und ſich ſelbſt zerſtörendes Geſchlecht. Ich bände ſie an den Schweif eines gepeitſchten Roſſes! Ringsherum

keine Burg, an der nicht Mord klebte! Soll mir mein Kind in einem Hauszwiſt oder in einer Blutrache untergehen? Ja, fände ich für ſie einen Guten und Starken wie du biſt, dann wäre ich ruhig und könnte dich freigeben, du hätteſt weiter keine Pflicht an ihr zu erfüllen. Ich weiß ihr keinen Gatten als allein Gnadenreich, und der beſitzt das Land, nach der Verheißung, als ein Sanftmüthiger, kann es aber gegen die Gewaltthätigen nicht behaupten, deren Zahl hier Legion iſt. Erſt ſeine Söhne werden kraft meines Blutes Männer ſein. Bis dieſe kommen und wachſen, wirſt du ſchon deine gepanzerte Hand über Gnadenreich und Palma halten und die Herrſchaft führen müſſen. Denn ewig reiteſt du nicht mit dem Kaiſer. Vielleicht auch, wer weiß, erhebt er dich zum Grafen über dieſen Gau, oder dann erhältſt du von mir eine Burg, jene" — ſie wies auf einen Thurm am Horizonte — „oder eine andere, nach deinem Gefallen. Oder du hauſeſt hier auf meinem eigenen feſten Malmort." Sie legte ihm vertrauend die Hand auf die Schulter.

„Aber, Frau," ſagte er, „du lebſt!" und ſie erwiderte: „Solang ich lebe, herrſche ich."

„Dann hat es keine Eile," antwortete er. „Daß der Schweſter nichts geſchehen darf, verſteht ſich und gelobe ich dir. Doch jetzt muß ich reiten, heute! in einer Stunde!"

„Zum Kaiſer? Du haſt ihm bereits meinen ortserfahrenen Rudio geſchickt mit der ſichern Kundſchaft, daß die Lombarden ſich am Mons Maurus befeſtigen und dort noch ein blutiger Sturm wird gegen ſie geführt werden müſſen. Herr Karl ſitzt in Mediolanum, wie wir wiſſen. So braucht es dir nicht zu eilen."

„Ich lag ſchon zu lange hier, mich verlangt in den Bügel," ſagte der Höfling und die Richterin erwiderte nachgiebig: „Dann ſchenkſt du mir noch dieſen Tag. Ich ſähe es gerne, wenn du Palma verlobteſt. Warum Gnadenreich ſich hier nicht blicken läßt? Er hält ſich wohl in ſeinem Pratum eingeſchloſſen, der Lombarden halber, vorſichtig wie er iſt, obſchon, wie ich glaube, dieſe hier verſtoben ſind. Weißt du was? Geh und bring ihn. Oder wüßteſt du deiner Schweſter einen beſſern Mann?"

„Nein, Frau, wenn ſie ihn mag! Doch was habe ich dabei zu rathen und zu thun? Das iſt deine

Sache und die des Pfaffen, der ſie zuſammengiebt. Ich will den Rappen ſatteln gehen, den du mir geſchenkt haſt."

Sie blickte ihn mit beſorgten Augen an. „Was iſt dir, Wulfrin? Du ſiehſt bleich! Iſt dir nicht wohl hier? Und mit Palma gehſt du um wie mit einer Puppe, du ſtößeſt ſie weg und dann hätſchelſt du ſie wieder. Du verdirbſt mir das Mädchen. Wo haſt du ſolche Sitte gelernt?"

„Sie iſt aufdringlich," ſagte er. „Ich liebe freie Ellbogen und kann es nicht leiden, daß man ſich an mich hängt. Sie läuft mir nach und wenn ich ſie ſchicke, weint ſie. Dann muß ich ſie wieder tröſten. Es iſt unerträglich! Ich habe die Gewohnheit breiter Ebenen und groſſer Räume — auf dieſem Felsſtück iſt alles zuſammengeſchoben. Das Gebirge drückt, der Hof beengt, der Strom ſchüttert — an jeder Ecke, auf jeder Treppe dieſelben Geſichter! Verwünſchtes Malmort! Hier hältſt du mich nicht. Hier laſſe ich mich nicht einmauern. Mache dir keine Rechnung, Frau."

„Du thuſt mir wehe," ſagte ſie.

Die harte Rede reute ihn. „Frau, laß mich ziehen!" bat er. „Und daß du dich zufrieden gebeſt, hole ich

dir heute noch den Gnadenreich und wir verloben die Schweſter. Wo hauſt er?"

„Ich danke dir, Wulfrin. Graciosus wohnt nicht ferne von hier, in Pratum." Sie deutete nach einer zerriſſenen Schlucht, über welcher eine grüne Alp hoch emporſtieg. „Ich gebe dir einen Führer. Den Knaben hier." Sie zeigte in den Hof hinunter, wo ein Hirtenbube ſich damit beſchäftigte eine Senſe zu wetzen. Palma ſtand neben ihm und plauderte.

„Gabriel," rief ihn die Richterin, „du führſt deinen Herrn Wulfrin nach Pratum."

„Den Höfling? Mit Freuden!" jauchzte der Bube.

„Er träumt davon," erklärte die Richterin, „hinter dem Kaiſer zu reiten. Beſieh dir ihn."

„Darf ich mit?" fragte Palma und hob das Haupt.

„Nein," ſagte die Richterin.

„Bruder!" bat ſie und ſtreckte die Hände.

„Schon wieder! Zum Teufel!" fluchte er. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „So komm, Närrchen!"

Da die Dreie baarhaupt und reiſefertig in dem feuchten Thore ſtanden, während ringsum die Sonne brannte, ſagte die geleitende Richterin zu Wulfrin: „Ich anvertraue dir Palma: hüte ſie!"

„Haleluja! Voran, Engel Gabriel!“ jubelte das Mädchen.

Unten am Burgweg ſagte der Hirtenbube: „Herr, es giebt zwei Wege nach Pratum. Der eine ſteigt durch die Schlucht, der andere über die Alp.“ Er wies mit der Hand. „Wenn es dir und der jungen Herrin beliebt, ſo nehmen wir dieſen. Oben ſchaut es ſich weit und luſtig und es könnte trübe werden gegen Abend. Es iſt ein Gewitterchen in der Luft.“

„Ja, über die Alp, Wulfrin!“ rief Palma. „Ich will dir dort meinen See zeigen,“ und leichtgeſchürzt ſchlug ſie ſich über eine lichte Matte, die bald zu ſteigen begann und immer ſteiler wurde.

Leicht wie auf Flügeln, mit frei athmender Bruſt ging das Mädchen bergan und blieb unter der ſengenden Sonne friſch und kühl wie eine ſpringende Quelle. Der Berg hatte an dem Kinde ſeine Freude. Glänzende Falter umgaukelten ihr das Haupt und der Wind ſpielte mit ihrem Blondhaar.

Wulfrin ſchaute um nach Malmort, das grau ſchimmernd kaum aus der Morgenlandſchaft hervortrat. „Wie geſchah mir,“ fragte er ſich, „in jenem Gemäuer dort? Wie konnte mich dieſes unſchuldige Geſchöpf beängſtigen,

dieſes fröhliche Geſpiel, dieſe behende Gems mit hellen Augen und flüchtigen Füßen?" Ihm wurde wohl und er mochte es gerne, daß der Knabe zu plaudern begann.

Gabriel erzählte von den Lombarden, welche er als Späher der Richterin beſchlichen hatte. Sie ſeien überall und nirgends. Sie niſten in den Päſſen, belauern die Boten und plündern die Säumer. Sie berauſchen ſich in dem geraubten heißen Weine von drüben, prahlen mit beſiegten Waffen, fabeln von der Herſtellung der eiſernen Krone und leugnen oder läſtern den Weltlauf. Sie beten den Teufel an, der das Regiment führe. „und doch," endigte der Knabe, „ſind ſie gläubige Chriſten, denn ſie ſtehlen aus unſern Kirchen alles heilige Gebein zuſammen, ſoviel ſie davon erwiſchen können. Es iſt Zeit, daß der Herr Kaiſer zum Rechten ſehe und ihnen feſte Bezirke und einen Richter gebe."

Da nun Gabriel bei dem Kaiſer angelangt war, deſſen erneuerte Würde ihren Schimmer bis in dieſes wilde Gebirge warf, begeiſterten ſich ſeine Augen und er rief: „Dieſem und keinem Andern will ich dienen! Ich heiße Gabriel und ſchlage gerne mit Fäuſten, lieber

hieße ich Michael und hiebe mit dem Schwerte! Recht muß dabei sein und der Kaiser hat immer Recht, denn er ist eins mit Gott Vater, Sohn und Geist. Er hat die Weltregierung übernommen und hütet, ein blitzendes Schwert in der Faust, den christlichen Frieden und das tausendjährige Reich."

Nun mußte ihm Wulfrin den Kaiser beschreiben, die Spangen seiner Krone, den blauen langen Mantel, das tiefsinnige Antlitz, das kurzgeschorene Haupt, den hangenden Schnurrbart, „den wir Höflinge ihm nachahmen," sagte er lachend.

„Wie blickt der Kaiser?" fragte Palma und Wulfrin antwortete ohne Besinnen: „Milde."

Die Kinder lauschten andächtig und bestaunten den Mann, der mit dem Herrn der Welt Umgang pflog; sobald aber die Höhe erreicht war, wo sich der Rasen breitete, war es mit der Andacht vorbei. Gabriel jauchzte gegen eine ernsthafte Felswand, die den Knabenjubel gütig spielend erwiderte, und Palma lief, den Höfling an der Hand, einem gründunkelklaren Gewässer entgegen, das die Wand mit ihrem Riesenschatten noch immer vor der schon hohen Sonne verbarg. Sie umwandelten das mit Felsblöcken besäte Ufer bis

zu einem bemooſten Vorſprung, der weiche Sitze bot. Hier zog ſie ihn nieder und wie ſie ſo lagerten, ſagte ſie: „Nun iſt das Märchen erfüllt von dem Bruder und der Schweſter, die zuſammen über Berg und Thal wandern. Alles iſt ſchön in Erfüllung gegangen.“

„Hauſt hier unten auch Eine?“ neckte Wulfrin den Buben. Gabriel blieb die Antwort ſchuldig, denn er mochte ſich vor dem Höfling nicht bloßſtellen.

„Dumme Geſchichten,“ lachte dieſer, „es giebt keine Elben.“

„Nein,“ ſagte Gabriel bedenklich und kratzte ſich das Ohr, „es giebt keine, nur darf man ſie nicht mit wüſten Worten rufen oder gar ihnen Steine ins Waſſer ſchmeißen. Aber, Herr, wo haſt du dein Hifthorn? Du trugeſt es an der Seite, da du nach Malmort kamſt.“

„Es iſt in den Strom geſtürzt,“ fertigte ihn der Höfling ab.

„Das iſt nicht gut,“ meinte der Knabe.

„Hejo, Gabriel!“ rief es aus der Ferne und ein anderer Hirtenbube wurde ſichtbar. „Ein Fohlen hat ſich nach Alp Grun verlaufen, kohlſchwarz mit einem

weißen Blatt auf der Stirn. Ich wette, es gehört nach Malmort."

Gabriel ſprang mit einem Satz in die Höhe. „Heilige Mutter Gottes," rief er, „das iſt unſere Magra, der muß ich nach! Lieber Herr, entlaſſe mich. Du wirſt dich ſchon zurechtfinden. Ein Menſch iſt vernünftiger als ein Vieh. Dort," er deutete rechts, „ſiehſt du dort den rothen Grat? Den ſuche, dahinter iſt Pralum. Auch weiß die kleine Herrin Beſcheid." Und weg war er, ohne ſich um Antwort zu kümmern.

„Palma," lachte Wulfrin, „wenn da unten eine Elbin leuchtete?"

„Mich würde es nicht wundern," ſagte ſie. „Oft, wenn ich hier liege, erhebe ich mich, ſteige ſachte ans Ufer nieder und verſuche das Waſſer mit der Zehe. Und dann iſt mir, als löſe ich mich von mir ſelbſt und ich ſchwimme und plätſchere in der Fluth. Aber ſiehe!"

Sie deutete auf ein majeſtätiſches Schneegebirge, das ihnen gegenüber ſich entwölkte. Seine verklärten Linien hoben ſich auf dem lautern Himmel rein und zierlich, doch ohne Schärfe, als wollten ſie ihn nicht ritzen und verwunden, und waren beides, Ernſt und

Reiz, Kraft und Lieblichkeit, als hätten ſie ſich gebildet, ehe die Schöpfung in Mann und Weib, in Jugend und Alter auseinanderging.

„Jetzt prangt und jubelt der Schneeberg,“ ſagte Palma, „aber nachts, wenn es mondhell iſt, zieht er bläulich Gewand an und redet heimlich und ſehnlich. Da ich mich jüngſt hier verſpätete, machte ſich der ſüße Schein mit mir zu ſchaffen, lockte mir Thränen und zog mir das Herz aus dem Leibe. Aber ſiehe!“ wiederholte ſie.

Eine Wolke ſchwebte über den weißen Gipfeln, ohne ſie zu berühren, ein himmliſches Feſt mit langſam ſich wandelnden Geſtalten. Hier hob ſich ein Arm mit einem Becher, dort neigten Freunde oder Liebende ſich einander zu und leiſe klang eine luftige Harfe. Palma legte den Finger an den Mund. „Still,“ flüſterte ſie, „das ſind Selige!“ Schweigend betrachtete das Paar die hohe Fahrt, aber die von irdiſchen Blicken belauſchte himmliſche Freude löſte ſich auf und zerfloß. „Bleibet! oder gehet nur!“ rief Palma mit jubelnder Geberde, „wir ſind Selige wie ihr! Nicht wahr, Bruder?“ und ſie blickte mit trunkenen Augen bis in den Grund der ſeinigen.

Es kam die schwüle Mittagsstunde mit ihrem bestrickenden Zauber. Palma umfing den Bruder in Liebe und Unschuld. Sie schmeichelte seinem Gelocke wie die Luft und küßte ihn traumhaft wie der See zu ihren Füßen das Gestade. Wulfrin aber ging unter in der Natur und wurde eins mit dem Leben der Erde. Seine Brust schwoll. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Feuer loderte vor seinen Augen . . .

Da rief eine kindliche Stimme: „Sieh doch, Wulfrin, wie sie sich in der Tiefe umarmen!"

Sein Blick glitt hinunter in die schattendunkle Fluth, die Felsen und Ufer und das Geschwisterpaar verdoppelte. „Wer sind die Zweie?" rief er.

„Wir, Bruder," sagte Palma schüchtern und Wulfrin erschrak, daß er die Schwester in den Armen hielt. Von einem Schauder geschüttelt sprang er empor und ohne sich nach Palma umzusehen, die ihm auf dem Fuße folgte, eilte er in die Sonne und dem nahen Grate zu, wo jetzt eine Figur mit einem breiten Hut und einem langen Stabe Wache zu halten schien.

„Grüß' Gott! grüß' Gott!" bewillkommte Gnadenreich die Geschwister, ohne einen Schritt vom Platze zu thun. Er streckte ihnen nur die Hände entgegen.

„Ich habe es dem Ohm feierlich geloben müſſen," erklärte er, „ſolange die Lombardengefahr dauert, die Grenze meiner Weiden hütend zu umwandeln, aber nicht zu überſchreiten, denn Pratum iſt ein Lehen des Bisthums und die Kirche hält Frieden. Sei willkommen, Vulfrin, und Palma nicht minder!" Seine Blicke liefen raſch zwiſchen dem Höfling und dem Mädchen: beide ſchienen ihm befangen. Er wurde es auch, denn er glaubte die Urſache ihres Weges zu wiſſen, und da ſie ſchwiegen, begann er ein großes Geplauder.

„Sie haben dem guten Ohm böſe mitgeſpielt," erzählte er. „Wir ſaßen zu Dreien in der Stube beim Nachtiſche, denn die Richterin war nach Cur gekommen, um den Biſchof gegen die Lombarden in die Waffen zu treiben, was er ihr als ein Kind des Friedens verweigern mußte. Frau Stemma und der Ohm ſtritten ſich bei den Nüſſen, wie ſie zuweilen thun, über die Güte der Menſchennatur. Nun hatten ſich kürzlich zwei arge Geſchichten ereignet. Jucunda, die junge Frau des Montafuners, welche Biſchof Felix gefirmelt hatte" —

„Mit mir. Sie war ſein Liebling," rief Palma, die wieder dicht neben dem Höfling ſchritt.

„Still!“ sagte dieser ungeberdig und das Mädchen lief nach einer Blume.

— „wurde von ihrem Manne mit einem Edelknecht ertappt und durch das Burgfenster geworfen. Wenige Tage später schlug der Schamser mitten im Stiftshofe dem Bergüner nach kurzem Wortwechsel den Schädel ein und doch hatten sie eben auf die priesterliche Zusprache des Ohms sich geküßt und mit einander den Leib des Herrn empfangen. Solches hielt ihm Frau Stemma vor, doch der Ohm erwiderte: „Das sind Wallungen und augenblickliche Verfinsterungen der Vernunft, aber die Natur ist gut und wird durch die Gnade noch besser.“ Der Ohm ist ein bischen Pelagianer, hi, hi!“

„Pelagianer?“ fragte der Höfling zerstreut, denn sein Blick rief Palma, die ihm gleich wieder zusprang. „Ist das nicht eine Gattung griechischer Krieger?“

„Nicht doch, Wulfrin, es ist eine Gattung Ketzer. Also: Frau Stemma und der Ohm stritten über das Böse. Da sieht der Bischof, der kurzsichtig ist, auf Felicitas — diesen Namen hat er der nahen Höhe gegeben, wo ihm ein Sommerhaus steht — eine Flamme. „Wir feiern den Abzug der Lombarden,“

lächelte er. Frau Stemma blickt hin und bemerkt in ihrer ruhigen Weiſe: „Ich meine, ſie ſind es ſelber,“ und richtig tanzten ſie auf dem Hügel wie Dämonen um den Brand.

Da lärmt es auf dem Platz. Ein Böſewicht fällt mit der Thüre ins Haus und redet: „Biſchof, thue nach dem Evangelium und gieb mir den Rock, nachdem du ſeine Taſchen mit Byzantinern gefüllt haſt, denn deine Mäntel haben wir in der Sakriſtei drüben ſchon geſtohlen!“ Der Ohm erſtarrt. Jetzt tritt der Lombarde auf Stemma zu, welche im Halbdunkel ſaß. „Die Frau da,“ höhnt er, „hat einen Heiligenſchein um das Haupt, her mit dem Stirnband!“ Da erhebt ſich Frau Stemma und durchbohrt den Menſchen mit ihren fürchterlichen Augen: „Unterſtehe dich!“ „Ja ſo,“ ſagt er, „die Richterin!“ und biegt das Knie. Da der arme Ohm endlich aufathmete, nach erbrochenen Kiſten und Kaſten, rief ihn der Höllenkerl wieder vom Domplatze her ans Fenſter. Er ritt mit nackten Ferſen den ſchönſten Stiftsgaul, dem er eine purpurne Altardecke übergelegt — ſich ſelbſt hatte er ein Meßgewand umgehangen — und zog dem Kirchenſchimmel mit dem entwendeten Krummſtab von Cur einen ſolchen

über den blanken Hinterbacken, daß er bolzgerade ſtieg und der Stab in Trümmer flog. „Biſchof, ſegne mich!“ ſchrie der Lombarde. Der Ohm in ſeiner Frömmigkeit beſiegte ſich. „Ziehe hin in Frieden, mein Sohn!“ ſprach er und hob die Hände.

„Dich, Biſchof,“ jauchzte der Lombarde, „hole der Teufel!“

„Und dich hole er gleichfalls!“ gab der Ohm zurück. Ich hätte es eigentlich nicht erzählen ſollen,“ endete Gnadenreich halb reuig, „es hat den Ohm ſchrecklich erboſt.“

Palma hatte gelacht, auch der Höfling verzog den Mund und Gnadenreich wurde immer geſprächiger und zuthulicher.

„Wir haben uns eine Ewigkeit nicht geſehen, Wulfrin,“ ſagte er. „Ich verließ Rom bald nach dir, aber was habe ich nicht dort noch erlebt! Welche Bekanntſchaften habe ich gemacht! Ich ging dein Büchlein im Palaſte holen und traf ihn ſelbſt, der es geſchrieben. Welch ein Kopf! Faſt zu ſchwer für den kleinen Körper! Was da alles drinneſteckt! Kaum ein Viertelſtündchen koſtete ich den berühmten Mann, aber in dieſer winzigen Spanne Zeit hat er mich für mein

Lebtag in allem Guten befestigt. Dann pochte es ganz bescheiden und leise und wer tritt ein? — ich bitte dich, Wulfrin! — der Kaiser. Ich verging vor Ehrfurcht. Er aber war gnädig und ergötzte sich, denke dir! an deiner Geschichte, Wulfrin, die er sich von mir erzählen ließ" —

Jetzt verstand Graciosus sein eigenes Wort nicht mehr, denn sie geriethen zwischen die Heerden und das grüne Pratum wurde voller Geblöke und Gebrülle. Einer der magern und wolfähnlichen Berghunde beschnoberte den Höfling, sprang dann aber liebkosend an ihm auf und beleckte ihn, wenn Graciosus dem Thiere seine Ungezogenheit nicht verwiesen hätte. Palma aber wurde von den Hirtenmädchen umringt und mit Verwunderung angestarrt. Die junge Herrin von Malmort war leutselig und frug alle nach ihren Namen und Heerden.

„Ich bin gewiß kein Plauderer," sagte Graciosus, nachdem er Raum geschafft hatte, „aber du begreifst, wenn der Kaiser befiehlt — haarklein mußte ich berichten von Horn und Becher, zumal die erstaunliche Frau Stemma gab dem hohen Herrn zu schaffen."

Der Höfling blickte verdrießlich.

„Welch ein Mann!“ lobpries Gnadenreich. „Der Inhalt und die Höhe des Jahrhunderts! Wer bewundert ihn genug? Und doch, aber doch — Wulfrin, ich habe von den Höflingen, deren Umgang ich nicht ganz meiden konnte, etwas vernommen, das mich tief betrübt, etwas von einer gewiſſen Regine . . . weißt du es?“

„Das iſt ſeine Kebſin,“ fuhr Wulfrin ehrlich heraus.

„Schlimm, ſehr ſchlimm! Ein Flecken in der Sonne! Kein vollkommenes Beiſpiel! Und die Karlstöchter?“

„Alle Wetter und Stürme,“ brauſte Wulfrin auf, „wer hat mich zum Hüter der Karlstöchter beſtellt?“

„Die Karlstöchter!“ rief mitten aus den Heerden Palma, die in der Entfernung die ſchallende Rede Wulfrins verſtanden hatte. „Sie heißen: Hiltrud, Rotrud, Rothaid, Giſella, Bertha, Adaltrud und Himiltrud. Gnadenreich hat eine Tabelle davon verfertigt.“ Die rätiſchen Mädchen wiederholten die ihnen fremdklingenden Namen und zogen unter jubelndem Gelächter die junge Herrin mit ſich fort.

Gnadenreich verlangſamte den Schritt. Traulich ſuchte er die Hand des Höflings. „Die Ehe iſt hei-

lig," ſagte er, „und das ſollte der Kaiſer nicht vergeſſen, da er ſo hoch ſteht. Du haſt errathen, Wulfrin, daß ich außer ihr geboren bin. Deshalb habe ich eine große Meinung von ihr und eine wahre Leidenſchaft, in der meinigen ein Muſter von Tugend zu ſein. Ein gutes Mädchen führe nicht ſchlecht mit mir. Du kennſt meine Neigung, an der ich feſthalte, wenn mir auch Palma zuweilen Sorge macht. Jetzt ſind wir allein — ſie ſcheint heute lenkſam — das könnte die Stunde ſein — wenn es dein Wille wäre" —

„Sei nur getroſt, Gnadenreich," ermuthigte Wulfrin, „die Sache iſt abgemacht."

Hätte einer der Gewaltthätigen, die auf den rätiſchen Felſen niſteten, begehrlich nach Palma gegriffen, Wulfrin möchte ihm ins Angeſicht getrotzt und das Schwert aus der Scheide geriſſen haben, aber Graciosus war zu harmlos, als daß er ihm hätte zürnen können. Und er ſelbſt fühlte ſich mit einem Male von einem dunkeln Schrecken getrieben, die Schweſter zu vermählen.

„Abgemacht?" fragte Graciosus, „du willſt ſagen: zwiſchen dir und der Richterin? Doch wie meinſt du — iſt Palma nicht am Ende zu wild und groß für mich?"

„Sei nicht blöde und fackle nicht länger! Willst du sie?“

Die Schreitenden hatten eine Hügelwelle überstiegen und erblickten jetzt diejenige wieder, von der sie redeten. Sie hatte sich von den Hirtinnen getrennt und stand vor einem der tiefen und schnellströmenden Bäche, welche die Hochmatten durchschneiden. Neben ihr irrte ein blökendes Lämmchen, das die Heerde verloren hatte, und am Uferrand sitzend löste sich eine kropfige Bettlerin blutige Lumpen von ihrem wunden Fuße und wusch ihn mit dem frischen Wasser. Rasch entledigte sich das Mädchen der Schuhe, stellte dieselben mit einem mitleidigen Blick neben die Cretine, hob das Lamm in die Arme, watete mit ihm durch die Strömung und ließ es seiner Heerde nachlaufen.

Da kam über Gnadenreich eine Erleuchtung. „Ich wage es! Ich nehme sie!“ rief er aus. „Sie ist gut und barmherzig mit jeglicher Kreatur!“

„So gehe voraus und richte das Brautmahl! Ich werde für dich werben. Das ist doch dein Kastell?“ In einiger Entfernung stieg aus einem Bezirke von Hürden und Ställen ein neugebauter Rundthurm, über welchem gerade der Föhn einen ungeheuerlichen Wolken-

brachen emportrieb. Gnadenreich bog ſeitwärts die Brücke ſuchend, während der Höfling den reißenden Bach in einem Satze überſprang.

Wulfrin erreichte die Schweſter. „Du läufſt baarfuß, Bräutchen?“

„Ich bin kein Bräutchen, und was nützen mir die Schuhe, wenn ich nicht mit dir durch die Welt laufen darf?“

„Du biſt nicht die Thörin, das im Ernſte zu reden, und die Frau auf Pratum darf nicht unbeſchuht gehen.“

„Gnadenreich hat nicht den Mund gegen mich geöffnet.“

„Er wirbt durch den meinigen. Nimm ihn, rath' ich dir, wenn du keinen Andern liebſt.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nur dich, Wulfrin.“

„Das zählt nicht.“

Sie hob die klaren Augen zu ihm auf. „Geſchieht dir damit ein ſo großer Gefallen?“

Er nickte.

„So thue ich es dir zuliebe.“

„Du biſt ein gutes Kind.“ Er ſtreichelte ihr die Wange. „Ich werde euch ſchützen, daß euch nichts Feindliches widerfahre, und bei eurem erſten Buben Gevatter ſtehen.“

Sie erröthete nicht, ſondern die Augen füllten ſich mit Thränen. „Nun denn," ſagte ſie, „aber wir wollen langſam gehen, daß es eine Stunde dauert, bis wir Pratum erreichen." Der Thurm ſtand vor ihnen. Dem Höfling aber wurde es offenbar, jetzt da er die Schweſter weggab, daß ſie ihm das Liebſte auf der Erde ſei.

„Hier thronen wir wie die Engel," ſagte Graciosus, nachdem er ſeine Gäſte die Wendeltreppe empor durch die Gelaſſe ſeines Thurmes und auf die Zinne geführt hatte, wo das Mahl bereitet war. Der Tiſch trug neben den Broten eine Schüſſel Milch mit dem geſchnitzten Löffel und einen Krug voll ſchwarzdunkeln Weines, ein biſchöfliches Geſchirr, denn es war mit der Mitra und den zwei Krummſtäben bezeichnet. Die Dreie ſaßen auf einer Bank, das Mädchen in der Mitte. Die ringsum laufende Brüſtung reichte ſo hoch, daß ſich kaum darüber wegblicken ließ. Nur der Himmel war ſichtbar, und an dieſem häuften ſich unheimliche ſchwefelgelbe Wolken.

„Die Milch für mich, für dich der Wein, Wulfrin," ſagte Graciosus. „Der verreiſte noch glücklich aus dem biſchöflichen Keller, ehe ihn die Lombarden leerten.

Aber mit wem hält es Palma?“ „Mit dir,“ meinte der Höfling.

Graciosus sprach das Tischgebet. „Nun gleich auch den andern Spruch, frisch heraus, Gnadenreich!“ ermunterte Wulfrin.

Da geschah es, daß der Bischofsneffe, so redegewandt er war, sich auf nichts besinnen konnte von alle dem Zärtlichen und Verständigen, was er sich für diesen entscheidenden Augenblick langeher ausgesonnen hatte. Rathlos blickte er in die warmen braunen Augen. Jetzt gedachte er des Lämmchens und der bloßen Füße und kam in eine fromme Stimmung. „Palma novella,“ bekannte er, „ich liebe dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe.“

Das war hübsch. Das Mädchen wurde gerührt und reichte ihm die Hand. Auch Wulfrin mißfiel diese Werbung nicht. „Nun aber wollen wir ein bischen lustig sein!“ rief er aus. „Das bringe ich euch!“ Er hob den Krug und trank. Graciosus schöpfte einen Löffel Milch und bot ihn dem Munde seiner Braut. Es war nicht der einzige auf Pratum, aber Gnadenreich wollte eine sinnbildliche Handlung begehen.

Sie öffnete schon die rothen Lippen, da sagte sie:

„Heute widersteht mir die Milch. Gieb du mir zu trinken, Wulfrin.“ Er reichte ihr den Krug und sie schlürfte so hastig, daß er ihr denselben wieder aus den Händen nahm. Darauf schien sie ermüdet, denn sie ließ den Kopf auf die Schulter und allmählich in die Arme sinken und nickte ein. Die Föhnluft wurde zum Ersticken heiß. Wulfrin und Graciosus verstummten ebenfalls und dieser half sich, indem er seine Milch auslöffelte und nach ländlicher Sitte zuletzt die Schüssel mit beiden Händen an den Mund hob. Wulfrin betrachtete den jungen Nacken. Er enthielt sich nicht und berührte ihn mit den Lippen. Sie erwachte.

„Aber wir sitzen auf dem Thurm wie die drei Verzauberten,“ sagte sie. „Geh, Gnadenreich, hole uns das Buch, wo der Bruder abgebildet ist, das aus dem Stifte — weißt du — welches du bei deinem letzten Besuche der Mutter, der ich über die Schulter blickte, gezeigt hast.“ Gnadenreich willfahrte ihr, aber sichtlich ungerne.

Palma suchte und fand das Blatt. Ueber dem lateinischen Texte war mit saubern Strichen und hellen Farben abgebildet, wie ein Behelmter den Arm abwehrend gegen ein Mädchen ausstreckt, das ihn zu

verfolgen ſcheint. Mit dem Krieger deuchte er ſich nichts gemein zu haben als den Helm, doch je länger er das gemalte Mädchen beſchaute, deſto mehr begann es mit ſeinen braunen Augen und goldenen Haaren Palma zu gleichen. Um die Figur aber ſtand geſchrieben: „Byblis.“

„Erzähle und deute, Gnadenreich,“ bat Palma. Graciosus blieb ſtumm. „Nun, ſo will ich erklären. Das hier iſt der Bruder auf Malmort, wie er anfangs war und mich wegſtößt.“

„Das iſt nichts für dich, Palma!“ wehrte Graciosus ängſtlich, „laß!“ und er entzog das Buch ihren Händen.

„Ihr ſeid beide langweilig!“ ſchmollte ſie. „Ich gehe lieber. Drüben am Hange ſah ich blühende Roſen in dichten Büſchen ſtehen. Ich will mir einen Kranz winden,“ und ſie entſprang.

Ein blendender Blitz fuhr über Pratum weg und dem Höfling wie Feuer durch die Adern. „Warum haſt du ihr das Buch weggenommen?“ fragte er gereizt.

„Weil es für Mädchen nicht taugt,“ rechtfertigte ſich Gnadenreich.

„Warum nicht?“

„Die Schwester im Buche liebt den Bruder.“

„Natürlich liebt sie ihn. Was ist da zu suchen?“

Graciosus antwortete mit einer Miene des Abscheus: „Sie liebt ihn sündig! sie begehrt ihn.“

Wulfrin entfärbte sich und wurde todtenbleich. „Schweig, Schurke!“ schrie er mit entstellten Zügen, „oder ich schleudere dich über die Mauer!“

„Um Gottes willen,“ stammelte Graciosus, „was ist dir? Bist du verhext? Wirst du wahnsinnig?“ Er war von Wulfrin und dem Buche weggesprungen, in welches dieser mit entsetzten Blicken hineinstarrte. „Ich beschwöre dich, Wulfrin, nimm Vernunft an und laß dir sagen: das hat ein heidnischer Poet ersonnen, leichtfertig und lügnerisch hat er erfunden, was nicht sein darf, was nicht sein kann, was unter Christen und Heiden ein Greuel wäre!“

„Und du lieſest so gemeine Bücher und ergötzest dich an dem Bösen, Schuft?“

„Ich lese mit christlichen Augen,“ vertheidigte sich Gnadenreich beleidigt, „zu meiner Warnung und Bewahrung, daß ich den Versucher kenne und nicht unversehens in die Sünde gleite!“

Die Hände des Höflings zitterten und krampften ſich über dem Blatte.

„Bei allen Heiligen, Wulfrin, zerſtöre das Buch nicht! Es iſt das theuerſte des Stiftes!“

„Ins Feuer mit ihm!“ ſchrie der Höfling und weil kein Herd da war als der lodernde des offenen Himmels, riß er das Blatt in Fetzen und warf ſie hoch auf in den wirbelnden Sturm.

Es trat eine Stille ein. Graciosus betrachtete ſtöhnend das verſtümmelte Buch, während Wulfrin mit verſchlungenen Armen und unheimlichen Augen brütete. So beſchlich ihn die zurückkommende Palma und ſetzte ihm den leichten von ihr gewundenen Kranz auf das belaſtete Haupt.

Er fuhr zuſammen, da er das Geflechte ſpürte, zerrte es ſich ab, riß es entzwei und warf es mit einem Fluche dem vom Laufe erhitzten Mädchen zu Füßen.

Da flammten ihr die Augen und ſie ſtreckte ſich in die Höhe: „Du Abſcheulicher! Thuſt du mir ſo?“ Zornige Thränen drangen ihr hervor. „Nun nehme ich auch den Gnadenreich nicht, dir zuleide!“

„Palma,“ befahl er, „gleich kehrſt du nach Hauſe!

Ueber die Alp! Wende dich nicht um! Ich gehe durch die Schlucht! Läufst du mir über den Weg, so werfe ich dich in den Strom!"

Sie sah ihn jammervoll an. Seine Todesblässe, das gesträubte Haar, das unglückliche Antlitz erfüllten sie mit Angst und Mitleid. Sie machte eine Bewegung gegen ihn, als wollte sie ihm mit beiden Händen die pochenden Schläfen halten. „Hinweg!" rief er und riß das Schwert aus der Scheide.

Da wandte sie sich. Er blickte über die Brüstung und sah, wie sie in wildem Laufe durch die Alp eilte. Auch er verließ das Kastell und schlug, von dem nahen Tosen des Stromes geführt, den Weg gegen die Schlucht ein, die furchtbarste in Rätien. Gnadenreich gab ihm kein Geleit.

Da er in den Schlund hinabstieg, wo der Strom wüthete, und er im Gestrüppe den Pfad suchte, störte sein Fuß oder der ihm vorleuchtende Wetterstrahl häßliches Nachtgevögel auf und eine pfeifende Fledermaus verwirrte sich in seinem Haare. Er betrat eine Hölle. Ueber der rasenden Fluth drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsterniß wieder um-

armten. Da war nichts mehr von den lichten Geſetzen und den ſchönen Maßen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Geſtreckte Arme ſchleuderten Felsſtücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über dem Abgrund. Mitten im weißen Giſcht lag ein Rieſe, ließ ſich den ganzen Sturz und Stoß auf die Bruſt prallen und brüllte vor Wonne. Wulfrin aber ſchritt ohne Furcht, denn er fühlte ſich wohl unter dieſen Geſetzloſen. Auch ihn ergriff die Luſt der Empörung, er glitt auf eine wilde Platte, ließ die Füße überhangen in die Tiefe, die nach ihm rief und ſpritzte, und ſang und jauchzte mit dem Abgrund.

Da traf der ſtarre Blick ſeines zurückgeworfenen Hauptes auf ein Weib in einer Kutte, das am Wege ſaß. „Nonne, was haſt du gefrevelt?“ fragte er. Sie erwiderte: „Ich bin die Fauſtine und habe den Mann vergiftet. Und du, Herr, was iſt deine That?“

Lachend antwortete er: „Ich begehre die Schweſter!“

Da entſetzte ſich die Mörderin, ſchlug ein Kreuz über das andere und lief ſo geſchwind ſie konnte. Auch er erſtaunte und erſchrak vor dem lauten Worte ſeines

Geheimniſſes. Es jagte ihn auf und er floh vor ſich ſelbſt. Schweres Rollen erſchütterte den Grund, als öffne er ſich, ihn zu verſchlingen. Von ſenkrechter Wand herab ſchlug ein mächtiger Block vor ihm nieder und ſprang mit einem zweiten Satz in die aufſpritzende Fluth.

Der Himmel ſchwieg eine Weile und Wulfrin tappte in dunkler Nacht. Da erhellte ſich wiederum die Schlucht und auf einer über den Abgrund geſtürzten Tanne ſah er die Schweſter mit nackten und ſichern Füßen gegen ſich wandeln und jetzt lag ſie vor ihm und berührte ſeine Kniee.

„Was habe ich dir gethan," weinte ſie, „warum fliehſt, warum verwünſcheſt du mich? Bruder, Bruder, was habe ich an dir geſündigt? Ich kann es nicht finden! Siehe, ich muß dir folgen, es iſt ſtärker als ich! Ich lief drüben, da ſah ich den Steg. Tödte mich lieber! Ich kann nicht leben, wenn du mich haſſeſt! Thue, wie du gedroht haſt!"

Er ſtieß einen Schrei aus, ergriff, ſchleuderte ſie, ſah ſie im Gewitterlicht gegen den Felſen fahren, taumeln, taſten und ihre Kniee unter ihr weichen. Er neigte ſich über die Zuſammengeſunkene. Sie regte

ſich nicht und an der Stirn klebte Blut. Da hob er ſie auf mächtigen Armen an ſeine Bruſt und ſchritt ohne zu wiſſen wohin, das Liebe umfangend, dem Thale zu.

Er hatte die Klus hinter ſich, da ſauſte es an ihm vorüber und er erblickte einen Knaben, der ein ſcheues Roß zu bändigen ſuchte. „He, Gabriel,“ rief er ihm nach, „ſage der Richterin, ſie rüſte den Saal und richte das Mahl! Tauſend Fackeln entzündet! Malmort ſtrahle! Ich halte Hochzeit mit der Schweſter!“ Der Sturm verſchlang die raſenden Worte. Malmort mit ſeinen Thürmen ſtand ſchwarz auf dem noch wetterleuchtenden Nachthimmel.

Mit ſeiner Laſt den Burgpfad emporſteigend, ſah er oben Lichter hin- und herrennen. Dann begegnete er der geängſtigten Mutter, die ihm halben Weges entgegengeeilt war. „Wulfrin,“ flehte ſie mit ausgeſtreckten Armen, „wo haſt du Palma?“ „Da nimm ſie,“ ſagte er und bot ihr die Lebloſe.

Viertes Kapitel.

Da Wulfrin am folgenden Tage erwachte, lag er unter den schwarzschattenden Büscheln einer gewaltigen Arve, während die Matten ringsum schon in der Mittagssonne schimmerten. Er hatte eben noch, den würzigen Waldgeruch einathmend, heiter und glücklich geträumt von dem Wettspiel in einer römischen Arena und im Speerwurf einen Lorbeerkranz davongetragen. Sein Blut floß ruhig und seine Stirne war hell.

Nachdem er gestern Palma der Mutter in die Arme gelegt, war er ins Dunkel zurückgewichen. Mit irren Füßen, in ruhelosem Laufe, kreuz und quer, hatte er das Gebiet von Malmort durchjagt, bis weit über Mitternacht hinaus, und war dann im Morgengrauen niedergestürzt und in einen bleiernen Schlaf versunken.

Er fand sich auf einer von leichtgeschwungenen

Hügeln umgebenen Wieſe, fernab von dem Geläute der Heerdglocken, in tiefer Einſamkeit. Nur ein Specht hämmerte und zwei Eichhörner tummelten und neckten ſich in der Mitte ihres grünen Bezirkes. Wulfrin rieb ſich den Schlummer aus den Augen und ſchaute umher. Da entdeckte er über dem Hügelrande die Giebel und Thurmſpitzen von Malmort. Er ließ ſich auf dem Hange gleiten und ſie verſchwanden.

Allmählich ſchlich ſich das Geſtern an ihn heran, er wehrte es ab, er mißtraute ihm, er wollte, er konnte es nicht glauben. War er nicht der Starke und Freie, der Fröhliche und Zuverſichtliche, der dem Feinde ins Auge ſah und das Irrſal mit dem Schwerte durchſchnitt? Was war denn geſchehen? Eine rätſelhafte Frau hatte ihn übermocht, zu beſchwören was er nicht bezweifelte. Ein Mädchen, das ſich in der langen Weile eines Bergſchloſſes den vollkommenſten Bruder ausgeſonnen, war ihm zugeſprungen und hatte ſich närriſch ihm an den Hals gehängt. Ein tückiſcher Becher ungewohnten Weines, oder das freche Bild einer ausſchweifenden Fabel, oder der heiße Hauch des Föhnes oder was es ſonſt geweſen ſein mochte, hatte ihn bethört und verſtört. Und was er an den Felſen ge-

ſchleudert, war nicht die Schweſter — wie hätte ſie den gähnenden Abgrund überſchritten? — ſondern irgend ein Blendwerk der Gewitternacht.

„Und war es die Schweſter und habe ich ſie zerſchmettert, ſo bin ich ihrer ledig," trotzte er und zugleich ergriff ihn ein unendliches Mitleid und die inbrünſtigſte Liebe zu dem jungen Leben, das er mißhandelt und vernichtet hatte. Er ſah ſie mit allen ihren Geberden, jedes ihrer ſüßen und unſchuldigen Worte nahm Geſtalt an, er ſchaute in ihre ſeligen Augen und in ihre wehklagenden. Jetzt fühlte er ſie, die ſich weinend und ſchmeichelnd mit ihm vereinigte, und wußte, daß ſie noch lebte und athmete. „Meine Seele! Blut meiner Adern!" rief er und wieder: „Palma! Palma!"

„— alma!" wiederholte das Echo.

„Palma mein Weib!" Das Echo entſetzte ſich und verſtummte.

Ein tödtlicher Schauer durchrieſelte ſein Mark. Sich auf die Rechte ſtützend, hob er ſich halb von der Erde und langte mit der Linken nach der blutenden Bruſt wie auf dem Schlachtfelde. „Es ſitzt!" ächzte er. „Ich bin der Schrankenloſe, der Uebertreter, der Verdammte! Ich muß ſterben, damit die Schweſter

lebe! Doch womit habe ich den Himmel beleidigt? wodurch habe ich die Hölle gelockt?" Raſch überſann er ſein Leben, er fand darin keinen Makel, nur läßlichen Fehl. „Nun, wen's trifft, den trifft's! Ich habe eben das ſchlimme Loos aus dem Helme gezogen und verwundere mich nicht, kenne ich ja die Grauſamkeiten der Walſtatt. Es geht vorüber!" Da ſchien ihm denn doch das Daſein ein Gut, ſo leicht er es ſonſt werthete, jetzt da er, ob auch unter grimmigen Schrecken, ſeinen tiefſten Reiz und ſeine geheimſte Lieblichkeit gekoſtet hatte. Er hob die ſtarken Hände vor das Angeſicht und ſchluchzte . . .

Mählich verlängerten ſich die Schatten und es wurde ſtill über der Wieſe. Da legte ſich ihm eine Hand auf die Schulter. Ohne das Haupt zu wenden, ſagte er: „Ich komme," und wollte ſich erheben, denn er wußte, es war der Tod, der zu ihm trat, um ihn an den jäheſten Abgrund zu führen.

„Bleibe, Wulfrin!" ſprach weich die Stimme der Richterin, „ich ſetze mich zu dir," und Frau Stemma ließ ſich neben ihn auf das Moos gleiten in einem weiten langen Gewande, das ſelbſt die Spitzen der Füße verhüllte.

„Berühre mich nicht!“ schrie er und warf sich zurück. „Ich bin ein Unseliger!“

„Ich suchte dich lange,“ sagte sie. „Warum bliebest du ferne? Dir ist bange für Palma? Die wurde nur leicht verwundet, hat aber in tiefer Ohnmacht gelegen. Erwachend hat sie erzählt, wie euch gestern das Gewitter in der Schlucht überraschte, wie sie glitt und die Besinnung verlor. Auf deinen Armen hast du sie getragen.“

Wulfrin blieb stumm.

„Oder redete sie unwahr und du warfest sie an den Felsen, um sie zu zerschmettern?“

Er nickte.

Sie schwieg eine Weile, dann hob sie die Hand und berührte wiederum seine Schulter. „Wulfrin, du hassest deine Schwester oder — du liebst sie!“ Sie fühlte, wie der Höfling vom Wirbel zur Zehe zitterte.

„Es ist entsetzlich,“ stöhnte er.

„Es ist entsetzlich,“ sagte sie, „aber unerklärlich ist es nicht. Ihr seid ferne von einander erwachsen, wurdet eurer Angesichter und Gestalten nicht gewöhnt, und so waret ihr euch frisch und neu, da ihr euch fandet, wie ein fremder Mann und ein fremdes Weib. Muthig!

Ruſe und rufe es deinen Gedanken und Sinnen zu: Palma und Wulfrin ſind eines Blutes! Sie werden ſchaudern und erkalten und nicht länger die himmliſche Flamme der Geſchwiſterliebe verwechſeln mit dem ſchöpferiſchen Feuer der Erde."

Er antwortete nicht, kaum daß er ihre Worte gehört hatte, ſondern murmelte zärtlich: „Warum haſt du ſie Palma novella getauft? Das iſt ein gar ſeltſamer und ſchöner Name!"

Stemma erwiderte: „Ich habe ſie die junge Palme genannt, weil ſie aus dem Schutte des Grabes friſch und freudig aufſprießt und, bei meinem Leben! wer an dem ſchlanken Stamme frevelt, den richte und tödte ich! Noch iſt Palma unſchuldig. Deine raſende Flamme hat ihr nicht ein Härchen der Wimper, nicht den äußerſten Saum des Kleides verſengt. Unglücklicher, wie iſt ein ſolches Leiden über dich gekommen?"

„Wie eine Seuche, die aus dem Boden dampft! Aber mein Schutzengel warnte mich vor Malmort. Da du mich riefeſt, verſchloß ich das Ohr. Ich bog ab und fiel in die Hände der Lombarden. Warum haſt du den Pfeil des Witigis gehemmt?" Er ſtarrte vor ſich nieder. Dann ſchrie er verzweifelnd auf und

ergriff und preßte den Arm der Richterin, die finstern Augen fest auf das ruhige Antlitz heftend: „Bei dem Haupte Gottes“ —

„Bei dem Haupte Palmas,“ sagte sie.

— „ist sie meine Schwester?“

„Wie sonst? Ich weiß es nicht anders. Was denkst du dir?“

„Dann ist mein Haupt verwirkt und jeder meiner Athemzüge eine Sünde!“ Er sprang auf, während sie ihn mit nervigen Armen umschlang, sodaß er sie mit sich emporzog.

„Wohin, Wulfrin? In eine Tiefe? Nein, du darfst diesen starken Leib und dieses tapfere Herz nicht zerstören! Nimm dein Roß und reite! Reite zu deinem Kaiser! Mische dich unter deine Waffenbrüder! Ein paar Tagritte und du bist gesundet und blickst so frei wie die Andern!“

„Das geht nicht,“ sagte er jammervoll. „Wir leiden nicht den geringsten Makel in unserer Schaar und ich sollte verrätherisch die Schande unter uns verstecken?“

„So stachle dein Roß, reite Tag und Nacht, über Berg und Fläche, springe in ein Schiff, bringe ein

Meer und ein zweites zwiſchen ſie und dich, und wenn dich Delphin und Nixe umgaukelt, tauchen vor dir aus der Bläue Inſeln und Vorgebirge, verwegenes Abenteuer und die Schönheit als Beute!"

„Was hülfe es?" ſagte er. „Sie zöge mit mir, die Nixe trüge ihr Angeſicht und ich umarmte ſie in jedem Weibe! Denn ich bin mit ihr vermählt ewiglich. Nein, ich kann nicht leben!"

„Das iſt Feigheit!" ſprach ſie leiſe.

Der Schimpf trieb ihm wie ein Schlag das Blut ins Angeſicht. Er bäumte ſich auf. „Du haſt recht, Frau!" ſchrie er. „Ich darf nicht als ein Feigling umkommen, du ſelbſt ſollſt mich richten und vertheilen. Am lichten Tag, unter allem Volke, will ich den Greuel bekennen und die Sühne leiſten!" So rief er in zorniger Empörung, dann aber beſänftigte ſich ſein Angeſicht, denn er hatte die Löſung gefunden, die ihm ziemte.

„Unſinn!" ſagte ſie. „Solche verborgene Dinge bekennt man nicht dem Tage, denn du biſt ein Verbrecher nur in deinen Gedanken. Die That aber und nur die That iſt richtbar."

„Frau, das wird ſich offenbaren! Vernimm, was

ich thue. Ich wandere zu dem Kaiſer und ſpreche zu ihm: Siehe, Wulfrin der Höfling begehrt das eigene Blut, das Kind ſeines Vaters! Es iſt ſo, er kann nicht anders. Schaffe den Sünder aus der Welt! Und ſpricht der Kaiſer: Die That iſt nicht vollbracht, ſo antwortet Wulfrin: Ich vollbringe ſie mit jedem Athemzuge!"

„Auf ſündiger Geſchwiſterliebe," drohte Frau Stemma, „ſteht das Feuer."

Wulfrin lachte.

„Und du willſt vor dem ganzen Volke daſtehen in deiner Blöße?"

„Ich will daſtehen," ſagte er, „als der welcher ich bin."

„So mangelt dir der Verſtand und die Kraft, das Geheimniß der Sünde zu tragen?"

„Das iſt Weibes Art und Weibes Luſt," ſagte er verächtlich.

„Und du wirſt mit dem Kaiſer kommen und ich ſoll dich richten?"

„Du!"

„Das werde ich!" ſagte ſie und entfernte ſich langſam.

Jetzt da Wulfrin ſein Schickſal entſchieden und vollendet glaubte, kam die Ruhe des Abends über ihn. Er blieb unter ſeiner Arve, bis die Sonne niederging und der Tag ihr folgte. Und wie ſie mit gebrochenen Speeren ſich legte und ihr Blut am Himmel verſtrömte, erloſch er mit ihr und ſah ſich die Schweſter, wie das Spätlicht, im grünen Gewande und auf ſtillen Sohlen nachſchreiten. Das aufgegebene Schwert reute ihn nicht. „Sie werden drüben einen Krieger brauchen,“ ſagte er ſich und wandelte ſchon unter den ſeligen Helden.

Wie es Nacht war und der Mond leuchtete, ging er ſachte bergab, denn er gedachte ein Seitenthal zu gewinnen und ſeinen Kaiſer zu erreichen, ohne daß er Malmort und die Stapfen der Schweſter berühre. Beide wollte er nur am Gerichtstage wiederſehen. Er gelangte an den Strom, der hier ohne Gewalt und Sturz Klippen und Felſen breit überfluthete. Das Mondlicht verlockte ihn, ſich auf ein Felsſtück zu lagern und wunſch- und ſchmerzlos mit den Wellen dahinzufließen. Er wurde ſich ſelbſt zum Traume.

Da ſah er Elb oder Elbin tauchen. Es ſchwamm weiß im Strome, ein Nacken ſchimmerte und jetzt hob

der blanke Arm ein Hifthorn in die Höhe, das der Mond versilberte. Er erkannte sein entwendetes Erbtheil und trat ohne Hast und Erstaunen dem freundlichen Wunder nahe.

„Herr Wulfrin," jubelte eine Knabenstimme, „freue dich! Glück über dir! Ich halte dein Horn!" und Gabriel, der sein Hirtenhemde wieder umgeworfen hatte, sprang zu ihm empor.

„Schon heute Mittag," erzählte er, „sah ich es beim Fischen auf dem Grunde. Ich kannte es gleich, doch war ich nicht allein und mußte die Nacht erwarten. Hat es schon lange gelegen?" Er schüttelte das Horn und ließ das Wasser sorgfältig aus der Bauchung abtropfen. „Wenn es nur nicht verdorben ist!" Er hob es an den Mund und stieß darein, daß die Berge widerhallten. „Hier, Herr!" sagte er. „Wahrhaftig, es hat ihm nichts gethan. Ein wackeres Schlachthorn!"

Wulfrin ergriff es und hing es sich um. Als er sich aber einen Goldring — irgend ein Beutestück — von der Hand ziehen wollte, um den Knaben abzulohnen, wehrte Gabriel. „Nein, Herr, lege lieber ein Wort für mich ein, daß mich der Kaiser mitreiten läßt! Doch jetzt muß ich heim! Ich habe noch in-

den Ställen zu thun. Kommſt du mit? Ich weiß Stapfen an dem Felſen empor und wir gelangen durch ein Hinterpförtchen noch einmal ſo raſch in den Hof als auf dem Burgwege."

Und Wulfrin folgte. Die Handlichkeit und Herzlichkeit des Buben hatte ſeine Sinne und Geiſter erwärmt. Der Wiedergewinn ſeines Erbes weckte das Bild des Vaters und die kindliche Geſinnung auf. Und obwohl aus dem Elben ein Menſchenknabe geworden war, zitterte doch über dem Strom ein Schimmer von Geiſterhilfe. „Am Ende iſt es der Vater," ſagte er ſich, „und er wird mir beiſtehen, wenn er kann. Wenn er noch irgend da iſt, läßt er mich nicht elend umkommen. Ich will ihn rufen. Vielleicht antwortet er. Es iſt ein Glaube, daß der Todte aus dem Grabmal mit ſeinen Kindern redet. Ich wage es! Ich blaſe ihn wach! Dann frage ich nichts als: Vater, iſt Palma dein Kind? Redet er nicht, ſo nickt er wohl, oder ſchüttelt das Haupt." Obſchon der Höfling an Stemma nicht zweifelte, deren Weſen über ihn Gewalt hatte, focht ihn doch der Widerſpruch zwiſchen dem Glauben an die Lebendige und der Frage an den Todten wenig an. Er fühlte einfach, daß er

den Vater — wenn dieser zu erreichen sei — befragen und berathen müsse, ehe er sich anklage und sich richten lasse. Aber seine Ruhe war weg, sein Geist gespannt und er hörte kein Wort von dem, was der Knabe unterweges plauderte.

Ebenso unruhig schritt Stemma hinter dem erhellten Fenster, das der Emporklimmende über dem Burgfelsen aufsteigen sah. Aus der Ferne und Tiefe war ein Ton zu ihr hergedrungen, den sie haßte und den sie vernichtet zu haben glaubte. Während ihr Kind auf dem Lager schlummerte, ging sie rastlos auf und nieder. Sie vergegenwärtigte sich Wulfrin, wie er vor Kaiser und Volk eines seltenen, ja unglaublichen Frevels sich beschuldigte, und ihr wurde bange, daß sie und wie sie über ihn richten werde.

War es denkbar, daß sich die Natur so verirrte? daß ein so lauterer Mensch in eine solche Sünde verfiel? War es nicht wahrscheinlicher, daß hier Irrthum oder Lüge Bruder und Schwester gemacht hatte? So hätte die Richterin ohne Zweifel geforscht und untersucht, wäre sie nicht Stemma und Palma nicht ihr Kind gewesen. Aber sie durfte nicht untersuchen, denn sie hätte etwas Vergrabenes aufgedeckt, eine zerstörte

Thatſache hergeſtellt, ein Glied wieder einſetzen müſſen, das ſie ſelbſt aus der Kette des Geſchehenen geriſſen hatte.

Jetzt begann es mit einem Male vor ihr aufzutauchen, die Sünde des Unſchuldigen ſei das gegen ſie ſelbſt heranſchreitende Verhängniß. „Gilt es mir? Wird ein Plan gegen mich geſchmiedet? Iſt eine Verſchwörung im Werke?“ rief ſie ins Dunkel hinein.

Da hatte ſie ein Geſicht. Sie erblickte mit den Augen des Geiſtes durch die dämmernde Wand, weit in der Ferne und doch ganz nahe, ein gewaltiges Weib von furchtbarer Schönheit. Dieſe ſaß in langen blauen Gewanden, eine Tafel auf das übergelegte Knie geſtützt, einen Griffel in der Hand, ſchreibend oder zählend, irgend eine Löſung ſuchend. Nach einigem Sinnen ging ein ſtilles langſames Lächeln über den ſtrengen Mund und ſchien zu ſagen: So iſt es gut und ſiehe, es iſt ſo einfach!

Da glaubte die Richterin eine Feindin ſich gegenüber zu ſehen und trotzte ihr, Weib gegen Weib. „Das bringſt du nicht heraus! Du findeſt keine Zeugen!“ Die Fremde aber hob die Tafel mit beiden Händen empor über die ſonnenhellen Augen und verſchwand.

„Du haſt keine Zeugen!“ rief ihr die Richterin nach. Ihr antwortete ein erſchütternder Ruf, der aus allen Wänden, aus allen Mauern drang, als werde die Poſaune geblaſen über Malmort.

Stemma erbebte. Sie ſprang an das Lager ihres Kindes, um es feſt in den Armen zu halten, wenn Malmort unterginge. Palma war nicht erwacht, ſie ſchlief ruhig fort. Die Richterin beſann ſich. Hatte der grauenhafte Ton in That und Wahrheit dieſe Luft, dieſe Räume, dieſe Mauern erſchüttert? Müßte Palma nicht aus dem tiefſten Schlummer aufgefahren ſein? Es war unmöglich, daß der gewaltige Ruf ſie nicht geweckt hätte. Frau Stemma war nicht unerfahren in ſolchen unheimlichen Dingen: ſie kannte die Schrecken der Einbildung und die Sprache der überreizten Sinne. Sie hatte es erfahren an den Schuldigen, die ſie richtete, und an ſich ſelbſt. „Das Ohr hat mir geklungen,“ ſagte ſie, die noch am ganzen Leibe zitterte.

Hätte ſie durch Dielen und Mauern blicken können, ſo ſah ſie den bleichen Wulfrin, der an der Gruft des Vaters kniete, ins Horn ſtieß, ihn rührend beſchwor, ihm herzlich zuſprach, Rede zu ſtehen. Sie hätte geſehen, wie Wulfrin, da der Stein ſchwieg, das

Horn zum andern Male an den Mund ſetzte und endlich verzweifelnd über die Mauer ſprang.

Wieder ſchütterte Malmort in ſeinen Tiefen, ſtärker noch als das erſte Mal. Da war kein Zweifel mehr, es war das Wulfenhorn, das ſie mitten in Giſcht und Sturz geſchleudert und in unzugängliche Tiefen hatte verſinken ſehen. Sie ſann an dem ängſtlichen Räthſel und konnte es nicht löſen. Sie ſann, bis ihr die Stirnader ſchwoll und das Haupt ſtürmte.

Da fiel ihr zur böſen Stunde der Comes ein, wie er murmelnd im Schilfe ſitze und mit dem ſchweren Kopfe unabläſſig daran herumarbeite, ob Frau Stemma ihm ein Leides gethan. „Er beſucht ſein Grabmal und ſtößt in ſein Horn! Er ſtört die Nacht! Er verwirrt Malmort! Er ſchreckt das Land auf! Das leide ich nicht! Ich verbiete es ihm! Ich bringe den Empörer zum Schweigen!“ Und der Wahn gewann Macht über dieſe Stirn.

Ohne ſich nach Palma umzuſehen, ſtürzte ſie zornig die Wendeltreppe hinab und betrat den Hof, wo der Comes und ihr eigenes Bild auf der Gruft lagen. Darüber webte ein ungewiſſer Dämmer, da eine leichte Wolke den Mond verſchleierte. Der Comes ließ ſein

Horn zurückgleiten und die steinerne Stemma hob die Hände als flehe sie: Hüte das Geheimniß!

Aufgebracht stand die Richterin vor dem Ruhestörer. „Argliſtiger," ſchalt ſie, „was peinigſt du mein Ohr und bringſt mein Reich in Aufruhr? Ich weiß, worüber du brüteſt, und ich will dir Rede ſtehen! Keine Maid hat dir der Judex gegeben! Ich trug das Kind eines Andern! Du durfteſt mich nie berühren, Trunkenbold, und am ſiebenten Tage begrub dich Malmort! Siehſt du dieſes Gift?" Sie hob das Fläſchchen aus dem Buſen. „Warum ich leben blieb, die dir den Tod kredenzte? Dummkopf, mich ſchützte ein Gegengift! Jetzt weißt du es! Palma novella unter meinem Herzen hat dich umgebracht! Und jetzt quäle mich nicht mehr!"

So grelle und freche Worte redete die Richterin.

Durch ihr lautes Schelten zu ſich ſelbſt gebracht, betrachtete ſie wieder den Comes, der jetzt im klarſten Mondenlichte lag. Die furchtbare Geſchichte kümmerte ihn nicht, er lag regungslos mit geſtreckten Füßen. Jetzt ſah ſie, daß ſie zum Steine geſprochen, und ſchlug eine Lache auf. „Heute bin ich eine Närrin!" ſagte ſie. „Ich will zu Bette gehen."

Sie wandte ſich. Palma novella ſtand hinter ihr, weiß, mit weit geöffneten Augen, das Antlitz entſtellt, ſtarr vor Entſetzen. Der zweite Hornſtoß hatte ſie geweckt und ſie war der Mutter auf beſorgten Zehen nachgeſchlichen.

Wie gebannt ſtanden ſie ſich gegenüber. Dann faßte Stemma den Arm des Mädchens und ſchleppte es in die Burg zurück. Sie ſelbſt hatte ihrem Geheimniſſe einen Mund und einen Zeugen gegeben und dieſer Zeuge war ihr Kind.

Fünftes Kapitel.

Seit der Höfling aus Malmort verſchwunden war, laſtete auf den ſchweren Mauern Schweigen und Kümmerniß. Das Geſinde munkelte allerlei und Knechte und Dirnen ſteckten die Köpfe zuſammen. Die junge Herrin ſei krank. Es ſei ihr angethan worden. Irgend ein Zauber — ob ſie einer Drude begegnet oder ein giftiges Kraut verſchluckt oder aus einem ſchädlichen Quell getrunken — habe die Aermſte der Vernunft beraubt. Ihr mangle der Schlummer, ſie weine unabläſſig und laſſe ſich weder tröſten noch auch nur berühren. Ihr widerſtehe Speiſe und Trank und ſie ſchwinde zum Gerippe. Die Laute und Wilde ſei gar ſtill und zahm und ihr Lebensfaden zum Reißen dünn geworden. Die bekümmerte Richterin folge ihr auf

Schritt und Tritt und dürfe ſie nicht aus den Augen laſſen.

Zwei Mägde ſtanden am Brunnen zuſammen und flüſterten. Benedicta war der jungen Herrin unverſehens im Flur begegnet und wollte ihr gebührlich die Hand küſſen. Palma ſei angſtvoll zurückgewichen und habe aufgeſchrieen: „Rühre mich nicht an!“ Veronica hatte durch das Schlüſſelloch geſpäht und was erblickt? etwas ganz Unglaubliches: die ſtolze Frau Stemma vor ihrem Kinde niedergeworfen, ihm liebkoſend, die Kniee umfangend und um die Gnade flehend, daß es den Mund öffne und einen Biſſen berühre.

Die Mägde verſtummten, hoben ſich die Krüge zu Haupte und drückten ſich, eine hinter der andern, während langſam die Richterin mit Palma aus der Pforte trat und die Stufen herunterſchritt. Frau Stemma ſtützte das Mädchen, das, elend und zerſtört, ſich ſelbſt nicht mehr gleichſah. Palma ging mit gebeugtem Rücken und unſichern Knieen. Groß, doch ohne Strahl und Wärme, traten die Augen aus dem vermagerten Antlitz. „Komm, Kindchen,“ ſagte Frau Stemma, „du mußt Luft ſchöpfen,“ und ſie öffnete ein Gatter, das auf eine zirpende und ſummende Wieſe führte, die einen

weiten leicht geneigten Vorſprung der Burghöhe bekleidete und über die Grenzlinie der unſichtbaren Tiefe hinweg in eine lichte Ferne verlief.

Sie ſetzten ſich auf eine Bank und Frau Stemma betrachtete ihr Kind. Da ergrimmte ſie und weinte zugleich in ihrem Herzen über die Verwüſtung des Einzigen was ſie liebte. Aber ſie blieb aufrecht und gürtete ſich mit ihrer letzten Kraft. „Wie," ſagte ſie ſich, „mir gelänge es nicht, dieſes Gehirnchen zu bethören, dieſes Herzchen zu überwältigen?"

„Mein Kind," begann ſie, „hier ſind wir allein. Laß uns noch einmal recht klar und klug mit einander reden" —

„Wenn du willſt, Mutter."

— „mit einander reden von dem Wahne jener Nacht. Ich wachte, du ſchliefeſt. Da lärmt es im Hofe. Ich gehe hinunter, es war nichts und ich lache über meinen leeren Schrecken. Ich wende mich. Du ſtehſt vor mir nachtwandelnd, mit offenen ſtieren Augen. Ich ergreife dich und führe dich in das Haus zurück. Und du erwachſt aus dem abſcheulichen Traume, der dich jetzt peinigt und zu Grunde richtet."

„Ja und nein, Mutter. Mich weckte ein Ruf, ich

ſehe dich hinauseilen und folge dir auf dem Fuße. Du ſtandeſt im Hofe vor den Steinbildern und ſchalteſt den Vater und erzähltеſt ihm" — ſie hielt ſchaudernd inne.

„Was erzählte ich?" fragte die Richterin.

„Du ſagteſt" — Palma redete ganz leiſe — „daß ich nicht ſein Kind bin. Du ſagteſt, daß ich ſchon unter deinem Herzen lag. Du ſagteſt, daß du und ich ihn getödtet haben."

„Liebe Thörin," lächelte Frau Stemma, „nimm all dein Denken zuſammen und verliere keines meiner Worte. Ich hätte mit einem Steine geredet? als eine Abergläubiſche? oder eine Närrin? Kennſt du mich ſo? Und du wäreſt nicht das Kind des Comes? Mit wem war ich denn ſonſt vermählt? Habe ich dir nicht erzählt, daß ich eine Gefangene war auf Malmort, bis mich der Comes freite? Und ich hätte den Gatten getödtet? Ich, die Richterin und die Aerztin des Landes, hätte Gifte gemiſcht? Kannſt du das glauben? Hältſt du das für möglich?"

„Nein, Mutter, nein! Und doch, du haſt es geſagt!"

„Palma, Palma, mißhandle mich nicht! Sonſt müßte ich dich haſſen!"

Palma brach in troſtloſe Thränen aus und warf ſich gegen die Bruſt der Mutter, die das ſchluchzende Haupt an ſich preßte. „Du bringſt mich um mit deinem Weinen," ſagte ſie. „Glaube mir doch, Närrchen!"

Palma hob das Angeſicht und blickte um ſich. „Weidet hier am Rande ein Zicklein, Mutter?"

„Ja, Palma."

„Läutet dort Maria in valle?" Sie wies auf ein im Thale ſchimmerndes Kloſter.

„Ja, Palma."

„Ebenſo wahr, als ich jetzt nicht träume und das Zicklein weidet und das Kirchlein läutet, ebenſowenig habe ich geträumt, daß du vor Wulfrins Vater geſtanden und ihn angeredet haſt. Es war ſo, es iſt ſo. Du ſprachſt immer die Wahrheit, Mutter."

„Ich ſage dir, Palma, es iſt ein Traum. Und ich will, daß es ein Traum ſei!"

Palma erwiderte ſanft: „Belüge mich nicht, Mutter! Habe ich doch vorhin, da du mich an dich preßteſt, den ſcharfen Kryſtall empfunden, welchen du aus dem Buſen gezogen und dem Comes gezeigt haſt."

Die Richterin ſchnellte empor mit einem feindſeligen Blicke gegen ihr Kind, glitt aber langſam auf die Bank

zurück und nachdem ſie eine Weile in den Boden geſtarrt, ſagte ſie: „Wäre es ſo und hätte ich ſo gethan, ſo wäre es deinetwegen.“

„Ich weiß,“ ſagte Palma traurig.

„Habe ich es gethan,“ wiederholte Stemma, „ſo that ich es dir zuliebe. Ich tödtete, damit mein Kind rein blieb.“

Palma zitterte.

„Warum haſt du dich in mein Geheimniß gedrängt, Unſelige?“ flüſterte Stemma ingrimmig. „Ich hütete es. Ich verſchonte dich. Du haſt es mir geraubt! Nun iſt es auch das deinige und du mußt es mir tragen helfen! Lerne heucheln, Kind, es iſt nicht ſo ſchwer, wie du glaubſt! Aber wo ſind deine Gedanken? Du biſt abweſend! Wohin träumſt du?“

„Was iſt aus Wulfrin geworden?“ fragte ſie leiſe und eine ſchwache Röthe glomm und verſchwand auf den gehöhlten Wangen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Richterin.

„Jetzt verſtehe ich, daß er mich verabſcheut,“ jammerte Palma. „O ich Elende! Er ſtößt mich von ſich, weil er Mord an mir wittert. Mir graut vor meinem Leibe! Läge ich zerſchmettert!“

„Aengſtige dich nicht! Wulfrin hat keinen Argwohn. Er iſt gläubig und er traut."

„Er traut!" ſchrie Palma empört. „Dann eile ich zu ihm und ſage ihm alles wie es iſt! Ich laufe, bis ich ihn finde!" Sie wollte aufſpringen, die Mutter wußte ſie nicht zurückhalten, erſchöpft und entkräftet ſank ſie ihr in den Schoß.

„Ich verrathe dich, Mutter!"

„Das thuſt du nicht," ſagte Stemma ruhig. „Mein Kind wird nicht als Zeugin gegen mich ſtehen."

„Nein, Mutter."

Die Richterin ſtreichelte Palma. Dieſe ließ es geſchehen. Darauf ſagte ſie wieder: „Mutter, weißt du was? Wir wollen die Wahrheit bekennen!"

Frau Stemma brütete mit finſtern Blicken. Dann ſprach ſie: „Foltere mich nicht! Auch wenn ich wollte, dürfte ich nicht. Dieſer wegen!" und ſie deutete auf ihr Gebiet. „Würde laut und offenbar, daß hier während langer Jahre Sünde Sünde gerichtet hat, irre würden tauſend Gewiſſen und [illegible] der Glaube an die Gerechtigkeit! Palma! Du mußt ſchweigen."

„So will ich ſchweigen!"

„Du biſt meine tapfere Palma!" und die Richterin

ſchloß ihr den Mund mit einem Kuſſe. „Aber Kind, Kind, wie wird dir?“ Palmas Augen waren brechend und das Herz klopfte kaum unter der taſtenden Hand der Mutter. Dieſe bettete die Halbentſeelte und eilte verzweifelnd in die Burg zurück.

Sie kam wieder mit einer Schale Wein und einem Stücklein Brot. Sie kniete ſich nieder, brach und tunkte den Biſſen und bot ihn der Entkräfteten. Dieſe wandte ſich ab.

Da bat und flehte die Richterin: „Nimm, Kind, deiner Mutter zuliebe!“ Jetzt wollte Palma gehorchen und öffnete den entfärbten Mund, doch er verſagte den Dienſt.

Stemma ſah eine Sterbende. Da ſtarb auch ſie. Ihr Herz ſtand ſtille. Ein Todeskrampf verzog ihr das Antlitz. Eine Weile kniete ſie ſtarr und ſteinern. Dann verklärte ſich das Angeſicht der Richterin und ein Schauer der Reinheit badete ſie vom Haupt zur Sohle.

„Palma.“ [illegible] zärtlich und dieſer warme Klang [illegible] die [illegible] Kindes, „Palma, was meinſt du? Ich lade den Kaiſer ein nach Malmort. Wir treten vor ihn Hand in Hand, wir bekennen und er richtet.“

Da freuten ſich die Augen Palmas und ihre Pulſe ſchlugen.

„Nimm den Biſſen,“ ſagte die Richterin und ſpeiſte und tränkte ihr Kind.

Sie führte die Neubelebte in den Hof zurück. In der Mitte deſſelben ſtand Rudio, noch keuchend vom Ritte. „Heil und Ruhm dir, Herrin!“ frohlockte er. „Ich melde den Kaiſer! Der Höchſte ſucht dich heim! Er naht! Er zieht mächtig heran und mit ihm ganz Rätien!“

„Dafür ſei er geprieſen!“ antwortete die Richterin. „Komm, Kind, wir wollen uns ſchmücken!“

Da Kaiſer Karl mit allem Volke den Burgweg erſtiegen hatte, hieß er Geſinde und Gefolge vor dem Thore zurückbleiben und betrat allein den Hof von Malmort. Stemma und Palma ſtanden in weißen Gewändern. Die Richterin ſchritt dem Herrſcher entgegen und bog das Knie. Palma hinter ihr that desgleichen. Karl hob die Richterin von der Erde und ſagte: „Du biſt die Frau von Malmort. Ich habe deine Botſchaft empfangen und bin da, Ordnung zu ſchaffen, wie du gefordert haſt. Hier iſt Freiheit in Frevel und Kraft in Willkür entartet. Ich will

dieſem Gebirge einen Grafen ſetzen. Weißt du mir den Mann?"

„Ich weiß ihn," antwortete die Richterin. „Es iſt Wulfrin, Sohn Wulfs, dein Höfling, ein treuer und tapferer Mann, zwar noch leichtgläubig und unerfahren, doch die Jahre reifen."

„Ich führe ihn mit mir," ſprach der Kaiſer, „aber als einen, der ſich ſelbſt anklagt und dein Gericht begehrt, ſich ſo großen Frevels anklagt, daß ich nicht daran glauben mag. Frau, heute iſt mir unter dieſem leuchtenden Berghimmel ein Zeichen begegnet. Vor deiner Burg hat mein Roß an einer Todten geſcheut, die mitten im Wege lag. Ich ließ ſie aufheben. Es iſt deine Eigene. Sie harrt vor der Schwelle."

Er dämpfte die Stimme: „Frau, was verbirgt Malmort? Wäreſt du eine Andere, als die du ſcheineſt und ſtündeſt du über einem begrabenen Frevel, ſo wäre deine Wage falſch und dein Gericht eine Ungerechtigkeit. Lange Jahre haſt du hier rühmlich gewaltet. Gieb dich in meine Hände. Mein iſt die Gnade. Oder getrauſt du dich, Wulfrin zu richten?"

„Herr," antwortete ſie, „ich werde ihn und mich richten unter deinen Augen nach der Gerechtigkeit."

Karl betrachtete sie erstaunt. Sie leuchtete von Wahrheit. „So walte deines Amtes," sagte er.

Dann ging er auf das knieende Mädchen zu. „Palma novella!" sagte er und hob sie zu sich empor. Sie blickte ihn an mit flehenden und vertrauenden Augen und sein Herz wurde gerührt.

„Rubio," gebot die Richterin, „bringe Faustinen her!" Der Kastellan gehorchte und trug die Bürde herbei, die er an den Grabstein lehnte. „Jetzt thue auf das Thor und öffne es weit! Alles Volk trete ein und sehe und höre!"

Da wälzte sich der Strom durch die Pforte und füllte den Raum. Die Höflinge schaarten sich um den Kaiser, Alcuin und Graciosus unter ihnen, während die Menge Kopf an Kopf stand und selbst Thor und Mauer erklomm, ein dichter und schweigender Kreis, in dessen Mitte die Gestalt des Kaisers ragte, in langem blauem Mantel, mit strahlenden Augen. Neben ihm Stemma und ihr Kind. Vor den Dreien stand Wulfrin und sprach, den Blick fest und ungetheilt auf Stemma geheftet: „Jetzt richte mich!"

„Gedulde dich!" sagte sie. „Erst rede ich von Dieser," und sie wies auf die entseelte Faustine, die mit

gebrochenen Augen und hangenden Armen an der Gruft ſaß.

„Räter," ſprach ſie und es wurde die tiefſte Stille, „ihr kennet Jene dort! Sie hat unter euch gewandelt als eine Rechtſchaffene, wofür ihr ſie hieltet. Nun iſt ihr Mund verſchloſſen, ſonſt riefe er: Ihr irret euch in mir! Ich bin eine Sünderin. Ich, die das Kind eines Andern im Schoße barg, habe den Mann gemordet." —

„Frau," ſchrie Wulfrin ungeduldig, „was bedeutet die Magd! Mich laß reden, meinen Frevel richte, damit ein Ende werde!"

„Nun denn! Aber zuerſt, Wulfrin — nicht wahr, wenn Dieſe hier" — ſie zeigte Palma — „nicht das Kind deines Vaters, nicht deine Schweſter, ſondern eine Andere und Fremde wäre, dein Frevel zerfiele in ſich ſelbſt?"

„Frau, Frau!" ſtammelte er.

„Kaiſer und Räter," rief Stemma mit gewaltiger Stimme, „ich habe gethan wie Fauſtine. Auch ich war das Weib eines Todten! Auch ich habe den Gatten ermordet! Die Herrin iſt wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes iſt dieſen Zweien

gemeinſam!“ Sie ſtreckte den Arm ſcheidend zwiſchen Wulfrin und Palma. „Hört! hört! Kein Tropfen gleichen Blutes fließt in dieſem Mann und in dieſem Weibe! Zweifelt ihr? Ich ſtelle euch einen Zeugen. Palma novella, das Kind Stemmas und Peregrins des Klerikers, hat das Geheimniß meiner That belauſcht. Sie glaubt daran und ſtirbt darauf, daß ich wahr rede. Gieb Zeugniß, Palma!“

Aller Augen richteten ſich auf das Mädchen, das mit geſenktem Haupte daſtand. Palma bewegte die Lippen.

„Lauter!“ befahl die Richterin.

Jetzt ſprach Palma hörbar den Vers der Meſſe: „Concepit in iniquitatibus me mater mea . . .“

Da glaubte das Volk und entſetzte ſich und ſtürzte auf die Kniee und murmelte: „Miserere mei!“ Wulfrin ſtreckte die Arme und rief gen Himmel: „Ich danke dir, daß ich nicht gefrevelt habe!“ Karl aber trat zu Palma und hüllte ſie in ſeinen Mantel.

„Nun richte du, Kaiſer!“ ſprach Stemma.

„Richte dich ſelbſt!“ entwortete Karl.

„Nicht ich,“ ſagte ſie, wendete ſich zu dem Volke und rief: „Gottesurtheil! Wollt ihr Gottesurtheil?“

Es redete, es rief, es dröhnte: „Gottesurtheil!“

Da ſprach die Richterin feierlich: „Erſtorbenes Gift, erſtorbene That! Lebendige That, lebendiges Gift!“ und hatte den Kryſtall aus dem Buſen gehoben und gekert.

Eine Weile ſtand ſie, dann that ſie einen Schritt und einen zweiten wankenden gegen Wulfrin. „Sei ſtark!“ ſeufzte ſie und brach zuſammen. Rudio neigte ſich über die Todte, hob ſie auf ſeine Arme und trug ſie zu Fauſtinen. Dort ſaß ſie am Grabe, die Hörige aber neigte ſich und legte das Antlitz in den Schoß der Herrin.

Jetzt enthüllte der Kaiſer das Mädchen, das einen jammervollen Blick nach der Mutter warf, faltete die Hände und gebot: „Oremus pro magna peccatrice!“ Alles Volk betete.

Dann ſagte er mit milder Stimme: „Was wird aus dieſem Kinde? Ich ziehe nicht, bis ich es weiß. Wie räthſt du, Alcuin?“

„Sie thue die Gelübde!“ rieth der Abt.

„Ehe ſie gelebt hat?“ ſchrie Wulfrin angſtvoll.

„Dann weiß ich ein Anderes. Graciosus“ — der Abt hielt ihn an der Hand — „Dieſer hier, ein

frommer Jüngling, hat ein Wohlgefallen an der Aermſten" —

„Herr Abt," unterbrach ihn der aufgeregte Gnadenreich, „das geht über Menſchenkraft. Mir graut vor dem Kinde der Mörderin. Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!"

Wulfrin ſprang in die Mitte. „Kaiſer und ihr Alle," rief er, „mein iſt Palma novella!"

Da redete Karl: „Sohn Wulfs, du freieſt das Kind ſeiner Mörderin? Ueberwindeſt du die Tämonen?"

„Ich erſticke ſie in meinen Armen! Hilf, Kaiſer, daß ich ſie überwältige!"

Karl hieß das Mädchen knieen und legte ihr die Hände auf das Haupt. „Waiſe! Ich bin dir an Vaters Statt! Begrabe, die deine Mutter war! Dieſer folge mir ins Feld! Gott entſcheide! Kehrt er zurück und ſtößt er ins Horn, ſo freue dich, Palma novella, fülle den Becher und vollende den Spruch! Dann entzündet Rudio die Brautfackel und ſchleudert ſie in das Gebälke von Malmort!"

Angela Borgia.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig.
Verlag von H. Haessel.
1891.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Heinrichshofen's
Buch-, Kunst-, Musikalien-
u. Pianoforte-Handlung
Magdeburg, Breite Weg 171/172.

Erstes Capitel.

Als die Angetraute des Erben von Ferrara, welche die Tochter des Papstes und Donna Lucrezia genannt war, von ihrem Gatten, Don Alfonso von Este, im Triumph nach ihrer neuen Residenz geholt wurde, ritt sie, während er den glänzenden Zug anführte, in der Mitte desselben auf einem schneeweißen Zelter unter einem purpurnen Thronhimmel, den ihr die Professoren der Universität zu Häupten hielten.

Die würdigen Männer schritten feierlich je vier an einer Seite des Baldachins, neben welchen andere acht gingen, um sie an den vergoldeten Stangen abzulösen und ihrerseits des Dienstes und der Ehre theilhaftig zu werden. Hin und wieder erhob der Eine und der Andere den sinnenden Blick auf die

zart gefärbte, lichte Erscheinung im wehenden Goldhaar. Der Professor der Naturgeschichte erforschte und bedachte die seltene Farbe ihrer hellen Augen und fand sie unbestimmbar, während der Professor der Moralwissenschaften, ein Greis mit unbestechlichen Falten, sich ernstlich fragte, ob auf dem unheimlichen, mit Schlangen gefüllten Hintergrunde einer solchen Vergangenheit ein so frohes und sorgenloses Geschöpf eine menschliche Möglichkeit wäre, oder ob Donna Lucrezia nicht eher ein unbekannten Gesetzen gehorchendes dämonisches Zwitterding sei. Der Dritte, ein Mathematiker und Astrolog, hielt die Fürstin für ein natürliches Weib, das nur, durch maßlose Verhältnisse und den Einfluß seltsamer Constellationen aus der Bahn getrieben, unter veränderten Sternen und in neuer Umgebung den Lauf gewöhnlicher Weiblichkeit einhalten werde.

Der Vierte, ein Jüngling mit krausem Haar und kühnen Zügen, verzehrte die ganze schwebende Gestalt vom Nacken bis zur Ferse mit der Flamme seines Blickes. Das war Herkules Strozzi, Professor der Rechte, und trotz seiner Jugend zugleich

der oberſte Richter in Ferrara. Wäre es nicht ſeine Fürſtin geweſen, er hätte ſie als florentiniſcher Republikaner vor ſein Tribunal geſchleppt, aber gerade dieſer ſtrahlende rechtloſe Triumph über Geſetz und Sitte nach ſo ſchmählichen Thaten und Leiden riß ihn zu bewunderndem Erſtaunen hin.

Unangefochten von dieſem Gedankengefolge, aber es leicht errathend, klar und klug, wie ſie war, verbreitete die junge Triumphatorin Licht und Glück über den Feſtzug mit ihrem Lächeln. Doch auch ſie hing unter ihrer lieblichen Maske ernſten Betrachtungen nach, denn ſie erwog die Entſcheidung dieſer ſie nach Ferrara führenden Stunde, welche die Brücke zwiſchen ihr und ihrer gräßlichen Vergangenheit zerſtörte. Dieſe würde noch hinter ihr drohen und die Furienhaare ſchütteln, aber durfte nicht nach ihr greifen, wenn ſie ſelbſt ſich nicht ſchaudernd umwandte und zurückſah, und ſolche Kraft traute ſie ſich zu.

Eine zarte Pflanze, aufwachſend in einem Treibhauſe der Sünde, eine feine Geſtalt in den ſchamloſen Sälen des Vaticans, den erſten Gatten durch Meineid abſchüttelnd, einen anderen von ihrer Bruſt

weg in das Schwert des furchtbaren und geliebteren Bruders treibend, hatte Lucrezia Mühe gehabt, in den Kreuzgängen der Klöster, wohin sie sich mitunter nach der Sitte zu mechanischer Buße zurückzog, die einfachsten sittlichen Begriffe wie die Laute einer fremden Sprache sich anzulernen; denn sie waren ihrer Seele fremd. Höchstens geschah es, daß ihr einmal ein Buße predigender Mönch, den dann der heilige Vater zur Strafe in den Tiber werfen ließ, eine plötzliche Röthe in die Wangen oder einen Schauder ins Gebein jagte. Mit der von ihrem unglaublichen Vater ererbten Verjüngungsgabe erhob sie sich jeden Morgen als eine Neue vom Lager, wie nach einem Bade völligen Vergessens. Dergestalt verwand sie ohne Mühe, was eine gerechte Seele mit den schwersten Bußen zu sühnen für unmöglich erachtet, was sie zur Selbstvernichtung getrieben hätte. Und wenn sie nach einer unerhörten That verfolgende Stimmen und Tritte der Geisterwelt hinter sich vernahm, so verschloß sie die Ohren und gewann den Geistern den Vorsprung ab auf ihren jungen Füßen.

Nur ihr Verstand, und der war groß, überzeugte

ſie durch die Vergleichung der römiſchen Dinge mit den Begriffen der ganzen übrigen, der lebenden und der vergangenen Welt, oder durch ein irgendwo gehörtes männliches Urtheil, oder durch das von ihr wahrgenommene Erſchrecken eines Unſchuldigen bei ihrem Anblick — ihr Verſtand allein überführte ſie nach und nach von der nicht empfundenen Verdammniß ihres Daſeins, aber allmälig ſo gründlich und unwiderſprechlich, daß ſie mit Sehnſucht, und jeden Tag ſehnlicher, ein neues zu beginnen und Rom wie einen böſen Traum hinter ſich zu laſſen verlangte.

Ihr Begehren, deſſen Heftigkeit ſie verbarg, erfüllte ihr dritter Gemahl, der Erbe von Ferrara. Beim Anblick dieſer ruhigen, geſchloſſenen Miene hatte ſie ſich geſagt: Jetzt iſt es erreicht. Mit dieſem bin ich gerettet. Sicherlich kennt er meine Vergangenheit und täuſcht ſich darüber, ſo reizend ich bin, keinen Augenblick. Es koſtet ihn Ueberwindung, mit mir den Ring zu wechſeln bei dem Geſchrei, in dem ich ſtehe, und bei ſeiner bürgerlichen Ehrſamkeit; wenn er ſich nun aber entſchloſſen hat, mich zum Weibe zu nehmen zur Wohlfahrt ſeines Staates

und um mit vollen Händen aus dem Schatze des heiligen Petrus zu schöpfen — aus welchem Grunde es sei, so wird der Mann, wie er ist, einen muthigen Strich durch meine Vergangenheit ziehen und mir dieselbe niemals vorhalten, fall' ich nicht in neue Schuld ... davor aber werde ich mich wahren. Und er wird meine Gaben kennen lernen, meine Regentenkunst bewundern — Donna Lucrezia hatte schon Fürstenthümer und während der Abwesenheit des Vaters selbst die apostolische Kirche verwaltet — meine unverwirrbare Geistesgegenwart, meine Billigkeit, meine Leutseligkeit ... Niemals werde ich ihm den Schatten eines Anlasses geben, Treue oder Gehorsam seines Weibes zu beargwöhnen ... wenn nicht, außer wenn — — eine Furche senkte sich zwischen die fröhlichen Brauen, und sie schauderte — — außer wenn der Vater befiehlt; aber, der sitzt in Rom — oder der Bruder ruft; aber der liegt in seinem spanischen Kerker.

Sie lächelte das Volk an, um die Schmach ihrer Abhängigkeit tief zu verstecken, kraft deren sie mit Vater und Bruder zu einer höllischen Figur verbunden war. Dann nahm sie ihre ganze Kraft

zuſammen, und mit einem kräftigen Ruck entſchlug ſie ſich der Sache.

In dieſem Augenblicke hielt der Zug vor einem Caſtell, von deſſen ausdrucksvoller Mauerkrone ein Seiltänzer herabſchwebte. Sie ſah das Kunſtſtück an und ſagte ſich: „Du gleiteſt und ſtürzeſt nicht, und ich ebenſo wenig.“

Es war ein Amor, der unten vom Seile ſprang, vor ihr das Knie bog und ihr einen Myrtenkranz bot mit den huldigenden Worten: „Der keuſchen Lucrezia!“ Unter dem Jubel der Menge krönte ſie ſich und ergab ſich ganz der Luſt des Augenblickes.

Jetzt fuhren Blitze aus der Brüſtung des runden Thurmes, der ſich donnernd in Rauch hüllte. Don Alfonſo war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Geſchütz — ganz Kanone — und konnte ſich zur Zeit und zur Unzeit des Pulverknalls nicht erſättigen. Dem Zelter Donna Lucrezia's dagegen zerriß der gewaltſame Ton das feine Ohr. Er ſtieg, und die Fürſtin glitt ſanft aus dem Sattel in die Arme der Profeſſoren, während dicht hinter ihr ein herrliches Mädchen mit krauſem Haar und leuchtenden

Augen ihren erschreckten Rappen ohne Zagen bändigte und beruhigte.

Neben ihr klemmte ein hagerer Cavalier mit eisernen Schenkeln die Seiten seines Pferdes. Diese höhnische Larve gehörte Don Ferrante, der bei der Vermählung in Rom Don Alfonso, seinen Bruder, vertreten hatte, und den die Ferraresen kurzweg den Menschenfeind hießen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seiner heutigen Reisegefährtin Ferrara und das Fürstenhaus, dem er selbst angehörte, auf seine Weise zu beleuchten und auf jede zu verleiden.

Die sichere Reiterin aber war Angela Borgia, eine nahe Verwandte der Fürstin und ihr Fräulein, das sie nach Ferrara begleitete und hinter der Berückenden bescheiden die Bühne der Welt betrat.

Und dieses Theater entfaltete sich heute in ungewöhnlicher Pracht: Strahlender Himmel, glänzende Trachten, öffentlicher Jubel, der festliche Verkehr der Begünstigten und Glücklichen dieser Erde, berauschende Musik, stolzirende Rosse, reizende Frauen, verliebte Jünglinge, schmeichelnde Huldigungen,

klopfende Pulſe, die Welt, wie ſie ſich ſchmückt und lächelnd im Spiegel beſieht, alle dieſe Luſt und Fülle lag vor ihr ausgebreitet und wurde ihr vergällt durch den ſpottenden Teufel an ihrer Seite.

„Seht, junge Herrin“, ſo höhnte er jetzt, „wie anmutig Donna Lucrezia fällt und wie ſie von den Tugenden und Wiſſenſchaften,“ er wies auf die Profeſſoren, „feierlich wieder zu Roſſe gehoben wird. Ich halte es mit dem Gaukler und preiſe ihre Keuſchheit. Nur ſtand ſie in der Familie vereinzelt und litt unter dem Zwange des Vaters und Bruders. Darum ergriff ſie die Hand Don Alfonſo's, um hier,“ er zeigte die nahen Thürme und Kuppeln Ferrara's, „einen paſſenderen Umgang zu finden; aber Donna Lucrezia irrt. Ohne uns mit Seiner Heiligkeit oder dem erlauchten Don Ceſare meſſen zu wollen, ſind wir Söhne des Herzogs, und er ſelbſt doch in unſerer Art ein ruchloſes Geſchlecht, natürlich Jeder von uns nach ſeinen Kräften und nach ſeinem Maße, ſo weit es für Laien thunlich iſt.

„Ihr erſtaunt, daß ich hier im Zuge des Herzogs ſo ungebunden rede! Aber ſeht, Fräulein, es iſt meine Charaktermaske, öffentlich zu ſchmähen und

zu läſtern, die mir der Herzog mein Vater erlaubt und zugeſteht, inſofern ich mich enthalte, mich insgeheim gegen ihn zu verſchwören, eine Untugend, die von Alters her im Blute der Familie verſteckt iſt.

„Und wiſſet, tapferes Mädchen, damit habet Ihr mich gleich für Euch gewonnen, daß Ihr nicht fade ſeid, ſondern, wie ich, der Wahrheit Zeugniß gebt, ohne Menſchenfurcht — wenn es ſein muß, auf offenem Markte. Die Anderen, die da hinter uns," er wies verächtlich auf die folgenden Paare des Hofſtaates, „was ſind ſie? Geputztes Geſindel, Schelme und Dirnen! Heuchler und Bübinnen! Nicht werth, daß ſie die Sonne beſcheint — mit Ausnahme ſelbſtverſtändlich der hundert Maulthiere, die den Brautſchatz Donna Lucrezia's tragen. Das ſind redliche und verdiente Geſchöpfe. Aber Mühe hat es uns gekoſtet, mich und den Bruder Cardinal, dieſen Brautſchatz dem heiligen Vater und der Kirche unter den Krallen hervorzuziehen! Doch ich ſagte: Entweder — oder! wie mich der Herzog, mein Vater, beauftragt hatte. Leichter gelang es uns, die Heiligkeit mit dem von unſerem Vater

Herkules der Braut zugestandenen Wittum hinter das Licht zu führen.“ Don Ferrante kicherte. „Wir schwatzten nämlich dem heiligen Vater unsere berühmten flavianischen Güter auf, die zwar von unserem ferraresischen Fiskus verwaltet, aber ihm von dem Grafen Contrario gerichtlich bestritten werden. Ihr wißt, von dem liebenswürdigen Grafen Contrario, dem zähesten Widersprecher und Rechthaber in ganz Italien! Und das war es eigentlich, was den Herzog Herkules, unsern sparsamen Vater, an dieser Heirath am meisten erfreut hat. So wurde Alles nach Gerechtigkeit geordnet! Und mit welcher Wollust schrieb ich nach der Vermählung die Depesche für den harrenden Curier: Mitgift zugestanden. Heiligkeit überlistet. Donna Lucrezia getraut und gar nicht unheimlich. Das wollte sagen: diesmal trägt sie kein weißes Pülverchen in der Tasche. Und wirklich, ich glaube, Bruder Alfonso darf heute Abend ohne Gefährde sein Haupt mit diesem Goldhaar“, er wies mit dem Spitzbart unter den Thronhimmel, „auf dasselbe Kissen legen.“

Diese Anspielung auf die Giftmischereien der

Borgia preßte dem Mädchen eine Thräne aus, die ſie zornig von der langen Wimper ſchüttelte. „Eure Zunge meuchelt, Don Ferrante!“ ſagte ſie.

Angela Borgia ſtammte aus einer Seitenlinie des berühmten ſpaniſchen Geſchlechtes und wurde, nachdem ſie, wie viele Kinder ihrer Zeit, frühe auf tragiſche Weiſe beide Eltern verloren hatte, mit anderm weiblichen Edelblut in einem Kloſter des Kirchenſtaates eher aufgenährt als erzogen. Als beſchützte Verwandte des Papſtes erfreute ſie ſich der Bevorzugung der Nonnen und der Führerſchaft unter den Geſpielinnen.

Es beſtand damals eine ſeltſame, von den grellſten Widerſprüchen gepeitſchte Welt, die ſelbſt einem italieniſchen Mädchen, das ſonſt Alles, was Wirklichkeit beſitzt, unbefangen angreift und durchlebt, ernſtlich bange machen und Kopf und Herz verwirren konnte. Der jungen Angela wurde in Bild und Predigt eine ſittliche Schönheit und Vollkommenheit vorgehalten, deren irdiſcher Vertreter, der Greis, auf welchem, wie der gleichzeitige Sultan ſich ausdrückt, das Chriſtentum beruhte, milde geſagt, ein entſetzlicher Taugenichts war, über deſſen

Ruchloſigkeiten die Schweſtern weinten und die Schlimmſten ihrer Geſpielinnen insgeheim ſich luſtig machten.

Angela aber erſchrak und brachte es nicht über ſich, das Leben als einen Widerſpruch zu verſpotten.

Sie begann nun, ſich ſchwere Bußen und Geißelungen aufzuerlegen zu Gunſten ihres Verwandten, des heiligen Vaters, und ihrer Baſe Lucrezia, von welcher im Kloſter gleichfalls mit geheimen Seitenblicken des Abſcheues geredet wurde. Von dieſen Peinigungen brachten ſie die verſtändigen Schweſtern indeſſen bald zurück, indem ſie ihr vorhielten, alle ihre Anſtrengungen wären einem ſolchen Unmaß der Sünde gegenüber gänzlich unzureichend und vergeblich.

Dafür entwickelte ſich in Angela gegen die herrſchende Nichtswürdigkeit ein Bedürfniß verzweifelter Gegenwehr und, mit einem zarten Flaum auf den Wangen und dem Feuer ihrer Augen, eine gewiſſe ritterliche Tapferkeit, nicht nach dem duldenden Vorbilde ihrer weiblichen Heiligen, ſondern mehr nach dem kühnen Beiſpiel der geharniſchten Jung-

frauen, die in der damaligen Dichtung umherschweiften, jener untadeligen Prinzessinnen, die sich der Schwächen ihres Geschlechtes schämten und welche zu handeln und sich zu vertheidigen wußten, ohne dabei die Grazien zu beleidigen.

So erwuchs Angela kraft einer edeln Natur zu einem widerstandsfähigen und selbstbewußten Mädchen, zu dem, was das Jahrhundert in lobendem Sinne eine Virago nannte.

Nun begab es sich an einem Sommertage, daß aus dem Dunkel des Eichwaldes, der den Fuß des das Kloster tragenden apenninischen Felsens umnachtete, auf weißem Zelter eine helle Waldfee mit ihren Gespielen, oder vielleicht Göttin Diana mit ihrem Jagdgefolge, oder gar die erlauchte Donna Lucrezia mit ihren Frauen emporstieg und an die Pforte klopfte.

Wirklich, es war diese. Sie wurde von der Aebtissin empfangen, der sie die Hand küßte und von welcher sie gesegnet wurde. Dann ließ sie sich die Nonnen und die Klosterzöglinge vorstellen und richtete an jede holdselig das ihr nach Rang und

Stand gebührende Wort mit einer wohllautenden Stimme, die noch lange nachklang, nachdem ſie geſprochen hatte. Zuletzt nahm ſie Angela bei Seite, und, Hand in Hand mit ihr durch einen Lorbeergang des Gartens auf- und niederwandelnd, ſagte ſie ihr fröhlich, daß ſie die Verlobte des Thronerben von Eſte ſei, und daß ſie Angela als ihre Verwandte und ihr Hoffräulein nach Ferrara mitnehmen werde. „Baſe“, lächelte ſie, „ich will Dein Glück machen. Du gefällſt mir, und ich behalte Dich, bis ich Dich vermähle.“

Ebenſo vetterlich wohlwollend begrüßte ſie im Vatican, den ſie mit geheimem Grauen betrat, Lucrezia's furchtbarer Bruder, ein Jüngling von vornehmer Erſcheinung und grün ſchillerndem Blick. Unbefangen mit der Baſe tändelnd, ſagte er: „Ich werde Euch Beide nicht nach Ferrara begleiten, die Geſchäfte verbieten es; doch möchte ich Euch Don Giulio empfehlen, den Ihr dort finden werdet, einen jüngern Bruder Don Alfonſo's. Er iſt ein beſcheidener, aber hochbegabter Jüngling, nur daß er den Sinnen noch zu viel einräumt. Er wäre es aber

werth, und ich möchte es ihm gönnen, daß er sich durch eine edle Frau fesseln ließe."

Und jetzt ritt Angela hinter Madonna Lucrezia, und wiederholte Kanonenschläge verkündigten die Nähe des Thores.

Don Ferrante mußte sich beeilen, wenn er noch vor dem Betreten der Stadt die Brüder in der Meinung seiner jungen Begleiterin völlig entwurzeln wollte; er ging aber rüstig ans Werk.

„Mich wundert", sagte er, „wie Donna Lucrezia, der die öffentliche Stimme oder doch die Einbildungskraft der Männer etwas Außerordentliches und Geflügeltes verleiht, mit meinem Bruder, ihrem künftigen Eheherrn, dem Gewöhnlichsten aller Sterblichen, der von früh bis spät an Essen und Oefen Geschütz gießt, wird Haus halten können! Venus neben dem rußigen Vulcan. Doch es mag gehen, so gut es dort ging. Sie wird seine herrlichen Fayencemalereien bewundern und ihn damit glücklich machen. Aber sie hüte sich", fuhr er fort, und seine höhnende Stimme wurde drohend, „sie hüte sich! Don Alfonso ist der Rachsüchtigste unter uns, nur daß er seine Stunde abwartet und seine Rache das Recht

heißt. Doch nein, ich thue dem Bruder Cardinal Unrecht. Seine Rache ist die grausamste, da er der größere Geist ist und als der uns Allen Unentbehrliche keinen Prätor zu fürchten hat. Er ist der Diplomat unseres Hauses; die Fäden unserer Politik laufen alle durch seine gelenken Finger, und er kennt unsere schlimmsten Geheimnisse. Fürchtet diesen Geier, junges Mädchen!"

Eben dieser Cardinal Ippolito, der Staatsmann, die hagere Gestalt im Purpur, die gleichfalls zur Freite nach Rom gekommen und jetzt noch dort war, um mit dem Papste die Uebergabe der Ländermitgift zu regeln, hatte sich viel und herablassend mit Angela beschäftigt, sie ermuthigend, Ferrara mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Eine bange Angst bemächtigte sich Angela's. Sonne, Staub und Lärm, die vergiftenden Reden Don Ferrante's, das vor ihr aufsteigende hagere Bild des Cardinals! Ein Gefühl der Verlorenheit und Hülflosigkeit brachte das kräftige Mädchen einer Ohnmacht nahe — es entfuhr ihr ein leiser Schrei.

Da wandte sich die vor ihr schwebende Donna

Lucrezia rasch nach ihr um, ein bleicher Blitz schoß aus ihren bläulichen Augen, und sie rief: „Womit ängstigt er dich, Angela? Wisset, Don Ferrante, und präget Euch ein: wer Angela zu nahe tritt, der tritt mir zu nahe. Und Lucrezia Borgia wollet Ihr nicht zur Gegnerin haben!“

Das wollte Don Ferrante von ferne nicht. Er lächelte liebenswürdig. „Keine Rede davon, erlauchte Frau! Ich thue mein Mögliches, Donna Angela angenehm zu unterhalten und unserm Hause ihre Gunst zu erwerben.“

„Was beschreib' ich Euch noch Schönes, junge Herrin?“ fuhr er fort, nachdem sich die Fürstin wieder abgewendet hatte. „Die unvergleichlichen und verbrecherischen Augen meines Bruders Don Giulio! Ihr kennet ihn?“ fragte er, da er eine Bewegung auf ihrem Gesichte sah. „Wohl nur seinem Rufe nach! Denn der ist groß. Ueber ein Kurzes aber wird er persönlich vor Euch stehen, wenn Ihr seinen Kerker öffnet, Donna Lucrezia und Ihr.“

„Seinen Kerker öffnen?“ fragte sie erstaunt.

„Gewiß! Und den aller Missethäter,“ erklärte ihr Don Ferrante lustig. „Donna Lucrezia wird

durch ihr Erſcheinen die Verbrecher unſchuldig machen. Solches iſt in Ferrara Herkommen bei jeder fürſtlichen Vermählung und durchaus keine Allegorie. Es ſind wirkliche Verbrecher, und ſie werden auch thatſächlich freigelaſſen, ſo daß wir während der Feſte wohl daran thun werden, unſern Schmuck feſt zu halten und nachts nicht ohne Fackeln und Bewaffnete auszugehen."

„Was hat denn Don Giulio verbrochen?" fragte ſie.

„O, nichts! Er hat mit ſeinen Augen ein Weib bezaubert und ihrem Manne den Degen durch die Bruſt gerannt."

„Schmachvoll!"

„Er iſt ein ungezogener Knabe! In den Weingarten des Lebens eingebrochen, reißt er, ſtatt ſich ordentlich eine Traube zu pflücken, deren, ſo viele er mit beiden Händen erreichen kann, vom Geländer, zerquetſcht vor Gier die ſüßen Beeren und beſudelt ſich mit dem rothen Safte Bruſt und Antlitz."

Und mit dieſem freveln Jüngling hatte ſie Don Ceſare's Gedanke zuſammengeſtellt!

Wieder donnerten die Stücke. Beim Schalle

der Zimbeln und Pauken ging es durch das Thor. Die Professoren beschleunigten den Schritt und bald langte Lucrezia's Triumphzug vor dem Schlosse an, unter dessen schwerem Bau die Kerker lagen.

Der herantretende alte Herzog hob die Fürstin vom Pferde und schritt mit den Neuvermählten und Angela die Stufen hinunter nach der tiefen Pforte. Dort stand der Kerkermeister und überreichte Donna Lucrezia auf einem Sammetkissen einen gewaltigen verrosteten Schlüssel. Sie ergriff ihn, und die Thür, kaum von ihm berührt, drehte sich in den Angeln und sprang wie durch Zauber weit auf. Jetzt brach die Schaar der Gefangenen hervor, Lucrezia zu Füßen stürzend und ihr die Hände küssend. Alle hatten sie sich zuvor gereinigt, und ihre leidenschaftliche Dankgebärde ermangelte nicht des Anstandes. Doch gab es unter ihnen erbarmenswürdige Jammergestalten und abschreckende Verbrechermienen.

Zuletzt, nachdem der Kerker sich seines ekeln Inhalts entleert hatte, stieg noch ein Jüngling von edelster Bildung mit gekreuzten Armen die dunkeln Stufen empor. An's Tageslicht tretend, erhob er

die Hände, als ob er die Sonne begrüße; dann beſchirmte er mit ihnen die Augen, als blende ihn der ſcharfe Strahl oder die Schönheit der oben ſtehenden beiden Frauen. Ein Knie vor Donna Lucrezia beugend, bedankte er ſich bei ihr mit den Worten: „Erlauchte Frau und Schwägerin, ich begrüße in Euch die Barmherzigkeit, die jedes weibliche Herz bewohnt, und die fürſtliche Gnade, vor welcher die Feſſeln fallen.“

Mit dieſen und noch ſchöneren Reden huldigte er der neuvermählten Fürſtin, dann richteten ſich ſeine Augen, die wirklich in ihrer tiefen Bläue unter dem edeln Zuge der dunkeln Brauen von ſeltenem Zauber waren, auf die jüngere Borgia und er erſtaunte aufrichtig über die ſtrenge Haltung des kaum erwachſenen Mädchens.

„Doch, rettende Fürſtin“, fuhr er fort, „wen bringt Ihr in Euerm Gefolge? Iſt es die Göttin der Gerechtigkeit, beſänftigt durch die Göttin der Huld?“

Angela war ſchon von der Reiſe und durch die Bosheiten Don Ferrante's aufgeregt; jetzt empörte ſie das Gaukelſpiel der Begnadigung des Sünders

durch die Sünderin und der Flitter der Phraſe. Wie ſie nun gar in den Born dieſer wunderbaren Augen blickte, wurde ſie von Zorn und Jammer auf's Tiefſte erſchüttert. Ihre innerſte, ſtarke Natur überwältigte ſie, und jede Verſchleierung abwerfend, trat ihr Weſen unverhüllt hervor. Ihre redlichen Augen richteten ſich auf die ſeinigen, und es bewegte ſich etwas Undeutliches auf ihren ausdrucksvollen Lippen.

„Was meint die Herrin?“ fragte Don Giulio.

Da brach es hervor. Angela ſprach deutlich vor den hundert und hundert Zeugen, und ihre Stimme klang über den Platz: „Schade, jammerſchade um Euch, Don Giulio! Fürchtet Gottes Gericht!“ — Ein großes Schweigen entſtand.

Und noch einmal erſcholl die Stimme des Mädchens über Don Giulio:

„Schade um Euch!“ —

Seltſam! Die Ferrareſen theilten vollſtändig Angela's Gefühl und Urtheil über das verwerfliche und gefährliche Treiben des Fürſtenſohnes, das Bedauern ſeiner Entwerthung und ihr Leid um ihn, den ſie liebten um ſeiner Schönheit und Anmuth willen.

Rings erhob ſich ein Gemurmel und Echo: „Schade! Sie hat recht! Es iſt wahr! Schade um ihn!“

Donna Lucrezia aber ergriff die Hand Angela's, wie die ältere Schweſter die einer jüngeren, welche ſich etwas Unziemliches hat zu Schulden kommen laſſen.

„Wie kannſt Du Dich ſo vergeſſen?“ ſagte ſie und führte die Bewegte hinweg, die vor Scham und Aufregung in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, worüber auch der bisher gelaſſen gebliebene Don Giulio die Haltung verlor.

Zweites Capitel.

Da, wo der weite Park von Belriguardo in die ferrareſiſche Ebene ohne Grenzmauer verläuft ſaßen auf einer letzten verlorenen Bank im Schatten einer immergrünen Eiche Zwei, die, aus Haltung und Miene zu ſchließen, von einander Abſchied nahmen.

Bald legte der junge, in die ſchwarze Tracht von Venedig gekleidete Mann die Hand betheuernd auf das Herz, bald betrachtete er die ſtill in ſich verſunkene Geſtalt Lucrezia's, wie um ſie ſich auf ewig einzuprägen.

„So gehet Ihr denn, Bembo", ſagte ſie, „und ich halte Euch nicht, da Ihr damit erfüllet, um was ich Euch bat, ohne es auszuſprechen. Ihr geht, und wie lange wird es dauern, bis Ihr mich vergeſſet!"

„Donna Lucrezia“, erwiderte der Venetianer bewegt, „wie lange ich Euer gedenken und Euch lieben werde, wahrlich, das iſt mir verborgen, denn ich kenne nicht meine Todesſtunde.“

Er ſagte es mit ſo trauriger Zärtlichkeit in der Stimme, daß die Herzogin gerührt erwiderte: „Um mein Andenken in Euch zu erhalten, ſollt Ihr etwas von mir mit Euch nehmen, mein Freund“, und ſie winkte eine ſchlanke, dunkle Mädchengeſtalt heran, die am Waldſaum auf- und niederſchritt, wohl um die Herrin vor ſich ſelber zu hüten, oder um das Nahen eines unwillkommenen Zeugen zu verrathen.

„Setze Dich neben mich, Angela“, ſagte ſie, „und ſchneide mir eine Locke vom Haupt!“ Sie öffnete ihr Gurttäſchchen, zog daraus ein kleines, ſcharfes Meſſer mit goldenem Griff hervor und bot es Angela, die, den Befehl ausführend, ihr vom Ueberfluſſe eine flutende Locke raubte.

Die Fürſtin ſuchte nach einer Hülle, um den Ringel hineinzulegen, fand aber nichts, als in derſelben Gurttaſche eine in Gold und gepreßtes Leder gebundene Ausgabe der ſieben Bußpſalmen, ein

beliebtes Handbüchlein der damaligen Hofwelt. Unbefangen legte ſie ihre Locke hinein und reichte Bembo das Liebespfand. Dieſer drückte es an die Bruſt, dann an den Mund und dankte für den ſüßen Kern in der herben Schale mit einer ſeelenvollen Miene, durch welche ſich ein ganz leiſes, ironiſches Lächeln ſchlich.

„Schreibt mir“, ſagte ſie dann, „durch ſichere Gelegenheit, jedesmal, wenn Ihr ahnet, daß mir Gefahr droht und ich Eures Rathes bedarf. Bleibet um mich, auch in der Ferne! Ich weiß, Ihr verlaſſet mich nicht, nachdem Ihr mir geholfen habt, den Bau meines neuen Glückes in Ferrara aufzurichten.“

„Es war eine Freude“, erwiderte Bembo, „Eure klugen Hände bauen zu ſehen. Euer Werk iſt untadelig und ſchwer zu erſchüttern. Ich frage mich noch mit ſchmerzlichem Zweifel: Fordert Eure Sicherheit von mir das Opfer, daß ich Ferrara meide und mich Eurer Gegenwart beraube, die wie eine goldige Luft das ganze Daſein erhellt und verklärt?“

„Das habe ich vom Vater“, ſagte ſie harmlos.

Der feine Venetianer zog die Brauen zuſammen.

„Die Bande Eures Blutes und der Dämon Eures Hauſes ſind Eure Gefahr“, ſeufzte er. „Und darum verlaſſe ich Euch ungern. Dennoch iſt es beſſer, ich gehe. Eure Sicherheit, Madonna, ruht auf dem Vertrauen, das Don Alfonſo Euch ſchenkt. Unſere geiſtige Liebe würde er kaum beargwöhnen, ſachlich, wie er iſt; und doch iſt es beſſer . . . wer liebt, der opfert ſich.“

„Es iſt beſſer“, beſtätigte ſie leiſe.

„Erlaubt mir nun zum Abſchied, geliebte Frau, ein freies und ſchützendes Wort!“ bat er. „Die Verhältniſſe liegen vor Euch im Licht Eures ſcharfen Verſtandes, aber dieſer helle Tag reicht nur bis an den Schattenkreis, wo Eure Liebe zu Vater und Bruder beginnt.“

Hier entfärbte ſich Lucrezia, und ihr bleiches Auge erſtarrte zu einem Meduſenblick.

„Zürnet nicht, Madonna“, rief Bembo. „Weiß ich doch, wie Ihr als unſchuldiges Kind in dieſe ſchwere Verſtrickung gerietheſt! Reden muß ich zu Euerm Heil. Erinnert Euch: Jahre waren vergangen ſeit Euerm Einzug. Euer Gemahl war re-

gierender Herzog geworden. Ihr hattet Wurzeln geschlagen in Ferrara und die Liebe des Volkes gewonnen; da starb Euch der Vater. Ihr aber ergabet Euch maßloser Trauer und unendlichen Thränen, bis ich kam und Euch in's Ohr flüsterte: Ihr beleidigt mit Euern Thränenergüssen Don Alfonso und vergesset die unleidlichen Dinge, denen er Euch entriß."

Lucrezia hörte ihm aufmerksam zu, und ihr Verstand mußte ihm gegen ihr leidenschaftliches Gefühl Recht geben.

„Wenn dergestalt Euer Urtheil über den weiland heiligen Vater ein verblendetes ist, so entsteht jetzt, da er dahingefahren, für Euch daraus kein Unheil mehr. Ein Anderes aber ist es mit Cäsar, Euerm furchtbaren Bruder: er lebt und besitzt noch seine Drachenkraft. Er ist ein Jüngling und wird sicherlich heute oder morgen seine Fesseln durchfeilt haben und wieder aus dem Orcus steigen, um ganz Italien zu verwirren. Diese schwarze Klippe bedroht Euere Barke; möge sie nicht daran scheitern! Das Wiederkommen Cäsar's ist Eure Schicksalsstunde. Und Ihr werdet" — er besann sich, ob er

ihr die bittere Arznei erſpare, fuhr aber mit entſchloſſener Liebe fort: „wehe Euch. Ihr werdet folgen, wenn Euch Don Cäſar ruft. Ihr werdet dem Teufel gehorchen, wie ſie erzählen, daß Euer Vater auf dem Sterbebette ſagte: Du rufſt, ich komme.“

Lucrezia bekreuzte ſich.

„Theure Herrin!“ Bembo machte eine Bewegung, ihr zu Füßen zu fallen, hielt ſich aber zurück, da die wandelnde Angela ſich gerade nach ihnen umwandte.

„Ich beſchwöre Dich, Lucrezia“, flüſterte er, ſich zu ihr beugend, „ſobald dieſe gefährlichen Stunden kommen und Du fühlſt, daß Du die Herrſchaft über Dich verlierſt, ſo wirf Dich vor dem Herzog nieder und bekenne, daß Du ſein Verbot übertreten willſt, denn ſicherlich wird er ſeinen Unterthanen bei Todesſtrafe verbieten, mit Cäſar zu zetteln, deſſen Erſcheinung Italien wie ein Erdbeben erſchüttern würde . . . Doch ich beſchwöre Euch vergeblich, Madonna! Denn ich weiß, Ihr werdet die Zügel verlieren, Ihr werdet des Herzogs Verbot unter die Füße treten.“

„Werde ich?“ fragte Lucrezia, wie abweſend.

Doch erschien ihr glaublich, daß sie es thun werde, denn sie kannte ihre Bande.

„Herrin", schluchzte der Venetianer, „wann immer ich erfahre, Cäsar sei aus dem Kerker gebrochen, ich eile auf Windesflügeln nach Ferrara und umklammere Euch, daß Ihr ihm nicht in die Arme stürzet, — doch käme ich zu spät, so gedenket meines Rathes, sobald Ihr Euch wieder besitzt und besinnet. Schützet und berget Euch vor der Strafe des Herzogs an seinem Herzen. Und habt Ihr menschliche Werkzeuge angewandt, um Euch mit dem Bruder zu verbinden, opfert sie unbedenklich und gebet sie der Rache des Herzogs preis. — Der Herzog liebt Euch" . . .

„Ich glaube, daß er mich liebt", sagte Lucrezia, sich wieder erhellend.

„Seid dessen gewiß", betheuerte der Venetianer. „Jüngst an der Tafel nannte er den Namen Cäsar's — nicht unabsichtlich — und sprach von einem dunkeln Gerüchte seiner Entweichung. Dabei beobachtete er Euch scharf . . . Ihr bliebet ruhig, nur Eure Hand zitterte, die den Becher hielt, daraus Ihr schlürftet. Er betrachtete Euch lange,

doch wohlwollend und wie mit der gerechten Erwägung, was Eurer Natur gemäß und welcher Widerstand Euch möglich sei. Gewiß, er wird Euch halten und retten, wenn Euch nicht das Verhängniß gewaltig fortreißt."

Die Herzogin, die wieder völlig heiter war, sagte jetzt mit wunderbarem Leichtsinn: „Ich werde Eure Sorge beherzigen. Aber, Freund, nun genug von mir! Spendet mir lieber einen Rath für jene dort —" sie blickte nach der wandelnden Angela, „die mir in weit näherer Gefahr zu schweben scheint. Seht hin!"

Ein schreiender Raubvogel erhob sich aus dem Walde und kreiste über den Wiesen. Zugleich rauschte es im Gebüsch, und ein hagerer, in Purpur gekleideter Mann trat auf Angela zu, wandte sich aber, Bembo neben der Herzogin entdeckend, grüßend an diese.

„Ihr findet uns, Eminenz", sagte die Herzogin unbefangen, „wie sich mein liebenswürdiger venetianischer Besuch, den ich schwer missen werde, von mir verabschiedet."

„Ihr verlaßt uns, Bembo?" sagte der Cardinal

leutselig. „Das sollte mir leid thun. Wohin gehet Ihr?“

„Nach Urbino, Eminenz.“

„Um wieder zu uns zurückzukehren? . . . Denn uns gehöret Ihr an, und wir können Euch nicht entbehren, ebensowenig als eine Andere, die man auch von uns fortsenden will.“

Die Fürstin zog das neben ihr stehende Mädchen zu sich auf die Bank nieder und behielt seine Hand in der ihrigen, als nähme sie von Angela Besitz.

„Wir bilden hier einen festgeflochtenen, farbigen Kranz“, fuhr er fort, „aus dem es Unrecht wäre, eine Blume zu entfernen, geschweige die süßeste Knospe wegzureißen!“

Lucrezia erhob ihre Augen groß gegen den Cardinal, überlegend, ob jetzt, da Bembo noch als Zeuge hier stehe, nicht der Augenblick gekommen sei, ein längst im Finstern schleichendes Uebel an die Helle zu ziehen und durch das darauf fallende Tageslicht zu vernichten.

Geistesgegenwärtig, wie sie war, besann sie sich nicht lange.

„Cardinal", ſagte ſie, „wenn Ihr unter der andern uns bald Verlaſſenden dieſe hier verſteht, ſo wiſſet, ich trachte danach, daß ſie von uns ſcheide. Ihr Alter ruft der Vermählung, und hier weiß ich für ſie keinen Gemahl, während Graf Contrario, den Ihr kennt und der ſie heimzuführen begehrt, alle Eigenſchaften beſitzt, die ich als die Schützerin Angela's von ihrem Manne fordern darf. So iſt mein Wille; doch werde ich gern noch Eure Meinung darüber in Betracht ziehen."

Bembo wollte ſich beſcheiden entfernen, wurde aber durch einen Blick Lucrezia's feſtgehalten. Sie kannte das Unberechenbare in der Natur des Cardinals und ſcheute ſeine Ueberraſchungen.

Dieſer ſchien die Herausforderung in den Worten der Fürſtin nicht zu fühlen; er wählte, während der Venetianer ſich neben den Frauen auf eine Raſenböſchung niederließ, gelaſſen ihnen gegenüber einen bequemen Platz im Dunkel einer Kaſtanie, deren Stamm ſich nahe dem Boden theilte, mit den üppigen Aeſten den Raſen bedeckend, und begann, indem er mit dem ſchaukelnden Fuße nach einer flüchtigen Eidechſe ſtieß, mit ruhigen Worten:

„Wie ich den Grafen Contrario kenne, taugt er nimmermehr für eine Borgia, denn er ist ein armer Mensch, zusammengesetzt aus peinlichen Tugenden und ewigem Widerspruch, ein Berg rechthaberischer Grundsätze, der die Maus einer knickerischen Rechenkunst gebiert, gänzlich unfähig, eine Frau um ihrer selbst willen mit Größe und Verschwendung zu lieben! Ich behaupte, seiner Werbung um dieses Schöne, dieses Liebe hier liegt ein grobes Rechenexempel zu Grunde. Hier auf diese Tafel will ich es niederschreiben!“

Er zog ein Täfelchen hervor, schrieb mit dem Stift und las zugleich:

„Graf Ettore Contrario freit um die hochherzige Angela Borgia, weil er mit dem Fiscus in Ferrara einen von seinem Vater geerbten Proceß über bedeutende, auf ferrarestischem Boden gelegene Ländereien führt, den er aller Wahrscheinlichkeit nach bei den zuständigen ferrarestischen Gerichten verlieren würde ohne den Schutz eines höchsten Einflusses, wie der, zum Beispiel, unserer erlauchten Fürstin, für deren einziges Lächeln der verliebte Großrichter Herkules Strozzi Ehre und Seele verkauft. Unsre

Herzogin aber und ihr Sclave Herkules wären zu bestechen, wenn der vollkommene Graf die Hand dieser Unschuld begehrt, welche Donna Lucrezia aus Ferrara entfernen will, weil das junge Mädchen aufs zärtlichste und rasendste von dem Cardinal Ippolito geliebt wird, während sie selbst, als echtes Weib, unwissend und hoffnungslos für den größten Taugenichts der Erde entflammt ist.

„Ohne innern Kampf wird der mäßig tapfere Graf sich nicht entschließen, zwischen diese lodernden Feuer zu greifen. Aber es ist möglich, daß seine Habsucht stärker ist als seine Feigheit. Beurtheilt Ihr ihn anders, Herzogin?"

Lucrezia wunderte sich über dies freche Bekenntniß und diese verwegene Bloßlegung der Thatsachen, die ihrer eigenen Werthung der Dinge und Personen nicht allzu fern lag, welche aber nicht gelten durfte, weil sie es nicht wollte.

Ehe sie indessen antworten konnte, ergriff Ippolito, der sich nach einer von Angela aus leichten Grashalmen zusammengefügten Kette gebückt hatte, die eben ihren zitternden Händen entglitten war, wiederum das Wort:

„Wie dieſe Ringe verkettet ſich Abſicht mit Abſicht, um Euch zu kuppeln, Angela Borgia; aber wie ich Euch kenne und liebe, werdet Ihr dieſe Kette zerreißen, wie ich dieſes nichtige Geflecht! Denn", rief er heftig, „Angela ließe ſich eher von einem Dämon in die Hölle ziehen, wenn er ſie liebte, als daß ſie ſich dazu darböte, die Summe eines Rechenexempels zu werden! — So rede ich, wie redet Ihr, Schwägerin?"

Er wandte ſich mit einem Antlitz, das drohte und trauerte, gegen Lucrezia.

Sie antwortete feſt: „Ich aber vermähle dieſe mit dem Grafen Contrario. Berechnend iſt er — zugeſtanden — wie es das Leben erfordert, doch nicht unadelig. Dieſe aber wird er behüten, beſſer als ich es vermöchte. Und was wollt denn Ihr mit Angela, Cardinal? — Euer Weib kann ſie nicht werden, ſo lange Ihr den Purpur tragt, und den werdet Ihr nicht verſchleudern wollen einem Mädchen zuliebe!"

„Wer weiß, Fürſtin!" entgegnete er wegwerfend. „Euer Bruder vertauſchte ihn gegen ein Herzogthum, und ich achte dieſe für ein neidenswertheres

Gut! Auch iſt mir minder darum bange, daß ſie ſich Eurem Günſtling, dem Contrario, zuwende, ſie wird es nicht über ſich bringen — ſie verſuche es nur, es wird nicht gehen! Selbſt nicht, um ſich vor mir zu retten! . . Denn ſie giebt mir innerlich Recht und findet ſein Bildniß getroffen! Das Dreihellergeſicht iſt ihr ein Ekel. Dieſer tugendſame Graf alſo kümmert mich nicht. Eine andere Marter peinigt mich und dreht ſich Tag und Nacht mit mir, wie das Rad des Ixion. — Höre mich, Mädchen!"

Angela hielt ſeinen fieberſcharfen Blick mit erſtaunten, aber muthigen Augen aus.

„Weigerſt Du Dich meiner Liebe, ſo verbiete ich Dir auch die jenes Andern, bei ſeinem und Deinem Leben! — Wie Du wild erröthest! . . . Ich haſſe den, welchen Du in Deinem Herzen verbirgſt! Reiße ihn heraus! . . er beſchmutzt den edeln Schrein . . . ich kann es nicht ertragen! . . Erinnere Dich, wer Du biſt, und wende Dich mit Verachtung von dem, der Dich in den Armen der Coramba, oder wie ſonſt die Dirne ſeines heutigen Tages heißt, beſchimpft und vergißt! — Gehorche, oder es wächſt Unheil!"

Mitten in dieſer erhitzten Scene betrat ein Page den verlorenen Schattenplatz und bat die Herrſchaften, in den Park zurückzukehren. Der verſammelte Hof harre der Herzogin, und der Herzog wünſche, in ſeinem Cabinette den venetianiſchen Herrn zu beurlauben, dann aber die Eminenz zu ſprechen. Den Großrichter habe er eben zu ſeiner Hoheit gerufen und Don Giulio auf ſpäter beſcheiden müſſen.

Drittes Capitel.

Im Schatten der herrlichſten Bäume wandelte die kleine Geſellſchaft, die Frauen voran, der Cardinal mit Bembo harmlos plaudernd, gegen die Mitte des Parkes, wo ſie den in gerader Linie dem Schloſſe zulaufenden Cypreſſengang betraten. Dieſes, ein ſchlichtes Gebäude von nur mäßigen Verhältniſſen, erhob ſich auf dem Grunde eines ſchwülen, bleiernen Julihimmels. Eben wurde ein neuer, befeſtigter Seitenpavillon angebaut, von dem die hölzernen Gerüſte der Maurer noch nicht entfernt worden waren.

Zu der hellen, kleinen Faſſade ſtieg eine breite Doppeltreppe empor, und der in den Parkanlagen ſich ergehende Hofſtaat erblickte oben auf der Rampe den unermüdlichen Herzog, wie er, ſeinen müßigen Hof

auf sich warten lassend, den Neubau besichtigte, und, von den Werkleuten zurückgehalten, mit ihnen eifrig die Arbeit besprach.

Im Schatten der Hauptallee wandelte langsam die Herzogin, welche jetzt auf den Arm des Cardinals sich stützte, den rechts und links vom Wege gesammelten Hof begrüßend und nach sich ziehend.

Vor die Beiden trat ein wohlgebildeter, mittelgroßer Mann und bemühte sich mehr noch um den Cardinal, dem er besonders ergeben schien, als um die Herzogin, so gütig sie ihm zunickte.

„Man sieht, Messer Ludovico, daß Ihr aus dem Strahlenkreise der Musen kommt, so licht ist Euer Antlitz!“ sagte sie.

„Diesmal ist es eher der geistreiche Umgang meines morgenländischen Freundes, der mich erheitert“, versetzte Ariost, „und, wie immer, Eure beseligende Gegenwart.“

Er stellte seinen Begleiter, der, ein fein erzogener Mann, die Arme auf orientalische Weise über der Brust kreuzend, sich ernst verneigte, der Herzogin vor.

Der persische Teppichhändler Ben Emin war in

Ferrara die Mode des Tages. In Venedig vorübergehend niedergelassen, wo er in der Merceria die herrlichste Waare auslegte, hatte er einen Flug nach Ferrara gethan, um dem prachtliebenden Hofe seine kostbaren Gewirke zu verkaufen und in Wahrheit nicht minder, um Ariosto kennen zu lernen, aus dessen Heldengedicht — die ersten Gesänge hatten vor Kurzem die Presse verlassen — er sein höheres Italienisch erlernte und überhaupt den mannigfaltigsten Genuß schöpfte; denn Ben Emin war ein Kenner, wußte seine großen persischen Dichter auswendig und liebte besonders die Moral im Prachtgeschmeide der Dichtung.

„Es ist eine ganz eigenthümliche Lust, Erlauchteste", begann Ariost, „mit einem gebildeten Manne aus einer fremden Nation umzugehen, die Verschiedenheiten von Gebrauch und Sitte zu belächeln und sich an dem lieben, allgemeinen Menschenantlitz zu erfreuen, das aus den größten Unterschieden immer wieder sieghaft hervorbricht. Doch immerhin groß und wunderbar sind diese. So, zum Beispiel", scherzte er, „scheint es ein überall verbreiteter Zug zu sein, daß der Mann schenkt, wo er das Weib

bewundert. Nicht ſo mein Perſer! Ben Emin denkt anders. Er iſt zwar der größte Verehrer unſerer Ferrareſinnen und verfolgt die raſchen Bewegungen ihrer ſchlanken, feine Waare prüfenden Finger mit aufmerkſamen und leuchtenden Augen; aber meinet Ihr, daß er der ihn am ſchönſten Anlächelnden ein ‚Behaltet, Sonne!‘ oder ‚Nehmet, mein Stern!‘ zuflüſtere? Nein! Vielmehr nennt er unglaubliche Preiſe, ſo daß ſich der ſüßeſte Mund zum Schmollen verzieht. So grauſam iſt Ben Emin!“

Die Neckerei erregte die Heiterkeit der Höflinge; Ben Emin aber, der unter ſeiner Mütze von ſchwarzem Lammfell mit klugen Augen blickte, wendete ſich würdevoll an die Herzogin:

„Wunder Italiens! Vollkommenſte der Frauen!“ ſprach er in gutem Italieniſch, „ich erwähle Dich zur Richterin. Da ich Ferrara erreichte, warf ich mich Dir zu Füßen, meinen ſchönſten Teppich vor Dir ausbreitend und Dich anflehend, ihn als Dein Eigenthum zu betreten. Du hatteſt die Gnade, meinen Wunſch zu erfüllen. Wäre es nun nicht eine Verkennung und Beleidigung Deiner Einzigkeit,

wäre es nicht eigentlicher Hochverrath, wenn ich mit undankbarem Herzen nach und neben Dir Andere und Geringere beſchenken würde? Nicht davon zu reden, daß, was einer Fürſtin gegenüber gerechte Huldigung iſt, die Tugend einer niedriger Gebornen in Verruf bringen könnte. Solches aber ſei ferne von Ben Emin!"

Die Hofleute beglückwünſchten den Perſer zu ſeiner Rede und geſtanden ſich heimlich, daß der ſchlaue Kaufmann Ben Emin in Ferrara nicht der Geſoppte ſei.

Da die Schwüle des Hochſommertages wuchs und ſich in den dichten Cypreſſenhecken verfing, ſuchte die Herzogin mit Arioſt und dem Perſer das große Boskett in der Tiefe des Parkes auf, wo ein Ring hoher Ulmen ſeine Kronen wiegte und zu einer luftigen Wölbung zuſammenſchloß. Hier ſtand in der Mitte auf einem verwitterten Marmor ein eherner Cupido, der ſich mit zerriſſenen Flügeln und verſchütteten Pfeilen in Feſſeln wand. Dieſes Bild ſagte in der wunderbar freien Sprache des Jahrhunderts, daß für die verheiratete Lucrezia die Zeit der Leidenſchaft vorüber ſei, und hier in der Runde

auf den Steinbänken pflegte die Gemahlin Herzog Alfonso's im Sommer Hof zu halten.

Während deſſen haſchte in der verlaſſenen Hauptallee ein Jüngling einen anderen, der ihm in das Gebüſch zu entſchlüpfen ſuchte. Beides waren Jugendgeſtalten voller Kraft und Anmuth, von vollkommenem Wuchs und geſchmeidigen Gliedern — zwei Könige des Lebens.

„Halt' ich Dich endlich, Julius!" rief der Eine und legte ſeinem Gefangenen den Arm um den Nacken. „Ich denke, wir ſind beide zum Herzog befohlen und wandeln nun dieſe kurze Lebensſtrecke zuſammen!" Er wies auf den grünen Gang mit dem Schloß am Ende.

„Sie iſt lang, Herkules", ſeufzte Don Giulio, „und gewährt Dir Raum zu einer redneriſchen Leiſtung; doch ich leide mein Schickſal."

„Mein Freund", begann Strozzi, „ich werde nicht predigen, theils weil ich von der Eitelkeit ſolcher Zuſprüche im Allgemeinen und ihrer Vergeblichkeit Dir gegenüber insbeſondere überzeugt, theils weil ich zum Herzog gerufen bin, ich fürchte, um mit

ihm das jüngſte Aergerniß zu betrachten, das Du in Deinem Pratello gegeben haſt, wovon ihm der umſtändliche Bericht des Polizeihauptmanns Zoppo vorliegt: Tumult, Blasphemie, Entführung, Blut, Gewaltthat, mehrere Todte!"

„O, ſo ſtand es nicht im Programm. Es war ein klaſſiſches Bacchusfeſt beabſichtigt. Du hätteſt nur die Coramba mit ihren wilden Reizen als Ariadne ſehen ſollen! Trage ich vielleicht die Schuld, daß die Krönung der Ariadne durch den Mißverſtand meiner Bauern in den Raub der Sabinerinnen und in centauriſchen Mord und Todtſchlag ausartete?"

„Kein Wort mehr davon, Giulio! Dein ruchloſer Leichtſinn könnte das treuſte, das angeborne Wohlwollen erſchöpfen, und ich hätte mich längſt mit Ekel von Dir abgewendet, ſo lieb Du mir biſt, Du ſchönes Laſter, hätteſt Du nur die Hälfte Deiner Thaten gefrevelt; aber das Ganze überſteigt derart die Schranke, daß ich Dich als eine Sondergeſtalt betrachte, welche jeden menſchlichen Maßſtab verſpottet. Deshalb bin ich entſchloſſen, ſtatt Dich von neuem in Feſſeln legen zu laſſen, beim Herzoge

Deine Verbannung aus Ferrara von wenigſtens einem Jahre zu beantragen. Das verkünde ich Dir. Du magſt in den venetianiſchen Kriegsdienſt zurückkehren, den Du nie hätteſt verlaſſen ſollen."

„Ob ich nach Venedig zurückgehe", verſetzte Don Giulio, „wer lebt, der erfährt's!" Und es wetterleuchtete über ſeine junge Stirn.

„Doch ich bitte Dich, mache mich Menſchlichen nicht zum Unmenſchen! Ich bin kein ſittliches Ungeheuer, — nicht einmal Deine Donna Lucrezia iſt es, deren farbloſe Augen Dich bannen, daß Du ihr ſinnlos zuſtreben mußt! Die Deine Eintheilungen und Fächer zerſtört und Deine Göttin Gerechtigkeit ſtürzt und überwindet! Auch ſie iſt nicht der Dämon, vor dem Du erbebſt."

„Daß ich die Geſetzloſe lieben muß, iſt Schickſal", ſagte der Richter mit einem peinvollen Lächeln. „Doch daß ich ihr zulieb das Geſetz vergeſſen, das heilige Recht verletzen ſollte, erſcheint mir unmöglich!" Und er ſeufzte, ſchmerzlich fühlend, daß er nicht minder als ſein genußſüchtiger Freund an einem giftigen Schlangenbiſſe dahinſieche.

„Ich ſage Dir ja", tröſtete Don Giulio, un-

geduldig bewegt von dem Schmerzensausdruck. „Du übertreibſt Dir das Weib ins Große. Das Weib, das Dich entſetzt und beſtrickt, iſt nicht jene Lucrezia, die dort unten luſtwandelt. Du erſtaunſt und Deine Augen befragen mich! Nun ja, ich nehme ſie natürlicher. Wo ſie herſtammt und wie ſie aufwuchs, das wiſſen wir. Es ſcheint Dir wunderbar, Prätor, daß ſie die Frevel ihrer Vergangenheit verwindet ohne Gericht und Sühne. Siehſt Du nicht, daß es nur der Rettungsgürtel ihres vom Vater ererbten Leichtſinnes iſt, der ſie oben hält? Und daß ſie nun über der tödtlichen Tiefe hell und ſorglos dem Porte der Tugend zukämpft, hältſt Du für dämoniſche Größe. Ich ſage Dir: Mit Ausnahme der Anmuth, die ſie füllt bis in die Fingerſpitzen, iſt ſie ein gewöhnliches, raſch bedachtes Weib! Ein ganz gewöhnliches Weib! Glaube mir, ein menſchliches Weib!“ endete der Jüngling mit einem übermüthigen Gelächter.

Sie waren am Fuße des Schloſſes angelangt und betraten das Freie, wo ſich unter einem bleiernen Himmel in ſtumpfer Helle der Neptunusbrunnen erhob. Dieſer ſtand, an das Fundament des Mittel-

baues gelehnt, in dem Halbrund, das die beiden zur Schloßterraſſe anſteigenden Freitreppen bildeten, und rauſchte und plätſcherte in der Schwüle, genährt von den Waſſerſtrahlen, welche das Geſinde des Meergottes aus Urnen und Muſcheln in die Rieſenſchale herabgoß.

Der Richter wollte die nächſte Treppe hinaufeilen, denn er wußte ſich vom Herzog erwartet. Da wandte ſich Don Giulio, deſſen Arm ihn umfaßt hielt, raſch wieder gegen den dunkeln Park zurück und zog den widerſtrebenden Freund mit ſich.

Er hatte noch nicht ausgeredet.

Seltſam verſchlangen ſich auf dem hellen Kiesgrund zu ihren Füßen zwei ringende, kurze Schatten. Strozzi ſah den grotesken Kampf und lachte: „Siehe, wie Du mich zwingſt!“

„Mein Bruder alſo ſchickt mich nach Venedig“, ſagte der Eſte, während ſie noch einmal den endloſen Baumgang betraten, „derſelbe Bruder, der mich unlängſt aus politiſchen Gründen von Venedig zurückberief!“

„Hätteſt Du die Geringſchätzung in dem Lächeln ſeiner Mundwinkel geſehen, als er die Meldung

Deines augenblicklichen Gehorsams empfing! Ich stand daneben. Er hatte Dich Papst Julius zu Gefallen zurückrufen müssen; aber es war nur zum Schein: er erwartete, Du würdest ihn verstehn und ihm nicht gehorchen."

Eine zornige Macht leuchtete jetzt aus den sanften Augen Don Giulio's. Noch war er nicht so verweichlicht, daß es ihn nicht empört hätte, sich mißachtet zu sehen; doch verbarg er seinen Unwillen unter einem Lächeln.

„Zu klug für mich! Und dann, Du weißt, ich bin kein Feldherr, nicht einmal ein Soldat", sagte er. „Ich liebe Blutvergießen nicht" . . .

„Und vergießest so viel, daß es Dir von den Händen träufelt und Deine Fußstapfen füllt!"

„Nur wenn ein Lästiger mein Vergnügen stört!" erwiderte der Este frevelmüthig. „Aber was Du sagst, Herkules! Ihr schickt mich wieder nach Venedig! Halb bin ich es zufrieden, halb schmerzt es mich, — halb bin ich hier gebunden, halb streb' ich fort — mir selbst ein Räthsel!" . . .

„Das die dunkellockige Angela löst! Du suchst und fliehst sie!"

„Keineswegs", ſagte Don Giulio, „ſie iſt mir gleichgültig. Aber ſeit jenem Einzug vor zwei Jahren — Du warſt ja dabei und nahmſt dich prächtig aus als ernſthafter Träger einer goldenen Baldachinſtange da haſt Du es ſelbſt gehört, wie ſie mich vor allem Volke bedroht und gerichtet hat . . . ſeit jenem Tage bin ich nicht mehr derſelbe! Meine Sinne taumeln, und wie ein Raſender ſuche, wechsle ich Mund und Becher und habe nur einen Wunſch, daß Jene, die ſich feindſelig und kalt von mir abwendet, mir noch einmal ihr hell flammendes Antlitz zukehre und mich noch einmal bedrohe — noch ſtärker als das erſte Mal . . . Doch ich rede Unſinn. Sendet mich nach Venedig!"

Er ſchöpfte Athem. „Auch iſt es gut für ihn und mich", fuhr er fort, „wenn ich dem Bruder Cardinal eine Weile aus den Augen komme. Er liebte mich nie beſonders, und jetzt beginnt er mich zu haſſen auf eine unmenſchliche Weiſe. Urtheile ſelbſt! Neulich hält er mich feſt und raunt mir mit drohender Stimme in's Ohr: Julius, ich verbiete Dir das Antlitz Angela's! Ich verbiete Dir ihre

Augen! Ich verbiete Dir ihren Athem! Bei Deinem Leben!"

„Ich weiß", antwortete der Richter, „der Ungerechte liebt die Aermſte wüthend. Und ſündig wie die Welt und allmächtig, wie er auf dieſem Ferrara heißenden ſündigſten Flecke derſelben iſt, würde ſie dem Geier ſchon längſt ohne Erbarmen zum Raube gefallen ſein, wenn nicht . . ."

„Und Du ſchneideſt nicht dazwiſchen, Großrichter? Du Liebhaber und Diener der Gerechtigkeit! Rette das Mädchen! Damit wollte ich Dich betrauen, mein Herkules, bevor ich nach Venedig gehe. Ich kann es nicht, denn ich würde ihr Unglück bringen" . . . er ſchwieg und träumte — „wie ſie mir! Bei jener Herausforderung des Cardinals — Du weißt, ich bin ein Genießender, aber kein Feigling! — wallte mein Blut, und ich hätte ihm ſein wahnſinniges Verbot in's Angeſicht zurückgeſchleudert, hätte es ſich um eine meiner Schönen gehandelt, — aber ich überlegte mir", er deckte die Augen ſinnend mit der Hand, „daß ich das Mädchen nicht liebe, und daß ich bei der Art meines Bruders ſchweres Unheil auf ſie herabzöge, wenn ich mich ſchützend

neben ſie ſtellte. Und ſie würde es nicht dulden, — ſie will es nicht. Sie verachtet mich, ſie richtet mich — und ruft Unheil auf mich herab: — „O, Schade!“ — Dann fuhr er im Zorne der Erinnerung fort: „Der Cardinal mag ſein Netz über ſie werfen, obwohl ich es grauſam und abſcheulich finde, abſcheulich und haſſenswerth, wie dieſe ganze Welt, wenn ich nicht trunken bin oder einen Frauenmund küſſe.“

„Beruhige Dich“, ſagte der Großrichter ernſt, „es wird ihr nichts geſchehen, davon bin ich überzeugt; keine Falte des Gewandes darf ihr verſchoben werden, denn ſie wird beſchützt — von Lucrezia Borgia.“

„Gut ſo! ich überlaſſe ſie dieſer Heiligen“, ſpottete der Eſte; „ich aber will mich in einen Myrtenſchatten an eine friſche Quelle ſetzen und darin meinen Wein kühlen ... Wenn nicht der andere Bruder, Ferrante, durch die Büſche bricht, ſich neben mir in's Gras wirft und mir mit ſeinen Verſchwörungen und hochverräteriſchen Einflüſterungen das Ohr vergiftet, wo ich dann die Wahl habe, ob ich ihn für einen Narren oder Böſewicht oder für

Beides halten soll. Neulich lud er mich brüderlich ein, den Herzog, wie er sich ausdrückte, aus der Mitte zu schaffen; doch sei überzeugt, hätte ich nur halbwegs hingehorcht, der Arge wäre zur selben Stunde an mir zum Verräther geworden. Auf diese Fährte aber folge ich ihm nicht, sondern schließe ihm den Mund, denn ich verehre den Herzog und hasse die Felonie. Aber sage mir, Strozzi, hältst Du Don Ferrante eines bösen Streiches für fähig um der Krone willen?"

„Es sind Tücken ohne Folge und Frucht", antwortete der Richter, „wenn nicht ungewöhnliche Lagen oder unerwartete Erschütterungen die Drachensaat verhängnißvoll zeitigen."

„Macht das unter Euch aus, Ihr Raubthiere", lachte der leichtherzige Julius, „und wenn ich aus Venedig zurückkehre, will ich sehen, welche Leichen auf der Hofbühne von Ferrara herumliegen. Lebe wohl, Anbeter der Gerechtigkeit, und eile Dich! Der Herzog wartet."

Er umarmte den Freund und ließ ihn dann mit solchem Ungestüm fahren, daß Jener taumelte. Strozzi suchte mit schnellen Schritten

die Villa und Julius ſchleuderte ihm gelaſſen nach.

Da er den Neptunusbrunnen erreichte, badete er ſich, der Kühle bedürftig, das Antlitz und ließ den aus der Steinbruſt eines Meerweibes ſpringenden Waſſerſtrahl gegen ſeine durch die vertobte Nacht entkräftete Stirn fahren. Da, während er ſich das Haupt mit ſeinem Tuche trocknete, wurde er eines müden Strolches gewahr, der unbeweglich auf einer Steinbank im ſchmalen Schatten des Mauerrunds lagerte und, den Kopf auf den Ellbogen geſtützt, ihn unter dem Filz hervor mit unverwandten Augen beobachtete. Jetzt ſprang er raſch auf die Füße und verneigte ſich mit der Begrüßung: „Ich verehre Euch, Don Giulio!“

„Bleib!“ bedeutete ihn der leutſelige Este, „aber rücke! Es iſt Raum für Zwei. Ich habe Luſt zu ſchlummern; Du bewachſt mich!“

Der Bravo zeigte lächelnd die weißen Zähne und lüftete den Dolch, der ihm am Gurt hing, ein wenig in der Scheide.

„Du biſt von den Leuten des Cardinals?“ ſagte

Don Giulio. „Wie heißest Du?“ — Der Cardinal war als der Besitzer und Ernährer einer stattlichen Bande bekannt.

„Ich nenne mich Krapfralle“, antwortete der Andere unterthänig.

„Aber Dein christlicher Name?“

„Vergessen. Er war auch ein Bißchen stinkend geworden.“

„Den neuen hat Dir wohl Dein Cardinal gegeben? Und wie nennen sich die Andern vom Gesinde?“

„Sie heißen, mit Erlaubniß Eurer Herrlichkeit, Dornbart, Zähnefletscher, Drachenblut, Eberzahn, Grimmroth und Firlefanz. Mit mir unser Sieben — wohlgezählt. Wir sind die sieben Todsünden des Cardinals, wie uns das Volk von Ferrara nennt.“

„Nun kenne ich auch Eure Marschordnung“, sagte Don Giulio, auf den fratzenhaften Teufelsmarsch in der Dante'schen Hölle anspielend, wo der Cardinal als ein Verehrer des göttlichen Dichters die Namen seiner Bande gefunden hatte.

Er brach in ein helles Gelächter aus. Don

Giulio konnte noch recht kindlich lachen. Dann aber reckte er die Arme: „Wie ich müde bin!“

Er warf ſich auf die Bank nieder, ohne die Berührung des Anderen zu ſcheuen, ſuchte ſeine Lage und war entſchlummert.

Der Bandit betrachtete ihn und murmelte liebevoll: „O du ſchöne Jugend!“

Zuerſt verſank der Müde in eine traumloſe Tiefe, Vergeſſen ſchlürfend in langen, durſtigen Zügen; dann öffnete ſich langſam ſein inneres Auge, und daran vorüber eilte, aufdämmernd, eine flüchtige Jagd, ein haſtiges Gedränge bacchiſcher Erſcheinungen, raſende Körper, rücklings geworfene Häupter, geſchwungene Zimbeln, Pauke und Evoeſchrei. Horch! in weiter Ferne, aus anderer Richtung, zuerſt kaum hörbar, dann ſchwer anſchwellend, dröhnende Poſaunen!

Unbekannte Angſt befiel ihn. Da ſtand er plötzlich in einer ernſten Verſammlung, in einem Kreiſe von Richtern verſchiedener Völker und Zeiten. In der Mitte ſaß, grau und ſtreng, wie aus Stein gehauen, Carolus Magnus, ſein großes Richtſchwert auf die Kniee gelegt; zu ſeiner Rechten ſtand der

Prophet Samuel, den geiſterhaften Mantel über der Bruſt mit gekreuzten Armen zuſammenhaltend; zu ſeiner Linken der Römer Brutus, der ſtrenge Vater, inmitten ſeiner Victoren, von denen ſeltſamer Weiſe der Richter Herkules, Giulio's Freund, eben gefeſſelt wurde. Der Träumende erſtaunte, daß ihrer Beider ferrareſiſche Sünden eines ſo hohen Gerichtes würdig erfunden ſeien. Jetzt ertönte die mächtige Stimme Kaiſers Karl's, ohne daß er die Lippen bewegte: „Julius Este, das von der Jungfrau Dir verkündigte Gericht iſt da. Sie iſt es ſelbſt.“ Wieder dröhnte die Poſaune und Alles ſtürzte zuſammen.

Nach einem raſchen Durchgang durch einige dunkle Vorſtellungen ruhte Don Giulio im Graſe, zu der freundlich über ihn geneigten Angela emporblickend.

„Du Thor,“ ſagte ſie, wie in einem Geſpräche fortfahrend, „darf auch ein Mädchen zu einem Jüngling ſagen: ich liebe Dich? Sie muß ihr Inneres verlarven und verkleidet Wunſch und Geſtändniß in Zorn und Drohung. Auch, wie könnte ſich irgend ein reines Weib mit einiger Ruhe und Sicherheit Dir zu Eigen geben? Und dennoch: Gerade Deine viele Sünde, die ich ſtrafen muß, iſt es, die

mich an Dich kettet. Die Schuld liegt in Deinen zauberiſchen Augen, mit denen du frevelſt. Reiße ſie aus und wirf ſie von Dir!“

Don Giulio wunderte ſich im Traume, wie frech und vertraut die ſtolze Angela zu ihm rede; er lauſchte bange, was da noch kommen werde, und als ſie ſchwieg, wuchs ſeine Angſt von Augenblick zu Augenblick. Er wollte ſich aufſchnellen, war aber von unſichtbaren Banden an den Boden gefeſſelt und außer Stande, die kleinſte Bewegung zu machen.

„Du willſt nicht?“ begann jetzt die Traum-Angela wieder; „aber es iſt einmal nicht anders.“ Damit tauchte ſie den Finger in eine Schale, die ſie in der Linken hielt, und träufelte dem Aermſten, der ſich umſonſt zu winden und das Haupt abzuwenden ſuchte, einen Tropfen rother Flüſſigkeit zuerſt in das eine und dann in das andere Auge. Ihn durchzuckte ein entſetzlicher Schmerz, und tiefe Finſterniß, dunkler als die ſchwärzeſte ſternloſe Nacht, umfing ihn.

Don Giulio heulte vor Unglück und erwachte in den Armen des Banditen, der ihn mit unverhohlenem Grauen betrachtete.

„Schlimm geträumt, Herrlichkeit!“ ſagte Kratzkralle.

„Entſetzlich! Mir war, ich werde geblendet.“

„Ich ſah die Sache vorgehen auf Eurem erlauchten Angeſicht,“ meinte der Bandit. „Meine Verehrungen, Herrlichkeit! Doch nun beurlaubt mich.“

Er verbeugte ſich, blieb aber ſtehen, wie durch eine gewiſſe Zärtlichkeit zurückgehalten, und begann mit bedenklicher Miene und gedämpfter Stimme: „Wenn die junge Herrlichkeit einem armen Manne Glauben ſchenken will, ſo verzieht ſie ſich ſachte von hier in dieſer gegenwärtigen Stunde noch, ſucht ein Klöſterlein auf — Sant Andrea in den Stauden liegt nahe, der Heilige iſt gut und die dortige Brüderſchaft discret — giebt jedem Bettler, dem ſie auf dem Wege begegnet, ein Goldſtück, thut in Sant Andrea ein gewichtiges Gelübde, verſchließt ſich in eine Zelle und zieht ſich das Betttuch über die lieben bedrohten Augen. Die heilige Jungfrau bewahre ſie Euch!“ ſchloß er mit Inbrunſt.

„Biſt Du ſo traumgläubig?“ ſcherzte Don Giulio, der ſchnell ſeine Sicherheit wiedergewonnen hatte.

„Ich weiß, was ich weiß", verſetzte der Bandit. „Mir hat einſt geträumt, ebenſo eindrücklich wie Euch heute, ich erſteche meinen Schwager. Erwacht, that ich das Mögliche von frommen Dingen; aber es mußte nur ſein."

Er grüßte tief und war weg. Offenbar hatte er es eilig, aus der Nähe eines Menſchen wegzukommen, der nach ſeiner feſten Ueberzeugung einem dunkeln Schickſal verfallen war.

Viertes Capitel.

Don Giulio erſtieg langſam die Treppen und ſuchte, den Blick aufwärts wendend, ſehnſüchtig das ſüße Blau, welches er im Traume für immer verloren hatte. Aber er ſuchte vergebens; denn der Himmel war von den trüben Dämpfen der Julihitze gänzlich verdüſtert.

Als er den Fuß auf die oberſte Stufe ſetzte, kam ihm aus der Halle des Hauſes mit ungewiſſen Schritten der Oberrichter entgegen, bleich wie ein Todter und mit ſo unglücklich blickenden Augen, daß Don Giulio vom innigſten Mitleid ergriffen wurde und, den Arm um die Schulter des Freundes ſchlagend, ihn an das Terraſſengeländer zog und mit ihm auf das Brunnenbecken und in das rauſchende Spiel ſeiner Waſſer niederblickte.

„Was geſchah denn? flüſterte er ihm in's Ohr. „Was iſt Dir begegnet?“

Strozzi erwiderte mit ſchmerzlich verzogenem Munde: „Nichts. Du verreiſeſt für zwei Jahre nach Venedig. Deine Sache iſt beigelegt und kommt nicht vor Gericht. Deine Orgie in Pratello bleibt ungeſtraft. Wiederum und noch einmal eine unverurtheilte blutige That! Auch der Herzog beklagt es und ſeufzt über Euch, ſeine Brüder.“

„Auch über den Cardinal?“

„Ueber Euch Alle. Den Cardinal nannte er einen Eigenmächtigen, einen Geſetzloſen, einen dem Staate Ferrara unentbehrlichen Frevler, und befahl mir, ſeine Bande, wenn er ſie nicht, wie er feſt zugeſagt, heute noch ablöhne und auflöſe, mit Galgen und Rad zu verfolgen — unnachſichtlich! Dabei erhitzte er ſich“, berichtete Strozzi weiter, „und ſprach eifrig von dem Staate Ferrara, wie er ihn ſich denke, als ein Staatsweſen von unbedingter Gerechtigkeit, durchaus ohne Anſehen der Perſon, ohne Begünſtigung, ohne Beſtechung.

„Eine Juſtiz, wie ſie Eure Republik beſitzt“, ſagte er, ſich zur Seite wendend, und ich erblickte in einer

Fenſterniſche den Venetianer, der gekommen war, vom Herzog Urlaub zu nehmen, und beſcheiden in einem Buche blätterte, um meine Audienz nicht zu ſtören. Der Angeredete lächelte höflich.

„Vergebung, Bembo!“ fuhr der Herzog fort. „Ich weiß, Euer Reiſezug wartet, denn Ihr wollt die Nachtkühle benützen zu Eurem Ritt, um der Juliſonne auszuweichen. Verzeiht meinem Schreiber, daß der Langſame und Gewiſſenhafte Euch auf das Memorial warten läßt, das Ihr mir die Gunſt erweiſen wollt, für mich in die Hände des heiligen Vaters zu legen. Ein furchtbarer Menſch, dieſer Leo. Er liebt mich nicht; empfehlt mich ihm. Und was werdet Ihr dem Schrecklichen ſagen“ — der Herzog lächelte — „wenn er Euch fragen wird, was Euch bewog, Ferrara zu verlaſſen? Er weiß, daß ich von Männern, wie Ihr, nicht gerne verlaſſen werde. So gut als ich, ſchätzt er Euch als einen Bedeutenden und Zukunftsvollen, den zu verkennen eine Schmach der Unbildung wäre, und der jedem italieniſchen Hofe zur Zierde gereicht. Nun, Bembo, ſaget mir, was werdet Ihr der Heiligkeit antworten?“

„Die Wahrheit, Herzog“, erwiderte der Venetianer

mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme. „Heiligkeit, werde ich ſagen, ich verlaſſe Ferrara, weil ich den Herzog verehre, und fürchte, die Herzogin zu lieben. Kein Sterblicher wird ihres täglichen Umgangs genießen, ohne von ihrem geheimnißvollen Weſen und von ihrer klaren Anmuth gefeſſelt zu werden. Wo iſt da die Grenze zwiſchen Bewunderung und Leidenſchaft? Wo liegt das richtende Schwert, das die Körper und die Seelen trennt? Es tödtet, ohne zu blitzen! Lieber aber verendete ich in tauſend Qualen, als daß ich die hohe Frau durch eine auflodernde Flamme verletzte, oder an meinem edlen Gaſtfreunde, auch nur im Fiebertraume, Raub verübte. So werde ich zum heiligen Vater reden. . . .“

„Kühn und auch klug geſprochen!“ unterbrach hier Don Giulio den Erzählenden, indem er zum Spiel nach einem Waſſerbogen haſchte, deſſen fallenden Regen ein Hauch des Südwindes ihm zutrieb.

Der Richter aber fuhr fort: „Don Alfonſo ſchien durch das Bekenntniß ſeines Gaſtes befriedigt und mit deſſen Abreiſe einverſtanden. „Ich könnte Euch ſolche freimüthige Rede an den heiligen Vater nicht verargen“, ſagte er, „ſie hätte nichts Unziemliches,

ſondern ehrt uns Alle. Schreibt uns zuweilen, Bembo!“ Dann aber wurde er drohend und wies auf mich. „Dieſer Menſch“, ſagte er, „krankt an dem gleichen Uebel, ohne ſo weiſe zu ſein, wie Ihr, und ein Heilmittel zu ſuchen. Redet zu ihm und gebet ihm Rath.“

„Da erhob ich zornig das Haupt und verſetzte: „Solches, Herzog, geſtehe ich nicht ein mit dem Munde; meine Gedanken aber anerkennen keinen Richter. Wenn Solches wäre, ich wüßte mir Rath, ſo gut wie Bembo. Laßt mich ziehen, Herzog! Die Luft von Ferrara erſtickt mich. Ich bin noch zu jung mit meinen zwanzig Jahren, die heilige Wage der Themis zu halten; ich bin ein noch unfertiges Metall, eine flüſſige Lava. Noch kämpfen um mich verſchiedene Geſetze und Anbetungen! Gebt mir Urlaub! Ich will die Hochſchule von Paris beſuchen, wohin ich ſchon lange trachte, und ich werde einſt Euch und dem Staate Ferrara reifer und brauchbarer zurückkehren, als ein Mann des Rechts, den nichts mehr beſticht und blendet.“

„Der Herzog entgegnete mir ernſt: „Keine Rede davon, daß Ihr Euer kaum angetretenes Amt ver-

laſſet. Unter meinen Augen begannet Ihr eine Reform unſeres Gerichtsweſens, und ich ertrage es nicht, daß in Ferrara eine unternommene öffentliche Arbeit leichtſinnig unterbrochen und verſpätet werde. Wohin würde uns ſolche Gewiſſenloſigkeit führen? — Was aber die Sklaverei betrifft, in der Ihr ſchmachtet, ſo leugnet Ihr ſie mit dem Munde, aber mit Blicken und Gebärden legt Ihr ſie auf eine ärgerliche Weiſe an den Tag. Darum bitte ich unſern ſcheidenden Freund", er ergriff den Venetianer bei der Hand, „Euch über Euern gefährlichen innern Zwiſt aufzuklären. Er iſt Euch glaubwürdig; denn, wie Dante im wilden Walde, iſt er angſtvoll den reißenden Beſtien entronnen. Seid ſein Führer, Bembo. Redet in meiner Gegenwart ohne Zwang und Schleier. Es beſteht kein Geheimniß unter uns, wir kennen unſere Geſichter und Masken." — So quälte uns der grauſame Pedant, und wir knirſchten unter der Marter!""

— „In der That, ein genialer Gedanke des Ehemannes, in ſeiner Gegenwart den einen Anbeter ſeiner Frau durch den andern abkanzeln zu laſſen!" lachte Don Giulio. „Das gleicht dem Bruder! Ich

ſehe, wie Du in verhaltenem Ingrimm die Augen rollſt, und wie der ſchlangengewandte Venetianer ſeine zerriſſene Seele zu einem ſchmerzlichen rhetoriſchen Meiſterſtücke ſtimmt. Was ſagte er denn?"

— „Zuerſt zog er die feinen Brauen zuſammen und ſchwieg eine Weile. Dann trat er zu mir und ergriff mitleidig meine Hand. „Herkules", begann er, „die Zeit drängt; meine Roſſe ſtampfen vor dem Thore, und mein Geiſt iſt ſchon unterwegs. Möge dieſe meine letzte Minute Frucht tragen mit der Hülfe Gottes! Ich habe keine Zeit, meine Worte zu wägen; und da die Hoheit ſelbſt es ausgeſprochen hat, daß hier kein Geheimniß walte, ſo enthülle ich ſchonungslos das Antlitz der Dinge. Dein Leiden iſt ein wunderſamer Fall. Nicht wie mich armen Sünder, beſiegt Dich die Uebergewalt des weiblichen Reizes. Du biſt weit gefährlicher krank; denn Dein Uebel entſpringt auf dem Gebiete Deines ſtolzen und eigenwilligen Geiſtes. Dein ſtrenger Rechtsſinn verdammt das, was Dein Auge beglückt und das Feuer Deines Herzens entzündet. Das iſt Dein Widerſpruch und Dein Irrſal. Der Richter wird entflammt für die von ihm Gerichtete. Beſieh Dir doch

ihr Schickſal! Ein kindliches Weib, in unſelige Abhängigkeiten hineingewachſen, ſchuldig ſchuldlos, wie die liebliche Frauenſchwachheit iſt, flieht, von innerer Klarheit erhellt, mit zitternden Füßen aus dem Banne des Böſen und ergreift die ihr gebotene Hand eines ſeltenen, ja einzigen Mannes, der Dein Fürſt iſt, o Strozzi! und ein weiſer Erforſcher der Menſchennatur. Er erkennt die edle Anlage Lucrezia's und zieht ſie in göttlicher Weiſe mit ſich empor. Nun werden ihre Schritte täglich ſicherer, und immer größeres Wohlgefallen gewinnt ſie an der Tugend und an ihren belohnten Kämpfen. Da kommſt Du, Unſeliger, ſiehſt die Emporgehobene in den Armen ihres Schutzengels, verurtheilſt ſie zu den Höllenkreiſen und ſtürzeſt Dich auf ſie, um Dein Urtheil ſelbſt auszuführen. Wehe Dir, Du biſt ihr verfallen! Du umklammerſt ihre Kniee; ſie aber wird ſich von Dir löſen, und Du ſtürzeſt allein in die Tiefe! Armer Ixion, Du umſchlingſt ſtatt der Göttin die Wolke, und daß Dein Frevel völlig unausführbar und unmöglich iſt, das allein entſchuldigt ihn. Frage Dein Herz, Strozzi!“ und der Venetianer drückte mir in Thränen die

Hand. „Fühlſt Du nicht, wie rührend und geſchmackvoll die neue Lucrezia iſt, die in ihrer ſtillen und bedachten Weiſe das ſchlichte Gute thut und ohne prunkende Buße ſich mit den allgemeinen Tröſtungen der Kirche begnügt. Wenn Du die einfache Anmuth dieſer Erſcheinung betrachteſt, beſchleicht Dich nicht der Zweifel, ob die Verleumdung, das Laſter unſerer Zeit — denn wir Alle verleumden und werden verleumdet — ſich nicht an dieſem erlauchten Weibe mehr als an andern vergangen und das menſchlich natürliche Bild einer Dulderin in's Dämoniſche verzerrt habe?““. . .

Das laute Gelächter ſeines Freundes unterbrach ihn. „Das iſt ſtark!“ rief Don Giulio. „O Jahrhundert unverſchämter Wahrheit und gründlicher Lüge!“

Da zuckte er leicht zuſammen, denn ein leiſer Finger berührte ſeinen freien Nacken. Kurz wandte er ſich um und blickte in das abgezehrte und feindliche Geſicht des Cardinals, deſſen langſames Emporſteigen das Springen der Waſſer übertönt und verborgen hatte.

„Ich glaube, der Herzog erwartet uns beide“,

sagte Ippolito, über das Wort seines jungen Bruders, das er noch aufgefangen hatte, unwillkürlich lächelnd. „Folget mir ohne Verzug!“ Und er verschwand in der Villa.

„Ich verlasse Dich, Herkules!“ sagte der Este. „Nur Eines muß ich noch wissen: Woher Deine tödtliche Bläſſe, die mich erschreckte, da ich Dir hier entgegentrat?“

„So höre denn das Ende des Auftritts und das Meuchelwort des Herzogs! Zuerst sagte er ruhig und finster: „Euer Bildniß der Herzogin, Bembo, ist treffend und nicht geschmeichelt.“ Er fixirte uns Beide. Mit meiner Miene schien er nicht zufrieden. Es erhob sich etwas Heißes in ihm, und er wandte sich drohend gegen mich. „Ich frage mich, Strozzi“, sagte er, „ob Eure Leidenschaft nicht gelegentlich Euern Gehorsam gegen den Fürsten und das Gesetz zu Euerm Unheil ins Wanken bringen könnte! Nicht zwar auf Euerm eigensten Boden in Rechtsfragen, da halte ich Euch für unbestechlich und unterordne mich Eurem Urtheil. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß Ihr in dem Erbstreite meines Fiscus mit dem Grafen Contrario das Rechte finden werdet.

Auch wird Euch hier die Herzogin trotz ihrer Begünſtigung des Grafen nie irre leiten; aber es giebt einen Fall und eine Stunde, die ſie ihres klaren Sinnes berauben werden. Ihr verderblicher Bruder wird Italien wiederum betreten und uns verwirren. Ich werde meinen Unterthanen jede Verknüpfung mit ihm verbieten. Doch meine erſte Unterthanin, die Herzogin, wird nicht gehorchen; denn ſie kann es nicht, es ſteht nicht in ihrer Macht. Mit den härteſten Strafen werde ich verhüten, daß ſie kein Werkzeug finde, und doch wird ſie eines finden.... Euch wird ſie ergreifen, Herkules Strozzi. Damit iſt Euer Haupt verwirkt. Ich werde Euch richten. Nicht öffentlich, denn es iſt eine Familienſache und eine Staatsſache, die beide das Geheimniß fordern. Man wird Euch todt auf der Straße finden." — Hier erblaßte Bembo, und Du ſagſt, daß auch ich blaß geblieben bin. — Unbeirrt und gemeſſen jedoch fuhr der Herzog fort: „Bembo, Ihr ſeid vor Gott und Menſchen mein Zeuge, daß dieſer nicht ungerichtet ſtirbt. Du aber, Herkules Strozzi, ſiehe zu, wie Du der Herzogin und mir entrinneſt!" Jetzt brachte ein furchtſamer Schreiber die Rolle für den

Papſt, und wir waren entlaſſen. Ich begleitete den Venetianer zu ſeinen Dienern und Pferden. Den Fuß ſchon im Steigbügel, flüſterte er mir zu: „Hüte Dich vor Dir ſelber, Herkules!“

Don Giulio ſchauderte. Strozzi berührte flüchtig ſeine Lippen und ſagte: „Nun reiſe auch Du ſchnell und glücklich!“

„Dieſen Abend noch!“

„Nein, ſobald Du aus dem Schloſſe trittſt!“ ſprach der Richter und ſtieg die Treppe hinunter, während der Andere ſeinem Bruder, dem Cardinal, nacheilte.

Fünftes Capitel.

Diesen fand er mit dem Herzog in einer schmalen, hohen Kammer, die ein einziges großes Fenster erhellte. Es war ein geheiligter Raum, den zu betreten dem Hofe untersagt war. Die Wände waren mit Plänen und Karten bekleidet, und in der Mitte auf dem breiten Schreibtische, an dem der Herzog, die Stirn in die Hand gelegt, sich niedergelassen hatte, ruhte ein Globus.

Sowie sich die Brüder vor ihm gegenüber standen, blitzten sie, durch den bloßen Anblick ihrer Gesichter gereizt, sich feindselig an, und während der Herzog mit einem Zuge der Besorgniß zuhörte, überschüttete der Cardinal Don Giulio mit zornigen Worten.

„Ich verlange“, rief er, „daß Eure Hoheit diesem Nichtswürdigen den Hof verbiete; ich will, daß er Ferrara meide ewiglich und uns nicht länger das Aergerniß seiner Nichtigkeit und Straflosigkeit gebe. Er beschämt und entehrt unser Geschlecht! Stoße ihn aus, Bruder!“

Unter so unerhörter Beleidigung zuckte Don Giulio zusammen. Er bäumte sich unter dieser Geißelung; es war, als ob sich seine Züge vergrößerten und ein edleres Urbild durchschiene, das sich empört erhebe gegen solche Erniedrigung.

„Cardinal“, sagte er, „was ich sündigte, habe ich mir gesündigt. Und ich weiß nicht, ob ein frei Genießender nicht schuldlos ist neben einem Staatsmanne, der, wie ein Giftmischer, das Böse berechnend und wissenschaftlich zu seinen Zwecken braucht und verarbeitet.“

„Diese Gedankenlosigkeit ist gerade, was ich Dir vorwerfe, Du trauriger Gegenstand!“ versetzte der Cardinal, „und daß Du ohne jede geistige Freude dem gemeinsten Genusse fröhnst. Und darum, weil ich weiß, was Du, Verworfener, Liebe nennst, verbiete ich Dir Donna Angela! Berühre

ſie nicht mit dem leiſeſten Athem, mit dem flüchtigſten Gedanken, denn — pfui Deine Gedanken!“

Mit Thränen erwiderte Don Giulio: „Warum ſtößeſt Du mich in den Schlamm, daß ich darin erſticke, während Du mich früher emporheben wollteſt? Warum haſſeſt Du mich ſo wild, der Du einſt den Knaben väterlich geliebt haſt?“

„Das will ich Dir ſagen, Julius. Als ich, der zehn Jahre Aeltere, Dich als Kind neben mir ſah, freute ich mich Deines offenen Antlitzes und Deines hellen Geiſtes. Herzgewinnend, ſchön, aufmerkſam und begabt, ſchieneſt Du mir ein unter günſtigen Sternen geborener Eſte, uns geſchenkt zum Gedeihen unſeres Hauſes und Staates, ein Labſal, eine Stütze für Tauſende, und es war mein ſtolzes Bemühen in einer Zeit des Zerfalles, wo die Perſönlichkeit Alles iſt, die deinige zu entwickeln. Jetzt, nach Deinem kindlichen Aufglänzen, ſtandeſt Du, ein Jüngling, am Scheidewege; da wandteſt Du Dich ab von den Zielen der Ehre und Arbeit und verloreſt Dich völlig in Spiel und Luſt. Dir gelang, Deinen ganzen reichen Hort nutzlos und ſchädlich

zu vergeuden. Nicht der Staat, nicht die Wiſſenſchaft, nicht einmal der die Jugend entflammende Kriegsdienſt vermochte Dich zu gewinnen. Du tödteteſt Deine Tage mit großen und kleinen Freveln . . . ein kleinlicher und niedriger Geiſt. Du haſt Raub begangen an Deinem Hauſe, und da Du ihm, Wechſelbalg, keine Ehre mehr machen kannſt, ſondern es mit lauter Schande bedeckſt, ſähe ich Dich wahrlich lieber todt als lebendig. Haſt Du Dich doch ſelbſt von uns losgeſagt, als Du Dein Pratello, an das Du grenzenloſe Summen verſchwendet haſt, nicht mit unſerem erlauchten Wappen, ſondern mit leeren und ſinnloſen Larven verzierteſt, wie Du ſelbſt eine biſt."

„Bruder", erwiderte niedergeſchlagen Don Giulio, den ſein Gewiſſen ſtrafte, „höre auf, mich zu zertreten, weil ich meine Lebensfreiheit gebraucht habe. Es ſind genug Eſte da, die dem Staate dienen! Glaube mir, die Tugendlehre ſteht Deinem Geiergeſicht übel an! — Ueber Eines aber, Ippolito d'Eſte, beruhige Dich gänzlich" — und Don Giulio ermannte ſich, einen Boden erreichend, wo er ſich ſchuldlos fühlte — „über meinen Stand zu Donna An-

gela! Ich ſchwöre Dir", er ſuchte nach einer gültigen Betheuerung, „ſo wahr unſer Fürſt und Bruder hier lebt! Angela Borgia, die der Grund iſt Deines grauſamen Haſſes gegen mich, gehört nicht zu mir, ſie geht mich nichts an, ſie iſt mir feind! Ich biege ihr aus, ſo ſchlank ich kann. Wuchs und Gebärde dieſer Virago ſind nicht mein Stil. Auch kann ſie mich nicht lieben, denn ſie denkt über mich, wie Du. Und mit Recht, denn ich weiß nichts davon, daß ich mich geändert hätte, ſeit ſie mich vor allem Volke bejammert hat!"

Weit entfernt, daß dieſes Geſtändniß den Cardinal beruhigt hätte, blies es vielmehr anfachend in die Flamme ſeiner Eiferſucht. Er traute den Worten Don Giulio's, denn er wußte, daß dieſer trotz ſeiner Uebertretungen eine innerlich unverfälſchte und wahrhafte Natur geblieben war, und er ſagte ſich, daß dieſer Wunderquell, in deſſen Tiefe man durch ſeine leuchtenden Augen hinunterblicken konnte, für die wahrheitsdurſtige Angela eine geheime Anziehungskraft haben mußte, ohne welche ſie nicht hingeriſſen worden wäre, den aus dem Kerker Steigenden auf offenem Markte zu mißhandeln und zu beklagen.

Seine Eiferſucht wurde zur Wuth, als Don Giulio unſchuldig fortfuhr:

„Nein, Bruder, ich rede nicht aus Neigung!“ Er legte betheuernd die Hand auf's Herz. „Bei Bacchus! Das Mädchen iſt mir ſo gleichgültig wie Göttin Diana! Nur hat man ſein Erbarmen mit jedem weiblichen Geſchöpfe — was ſoll aus ihr werden bei Deiner raſenden Liebe zu ihr? Heirathen kannſt Du ſie nicht — Du biſt ein Prieſter! Gewinnen noch weniger, denn ſie iſt keuſch und tapfer! Was bleibt? Was bereiteſt Du ihr? Du wirſt ſie tödten!“

Seine Stimme hatte einen ſo warmen, mitleidigen Klang, daß der Cardinal darüber in Raſerei gerieth.

„Wer ſagt Dir, Bube“, wüthete er, „daß ich ſie tödten werde! Was hindert mich, dies hier“, er packte mit beiden Fäuſten den Purpur über ſeiner Bruſt, „in Fetzen zu reißen und Angela als mein Weib an das Herz zu drücken? Ich bin jung genug dazu und ich ſpeie auf das kirchliche Gaukelſpiel!“ . . .

„Gelaſſen, Bruder!“ miſchte ſich endlich der

Herzog in den Zweikampf. „Das thuſt Du nicht. Daß Du ein Weib bis zur Raſerei liebſt, darf Dir begegnen. Es iſt eine menſchliche Plage — eine Krankheit — ein Unglück! Eine verſpätete Verweltlichung aber zum Behufe einer Heirath wäre ein Aergerniß — ein Spott! Und Du darfſt Dich nicht verhöhnen laſſen, Du Stolzer! Was Donna Angela betrifft, die ein werthvolles Mädchen iſt, ſo wird die Herzogin ſich damit beſchäftigen, ſie ſtandesgemäß zu verſorgen, wozu ſie als Verwandte verpflichtet iſt. Und Du, Cardinal, wirſt Donna Angela unter dieſer Obhut in Ruhe laſſen, aus Ehrerbietung für Donna Lucrezia, die Du ſcheuſt und achteſt."

„Die ich ſcheue und achte!" wiederholte der Cardinal gedankenabweſend. „Und mit wem wird Donna Lucrezia ſie vermählen? erkühne ich mich zu fragen."

„Das überlaſſen wir ihrer Klugheit", ſagte der Herzog. „Ich für mein Theil denke, es wäre nicht unweislich gehandelt, ſie dem Grafen Contrario zu geben."

Nun war es ſeltſam, wie bei der Nennung

dieſes in Italien Reichthum und Ehrbarkeit bedeutenden Namens beide feindlichen Brüder in ein einträchtiges und einſtimmiges Hohngelächter ausbrachen.

Dann aber wandte ſich der Cardinal mit erneuter Wuth gegen ſeinen Mitlacher.

„Es ſei!“ ſchrie er. „Donna Lucrezia verfüge! Sie wird etwas Anderes finden, oder Donna Angela ſich ſelbſt beſſer berathen. Wenn nur dieſer Auswurf der Eſte“, er deutete auf den jungen Bruder, „aus dem Spiele bleibt!“ Und ſo tödtende Blicke ſchoß er gegen ihn, daß dieſer erbleichte.

Jetzt ſchwindelte Ippolito auf dem Gipfel ſeines Haſſes; er fühlte, daß er die Beſinnung verliere und einer Ohnmacht nahe ſei. Sich an die Stuhllehne des Herzogs klammernd, keuchte er in abgebrochenen Worten:

„Wenn Dir Dein Leben lieb iſt, Bruder, ſo entweiche aus meinem Geſichtskreis! Verlaß Ferrara! Noch zu dieſer Stunde! . . Jetzt gleich! . . Geh! . . . .“

Don Giulio betrachtete den Cardinal mit erſchrockenen Augen. Ihm ſchien, daß ihn dieſer un-

willkürlich und aufrichtig warne vor den mörderiſchen Ausbrüchen ſeines Haſſes, und er beſchloß, ihm zu gehorchen.

„So thue ich, Cardinal!“ ſagte er und wollte ſich entfernen. Doch der Herzog gebot anders.

„Keine Uebereilung!“ hielt er ihn zurück. „Nichts Auffallendes! Nichts, was Muthmaßungen und Gerede verurſachen könnte! Begebt Euch jetzt in den Kreis der Herzogin. Unterhaltet ſie und laſſet gelegentlich einfließen, Eure Luſt am Kriegsweſen ſei wieder erwacht, und da jetzt die Euerm Dienſte in Venedig entgegenſtehenden Staatsgründe weggefallen wären, ſo kehrtet Ihr dahin zurück. Ich hätte Euch Urlaub gegeben, wenn auch ungern.“

Don Giulio verneigte ſich gehorſam.

Da ließ ſich draußen eine ſcharfe Stimme vernehmen, und alle drei wendeten ſich gegen den Eingang der Kammer. Es war Don Ferrante, der Einlaß begehrte und in meckernden Tönen zu recitiren begann, denn neben andern Thorheiten huldigte er auch der, zuweilen in Verſen zu reden:

„Holdſel'ger Anblick, ſelten, aber wahr:
Drei Brüder ſchließen liebend ſich zuſammen,
Die von verſchiednen ſchönen Müttern zwar,
Doch von demſelben edeln Vater ſtammen!
Sie würgen ſich und ſie erſticken gar
Sich in Umarmungen und Liebesflammen.
So groß iſt ihr Verlangen und Entzücken,
Sich gegenſeitig an die Bruſt zu drücken!

Der Vierte kommt, den Dreien anzuſagen,
Daß im Boskett, wo Amor liegt in Banden,
Wo die Gelehrten unſrer Fürſtin tagen,
Ein philoſophiſcher Disput entſtanden.
Es handelt ſich um nadelſpitze Fragen,
Und eine Löſung iſt noch nicht vorhanden.
Erlauchte Prinzen, laßt Euch nicht verdrießen,
Auch Eures Witzes Bolzen abzuſchießen."

„Komm, Brüderchen! Die Königin von Ferrara gebietet."

Er faßte Don Giulio unter dem Arme und lud den Herzog und den Cardinal mit einer gezierten Handbewegung zum Vortritte ein.

Sechstes Capitel.

Während die ernſten Geſtalten des Herzogs und des Cardinals zuſammen durch den langen Mittelgang des Gehölzes ſchritten, ſtellte ſich das darin luſtwandelnde Hofgeſinde rechts und links zu ehrerbietiger Begrüßung auf, wenn es ſich nicht in anſtändiger Flucht auf Nebenpfaden, die zu irgend einer geheimen Läſterbank führten, in's Dickicht verlor.

Wer von ihnen hätte begreifen können, daß der Mann im Purpur mit dem bedeutenden Kopfe und den durchgearbeiteten Zügen, wie ſie große politiſche Geſchäfte ausprägen, gleich einem Verdammten leidend, in den Banden eines von ihm ſich abwendenden jungen Mädchens lag. — Unglaublich! —

Aehnliches ſagte ſich der Herzog, und der Cardinal errieth dieſes ſchweigende Urtheil.

„Keine Sorge, Bruder“, begann er beſchwichtigend, „wegen meiner und des Mädchens! Ich überwinde . . . eines von beiden: mich oder ſie! Nur Don Giulio muß aus der Mitte geworfen werden. Und du ſchaffſt mir ihn weg, den mit den vorwurfsvollen Augen!“

Der Herzog blickte den noch immer vor Leidenſchaft Zitternden verwundert an. Dann warf er einen Blick rückwärts nach den ihm folgenden Brüdern und ſah Don Ferrante, der den Gehaßten faſt gewaltſam vom Wege in das Gebüſch zog.

„Sieh Dich um“, ſagte er zum Cardinal. „Dort ſchleppt der Verſchwörer Ferrante den unſchuldigen Giulio in ein Verſteck, um ihn in eines ſeiner närriſchen Complotte gegen uns einzuweihen. Zu ſolchem Verrath aber, das mußt Du mir zugeſtehen, giebt ſich der leichtherzige Knabe nicht her.“

„Je nach Umſtänden!“ ziſchte der Cardinal. Dann raffte er ſich ſelbſt und die Falten ſeines Purpurs zuſammen, denn ſie näherten ſich dem Kreiſe der Herzogin.

Die Hitze des Julitages hatte ſich gegen Abend unter dem dichten Laubdache verfangen. Es war unerträglich dumpf, und wo der Horizont zwiſchen den Stämmen ſichtbar wurde, regten unaufhörlich die lautloſen Blitze ihre Feuerſchwingen.

In dem dämmernden Boskette des gefeſſelten Cupido erhob ſich beim Eintritte der Beiden die Geſellſchaft von den niedrigen Steinſitzen; nur die Herzogin, zu deren Füßen Angela ſich barg, blieb auf ihrer Bank ruhen, dem Herzog neben ſich Raum gebend.

Der Perſer Emin aber ſtand an den ehernen Cupido gelehnt, den Kreis mit orientaliſchen Märchen, wie es dem Herzoge ſchien, unterhaltend, während Arioſto hinter ſeinen Schultern ihn anfeuerte und auch wohl mit dem richtigen italieniſchen Ausdruck unterſtützte.

„Wovon war die Rede, Madonna?“ fragte der Herzog.

„Herr, davon“, erwiderte ſie, „wie es möglich ſei, daß gewiſſe Lichtgeſtalten, die in ihrer Glorie ſchützend über uns ſtehen, auch in fremde Länder und auf andersgläubige Völker ihre Strahlen

werfen, wenngleich wie im Spiegel eines dunkeln Gewässers gebrochen. Davon hat uns Ben Emin eben ein schönes persisches Beispiel erzählt."

„Ich errathe", sagte Don Alfonso, den die Frage anzuziehen schien. „Solche Besitznahme unserer Helden durch die morgenländische Sage kommt vor. Wenn ich nur an Kaiser Karl und seine Paladine denke. Diese freilich haben unsere Dichter — und nicht am unschuldigsten jener dort, der seine lustigen Augen hinter Cupido verbirgt — schon so abenteuerlich verkleidet, daß den Persern wenig mehr zu thun übrig bleibt."

„Auf falscher Fährte, Herzog!" lächelte Donna Lucrezia.

„So sind es denn die großen Stauffen", rieth der Herzog weiter, „der Rothbart und sein Enkel, der ungläubige Friedrich, welche beide freilich den Morgenländern ihre natürlichen Angesichter gezeigt haben, und die sie nach dem Leben abbilden konnten."

„Immer weiter weg!" schüttelte Lucrezia das leichte Haupt. „Doch, ich fürchte, selber habe ich Euch irre geführt, indem ich einen ganz Unvergleich-

lichen und Unerreichbaren in die Menſchheit einreihte und das Heiligſte ſelbſt in unſer weltliches Geſpräch verflocht. Weder Karl den Großen und ſeine Paladine, noch die Stauffen nannte Ben Emin, ſondern unſern Herrn Chriſtus ſelbſt. Verzeiht meiner Unvorſicht! Es iſt ferne von mir, die Kirche zu entweihen, in deren Kreis ich durch Geburt und Schickſal gebannt bin und von der allein ich mein Heil verhoffe. Die Barmherzigkeit des Himmels, die ſich in Menſchengeſtalt des abſcheulichſten Elends erbarmt, das iſt auch der Inhalt der perſiſchen Erzählung, die mich verführte. Doch ich werde unklar. Höret und urtheilet ſelbſt.

Ben Emin berichtet:

Eines Tages trat der Heiland mit ſeinen Jüngern aus dem Thore einer Stadt. An der Landſtraße lag in der Sonne ein toter Hund, dem die Jünger mit Ekel und Schmähungen auswichen. Der Heiland aber blieb bei dem Aaſe ſtehen, und, das Einzige, was daran rein geblieben war, hervorhebend, ſprach er: „O ſehet, wie blendend weiß ſeine Zähne ſind!“

Die Hofleute, welche eine Erzählung im Geſchmacke

des Boccaccio vorgezogen hätten, fanden diese persische Legende befremdend, ja unanständig; der Herzog aber schwieg.

Donna Lucrezia, die von dem Gegenstande nicht loskommen konnte, redete in bewegter Stimmung weiter:

„Und ist es nicht seltsam, mein Herzog! Wie auf einer kostbaren Tapete, gewoben nach der Zeichnung eines unserer heiligen Maler, wird auf der Rückseite, ich meine in der heidnischen Ueberlieferung, zwar nicht das volle Bild des Weltheilandes, aber doch die Purpurfarbe seiner Barmherzigkeit sichtbar! Die heidnische Sage bestätigt den Heiland als den, welchen die Kirche verehrt und darstellt, als einen göttlichen Brunnen der Barmherzigkeit. Selbst an dem ekelsten Gegenstande findet die Güte noch eine Schönheit."

Und schwere Thränen stürzten über ihre Wangen.

Die Hofleute waren erstaunt, ihre Herrin also reden zu hören. Es war offenbar, daß sie an sich selbst dachte und unter der Gewalt eines plötzlich über sie kommenden unüberwindlichen Wahrheitsbedürfnisses ohne Hehl und Scham unter einem

durchſichtigen Schleier ihren Urſprung aus der Kirche und ihre entſetzliche römiſche Sünde zeigte. Der Mund des Einen verzog ſich in der Dämmerung zum Spott, während die Stirne des Andern ſann und grübelte. „Es iſt ſchwül und ſie fühlt das Gewitter“ —, dachten ſie.

Die Bläſſe der Herzogin ſchimmerte wie Marmor durch das Halbdunkel. Alfonſo ſprach kein Wort, aber er betrachtete ſein Weib ohne Groll, mit Liebe und Theilnahme. Der Teppichhändler Emin aber freute ſich des Gleichniſſes von der Tapete.

In dem entſtandenen Schweigen wurde die bange Schwüle noch fühlbarer. Man hörte in der Ferne unheimliche Unkenrufe und das Schreien eines Käuzleins, nach welchem der Kardinal, der an der Unterhaltung keinen Antheil genommen, aufmerkſam und geärgert hinhorchte.

Da trat unverſehens Don Ferrante aus den Bäumen und ließ ſeine mißtönige Stimme vernehmen.

„Hier wird erbaulich geſprochen“, höhnte er, „wohl von der Eminenz! Ich leſe es im Dunkel

auf den kasteiten Mienen. Schade, daß ich zu spät komme! Ich kann immer etwas Moral brauchen und noch mehr Bruder Julius, den ich mitbrachte, der mir aber unterwegs in den Pfirsichspalieren hängen blieb. Es steckt dort eine Pica, die Tochter des neuen Gärtners, der er jetzt Pfirsiche für die herzogliche Abendtafel pflücken hilft mit den üblichen Griffen und Bissen und ehrbaren Spielen und Wortspielen, welche seit Adams Zeiten das Ergötzen unserer edeln Menschheit sind."

Diese mehr bittere als lose Rede schlug wie ein Blitz in einen Pulverthurm.

Donna Angela, die bisher ihr Angesicht an den Knieen der Herzogin verborgen hatte, fuhr wie eine vom Pfeil getroffene Löwin in die Höhe und wollte, durch die Büsche brechend, davoneilen, da der nächste Augenblick den Unwürdigen in ihre Gegenwart bringen konnte; doch die dunkle Figur des Cardinals verwehrte ihr die Flucht. Er stellte sich vor sie, und es schwirrte von seinen Lippen:

„Der Nazarener fand an dem ekeln Aase noch etwas Schönes, an dem Hunde Don Giulio hätte er es nicht gefunden!"

Da änderte ſich plötzlich die Haltung des aufgebrachten Mädchens. Die Brandmarkung des ausſchweifenden Jünglings, zu der — wunderbarerweiſe — nur ſie ein Recht zu haben glaubte, kochte in ihr als Zorn und Widerſpruch. Sie ſchüttelte ihr ſtolzes Haupt und bewegte die Lippen.

„Es wäre denn, Ihr allein, Donna Angela, wüßtet ein Lob auf ihn!“ beleidigte er ſie.

Da ſprach die Trotzige mit erhobener Stimme: „Don Giulio hat wundervolle Augen! Die muß ihm der Neid, die müſſet Ihr, Cardinal, ihm laſſen!“

„Muß ich? Muß ich wirklich?“ rief Ippolito bebend und trat in die Nacht der Bäume zurück. Er verließ das Boskett und erſchien wieder nach wenigen Minuten und einer entſetzlichen That.

Was war geſchehen?

Er hatte kaum das Dunkel betreten und einen leiſen Ruf hören laſſen, ſo kroch Kratzkralle, der ſich durch „Unke“ und „Käuzlein“, wie der Kunſtausdruck lautete, angemeldet hatte, auf dem Bauche, wie eine Schlange, aus dem Dickicht, und ihm gegenüber auf der andern Seite des Pfades wurden in

derſelben Haltung Firlefanz und Drachenbrut ſichtbar. Es waren die drei Schlimmſten ſeiner verabſchiedeten Bande, die vor ihm aufſtiegen.

„Was wollt Ihr von mir, Schurken?“ fuhr er ſie an.

Die Mützen mit den Händen vor die Bruſt drückend, wiſperten die drei:

„Gold, Gold, Gold, Eminenz! Wir haben Euch länger gedient, als die Andern und erwarten mehr von Euch! Euer Schatzmeiſter aber hat uns alle gleich bedacht.“

Da überwältigte den Cardinal ſein böſer Dämon. Er zog einen ſchweren Beutel hervor.

„Euer!“ lockte er, „wenn ihr Don Giulio“. . . .

Firlefanz machte die Gebärde des Erſtechens: „Abgemacht, Eminenz!“ —

„Nicht ſo! Sondern“ . . das Wort zauderte in ſeinem Munde, „ihn blenden.“

Zuerſt wollten ihn ſeine Banditen nicht verſtehen.

„Kennt Ihr ihn?“ fragte er.

„Er iſt mein Freund!“ verſetzte Kratzkralle mit Stolz.

„In wenigen Minuten geht er hier vorbei. Horcht! . . Ich vernehme ſchon ſeine Schritte!“ In der That wurde ein fernes Schreiten auf dem knirſchenden Kieſe der Allee hörbar.

Da warf ſich Kratzkralle dem Cardinal zu Füßen und ſtöhnte mit dem tiefſten Selbſtbedauern:

„Ich Verdammter! Wär' ich nicht geboren! Herrlichkeit, befehlt mir, ihn zu erſtechen! Nacken oder Herz! Nur nicht die lieben ſchönen Augen!.... Das thu' ich nicht!“ ſagte er dann entſchloſſen.

Da ſtieß ihn Firlefanz beiſeite. „So laß uns zweie machen, Kapaun! Deſto beſſer, wenn wir nicht mit Dir theilen müſſen!“

Das wollte nun Kratzkralle auch nicht. Der Cardinal ließ ſeinen Beutel fallen und ging auf dem Pfade, den er gekommen war, nach dem Boskette, ohne zurückzulauſchen.

Hier aber war nicht nur der eherne Amor gefeſſelt, ſondern alle Geiſter der Unterhaltung lagen in Banden. Man ſaß, in der Schwüle ſchwer athmend, zuſammen und konnte bei der ſinkenden Nacht kaum mehr die Züge des Nachbars unterſcheiden. Eine bleierne Müdigkeit und zugleich die

beklemmende Angſt einer Erwartung lähmte die Glieder, wenn auch nur das Warten auf die Flammen und Donner eines Gewitterſturmes, deſſen Fittiche zur Stunde noch gebunden waren.

Da plötzlich zitterte durch die Luft ein Geſchrei. Solche Schreckens- und Schmerzenstöne, daß alle Herzen bebten und alle Pulſe ſtockten!

„So brüllt der Stier des Phalaris!“ rief der entſetzte Arioſt. „Wo bleibt Don Giulio!“ Er ſtürzte fort.

Da kam er mit ihm zurück, der ſich, der Unglückliche, an ihn anklammerte und von ihm vorwärts ſchleifen ließ.

„Bruder! Herzog!“ rief der vor Schmerz Sinnloſe, „wo biſt Du? Hilf mir, räche! ſtrafe!“

„Faſſe Dich, ärmſter Bruder! Was geſchah? Was that man Dir?“ ſprach ihm der Herzog zu, während ihn Alle umringten.

„Der Cardinal ließ mich meuchlings überfallen! Er hat mir die Augen ausgeriſſen!“

Man ſchrie: „Bringt Fackeln! Holt Aerzte!“ während Don Giulio den ihn aufhaltenden Arioſt mit ſich reißend, vorwärts ſtrebte und die Arme

nach dem Cardinal ausſtreckte, der neben dem Herzog ſtand und deſſen Gegenwart er fühlte. Seine ungewiſſe Hand fuhr in die Falten des Purpurs, in den er, auf das Knie ſtürzend, ſich verwickelte und das blutige Haupt begrub.

Er hielt ſich an dem Leibe des Cardinals feſt und ſchluchzte:

„O, o, warum raubſt Du mir das Licht? Was nimmſt Du mir das All' und Einzige weg, das ich war .... ein in der Sonne Athmender! ... Du, der Du Alles biſt und haſt! Dem ich nichts nahm und nichts neidete! ... Ich winde mich vor Dir wie ein blinder Wurm! Bruder, zertritt mich! Tödte mich ganz!" ...

Der Cardinal erſchrak. Er zog krampfhaft ſeinen Purpur an ſich, und ſeine Stimme klang unnatürlich, als er ausrief: „Nicht ich! .. Das Weib verführte mich! .. Sie lobte Deine Augen! ...."

Dieſes Wort drang nicht mehr in das Ohr des vor Schmerz ohnmächtig werdenden Blinden, aber vernichtend in das Herz der entſetzten Angela.

Es kam Hilfe, Dienerſchaft mit Fackeln und Sänften. Die verwirrte Geſellſchaft verlor ſich ohne

Abſchied in ängſtlichen Gruppen und auf verſchiedenen Wegen.

Das dunkle Boskett war verlaſſen.

Jetzt röthete ein Blitz den gefeſſelten Amor, Windſtöße ſauſten durch den Wald und beugten die Wipfel der Bäume. Bald war der Himmel lauter Lohe und die Luft voller Donnergetöſe. Dann ſtürzten die finſtern Wolken auf die Erde, und ſchwere Regen wuſchen und überſchwemmten den mit Blut und Sünde befleckten Garten.

Siebentes Capitel.

Geraume Zeit war verfloſſen ſeit der Miſſethat des Cardinals, und der erſte Frevel verlangte andere zu erzeugen. Die Saat war ausgeſtreut und keimte.

In Pratello, wohin man Don Giulio an jenem Abende noch, mitten durch das Gewitter, in einer von Pferden getragenen Sänfte zurückgebracht hatte, brütete der Unglückliche in ſeiner Finſterniß oder ließ ſich durch die Gänge ſeiner neu angelegten Gärten führen, die heißeſten Sonnenſtrahlen auffangend, um wenigſtens das Licht zu empfinden, das er nicht mehr ſehen ſollte.

Beſucht wurde er nicht vom Hofe, denn er galt für in Ungnade gefallen, da der Herzog nicht daran zu denken ſchien, die That des Cardinals vor

Gericht zu ziehen, nicht einmal daran, durch eine ernſthafte Verurtheilung des grauſamen und unerklärlichen Verbrechens ſich davon zu trennen und perſönlich loszuſagen. Die drei Banditen freilich wurden, kurze Zeit nach der That, in Neapel, wohin ſie mit ihrem Solde geflohen, wohl von ihren früheren Kameraden umgebracht und ihre Köpfe an die Gerichte von Ferrara geſendet, die einen Preis auf die Einlieferung der lebendigen oder todten Verbrecher ausgeſetzt hatten.

Der eigentliche Thäter, Ippolito d'Eſte, kam mit einer ſo leichten Strafe davon, daß es ſchlimmer erſchien, als wenn man die Schuld an ihm nicht geſehen noch geſucht hätte, und daß es einer Verhöhnung des von ihm mehr als Getödteten glich. Der Herzog begnügte ſich damit, den Cardinal für wenige Wochen aus ſeinem Angeſichte zu verbannen. Nicht einmal das Gebiet von Ferrara war ihm verboten worden.

Aber er hätte es auch nicht verlaſſen können, denn er lag ſchwer krank darnieder in der ſtillſten und verborgenſten Kammer ſeines Stadtpalaſtes — ſo antwortete wenigſtens ſeine Dienerſchaft auf die

vorſichtigen Fragen der Ferrareſen. Ob es ſo ſei, oder ob der Kluge ſich nur ſterbend ſtelle, um die gegen ihn empörte öffentliche Stimme zu beſänftigen, darüber waren die Meinungen verſchieden.

Von dem Gerüchte der Erkrankung des Cardinals erfuhr der Blinde von Pratello nichts; denn die zwei einzigen ſehr ungleichartigen Ferrareſen, die ihn beſuchten, Don Ferrante und Ludwig Arioſt, hüteten ſich aus verſchiedenen Gründen und Intereſſen, ihn davon zu unterhalten.

Der Dichter, welcher nach Pratello kam, um nach ſeiner Art den Blinden zu tröſten und ſeine Seele zu erfreuen, war ein Höfling des Cardinals und ſetzte Werth auf das Wohlwollen dieſes gefürchteten Beſchützers. Er hielt ſich ohne Falſch in der Schwebe zwiſchen Schlächter und Opfer; er bedauerte ſeinen Freund, ohne ſeinen Gönner zu verabſcheuen, deſſen Namen er in Pratello nie über die Lippen ließ, um ihn nicht von Don Giulio verfluchen zu hören, um nicht das Gemüth des Blinden im Grunde aufzuwühlen und auf lange Tage zu verfinſtern.

Don Ferrante dagegen kam in andrer Abſicht.

Er weidete ſich am Schmerze des Bruders, weil er Pläne darauf baute. Er vergiftete ſeine Wunde, weil er ſie nicht heilen laſſen wollte. Sie ſollte immer heftiger brennen, damit der Groll des von Natur nicht Rachſüchtigen gegen die älteren Brüder, den ſchuldigen und den gleichgültigen, immer tiefer glühe. Er nahm ſich darum in Acht, dem armen Herzen mitzutheilen, daß der Cardinal auch nicht heil und ungeſtraft geblieben, ſondern heimgeſucht ſei von ſchwerer Krankheit, und damit gar ſein Mitleid zu erregen. Der Blinde ſollte ihm nützlicher werden, als ihm der Sehende je geweſen war.

Don Giulio hatte in Pratello verſchiedene Stufen des Elendes überſchritten. Nach den erſten, langen, im Dunkel verſtöhnten Tagen und Nächten, ſobald die Fieber des Körpers und der Seele nachgelaſſen hatten, ſuchte er nach ſeiner genußbedürftigen Natur die Berührung der ſanften Lüfte und den Geruch der Blumen. Er vergrub ſich in die kühlſten Blätter, unter die duftigſten Zweige ſeines Gartens.

Zu dieſer Zeit fing Arioſt an, den Freund zu beſuchen, vor deſſen unheilbarem Elend ihm anfangs unüberwindlich gegraut hatte. Er wandelte mit ihm

durch die Laubgänge von Pratello und legte ſich neben ihn auf den weichen Raſen. Er war dafür beſorgt, daß die Schaffnerin Körbe voll ſaftiger Früchte und Schalen edeln Weines bringe, und ließ den Blinden genießen und ſchlürfen.

Er klagte mit ihm das Verhängniß als etwas Unperſönliches an. Er lobte die Mäßigung des Empfindens wie im Glück alſo im Unglück, und meinte, es hänge Alles von der Farbenbrechung der Seele ab; Glück könne ſchmerzen, und Unglück — als Tragödie betrachtet — laſſe ſich genießen. Ja, er behaupte, auch der Sinnlichſte beſitze eine geheime ſtoiſche Ader, und über den Geſchicken zu ſtehen, gewähre eine göttliche Genugthuung.

Eines Tages zog er auch beſchriebene Rollen aus der Taſche und begann mit wohllautender Stimme, Strophe nach Strophe, die ſchlanken Geſtalten und die herrlichen Entfaltungen ſeines Heldengedichtes in Don Giulio's Ohr tönen zu laſſen, bis ſich nach und nach das Dunkel heller färbte und in der entzückten Seele des Blinden eine Sonne aufging.

Im Anfange beachtete er wohl, ſolche Geſänge

Berlin

zu wählen, deren Grundstimmung ein heroischer Ernst oder Ergebung im Leiden war. Trennungen, Aufopferungen, Erniedrigungen und ähnliches passives Heldenthum!

Da rührte es oft den Dichter, wie tief Don Giulio den schmerzvollen Wahnsinn Rolands mitempfand, trotz der schalkhaften und grotesken Darstellung, mit welcher der Dichter seiner Frohnatur gemäß den Schmerz wieder aufhob. Das ins Komische Uebertriebene der Leidenschaft, die von Roland, wie ungeheure Ausrufungspunkte, in die Luft geschleuderten Felsstücke störten das Mitgefühl des Blinden nicht.

Endlich aber, da Meister Ludwig den Freund mit seinen zweiundzwanzig Jahren so schlank und schön neben sich ins Gras gestreckt sah, die rasch geheilten zwei Wunden im unter dem Haupte ruhenden Arme verborgen, stachelte ihn die Freude an dem von ihm eben neu Geschauten und Geschaffenen, einen Gesang vorzutragen, der nichts als Farbe, Lust und Leichtsinn war und in dem das trunkene Leben über flatterndem Haar die lauten Becken schlug.

Da dies zum ersten Male geschah, legte der Este die seine Hand auf die des Dichters und das Manuscript zugleich. „Etwas Anderes, Ludwig!“ sagte er, „das ist nichts für einen Blinden!“

Da weinte der Poet innerlich über diese Abwendung von der Freude, obwohl er sie höchst erklärlich und würdig fand. Auch kam sie ihm nicht ganz unerwartet, denn er hatte unlängst einem kleinen Auftritte beigewohnt, der ihm einen Blick in die Seele des Blinden gewährte.

Coramba, die frühere Hausgeliebte des Este, hatte sich nach der zugreifenden Art solcher Wesen, bei dem Verbinden der durchstochenen Augen aufs löblichste bethätigt und ihren erblindeten Herrn gepflegt und geführt, bis er sich selbst zu helfen wußte. Im Freien aber hatte er das aufdringliche Geleit nie geduldet, schon weil ihn die unterdrückten Mitleidsrufe seiner Untergebenen: „Da kommt der arme Herr mit seiner Creatur!“ oder: „Sie hütet ihn wie eine Mutter!“, die sein geschärftes Ohr vernommen hatte, gründlich verdrossen.

Eines Tages nun erkühnte sich die Coramba, den Blinden in Gegenwart des Arioſt zu umfangen

und wie ein Kind zu herzen. Der Este aber schob sie gemach und kühl auf die Seite und sprach: „Gehe, Coramba, gehe auf immer! Du bist nichts für einen Blinden! Gehe, und nimm meinen Dank mit.“

Sie gab ihm Recht und ging noch an demselben Tag, nachdem sie sich, ohne daß er es ihr wehrte, die Taschen mit seinem Golde gefüllt hatte, ein wärmeres Klima aufzusuchen.

Auf seinem weiten Besitzthum lebten und arbeiteten für ihn Hunderte von ländlichen Familien, fleißige, genügsame Leute, deren bewundernde Anhänglichkeit das wilde und üppige Treiben des jungen Gebieters nicht hatte zerstören können. Jetzt in seinem einsamen Unglück traten seinen Gedanken diese treuen und harmlosen Nachbarn täglich näher. Er fing an, wenn er ihnen auf seinen lichtlosen Gängen begegnete, ihre Stimmen zu unterscheiden, sich von ihrer Lage zu unterrichten und an ihrer Sorge Theil zu nehmen. Ihr einfaches, echtes Mitleid that seiner kranken Seele wohl, und er sprach von ihnen zu Arioſt wie von Brüdern und Schwestern.

Solchen und ähnlichen Aeußerungen des Blinden entnahm der Poet, daß der Este ſich in einer andern Lebensabtheilung, unter einer andern Menſchenklaſſe einzurichten begann, als die war, welcher er bisher angehört hatte, in derjenigen der Unglücklichen und Leidenden, der Benachtheiligten und Enterbten, in einem Lebenskreiſe, der offenbar unter andern Bedingungen ſtand und andern Geſetzen folgte, als die Vollſinnigen und zum Genuſſe Berechtigten.

Auch errieth Meiſter Ludwig, daß der Este dieſe ſeine Herabwürdigung und Entwerthung nicht immer dem Haſſe der Menſchen oder dem blinden Verhängniſſe, ſondern, in gewiſſen Augenblicken wenigſtens, einer eigenen Verſchuldung zuſchrieb. So mußte es in der That ſein. Dieſe mußte Theil daran haben. Wenn in des Dichters ſonſt ſo hellen Bildern mitunter die Nemeſis waltete — wie bisweilen ja auch in der wirklichen Welt, laut dem Sprichworte, die Strafe der Miſſethat auf dem Fuße folgt — dann verſank Don Giulio in Nachdenken, und Arioſt vernahm wohl einen erſtickten Seufzer.

Bei ſolchen Wahrnehmungen aber hütete er ſich,

auf ein Gefühl, das er an sich selbst nicht kannte und das ein flüchtiges sein konnte, unzart zu drücken, theils weil er jedes fremde Eingreifen in einen Seelenvorgang als Gewaltthat verabscheute, theils auch, weil er sich, leicht beschwingt, wie er war, und immer auf die sonnige Oberfläche der Dinge zurückstrebend, am wenigsten dazu berufen fühlte.

Denn der Quell echter Reue, das wußte er, sprudelt in heiligen Tiefen, und nur in der einsamen Stille seines göttlichen Ursprungs waschen sich schuldige Hände und Seelen rein.

Ihm aber schauderte vor dem Verharren in solcher gestaltlosen Tiefe. Alles, was er dachte und fühlte, was ihn erschreckte und ergriff, verwandelte sich durch das bildende Vermögen seines Geistes in Körper und Schauspiel und verlor dadurch die Härte und Kraft der Wirkung auf seine Seele.

Meister Ludwig trug auf der Tafel seiner offenen Stirn das sittliche Gebot geschrieben, doch allerlei lustiges und luftiges Gesindel tanzte über die helle Wölbung und hauste in den dahinter

liegenden geräumigen Kammern, ohne daß der Dichter ſelbſt ſeine Miether alle recht gekannt hätte.

Auf Don Giulio aber wirkte er wohlthätig, und wenn er von ihm ſchied und der Eſte ihn begleitete, gingen ſie Hand in Hand durch den Platanengang von Pratello, ohne daß der Blinde den Schauenden beneidete, oder dieſer jenen bemitleidete, als zwei gute Brüder; denn die Liebe hatte für den Augenblick jeden Unterſchied zwiſchen ihnen aufgehoben.

Mehr Beſuche aber noch als von Arioſt erhielt Don Giulio von ſeinem Bruder Don Ferrante. So miſchte ſich ein dunkles ſtygiſches Gewäſſer in den hellen Einfluß des Dichters und verwüſtete Don Giulio's Seele in einer Tiefe, wohin Arioſt nicht gelangen konnte.

Don Ferrante war ein wunderlicher Zwitter, gemengt aus geiſtiger Armuth und unerſchöpflichem Erfindungstriebe. Seine Jugend war unter dem Drucke beſtändiger Furcht verkrüppelt. Als Kind ſchon Zeuge unzähliger Intriguen und Complotte in Ferrara ſelbſt und ängſtlicher Zuhörer, ſo oft noch grauſamere Dinge von den anderen italieniſchen

Höfen ſeiner Zeit berichtet wurden, fühlte er ſich von jeher von Schreckniſſen umgeben, denen ſeine unehrliche und machtloſe Natur keinen andern Widerſtand entgegenſetzen konnte, als den der wechſelnden Maske und der ſeltſamſten Erfindungen. Er verleumdete, um der Verleumdung die Spitze zu bieten; er zettelte kleine Verſchwörungen an, um keiner Familienintrigue zum Opfer zu fallen. Alles aus geheimer Furcht und ohne Ernſt und Folge, außer daß er dabei immer unwahrer und verſchrobener wurde.

An jenem Abend aber, da derjenige ſeiner Brüder, gegen den er am wenigſten Mißtrauen hegte, auf ſchauerliche Art in der Mitte des Hofſtaates überfallen und der Augen beraubt wurde, geſchah ein Riß in ſeinem ſchwachen Geiſte, und von nun an ſtand es ihm feſt, daß er ſelbſt, als der gefährlichere der beiden, wie er meinte, einer noch ſchrecklicheren Vernichtung entgegengehe.

Dieſe krankhafte Angſt, die ihm keinen harmloſen Moment mehr gönnte, ihm den Schlaf raubte und ihn jede Speiſe, jeden Becher beargwohnen ließ, ſteigerte ſeine Furcht vor ſeinen zwei regierenden

Brüdern zum verzweiflungsvollen Haß, und er entſchloß ſich, ſie zu entthronen und zu tödten.

Dazu aber bedurfte er ſeines geblendeten Bruders.

Don Ferrante hatte nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß die rechtloſe und gerichtloſe Blendung Don Giulio's gewaltig auf das öffentliche Gefühl gewirkt hatte, nicht zu reden von dem ſchändlichen, die Einbildungskraft aufregenden Vorgange ſelbſt. Ferrara, auf welchem ein Joch der Knechtſchaft und der Befehl unbedingten Schweigens in Staats- und Hofſachen härter als ſonſt irgendwo in Italien laſtete, Ferrara ſogar, wo ſich freilich dieſes Unerhörte zugetragen hatte, gerieth in Gährung. Es mußte ein beſonderes Verbot erlaſſen werden, ſich um Don Giulio zu kümmern, nach ihm ſich zu erkundigen, oder gar ſich Pratello zu nähern und ſeine Gebüſche zu umſchleichen.

Natürlich geſchah es, daß das Bild des Geblendeten in den Gedanken und Geſprächen der Ferrareſen ſich veredelte und aus dem zügelloſen Jüngling, deſſen gefährliche Buhlſchaften und leicht-

sinniges Blutvergießen sie früher verwünscht hatten, ein bejammernswerthes Opfer, ein edler Märtyrer wurde.

Dies bemerkte Don Ferrante wohl, und da er auch eine starke schauspielerische Ader hatte, sann er sich eine wirkungsvolle Scene aus, welche den Umsturz von Ferrara mit Sicherheit herbeiführen würde.

Don Giulio, zu Roß auf einem weißen, von zwei Dienern in Trauer begleiteten Zelter, mit starrenden, leeren Augenhöhlen und einer Leidensmiene; er selbst daneben, durch die Hinweisung auf die Unthat und ihre Strafloſigkeit das öffentliche Mitleid aufſtachelnd.

Einige Einverſtandene zu werben, erſchien ihm als eine geringe Schwierigkeit, denn das herkömmliche Material eines Aufruhrs in einer kleinen italieniſchen Tyrannenherrſchaft mangelte auch in Ferrara nicht. Ueber das Weitere war ſich Don Ferrante nicht klar geworden; aber ein ſchneller Ueberfall und die Ermordung des Herzogs und des Cardinals erſchienen ihm unerläßlich.

Mit dieſen Ausgeburten ſeiner Angſt und Bos-

heit verfolgte er täglich den armen Blinden. Dieſer aber ſträubte ſich gegen die Ermordung der Fürſten aus Menſchlichkeit und verwarf mit einer edeln Empörung, deren er, ſo lange er nur genoß und ſchwelgte, niemals fähig geweſen wäre, die ihm angeſonnene Rolle eines Mitleid erregenden Schauſpiels. Er ſchämte ſich, auf den Märkten von Ferrara ſich ſelber auszuſtellen als das Bänkelſängerbild ſeiner tragiſchen Geſchichte.

Und doch blieb ſein Herz dem beängſtigenden Einfluſſe des Bruders nicht verſchloſſen. Was er in ſeinen hellen Tagen mit einem verächtlichen Lächeln als thörichte Hirngeſpinnſte zur Seite geſchoben hatte, das gewann in einer durch die Blindheit verdunkelten Gefühlswelt Wahrſcheinlichkeit und Inhalt. Konnte nicht der unglückliche Bruder in gewiſſen Grenzen Recht haben, und ihm wirklich Schlimmes angethan worden ſein? Hatte er nicht eine verſtoßene Kindheit verlebt? War es nicht möglich, daß ihm noch heute nach dem Leben getrachtet wurde? War Don Giulio doch ſelbſt, den die Hofintriguen immer angeekelt hatten, einem unbegreiflichen Attentat zum Opfer gefallen!

So war er nicht ferne davon, dem Bruder beizustimmen, wenn dieser die gepriesene Gerechtigkeit des Herzogs einen Abgrund der Ungerechtigkeit nannte, nicht besser als die teuflische Bosheit des Cardinals, und den Hof von Ferrara ein Geflecht sich erwürgender oder mit einander buhlender Schlangen, einen eklen Knäuel, den es ein Verdienst wäre, zu zerhauen und zu zertreten.

Der arme Don Giulio war nicht im Stande, seine eigene entsetzliche Erfahrung anders zu erklären als durch die allgemeine Verderbniß, und gab allmälig und unbewußt dem Bruder, welchem er sein Mitleid nicht versagen konnte, gewonnenes Spiel.

Er war von dem Wahn und den Verschwörungsgedanken Don Ferrante's mehr umsponnen, als er selbst es wußte, und ein neues Erlebniß gab den Ausschlag.

Unter dem durchsichtigen Himmel eines Herbsttages ritt auf einem der von der Polizei verbotenen Waldwege, die nach Pratello führten, eine Amazone, schlank von Wuchs und untadelig im Sattel, welche,

wie aus einem Rittergedicht entſprungen, auf Abenteuer fuhr. Wie ſie aber näher kam, trug ihr Antlitz den Ausdruck ſo tiefen und unheilbaren Leides, daß ſie eher mit einem ewigen Schmerz das Kloſter zu ſuchen ſchien.

Nun erreichte ſie eine den Niederblick auf das Schloß gewährende Lichtung, glitt vom Pferde und ſchlang unter den letzten Bäumen die Zügel ihres offenbar dem herzoglichen Marſtall zugehörigen Rappen um eine junge Ulme.

Dann ſchritt ſie vor und war wiederum eine Andre. In den feurigen, von flatterndem Kraushaar beſchatteten Augen wohnte Wahrheit und auf dem weichen Munde neben einem kindlichen Zuge der Trotz der Liebe, ja eine gefährliche Entſchloſſenheit.

Von der Höhe des Waldrandes, an dem ſie ſtand, erblickte ſie den ganzen ruhigen Reiz der Landſchaft von Pratello.

Das nur mit den nothwendigſten Vertheidigungswerken umgebene Schloß lag in einer unendlichen grünen Wieſe, durch welche ein breiter ſpiegelklarer Fluß zog, wo kleine Fiſcherboote ihre Segel blähten. Gondeln lagen an dem vorragenden Halbrund der

bequemen Landungstreppe, die unter den Säulengang des inneren Hofes und zum Hauptgebäude führte. Statt der von der kriegerischen Zeit geforderten Festungsgräben hielt der Fluß die schöne Wohnstätte mit ihren Umfassungsmauern und Rundthürmen beschützend in den Armen.

Von der Schönheit Pratello's ergriffen, suchte die Fahrende eine etwas tiefer im Wiesengrunde gelegene dichte Baumgruppe zu erreichen, in deren schwarzen Schatten eine breite Steinbank stand. In dieser Verborgenheit ließ sie sich nieder, denn sie scheute sich, Pratello zu betreten, und ließ die Stunden vorübergehen, bald das Schloß aufmerksam betrachtend, bald in ihre Gedanken versunken.

Schon stand die Sonne auf der Mittagshöhe. Da sah sie, wie an der Landungstreppe von einem alten Fährmann eine Gondel gelöst wurde, an deren Steuer er sich wartend setzte.

Nun trat ein schlanker Jüngling in schwarzer Tracht aus dem Schlosse, dessen Gesicht ein breitkrämpiger Hut beschattete, ehrerbietig beobachtet von einem Häuflein ihm folgender Diener, und durchkreuzte den von Weinlaub umrankten Säulengang.

Auf der Landungstreppe bot ihm der Fährmann die Hand zum Tritte in die Gondel, die er behend, aber behutſam beſtieg. Dann übergab ihm der Alte die Ruder, und während ſie der Jüngling zu ſchwingen begann, lenkte der andere das kleine Fahrzeug mit dem Steuer.

Als ſie am jenſeitigen Wieſenbord anſtießen, war es der Fährmann, der an's Ufer ſprang und dem Jüngling beide Arme entgegenſtreckte, den Ausſteigenden eher bewahrend als ihn berührend. Dieſer wandte ſich ohne viel Beſinnen in gerader oder beinahe gerader Richtung über die ſanft anſteigenden Wieſen nach der Bank unter den Steineichen.

Die Lauſcherin blieb nach einem leichten Zuſammenſchrecken und Auffahren ſitzen; ſie errieth den Blinden, der ſich eine tägliche Anſtrengung und Uebung daraus machte, die Sehenden nachzuahmen, um dieſe und, ſo viel als möglich, ſich ſelber zu täuſchen, wobei ihm ſeine jugendliche Biegſamkeit, ſein Ortsſinn, ſein ſcharfes Gehör und die Befliſſenheit ſeines ihm jedes Hinderniß ſorgfältig aus dem Wege räumenden Geſindes zu Hilfe kam.

Während zwei theilnahmvolle Augen von der

Steinbank aus den ſich nähernden Gang des Blinden beobachteten, ſtrauchelte der Aermſte über einen im Graſe liegenden Gegenſtand, den die Spähende nicht unterſcheiden konnte. Er ſtürzte auf das Knie, ſchnellte ſich aber, mit der vorgeſtreckten Linken kaum den Boden berührend, leicht und geſchmeidig wieder empor, ohne nur die Gerte zu verlieren, die er in der Rechten trug. Mit dieſer prüfte er nun, ſie leicht in der Hand führend, den übrigen Weg, einen kleinen Verdruß auf dem blaſſen, vom Hute verſchatteten Angeſicht verwindend.

Die Hände über den Knieen gefaltet, das Haupt lauſchend vorgeneigt, verfolgte ſie jede ſeiner Bewegungen.

Er kam und ſetzte ſich auf die bemooſte Bank neben ſie, von deren Daſein er keine Ahnung hatte.

Was murmelte er? Was tönte nur halblaut, nur halbverſtändlich ununterbrochen von ſeinen Lippen?

Erhob er Klage gegen das Schickſal? Beleidigte oder verneinte er die Gottheit? Beſchuldigte er ſeine Brüder? Oder ſie, die ohne ſein Wiſſen neben ihm ſaß? Beweinte er ſeine Verirrungen?

Nichts von alle dem. Die Mittagsruhe, die

Stunde des Pan träumte auf ſeinen Zügen. Don Giulio trieb ein ſeltſames Geiſtesſpiel, das ſie erſt nach und nach aus ſeinen abgebrochenen Worten und geflüſterten Verszeilen errieth und zuſammenſetzte.

Nach der Zeichnung der Dante'ſchen Hölle, wie ſie jedem italieniſchen Geiſte innewohnt, beſchäftigte er ſich damit, nicht zwar den trichterförmigen Höllenabgrund zu bevölkern, ſondern einen Krater des Unglücks zu graben, deſſen Stufen er auch nicht mit Verdammten und Unſeligen des geiſterhaften Jenſeits, ſondern mit den Elenden, den Leidenden, den Verzweifelnden dieſes irdiſchen Lebens füllte — immer eine Stufe unſeliger als die andere, wobei er ohne Bedenken in die unterſte, dunkelſte Kluft die Blinden verſetzte.

Mit grauſamen Genuſſe malte er, vor ſich hin ſingend, dieſen Ort aus. Wie ſich Blinde Blinden als Führer anboten und mit ihnen in den Abgrund ſtürzten! Blinde Jünglinge rochen Roſenduft, aber wenn ſie die Hände zum Pflücken ausſtreckten, ſtolperten ſie über Todtengerippe.

Er ſang die Terzinen reimlos, oder wie ſie der Zufall reimte. Nun dachte er offenbar an ſeinen

Bruder Ferrante, den er in einer höher gelegenen Kluft unter den fruchtlos Ehrgeizigen erblickte:

„Du willſt, o Bruder, nach der Krone greifen!
Doch reckſt Du in die Höhe Dich vergebens!
Doch wehren die Dämonen Dir den Reifen!

O harte Qual des bodenloſen Schwebens! —
Ich aber bin ein König .... und entthront ....
In Wahrheit war ich König dieſes Lebens!

Ich hatte Götteraugen, war gewohnt
Zu herrſchen — was ſie ſahen, war mein eigen.
Doch weh, der Mörder hat mich nicht verſchont ....

Ich bin geblendet! Elend ohne Gleichen!"

„Don Giulio", ſagte dicht neben ihm eine weiche Stimme, „es gibt einen noch tieferen Abgrund des Elends — es gibt Unſeligere als Du biſt! Das ſind die, welche die Wonne ihres Lebens unbedacht und ungewollt ſelber auf ewig vernichten!"

Und er hörte gewaltſam ſchluchzen und ſpürte einen warmen Hauch und einen Schauer von Thränen, die auf ſeine Hände fielen.

Träumte oder wachte er? Er ſtreckte bebend ſeine Hände aus und ergriff zwei andere, die in den ſeinigen zitterten.

„Wer biſt Du?“ ſagte er. „Wer darf ſich noch unglücklicher nennen als der verſtoßene Blinde?“

Und die Stimme: „Ich bin Angela Borgia, die Deine Augen über Alles liebte und ſie zerſtörte, dadurch daß ſie einem Böſen ihre Schönheit lobte.“

Er ließ ihre Hände fahren und ſprang erbleichend auf, wie wenn er fliehen wollte, ſtieß ſich aber an der Ecke der Steinbank und ſchwankte.

Mit einem Strome von Thränen ſtürzte ſie vor ihm nieder und umſchlang und ſtützte ſeine Kniee:

„Es iſt unmöglich, daß Du mir verzeihſt! . . . O könnte ich Dir meine eigenen Augen geben, ich riſſe ſie mir aus dem Haupte! . . . Aber was ich Dir nahm, kann ich nie Dir erſetzen! . . . Wo iſt meine Sühne? Wie ſoll ich büßen?“

„Arme Angela,“ ſagte er ſanft, indem er ſich von ihr zu löſen ſuchte, „geſchehen iſt geſchehen! Deine Schuld verſtehe ich nicht — aber ich ſehe, daß auch Du in des That des Unglücks verſtoßen biſt. Zweimal wehe über ihn, der uns Beide gemordet hat! . . . Dich und mich! . . . Sühnen kannſt Du nicht! Meine Augen kannſt Du nicht neu ſchaffen! Laß mich allein! Gehe und vergiß!“

Dann wandte er sich und ging. Nicht einmal zu stützen wagte sie ihn, kaum mit den Augen zu begleiten.

Er schien ruhig, aber seine Schritte schwankten. Der Alte bei der Barke sah es, eilte ihm besorgt entgegen, setzte ihn über und geleitete ihn mit den andern Dienern wie ein krankes Kind in sein Schloß.

Dort warf er sich im kühlen Saale auf sein Lager und brach in wilde Thränen aus.

So war es denn Wahrheit, was er für eine schauerliche Verzierung und phantastische Lüge Don Ferrante's gehalten, so oft ihm der Bruder die Ereignisse jenes Abends im Boskette des gefesselten Amors erzählte! . . .

Der Cardinal hatte das Lob Angela's an ihm gerächt!

Aber wo war die Schuld, die das Mädchen erdrückte?

Mit teuflischer Bosheit hatte er ihr das verderbliche Wort aus dem Munde gezwungen, und hätte sie feige geschwiegen und ihn beschimpfen lassen, der Arge hätte bald eine andre Gelegenheit gefunden, die spröde Kälte des Mädchens an ihm, dem völlig

Unbetheiligten, den der Zurückgewieſene bevorzugt glaubte, ſataniſch zu rächen.

Und auch ſie hatte der Ruchloſe tödtlich getroffen!

Ein raſender Zorn gegen den Schuldigen und nicht minder gegen den die Miſſethat ungeſtraft laſſenden kaltherzigen Fürſten bemächtigte ſich Don Giulio's, kochte in ſeiner Bruſt und brauſte durch ſeine Adern.

Er lechzte nach dem Untergange Beider! Er ſprang vom Lager auf, riß ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuch und ſchrieb an Don Ferrante mit zornigen, mißgeſtalteten, durcheinander ſpringenden Buchſtaben, er ſtelle zum Morde des Herzogs und des Cardinals ſich an ſeine Seite.

Der berittene Bote war von dannen geeilt, bevor Don Giulio's Blut ſich beruhigte und er erwägen konnte, was er gethan.

In der nächſten Frühe erſchien in Pratello der Oberrichter Strozzi mit bewaffnetem Gefolge und verhaftete den Este.

„Ei, ſchön! Dein erſter Beſuch, mein Freund, nach meinem Unglück!“ rief ihm der Blinde bei ſeinem Eintritt höhniſch entgegen.

„Es war mir vom Herzog unterſagt“, verſetzte dieſer in richterlichem Tone.

„Vom Herzog unterſagt? . . . Hat Dir der Herzog nicht auch unterſagt, Schatz, mit ſeinem Weibe täglich und ſtündlich im Geiſte, wie Du thuſt, die Ehe zu brechen? . . . Aber Dein Gericht erwartet Dich, Du getünchte Wand!“

Mit dieſen Worten ſtreckte Don Giulio die Hände den ihn feſſelnden Schergen entgegen.

Achtes Capitel.

Wenige Tage nach der Verhaftung Don Giulio's, welcher die von Don Ferrante vorangegangen war, wurden beide Brüder vor ein vom Herzog ausgewähltes Gericht geſtellt. Er ſchied aus dem zwölf Glieder zählenden höchſten Gerichtshof die ſechs jüngeren aus, ſo daß ein Tribunal von Silberbärten übrig blieb unter dem Vorſitze eines Jünglings; denn daß der rechtskundige Römerkopf des Herkules Strozzi die Verhandlungen leitete, verſtand ſich von ſelbſt.

Das ſtrengſte Geheimniß war in dem Hochverratsprozeſſe vom Geſetze geboten und vom Herzog noch beſonders eingeſchärft. Aber es wurde, wie die meiſten Geheimniſſe, nur unvollſtändig bewahrt. Es iſt anzunehmen, daß das eine und andre der be-

ſchneiten Häupter gegenüber der quälenden Neugierde einer Frau, der ihrigen oder einer andern, nicht vollkommen widerſtandsfeſt blieb.

So geſchah es, daß ſich über den Proceß ſowohl, als über das Leben der Brüder im Kerker eine Legende mit ziemlich deutlichen Zügen bildete und dieſe erzählte: die Verſchwörung ſei aus ſehr verſchiedenen Elementen herausgewachſen. Neben einigen beleidigten oder ſich vernachläſſigt glaubenden vornehmen Geſchlechtern, den Boſchetti von San Ceſario zum Beiſpiel, habe daran mancherlei abgehauſter und auf alle möglichen Auskünfte und Einkünfte erpichter Hofadel theilgenommen. Auch unbezahlt gebliebene Künſtler, ein Maler, ein Bildhauer, ein ſtimmlos gewordener Hofſänger, vor allem aber der durch das Spiel zu Grunde gerichtete Hauptmann der Schloßwache und ein gewiſſer zweideutiger Kämmerer des Herzogs, der, halb in Ungnade gefallen, noch im Amte ſtehen geblieben war. Dieſen hatte Don Ferrante mit einer hohen Summe gekauft und dieſer verriet die Verſchwörung, als ihm, dem zunächſt Stehenden, die gefährliche Rolle zugewieſen wurde, den Herzog Alfonſo auf einem

Maskenballe zu erdolchen. Er warf ſich ihm reuig zu Füßen und bekannte. Der Herzog geriet über das Komplott in flammenden Zorn und der ſonſt ſeiner Mächtige vergaß ſich ſo weit, daß er dem Menſchen mit einem Stocke, den er in der Hand führte — der Auftritt fand in einem Garten ſtatt — das Haupt blutig ſchlug. Dann beſann er ſich, begnadigte ihn und betraute den Verräter mit der Rolle des Spions unter den Verſchworenen. Im Palaſte Ferrante's glückte es dem Kämmerer, der einwilligenden Zeilen des Blinden habhaft zu werden, die Don Ferrante den Verſchworenen triumphirend mittheilte. So gerieth das entſcheidende Beweisſtück, Don Giulio's unförmliche zornige Schriftzüge, in die Hände des Herzogs und dieſer wies es dem Gerichte zu. Mit den Schuldigen von geringerem Range wurde kurzer Prozeß gemacht. Albertino Boschetti und der Hauptmann der Schloßwache wurden nach erlittener Folter enthauptet, die drei Künſtler auf's Rad geflochten.

Mehr Umſtände machte man mit den Brüdern des Herzogs. Sie wurden eingehend und in höflichen Formen verhört, ob auch ihre Schuld von Anfang an durch das unſelige Schriftſtück erwieſen war.

Don Giulio war vor Gericht einfach in ſeinen Worten, mäßig im Ausdruck ſeiner Gefühle und von niedergeſchlagener Haltung. Er verklagte weder ſich noch Andre, ſondern nannte ſeine Geſchichte ein Verhängniß, ohne damit ſeine Schuld mindern zu wollen. Er habe, ſagte er, ſich den Haß des Cardinals zugezogen durch ſeine unabhängige Art und ſeinen wilden Wandel, nicht aber durch Beleidigung der brüderlichen Perſon. Er räume ein, daß ihm der Cardinal über ſeinen Mangel an Ehrgeiz Vorwürfe gemacht, ihn wiederholt ſeiner Antipathie verſichert und ihn davor gewarnt habe.

Deſſen erinnere er ſich jetzt.

Damals aber habe die an ihm verübte That ihn ſchlimmer als Mord, eine unmenſchliche Ungerechtigkeit, eine hölliſche Grauſamkeit gedäucht. Am tiefſten habe ihn getroffen, daß ſie vom Herzog ungeahnt geblieben ſei. Die Gleichgültigkeit des regierenden Bruders habe ſein Herz gebrochen, und er habe nur noch an Rache gedacht. Jetzt aber ſei ihm lieber, daß dieſe mißlungen ſei, als daß neues Blut an ſeinen Händen klebte, zumal das vergoſſene Blut ſeiner Brüder, ſeines Fürſten!

Don Ferrante dagegen, erzählten ſich die Ferraresen, habe zwar, eben ſo wenig geleugnet, aber nach ſeiner cyniſchen Art nicht nur das Gericht, ſondern auch die Hoheit des Herzogs und den Cardinal mit Schimpf und Hohn überſchüttet. Jenen habe er einen engen Hirnkaſten, dieſen einen Philoſophen des Verbrechens genannt. Dann habe er an das Gericht das Anſinnen geſtellt, ihm aus ſeinen confiszirten Schätzen Purpur und Gold zu einem koſtbaren Hofnarrenkleide mit einer Schellenkappe auszuliefern und durch den Hofſchneider dieſes tolle Gewand für ihn anfertigen zu laſſen. Denn es ſei, ſo begründete er ſeine Bitte, der Narr, welcher von jeher in ihm gekauert, in die Tagesklarheit herausgebrochen, und dieſe ſeine intime Perſönlichkeit wünſche den Sprung ins Nichts in gebührendem Gewande und mit Schellengeläute zu vollziehen.

Dies Geſuch wurde ihm aus Rückſicht auf den Herzog verweigert.

Ganz andre Bitten habe Don Giulio geſtellt. Dieſer habe ſich im Kerker ſo ſchlicht benommen, wie vor Gericht. Zuerſt habe er wie ein Kind ge-

weint, bis der Quell der Thränen völlig verſiegt war. Dann, nachdem er lange Tage ſeinen Bruder ertragen, deſſen gottloſe Läſterungen und grelle Poſſen ihn bis zur Qual angriffen und ermüdeten, habe er um ein eigenes Gelaß gebeten und um die Geſellſchaft ſeines Beichtigers, des Kapuzinerpaters Mamette von Pratello. Das ſei ihm gewährt worden. Nun laſſe er ſich von dem Pater, der ſeit Jahren, aber früher vergeblich, an ſeinem Gewiſſen gerüttelt, auf ein chriſtliches Ende vorbereiten, das er eher erſehne, als fürchte, da, wie er ſage, das einzige Licht, das ihm in ſeine Nacht herunter-geſtreckt werden könne, das ewige ſei.

Und er that wohl daran, ſich auf den Tod gefaßt zu halten.

Die Richter hatten nach dem in Ferrara gültigen römiſchen Recht, welches das Majeſtätsverbrechen mit dem Tode beſtraft, einſtimmig das Urteil geſprochen zu Block und Beil in Anſehung des hohen Urſprungs der Schuldigen. Aber der Herzog zögerte noch, es vollziehen zu laſſen. Er zögerte, doch niemand in Ferrara, der ihn kannte, zweifelte daran,

daß der Aufſchub der Hinrichtung nur eine Anſtandsfriſt von einigen Wochen ſei.

Dieſes Hangen und Harren verurſachte Don Giulio ſchlimme Tage und ſchlafloſe Nächte. So wendete er ſich wiederum an das Gericht mit dem Bekenntniß, die Geiſter des Dunkels mißbrauchten ſeine Blindheit, um ſeine Seele zu zerrütten, und mit der Bitte, ihm, um die langen Stunden zu täuſchen, eine Handarbeit zu erlauben, wie ſie ein armer Blinder betreiben könne, ein Gewebe oder Geflecht oder etwas Ähnliches. Da beauftragte das Gericht den Kerkermeiſter, von Pratello ein paar Wellen Stroh bringen zu laſſen, wie man es zum Flechten von feinen Matten verwendet.

Nun zogen eines Tages vor den ergötzten und gerührten Augen der Ferrareſen ein Dutzend Bauern von Pratello in ihrem Feſtgewand, die Schulter mit Garben des feinſten und glänzendſten Strohes beladen, ernſthaft durch die Straßen Ferrara's nach den Kerkern im Schloſſe, wo ihre Gaben zwar in Empfang genommen, ſie ſelbſt aber zurückgewieſen wurden mit einziger Ausnahme des Findelkindes Strappovero. Dieſen Jungen nämlich behielt der

Kerkermeiſter, damit er Don Giulio flechten lehre. So hatte der Blinde wieder Geſellſchaft, eine harmloſere als anfangs, mit der man ihn oft kindlich lachen hörte. Aber nur für kurze Zeit.

Sobald er die leichte Kunſt ergriffen hatte, ſchloß der Kerkermeiſter den von Don Giulio reich belohnten Jungen aus dem Gefängniß. Dieſer aber ſperrte ſich dagegen wie ein Verzweifelnder und klammerte ſich an die Gitterſtäbe, ein jämmerliches Geſchrei erhebend, ſo daß er einen kleinen Auflauf des Mitleids verurſachte in dem ſtillen und wohlgehüteten Ferrara.

Es war unglaublich, wie die Leute von Pratello ihren geblendeten Herrn zu lieben begannen! Sei es, daß ſie ſeine vergangenen Übertretungen für reichlich geſühnt hielten, ſei es, daß für ſie auf dem dunklen Hintergrunde ſeines Unglücks das Grundbild ſeines warmen und ehrlichen Gemütes feſſelnd und blendend hervortrat.

Allen dieſen aufregenden Ereigniſſen war die Hauptperſon am Hofe des Herzogs, der größte Schuldige aber in den Augen des Volkes, vollſtändig fern geblieben; denn es war Wahrheit, der

mächtige Cardinal rang im Dämmer eines Krankenzimmers mit ſeinem Gewiſſen und dem Tode.

An jenem Unglücksabende in Belriguardo, da Don Giulio das blutende Haupt in den Purpur des Cardinals vergrub, die erſchrockenen Gäſte auseinander ſtoben und der erſte Windſtoß durch die Wipfel fuhr, hatte Ippolito nach ſeinen Dienern und ſeinen Pferden gerufen, ſich auf ſeinen Leibhengſt geworfen und war, Belriguardo verlaſſend, wo er ſich für längere Zeit eingerichtet hatte, unter den ſich kreuzenden Blitzen des Gewitters, ohne ſich nach dem Gefolge und den ſtürzenden Pferden umzuſehen, nach Ferrara geflohen. Dort in ſeinem Stadtpalaſte im Fackelſchein der Halle fiel ſein Blick auf ſeinen von den verwüſteten Augen des Bruders befleckten Purpur, den die Gewitterſtröme nicht hatten rein waſchen können, und ein Schauder ſchüttelte ſein Gebein!

Er aber raffte ſeine Geiſter zuſammen und verſchloß ſich in ſeine Kammer. Er verfiel in bleiernen Schlaf, der gegen Morgen in unheimliche Fiebergefühle überging. Dennoch verließ er das Lager und begann wie ſonſt ſeine Tagesgeſchäfte. Er er-

zwang es, ſie zu verſtehen und zu beherrſchen wie zu andern Zeiten. So trieb er es eine Weile. Kein Verhaftbefehl erſchien, ebenſo wenig der Herzog ſelber. Täglich wuchs ſeine Ungewißheit und ſeine Unruhe. Ihn ekelte vor jeder Speiſe, ihm graute vor den Kiſſen ſeines Lagers; denn ſeine Nächte wurden immer ſchauerlicher und ſeine Träume jagten auf immer wilderen Roſſen.

Es kam eine Sonne, die ihn nicht mehr zu vollem Bewußtſein aufweckte. Er fuhr ein in einen dunkeln Schacht, der ſich mit flackernden, ſich drängenden Viſionen bevölkerte.

Da ſchritt ein feierlicher Zug. Je zwei und zwei! Männer und Weiber! Das ſind die vielen, vielen Opfer ſeines unerbittlichen und unerſättlichen ferrareſiſchen Ehrgeizes mit den minder zahlreichen ſeiner ſeltenen, aber raſenden perſönlichen Begierden.

Da gehen ermordete Boten, verſchwundene Gefangene, erdroſſelte Zeugen und jetzt neben einander zwei ſchöne, traurige Frauen, die Blonde mit triefenden Haaren, geſchwollenem Hals und auf dem Rücken gefeſſelten Armen, die Dunkle mit einer blutenden Herzwunde.

Aber während dieſe Alle je zu zweien ſchritten, wandelte allein in der Mitte des gräßlichen Zuges ein Rieſe mit blutigen leeren Augenhöhlen. Da plötzlich ergoß ſich eine blendende Helle, ein ſtechend blauer Himmel breitete ſich aus, in deſſen Mitte eine ungeheure Wage ſchwankte. Sie ſchwankte lange. Da wuchſen, immer deutlicher werdend, aus dem Himmel zwei große Augen hervor und ließen rothe Thränen in die eine Wagſchale fallen, deren Becken mit metallenem Klang in die Tiefe ſtürzte, die andere Schale wie einen Federball hoch in die Lüfte ſchleudernd.

Endlich verſchwand ihm Alles in Angſt und Nacht.

Eines Morgens, nach Monaten, erwachte er mit bis auf das letzte Mark verzehrten Kräften, aber trotz ſeiner Todesſchwäche mit völlig klaren Sinnen.

Da ſah er neben ſich ſeinen Bruder den Herzog ſitzen, der ihn mit beſorgten Blicken behütete.

„Wo bin ich? Was geſchah mit mir?“ hauchte der Kranke.

Der Herzog erwiderte vorsichtig, die Sommerhitze und vielleicht die Sumpfluft in Belriguardo habe, wie die paduanischen Ärzte behaupten, dem Cardinal ein verderbliches Fieber zugezogen. Gleichzeitig entdeckte der Kranke mit seinen wieder schärfer werdenden Augen in einer Fensternische zwei sich zusammen beratende würdige Männer im dunklen Professorentalar, von denen er sich erinnerte, daß sie unter seine Traumgestalten getreten waren.

„Eminenz ist gerettet!“ sagte jetzt der Eine und der Andre nickte zustimmend mit dem Haupte.

„Ich danke den gelehrten Herrschaften für ihren Beistand“, flüsterte Ippolito mit versagender Stimme, „und ersuche sie, mich eine kurze Weile mit der Hoheit des Herzogs allein zu lassen.“

„Einen Moment!“ erinnerte der eine der Paduaner und erhob warnend den Finger. Beide verliefen die Kammer.

„Was war es in Belriguardo? Ist es wahr, habe ich den Bruder geblendet?“

Der Herzog bejahte betrübt.

„Lebt er?“

Wiederum bejahte der Herzog.

„Sieht er ſchrecklich aus?“

„Ich habe ihn nicht mehr geſehen. Zuerſt weil ich nur an dich dachte und dann, weil er mit Ferrante ſich gegen uns verſchwor, da er ſich rächen wollte.“

„Und Du entdeckteſt das ohne mich?“

„Man verrieth ſie. Sie liegen beide im Thurme zum Tode verurtheilt.“

Jetzt wurde leiſe die Tapete gehoben, und eine ärztliche Stimme bat mit Ehrfurcht um Beendigung des erſten Geſpräches.

Der Herzog küßte die herabhangende Hand des Bruders mit Zärtlichkeit; denn nicht nur liebte er den Bruder, die Rettung Ippolito's gab ihm auch den unentbehrlichen Rathgeber zurück.

„Es iſt ein kalter Novembertag“, ſagte er, ſich erhebend. „Ich gebe Befehl, Feuer in Deinem Kamine anzufachen.“

So geſchah es.

Der Cardinal ſtarrte in die ſteigende Glut.

„Lodert auf, ihr Flammen und Peinen!“ ſeufzte er und ſank in Schlummer zurück.

Der Kranke erholte ſich langſam, oder eigentlich, er erholte ſich nicht, denn ſeine Kraft war gebrochen.

Täglich wurde er von Don Alfonſo beſucht und erhielt nun auch von den Ärzten die Erlaubniß, die an ihn einlaufenden Briefe zu öffnen.

Einen derſelben hielt er einmal ſinnend in der Hand, da der Herzog eintrat. Das Schreiben kam von dem Sforza in Mailand, Ludovico Moro, und hatte einen merkwürdigen Inhalt, den Ippolito dem Bruder nicht vorenthielt.

Der Fürſt bot dem längſt ihm befreundeten Cardinal ſein Mailand zum Aſyl an. Er redete zu ihm mit Bedauern, aber ohne Vorwurf von dem blutigen Vorgange in Belriguardo, welcher ihm, nach ſeinem Dafürhalten, ein längeres Bleiben in Ferrara und an der Spitze der dortigen Staatsgeſchäfte unmöglich mache; denn es habe ſich wunderbarer Weiſe in einer Zeit, die der Gewaltthaten nicht entrathen könne, ein unverſtändlicher Zorn über die Blendung Don Giulio's an den italieniſchen Höfen erhoben. Dagegen gebe es nun keine Waffe, und er erwarte ihn bei ſich auf ſeinem Caſtell in Mailand. Er wiſſe, daß Ippolito die Hoheit

des Herzogs ſeines Bruders und die Politik Ferraras durch ſeine Gegenwart nicht ſchädigen wolle, und auch in Mailand wären genug politiſche Verſtrickungen, deren Löſung einer geſchickten Hand, wie die ſeinige ſei, bedürfe.

„Der alte Fuchs hat Recht“, ſagte der Kranke ruhig. „Du wirſt dich, Bruder, ohne mich behelfen müſſen!“

Der Herzog erſchrak. „Davon hoffe ich Dich abzubringen“, antwortete er. „Wie ſollt' ich Dich entbehren! . . . Oder erſetzen?“

„Durch Deine Herzogin“, lächelte der Cardinal.

Zu wiederholten Malen kam er mit dem Herzog auf die Unmöglichkeit zurück, daß er im ferrareſiſchen Staatsdienſte bleibe.

„Ich wundere mich ſelbſt darüber“, ſagte er, „doch ſehe ich aus meinen Briefen, daß ganz Italien annimmt, ich werde nach der Blendung Giulio's nicht mehr bei Dir, dem gerechteſten Fürſten Italiens, mich halten können, ſondern freiwillig die Verbannung ſuchen, um es Deiner Gerechtigkeit zu erſparen, mich zu beſtrafen oder ungeſtraft zu laſſen.

„Sterben wie ich mich fühle, gehorche ich der öffentlichen Stimme.

„Aber solange will ich noch leben und bleiben, bis wir den Dämon wieder gefesselt oder vernichtet haben, der in Kürze Italien verstören wird. Alle meine Schreiben sind voll von Don Cesare. Aus Neapel, aus Rom, aus Frankreich wird mir berichtet, Cäsar rüttle an den Gittern seines Kerkers und habe sie zerbrochen. Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Gerücht, das die Geister durch die Luft tragen und nicht müde werden auszustreuen, sich endlich verwirklicht.

„In dieser Gefahr werde ich noch neben Dir stehen, dann gehe ich."

Endlich kam der Tag, da der Kranke sich erhob und Lust äußerte, am Arme eines Dieners seine Schritte zu versuchen. Dieser führte ihn in einen großen anstoßenden Saal, dessen kalte Fliesen man aus Vorsorge für den Cardinal mit seinen Strohteppichen belegt hatte.

Während er, auf den Diener gestützt, Fuß vor Fuß setzte, haftete sein Blick auf der langen Strohmatte, über die er wandelte und deren reinliche und geschmackvolle Arbeit ihm auffiel.

„Wo wurde ſie gekauft?.. Wer hat ſie geflochten?“ fragte er. Und der Diener antwortete verlegen:

„Beim Kerkermeiſter. Prinz Julius liebt ſolche Arbeit.“

Da war es dem Cardinal, als ſehe er ſeine königliche Hände webend über die Matten huſchen. Zu ſeiner Rechten und Linken, vor ihm, neben ihm, aller Enden webten und regten ſich zu hunderten die weißen, fleißigen Geiſterhände.

Ihn ſchwindelte und er fiel dem begleitenden Diener in die Arme.

Neuntes Capitel.

Es gab in dem älteſten und unterſten Stockwerk des herzoglichen Stadtſchloſſes, das ein ſchweres, an mehrere Bauarten und Jahrhunderte erinnerndes Gebäude war, einen niedrigen Saal, der auf einen inneren Hof blickte, ein wenig benützтes, einſames Gelaß, das man die römiſche Kammer nannte. Denn die Büſten der ſieben römiſchen Könige ſtanden auf ehernen Säulen längs den Wänden. Sie ſahen roh und abenteuerlich aus, hatten aber einen andern als künſtleriſchen Wert, da ſie, aus dem reinſten Silber gegoſſen, einen beträchtlichen Hausſchatz ausmachten.

Sie blinkten ſeltſam in dem frühen Halbdunkel, denn es war heute der kürzeſte Tag des Jahres und den Hof verſchleierte ein frühes Schneegeſtöber.

Den ſelten geöffneten Saal machte ein im mächtigen Kamin flackernder Holzſtoß auf ein paar Stunden wohnlich. Offenbar wurde ein feierlicher Akt vorbereitet, denn ein Tiſch mit Schreibzeug war dem breiten dreitheiligen Fenſterbogen gegenüber in die Mitte des Raumes geſtellt und zwei mit Wappen gekrönte Lehnſtühle waren zugerückt.

Gerade über dem Tiſche im mittleren Felde der mit Malerei geſchmückten Täfeldecke ragte über einem ſcheuenden Zweigeſpann die verbrecheriſche römiſche Tullia und zerquetſchte unter den Rädern ihrer Biga die Leiche des eigenen gemordeten Vaters. Aus dem nächſten Bilde aber ſtreckte der von ſeinem Bruder Romulus erſtochene Remus einen koloſſalen Fuß heraus.

Unter dieſer Tullia und über ſie pflegten Lucrezia und Angela, wenn ſie im Sommer die Kühle dieſes Saales ſuchten, in ſcherzhaften Streit zu gerathen.

Angela drohte dann in ihrer kindlichen Weiſe zu der blutigen Römerin empor und klagte ſie ihrer unnatürlichen Verbrechen an:

„Böſe! Warum mußte man Dich im Gedächt-

niß behalten? Warum wissen wir von Dir, Du Unhold! Du bist kein Weib, Mörderin des Gatten und der Schwester .. Mörderin des Vaters .. Verführerin des Schwagers! ... Widernatürliche! Zauberin! Teufelin!“ ...

Dann lächelte Lucrezia, dem eifrigen Mädchen die heiße Wange streichelnd.

„So ging es nicht zu“, flüsterte sie ihr in's Ohr; „die berühmte Römerin verlor sich in einer Dämmerstunde an einen Mann, sein sündiger Geist fuhr in sie und sie wurde sein willenloses Werkzeug. So war es, glaube mir. Ich weiß es.“

Leer und still war heute die römische Kammer, nur vom Hofe her tönte seit dem Mittag ein gedämpftes Hämmern und ein in unterdrückten Lauten geführtes Gespräch.

Jetzt wird behutsam auf das verrostete Schloß der Eichenthür gedrückt. Sie öffnet sich knarrend, und auf den Zehen tritt Angela ein mit ernsten Augen, in Trauer gekleidet, um das Kraushaar einen schwarzen Schleier geschlungen.

Sie eilt an's Fenster, öffnet es und sieht im

Hofe das die beiden Este erwartende Schaffot ſich erbauen.

Drei Holzſtufen, ein rohes Gerüſt, das man jetzt mit dunkelrotem Tuche bedeckt, der ſchon oben ſtehende Block mit ſchwarzem Sammt überkleidet und, Alles leicht umhüllend, ein dünnes Schneegeſtöber! Wollte es die Brüder in den ewigen Winter einladen?

Sie ſtarrte auf die Gerichtsſtätte nieder, da weckte ſie ein leiſer dringender Ruf dicht unter ihrem Fenſter.

„Prinzeſſin, nehmt Euch des armen Don Giulio an! Bittet für! Verlangt Gnade!“ —

Noch ein flehender Blick unter einem breiten Arbeiterhute hervor begegnete ihren ſuchenden Augen, dann verlor ſich der Mitleidige ſchleunigſt unter die andern Zimmerleute.

Jetzt wurde von Dienern eine zweite, der nach dem Innern des Palaſtes führenden gegenüberliegende Thür geöffnet und eine richterliche Geſtalt in fließender Toga eingeführt.

Es war der Großrichter Herkules Strozzi, der etwas unmutig ſchien, Donna Angela zu erblicken

ſtatt des herzoglichen Paares, das er in der römiſchen Kammer zu finden erwartet hatte.

Da das Mädchen in ſeiner Rechten eine mit Siegeln verſehene Rolle ſah, rief es entſetzt:

„Das Todesurtheil! Iſt es unwiderruflich?“

Der Richter antwortete gemeſſen: „Es iſt noch nicht unterſchrieben, doch zweifle ich nicht, daß die Gerechtigkeit Don Alfonſo's es beſtätigen wird.“

„Gerechtigkeit! Menſchliche, nicht göttliche!“ ſprach Angela. „Habt Ihr vergeſſen, Ihr Richter, auf wem die erſte Schuld liegt? Vergaßet Ihr die Quelle der Verſchwörung, den Greuel des Cardinals?“ . . .

„Das iſt ein andrer Rechtsfall“, erwiderte Strozzi, den die Aufregung des Mädchens verſtimmte, „und hat mit unſrer heutigen Sache nichts zu ſchaffen.“

„O Ihr Lügner und Heuchler!“ rief ſie aus, „wenn Jemand gerichtet werden ſoll, wahrlich ſo bin ich ſchuldiger als Don Giulio!“

Der Richter ſchüttelte ungeduldig das Haupt.

„Und die Herzogin! Vertritt ſie nicht die Gnade?“ fuhr ſie fort. „Sie, auf die ich immer

noch gezählt habe und die so große Macht über den Herzog ausübt?“

„Nicht in diesen principiellen Rechtsfragen. Hier ist der Herzog unerschütterlich. Er ist überzeugt, wie von seinem Dasein, daß die Unverletzlichkeit der regierenden Person die Grundbedingung des neuen Fürstentums ist, wie es jetzt in Italien überall entsteht“, sagte Strozzi.

„Mit der Begnadigung Don Ferrante's und Don Giulio's würde er, glaubt der Herzog, den Untergang seiner Herrschaft besiegeln. Donna Lucrezia ist viel zu klug und hat sich von jeher gehütet, an eine persönliche Ueberzeugung des Herzogs zu rühren.“

„Und Ihr?“ reizte sie ihn. „Strozzi, theilet denn Ihr zu Ungunsten Eures blinden Freundes die fürstlichen Ueberzeugungen des Herzogs?“

„Ich vertrete das Recht in seiner Strenge!“ versetzte der Richter stolz.

Da wurde die breite, in's Innere des Palastes gehende Thür auseinandergeworfen, und es erschien der Herzog mit der Herzogin.

Während sich Angela in die bergende Fenster-

niſche zurückzog, nahmen die Hoheiten neben einander auf den Seſſeln Platz und ihnen gegenüber ſtand am Tiſche der Oberrichter und entfaltete ſeine Rolle.

„Das Urtheil iſt mir zwar bekannt“, begann Don Alfonſo, „und ich habe es Punkt um Punkt erwogen. Aber um den Formen zu genügen, Strozzi, leſet es uns, bevor ich unterzeichne, noch einmal langſam!“

Dieſer, den die Gegenwart der Herzogin berauſchte, trug, nicht ohne ſich mitunter ärgerlich zu mißreden, zum Verdruß des jedes Mal den Irrthum verbeſſernden Herzogs, das Erkenntniß feierlich vor.

Unterdeſſen ertönte von ferne aus dem Gefängnißthurme das Todtenglöcklein und Angela erblickte durch das Fenſter den Hinrichtungszug und ſah, wie die beiden Eſte mit einem Kapuzinerpater und den Scharfrichtern das Blutgerüſt betraten.

„Gebt, Oberrichter, damit ich unterzeichne“, ſagte Don Alfonſo und tunkte die Feder ein.

Da verließ Angela ihr Verſteck und warf ſich dem Herzog, ſeine die Feder führende Hand mit ihren beiden feſthaltend, zu Füßen!

„Nein, Don Alfonſo! Nicht Euern Bruder, ſondern mich laſſet bluten! . . . Ich bin die Schuldige! Bis heute ſchwieg ich, weil ich immer noch auf Euer und auf Lucrezia's Erbarmen hoffte! Jetzt aber ſei's geſagt! Zweimal war ich Don Giulio's Verderben! Das erſte, da ich mit meinem Lobe ſeiner Augen ſeinen Bruder, den Teufel, reizte — das zweite, da ich Eurem Gebote zuwider in ſeinem Pratello den Geblendeten aufſuchte und, mein Leid auf ſeines häufend, ihn zur Verzweiflung trieb!...“

Der Herzog maß die ſeine Kniee umfaſſende Borgia mit erſtauntem, mißbilligendem Blicke, doch ehe er ihr antworten konnte, wurde die Thür wieder geöffnet und es erſchien, allen unerwartet und von Niemand geladen, der kranke Cardinal.

Verzehrt bis zur Entkörperung, leicht gebückt, mit durchdringenden Augen unter der kahl und hoch gewordenen Stirn, ſchien er lauter Geiſt zu ſein, grauſam und allwiſſend.

Seine Diener rückten ihm einen Stuhl an den Herd und er ſetzte ſich neben die Flamme, während die Herrlichkeiten ſich ihm zuwandten.

„Ich bin zum Hochgericht gekommen, obgleich

mich Niemand rief", ſagt er mit leiſer Stimme .... „Doch ich habe eine Bitte an dich, Bruder! ..."

Schon aber hatte ſich die verzweifelte Angela von den Knieen erhoben, ſtand vor dem Feuer und unterbrach ihn. ...

„Trittſt du immer der Gnade in den Weg, Widerſacher! Beruhige Dich, Du wirſt Blut trinken! Hier iſt keine Gnade. .. Hier iſt die Hölle! ... Um Dich, mit Dir, in Dir war die Hölle von Anfang an! Iſt es doch ein Wort des Heilands, das Dich zum Greuel trieb! Das uns beide in die Verdammniß wirft!

„Die Purpurfarbe des göttlichen Erbarmens dringt durch bis in das perſiſche Märchen", ſagte Dieſe hier — ſie ergriff Lucrezia's Hand — „aus Deinem Purpur aber, Cardinal, bricht Haß und Blut hervor, ſobald man den heiligſten der Namen nur nennt!" ...

„Schweige, thörichtes Mädchen!" bebte es von den Lippen des Cardinals. „Ich könnte Dich erwürgen! Ich bin Deiner — ohne Gewährung — überſatt. Du biſt mir ein Abſcheu! ... Du haſt mir die Augen meines Bruders verhaßt gemacht,

die Himmelsaugen, die mich früher voll Vertrauen anſchauten!“

„Krank, und immer noch grauſam, Ippolito?“ ſagte die Herzogin und zog Angela in ihre Arme. „Hat dieſe nicht Recht, wenn ſie ſagt, daß die Fabel Ben Emin's etwas an Alledem verſchuldet hat?“

Der Cardinal wandte ſich langſam gegen ſeine Schwägerin und ſeine Augen brannten.

„Was weiß man von dem Nazarener?“ ſagte er. „Was man von ſeinen Reden und Thaten erzählt, iſt unglaublich und unwichtig. Ich kenne ihn nicht. Wird ein Gott gekreuzigt? . . . Ich weiß nur von dem durch die Kirche in den Himmel erhöhten König, von dem durch die Theologie geſchaffenen zweiten Gotte der Dreifaltigkeit. Sein der Himmel! Unſer die Erde! Unſer iſt hier die Gewalt und das Reich! Und es iſt Herrſcherpflicht, das Schädliche und Unnütze, das uns widerſteht, zu vernichten.

„Doch wir philoſophiren hier und draußen erwarten zwei den Tod. . . . . .

„Mit einem Worte, Bruder, ſie dürfen nicht

ſterben! . . Du gibſt ſie mir! Schütte kein Blut mehr über mein Haupt. . . . Es verwirrt und erſtickt mich. — Sehen darfſt Du die Fürſtenmörder nicht mehr! Verbirg ſie im Kerker, aber laß ſie leben um meinetwillen!“

Der Herzog ſann mit geneigtem Haupte, dann ſagte er: „Ich thue es ungern, es ſchädigt mein Fürſtenrecht. Aber ich will es lieber, als daß Dich zwei abgeſchlagene Häupter ängſtigen und zwei Todte in die Gruft nachziehen.

„Ich thue es Dir um des Vielen willen, das Du für Ferrara gethan haſt.

„Man öffne den Balkon! Wir treten hinaus, und Ihr, Großrichter, leſet das Urtheil mit dem Zuſatze der üblichen Begnadigungsformel.“

Sie erhoben ſich; der Cardinal aber blieb an der heruntergebrannten Gluth ſitzen. Er ließ ſich eine Decke über die Kniee legen, lehnte ſich in ſeinem Stuhle zurück und ſchloß die Augen. Er wünſchte nicht, als Zeuge der ihm gewährten Begnadigung geſehen zu werden.

Diener brachten Mäntel, Kopfbedeckungen und

Ueberwürfe, um die in's Freie tretenden Herrſchaften vor der Winterkälte zu ſchützen.

Während Lucrezia ſich in die Kapuze eines blendend weißen, aus der feinſten vlämiſchen Wolle verfertigten Nonnenmantels hüllte und Donna Angela ihr dabei behilflich war, näherte ſich ein Page mit unſchuldigem Geſicht, bog raſch, wie ein Chorknabe vor dem Altar, das Knie vor der Herzogin und überreichte ihr in einer ſilbernen Schale zwei verſchiedene Briefe, ein umfängliches Schreiben und ein leicht zu verbergendes Briefchen.

Lucrezia ließ einen ſchnellen Blick auf ihre Ueberſchriften fallen. Es war die ſchön fließende Handſchrift Bembo's und auf dem kleinen Briefchen — Lucrezia erſchrak zu Tode — das feine Frauenſchriftchen Cäſar Borgia's.

Sie ließ Beides in ihren weiten weißen Aermel gleiten, und da Angela ſie mit ängſtlicher Frage anblickte, legte ſie, Schweigen fordernd, den Finger an den Mund.

Die Frauen traten auf den Balkon hinaus und erblickten in dem engen Hofe auf dem Schaffot ganz nahe unter ſich die beiden Brüder.

Das Schneegeſtöber hatte aufgehört und ein lichter Abendhimmel blickte von hoch oben zwiſchen Mauern und Thürmen herab.

Das wimmernde Glöcklein ſchwieg, und Herkules Strozzi, der zwiſchen dem mit beiden Händen auf den eiſernen Korb des Balkons ſich ſtützenden Herzog und Lucrezia ſtand, begann das Urtheil mit völliger Gedankenloſigkeit vorzuleſen. Denn das wunderbare Weib an ſeiner Seite zitterte unerklärlich unter der weißen Wolle und ihre blaſſen und doch feurigen Augen ſchauten groß und geiſterhaft unter der Kapuze hervor.

Er empfand jene ſeltſame Angſt, welche die Begleiterin der höchſten Leidenſchaft iſt.

Während er die Begnadigungsformel verlas, welche die Todesſtrafe in ewigen Kerker verwandelt, und die alſo beginnt:

„Die Hoheit, aus der Fülle ihrer Macht und zugleich aus dem Born ihrer Gnade ſchöpfend....“ erhoben die Begnadigten ihre Häupter und ſchickten ſich an, dem Herzog zu danken.

Don Ferrante hatte ſich mit verändertem Entſchluſſe würdig in ſchwarzen Sammet gekleidet, und

ſeine Züge, frei von den Zuckungen und Verzerrungen, die ſie zu entſtellen pflegten, waren ernſt und gelaſſen.

„Ich danke Dir, Bruder Herzog,“ begann er, „aber ich nehme Deine Gnade nicht an. Ich habe mein Leben ſtets verabſcheut; warum, weiß ich nicht. Und da ich es nicht liebte, habe ich es mißbraucht und mich und Andere verachtet. Ueberall, wohin ich darin zurückblicke, ſehe ich nichts als thörichte Larven, Hohlheit, Neid und Nichtigkeit ..... nirgends eine reinliche Stapfe, wo Erinnerung den Fuß hinſetzen könnte, ohne ihn zu beſchmutzen! Ich fürchte mich vor dem Leben, daß Du mir ſchenkſt! Und ich ſehne mich, meines Ich's und ſeiner Angſt ledig zu ſein. — Lebet wohl, Brüder!“

Er zog eine kleine mit flüſſigem Gift gefüllte Phiole, die er ſich mit Gold für alle Fälle erkauft hatte, aus dem Buſen und zerdrückte ſie zwiſchen den Zähnen, bevor ihn Jemand daran hindern konnte. Er ſtürzte rücklings nieder und begann ſchmerzlich zu röcheln.

Während der erſchrockene Pater Mamette ſich über den ſchon Entſeelten beugte, brachten die Scharfrichter

einen der bereit gehaltenen Särge, der Kapuziner bettete den Todten hinein, und ſie trugen ihn weg.

Der Blinde war ganz allein auf dem Blutgerüſte ſtehen geblieben und weinte, denn er hatte gehört und errathen, was vorging.

Dann wandte er das Haupt nach der Zinne, wo ſeine Begnadigung verkündigt worden war, hinauf zu dem ſchweigenden Don Alfonſo, den er dort vermutete:

„Herzog, ich bin dankbarer für das Leben. Nicht wie Don Ferrante vergelt' ich Deine Gabe! Ich habe den Reichthum meines Daſeins wie ein Unſinniger verſchwendet. Nun ich blind bin und unter die Aermſten der Armen gehöre, ſchätze ich das Almoſen und halte es theuer. Ich bin von den Reichen zu den Armen gegangen. Ich bin geſtürzt und an der andern Seite der Kluft emporgeklommen, welche die Genießenden und Satten der Erde von den Hungrigen und Durſtenden trennt. Die Freude und ihre Genoſſen habe ich verlaſſen — ich gehe zu den Leidensbrüdern. Ja, redlich leiden und dulden will ich und darum dank' ich für das neue Leben!“ —

Da richtete der Herzog faſt gütig das Wort an ſeinen blinden Bruder:

„Ich habe nicht Alles begriffen, was Ihr geredet habt, Don Giulio; aber ich entnehme daraus, daß Ihr leben und Euch beſſern wollt. Das iſt ebenſo verſtändig, als chriſtlich. So reut es mich nicht, daß ich Euch begnadigt habe.“ Und er gab das Zeichen, den Eſte in ſein Gefängniß zurückzuführen, das im Eckthurme eines andern Hofes lag.

Er hatte noch nicht geendet, ſo verließ Donna Angela, die unter einer leichten ſchwarzen Halbmaske der Begnadigung beigewohnt hatte, auf fliegenden Sohlen die römiſche Kammer, um, über Gänge und Stiegen eilend, ihr abgelegenes Thurmgemach zu erreichen. Unter ihrem Erker mußte der Gefangene vorbeigeführt werden und dort pflegte ſie duftende Roſen. Davon brach ſie die ſchönſte und öffnete leiſe das Fenſter.

Jetzt kam er mit Pater Mamette, der ihn an der Hand führte. Sie warf ihm die Roſe zu.

„Da fliegt eine rote Roſe auf Euch nieder“, ſagte der Kapuziner, indem er ſie geſchickt auffing und dem Blinden überreichte. „Eine Güte Gottes be-

gleitet Euch in's Gefängniß!“ — und als der Blinde nach der falſchen Seite hin ſich verbeugte: „Nach rechts, Herrlichkeit! Die Blume fiel vom Fenſter der Prinzeſſin Angela.“

Da winkte Don Giulio mit beiden Armen empor und rief:

„Ich grüße Dich, geliebtes Unglück!“ —

Auf dem Balkon des Urtheils hatte während der Rede Don Alfonſo's Lucrezia mit ſeinen Fingern den Brief Don Ceſare's geöffnet und in verborgener Eile geleſen. Er lautete ehrgeizig und unheimlich fromm: „Schweſter, vernimm, daß es nach ſo vielen Widerwärtigkeiten Gott unſerm Herrn gefallen hat, mich aus dem Kerker zu ziehen. Möge dieſe herrliche Gnade zu ſeiner größern Ehre gedeihen! Ich ſtrebe nach Allem und verzweifle an nichts. Sende mir einen Mann nach Deiner Wahl, den beſten und begabteſten, den du finden kannſt, der mir in Italien dazu behilflich ſei. Nimm von ihm, wie Du es kannſt, für mich Beſitz. Du wirſt wagen, denn Du liebſt mich. Schicke mir ihn zu meinem Schwager dem Herzoge von Navarra. Ich umarme Dich.“

Mit brennenden Wangen, in der Schönheit des Wahnsinns, unfähig, dem Dämonenruf zu widerstehen, unempfindlich in diesem Moment für Furcht und Ehre, bestrickte Lucrezia den Richter, Leib und Seele, mit einem Blicke der Verführung.

Sie hielt ihn auf dem Balkone zurück, während der Herzog in's Gemach trat und sich an den Tisch setzte, der sich inzwischen mit eben angelangten, alle von Rom oder Neapel kommenden, an ihn und den Cardinal gerichteten Briefen bedeckt hatte.

Der beim Eintritte der Boten auflebende Ippolito hatte sich erhoben und gesellte sich seinem Bruder. Sie entsiegelten die Botschaften und waren bald in das wichtigste Gespräch versunken; denn alle diese Papiere handelten nur von einem Gegenstande, der Befreiung des Cesare Borgia und der Aussicht auf seine baldige Erscheinung in Italien.

Der fernblickende Cardinal war von der Größe der politischen Gefahr überzeugt und hingenommen, doch entging ihm auch das Nächste nicht, er ahnte den Zusammenhang. Sein Auge streifte den jetzt mit der Herzogin in einer Fensternische sich unterhaltenden Großrichter und verfolgte die reizenden

Biegungen und Wendungen ihres zarten Schlangenhalſes.

Mit dem frevelhafteſten Muth nahm in Gegenwart des Herzogs Lucrezia Borgia von Herkules Strozzi für den Bruder Beſitz. Der verwildernde Strozzi verlangte noch frevelhafter ſeines Wunſches gewährt zu ſein, bevor er in ſo gefährlicher Sendung das Leben wage. Da bebte Lucrezia vor Zorn und Abneigung.

„Geh'!“ flüſterte ſie ihm zu, und das Licht ihres Verſtandes durchblitzte ihre Leidenſchaft. „Geh' zu Ceſare! Schiebe nicht auf! . . . Willſt Du warten, Thor, bis der Herzog das Kommen meines Bruders erfährt und uns Allen bei Lebensſtrafe verbietet, mit ihm zu verkehren? . . . Dann erſt iſt Dein Leben verwirkt. Eile! . . . Sieh hinüber . . . jetzt vernimmt er das Ereigniß! Fort aus den Thoren von Ferrara!“

Strozzi zögerte aus ſchlimmen Abſichten und ſchon kam der Rath zu ſpät.

Vor dem Herzog ſtand ſein Haushofmeiſter, dem er den Auftrag gab, ſofort den ganzen Hofſtaat und alles Ingeſinde des Palaſtes in die römiſche Kammer zuſammenzurufen.

In wenigen Minuten füllte ſich dieſe. Der Herzog trat in die Mitte der Verſammlung und redete, Lucrezia feſt an der Hand haltend:

„Ihr Alle! Eben erhielt ich gewiſſe Nachricht, daß Don Ceſare Borgia, den ſie den Herzog der Romagna nannten, aus Spanien entflohen iſt und jeden Augenblick unter uns erſcheinen kann.

„Dieſer Mann iſt ein Zerſtörer und Verderber Italiens. Wer von Euch mit ihm ſich einläßt, auf welche Weiſe immer es ſei, büßt dafür mit dem Leben. Ohne Unterſchied! ohne Gnade!

„All dieſes unbeſchadet meiner Hochachtung und Eurer Verehrung für Donna Lucrezia, Eure erlauchte Fürſtin, der ich traue wie mir ſelbſt, und der Ihr zu gehorchen habt, wie mir ſelbſt.“

Er drückte ihr die Hand und ſie gab ihm einen warmen Dankesblick, obgleich ſie ihn verrieth.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begleitete der Oberrichter den Cardinal, der ſich, die Treppe hinabſteigend, auf ihn ſtützte, bis zu ſeiner Sänfte und dieſer ſcherzte:

„Eigentlich iſt es kein Wintergeſpräch . . . aber

ſagt mir, Strozzi, wie ſtellt Ihr Euch das Gefühl einer Mücke vor, die ſich die Flügel an einer brennenden Kerze verſengt? Meint Ihr, daß ſie Schmerz fühle? Ich meine, kaum, ſonſt würde ſie ſich nicht immer von Neuem in die glänzende Flamme ſtürzen! Ich denke, ſie ſtirbt in Rauſch und Taumel! . . . Nicht?“

Zehntes Capitel.

Nachdem Lucrezia auf jenem Balkon über dem Blutgerüſte der beiden Eſte, von dem Triumphſchrei und Hilferuf Don Ceſare's erſchreckt und überwältigt, in plötzlichem Liebesgehorſam gegen ihren Bruder den Richter Strozzi zu ihrem Mitſchuldigen gemacht hatte, fiel ſie ein paar Stunden ſpäter, aus dem Zauber halb erwachend, in Reue und fühlte ſich voll Bitterkeit gegen den feigen Mann, der, ſtatt vor ihrer Schwäche enthaltſam zurückzutreten, das Verhängniß ihrer alten Knechtſchaft mißbrauchte, um, der Niedrige, Forderungen zu ſtellen, die ſie, ſo lange ſie ihrer ſelbſt und ihrer vollen Beſinnung mächtig blieb, niemals gewähren konnte. Ein tödtlicher Widerwille gegen den ſeiner Leidenſchaft blind gehorchenden Richter, der ihr,

ſeiner Fürſtin, einen gemeinen Handel antrug, bemächtigte ſich ihrer. Sie war Schuld daran und ſie haßte ihn darum.

An jenem Abend entfaltete Lucrezia in der Heimlichkeit ihres Schlafgemachs ihren zweiten Brief.

Hier meldete ihr der treue Bembo von Rom aus die Wiedererſcheinung Don Ceſare's in Italien und beſchwor ſie knieſällig, ſo ſchrieb er, nicht einen Augenblick zu zögern, ſondern ſich ihrem Gemahl flehend in die Arme zu werfen und dort durch das Bekenntniß ihrer Schwäche Schutz gegen ſich ſelbſt zu ſuchen.

Ueber dem Brief war ſie todesmüde bei brennenden Kerzen in Schlummer geſunken, aber aus den beginnenden Träumen wieder aufgefahren. Es hauchten Geiſterwinde und bewegten die Flämmchen der Kerzen.

Sie ſtarrte in eine dunkle Ecke, bis ihre unverwandten Blicke dort die Erſcheinung Cäſar's geſtalteten. Jetzt, jetzt trat er hervor und ſchritt auf ihr Lager zu, die Sammtmaske, die er immer trug, von den wohlbekannten, bleichen Zügen hebend.

Da ſtieß Lucrezia durchdringende Schreie aus

und weckte damit die in der Kammer nebenan ſchlafende Angela, die ihr zu Hilfe eilte und bis zum Hahnenſchrei neben ihr ſaß.

Im erſten Morgenſchimmer las die Herzogin den Brief Bembo's zum andern und zum dritten Male. Dann erhob ſie ſich ſchleunig und lief im Schlafgewand auf' nackten Sohlen über die kalten Steinplatten der Schloßgänge in die Kammer Don Alfonſo's.

Sein Lager war leer. Er war in noch früherer Stunde verreiſt, eine Zeile zurücklaſſend, er eile nach Bologna, um bei der Gefahr dieſer Zeit an der Seite ſeines Lehnsherrn, mit dem nicht zu ſcherzen ſei, der Heiligkeit Julius des Zweiten, in Treue gefunden zu werden. Er gebe ſeiner Gemahlin die Regentſchaft und zum Berather den Cardinal Ippolito.

Hilflos, ſchutzlos, weinend wie ein Kind kehrte Lucrezia in ihre Kammer zurück.

Im hellen Tageslicht wichen die Geſpenſter, doch die Herzogin, deren der Bruder ſich nach und nach wieder völlig bemächtigte, begann mit allen Kräften ihres Geiſtes für ihn zu wirken und jede Stunde ihres Lebens in ſeinem Dienſte zu verwenden, in-

dem ſie ſich einbildete, ſie thue aus treuer Schweſterliebe, die das Natürlichſte in der Welt ſei, Erlaubtes und Unerlaubtes für einen großen und unglücklichen Fürſten, ihren geliebten Bruder.

War er nicht noch ein Jüngling mit unendlicher Zukunft? Von ſeiner Berechtigung aber, in ſeinen verlorenen Beſitz zurückzukehren und in Italien die Herrſcherrolle zu ſpielen, kraft ſeiner Geburt und ſeiner ſeltenen königlichen Begabung, war ſie völlig überzeugt.

Dem Großrichter hatte ſie eine Zeile geſchrieben, welche die geheime Botin, ihre Kammerzoſe, ihr wieder zurückbringen mußte, und worin ſie ihm ſagte, ſie habe geſtern in der römiſchen Kammer in Freude und Beſtürzung über den unerwartet befreiten Bruder Worte geredet, auf die ſie ſich nicht mehr beſinne, und deren ſich Strozzi auch nicht erinnere, warum ſie ihn nicht einmal bitte, weil ſich das bei einem Edelmanne von ſelbſt verſtehe.

Der Anfang des neuen Jahres war eine Zeit der Angſt und Gefahr für ganz Italien. Die Völker waren aufgeregt. Die Höfe lauſchten in athemloſer Spannung über die Meeresalpen und die

Pyrenäen, während Cäſar anfangs wenig von ſich hören ließ, und ſich, wie der Drache ſeiner Helmzier, aus ſeinen eigenen Ringen langſam emporhob.

Welche Möglichkeiten!

Er konnte aus der herrenloſen Romagna als Condottiere der Venetianer den Papſt verjagen. Er konnte, als Verwandter des Königs von Frankreich, durch irgend eine Wandlung der Dinge, von dieſem an die Spitze eines ſeiner in Italien liegenden Heere geſtellt werden.

Man wußte, es war eine Thatſache, daß Ceſare Borgia in Italien beliebt war. Der Inſtinkt des Volkes und die Begeiſterung der Kriegsleute feierten ihn als den Begünſtiger der heimiſchen Waffen und den grauſamen, aber nützlichen Vertilger der kleinen Stadttyrannen. In der Romagna, ja ſelbſt im Ferrareſiſchen, dem Eigenthum der Eſte, vergötterte ihn die Volksmaſſe und krönte ſein Andenken, wie einſt das unterſte Rom das Andenken Nero's bekränzte, an deſſen Untergang es auch niemals hatte glauben wollen.

Es war ein unheimliches Frühjahr. In den Staatskanzleien wachten die Schreiber über der

Feder und nächtlicher Weile flogen auf den sturmgepeitschten Landstraßen die Pferde vermummter Boten.

Die Herzogin erschien blaß und angegriffen; denn auch sie legte die Feder nicht aus der Hand. Es galt, die befreundeten italienischen Höfe von den guten Absichten Cesare Borgia's zu überzeugen. Sie versicherte sowohl mit den heiligsten Betheuerungen, als mit den feinsten und anmuthigsten Wendungen, er komme mit edeln, friedlichen Gedanken und gerechten Absichten. Und dies that sie aus eigener Klugheit noch vor der Ankunft des zweiten Boten ihres Bruders.

Dieser, ein gewisser Federigo kam mit einem Schreiben an die Herzogin von Ferrara und in einer Sendung an Papst Julius, den Eroberer von Bologna. Der heilige Vater aber warf den Gesandten Cäsar's in den Kerker und Lucrezia gab sich viele vergebliche Mühe, den Kanzler ihres Bruders, wie sie den Abenteurer betitelte, von der gestrengen Heiligkeit loszubitten. Auch den eigenen Gemahl bat sie dringend, ihr in dieser Sache beizustehen. Doch Don Alfonso rieth dem Papste im Gegentheil,

den zweideutigen Gesandten in der Stille erdrosseln zu lassen — ebenfalls vergeblich, denn der Bote entschlüpfte.

Dergestalt hatte die Herzogin hundert Anliegen und Geschäfte zu Gunsten ihres Bruders. Alle mit der höchsten Klugheit eingeleitet, gefördert, oder aus Vorsicht geschickt wieder abgebrochen!

Durch wenige Zimmerbreiten von ihr getrennt, bemühte sich in demselben Schlosse bis tief in die Nacht der leidende Cardinal ihre Verbindungen mit Don Cesare auf's Genaueste zu überwachen und alle ihre Pläne zu studiren, um sie bis auf einen gewissen Punkt reifen zu lassen und dann zu vereiteln.

Vor seinem Zurücktritte aus dem ferraresischen Staatsdienst und der Entlassung seiner ausgesuchten und vorzüglich geschulten polizeilichen Werkzeuge reizte es ihn, sein diplomatisches Meisterstück zu liefern.

So überblickte er das ganze Gewebe Lucrezia's und bewunderte in der Stille seiner Arbeitsräume den Vorrath schärfsten Verstandes und unerschöpflicher Auskünfte, welche die Herzogin in einer zum

Voraus verlorenen Sache anwendete. Denn er fing ihre Briefe auf, las sie, versiegelte sie wieder kunstvoll und schickte sie dann gewissenhaft an ihre Bestimmung mit sie begleitenden Schreiben entgegengesetzten Inhalts aus seinem Interessenkreise, welche die Wirkung der ihrigen vollständig zerstörten.

Und das that er, ohne daß Lucrezia eine Ahnung davon hatte. So hatte es der Herzog angeordnet, der die Gemahlin mehr als je liebte, und um jeden Preis schonen, in keiner Weise bloßstellen wollte; denn er wußte, daß die kluge und reizende Lucrezia bei der Annäherung Cäsar's ihrer selbst nicht mehr mächtig war, und wieder in den Bann ihres alten Wesens, ihrer früheren Natur gezogen, schuldvoll und schuldlos sündigte.

Demselben Wohlwollen gegenüber dem verführerischen Weibe verfiel auch der Cardinal. Er bewunderte den schützenden Zauber des von ihr ausgehenden Liebreizes und verbündete sich, so weit es in Alfonso's Interesse möglich war, mit dieser seltsamen Macht, welche Lucrezia von jung an aus begrabenden Wellen gehoben und an zerschmetternden Abgründen vorüber geleitet hatte.

So genoß er, die Kluge ſtündlich täuſchend, kein Vergnügen der Bosheit, ſondern er glich dem Arzte, der von einer lieben Kranken, die an Wahnſinn leidet, Gifte und tödtende Waffen entfernt.

Auch die Regentin, obgleich ſie das Gegenſpiel des Cardinals theilweiſe errieth, blieb ihm aus Klugheit und unbewußter Achtung einer verwandten Anlage gleicherweiſe gewogen.

Sie zog ihn oft zur Tafel und dann entſpann ſich bald das anregendſte Geſpräch, in welchem Eines das Andre zu enträthſeln und zu erhaſchen ſuchte, dem feinſten Schachſpiele vergleichbar. Nur daß die Herzogin jeden Vortheil emſig benützte, während der überlegene Cardinal ſie mitunter lächelnd auf einen von ihr begangenen Fehler aufmerkſam machte, oder eine von ihm genommene Figur großmüthig ſtehen ließ.

Federigo, Cäſar's Bote, hatte der Herzogin, bevor er nach Bologna zu der Heiligkeit des Papſtes zog und von ihm gefeſſelt wurde, im Geheimniß den zweiten Brief des Bruders übergeben. Es war ein Schreiben von wenigen dringenden Linien, zwiſchen

denen, nur dem Auge Lucrezia's ſichtbar, verruchte Anſchläge und teufliſche Einflüſterungen lieſen.

Nachdem der Verführer gemeldet, er habe mit dem Könige von Frankreich angeknüpft, bis jetzt zwar ohne Erfolg, den er abwarten könne, da er für's Erſte nach Italien ſtrebe, ſchrieb Cäſar: Um dort Fuß zu faſſen, bedürfe er durchaus eines Gehülfen, eines ungewöhnlichen Mannes von bedeutenden Eigenſchaften und ebenſo gefälliger als imponirender Erſcheinung. Er wiſſe einen, wahrlich wie gemacht, ihm zu dienen, den Richter Herkules Strozzi. Er kenne ihn wohl, denn der Vater ihres Gemahles, weiland Herzog Herkules, habe ihm dieſen Strozzi, einen Jüngling von klaſſiſchen Zügen und ſtrengem Betragen, als ſeinen Geſchäftsträger in die Romagna geſendet, damals da er auf dem Gipfel ſeiner Macht geſtanden, welchen er mit Gottes und des Schickſals Gunſt und der geliebten Schweſter Hilfe wieder zu erſteigen hoffe.

„Theuerſte", ſchloß er, „thue, was Dir möglich iſt, das Größte und Aeußerſte, um dieſen Einzigen, den ich als einen Bruder ſchätze, für mich zu gewinnen."

Lucrezia erbleichte über dem Briefe. Aber sie hatte jetzt seit Wochen wieder mit Cesare in seinen vielen, auch seinen jugendlichen und liebenswürdigen Gestalten zusammengelebt. So hatte er sich, obschon ein Abwesender, wieder mit ihrem ganzen Denken verschmolzen und ihre Seele mit seinem Frevelsinn verpestet.

Zwar sie widerstrebte kräftiger als früher dieser schmachvollen Sklaverei. Aber war sie nicht an Cäsar, als an ihr Schicksal, geschmiedet, seit er sie vom Sterbelager ihres zweiten, von ihm gemordeten Gemahles wegriß, und sie den Widerstand vergaß?

Sie gehorchte ihm wiederum.

Sie berief den Richter, hielt aber Angela neben sich und faßte sie bei der Hand, um nicht einen Augenblick mit ihm allein zu sein.

Herkules Strozzi wurde in das enge Oratorium der Herzogin geführt, die ihm schweigend den Brief ihres Bruders bot.

Nachdem er ihm gelesen — nur einmal — denn die tückischen Worte, die seine Leidenschaft stachelten und ihr schmähliche Dienste zu leisten

ſchienen, hatten ſich ihm ſchon auf ewig eingebrannt, ſchwieg er und ſchwelgte in glühenden Träumen. Er ſah Ceſare ſiegreich nach der Krone Italiens greifen. Er ſah ſich ſelbſt als ſeinen Kanzler an ſeiner Seite. Der Herzog von Ferrara war verſchwunden, wohl von Ceſare Borgia ausgelöſcht und aus der Mitte gethan. Lucrezia wiederum Braut, jugendlicher und heller als je, ſtand vor ſeinen trunkenen Augen in derſelben triumphirenden Lichtgeſtalt, wie er ſie bei ihrem Einzuge in Ferrara geſchaut hatte.

Er ſah ſie mit den Blicken ſeiner taumelnden Sinne, denn, die vor ihm ſtand, war eine Andre. Zwar lächelte ſie auf das Geheiß des Bruders, doch die großen lichten Augen ſtarrten verſteinernd, wie die der Meduſe. Er aber ſah ſein Verderben nicht. Heuchleriſch redete er, der geborene Republikaner, von Cäſar Borgia's Gerechtigkeit, die er immer bewundert habe. Die Kleinen und Schwachen habe der Großmüthige geſchützt und gehegt, wie der Blitz Jupiter's habe er nur die ſtolzen Zinnen getroffen. Er pries die Tugend der Stärke. Er lobte die Gewaltthat, die durch die Unterdrückung

des Rechts in das höhere Recht zurückführe. So erschöpfte er das ganze ekle Wörterbuch des Tyrannenlobs; und er wäre ein Abscheulicher gewesen, wenn er geglaubt hätte, was er sagte; aber er redete unüberzeugt und leer, während er nur ein Begehr hatte, der vor ihm stehenden Lucrezia irgend eine Gewährung, einen Lohn abzulocken oder abzuzwingen.

Zuweilen stammelte er dieses Ziel verfolgende, irre Worte, unheimlich gemischt mit dem Loblied der Gewaltherrschaft. Dann aber sah er plötzlich auf dem Munde Lucrezia's ein Lächeln zucken, bitter wie der Tod. Er sah die ernsten und tieftraurigen Augen Angela's unter richtenden Brauen auf sich geheftet. Und, mehr als der Prunk der ihn umgebenden Cruzifixe und heiligen Bilder, erschreckte ihn der stumme Vorwurf des unschuldigen Mädchens.

Er mußte darauf verzichten, das kleinste gewährende Wort mit sich zu nehmen.

Da sann er eine Weile mit verschränkten Armen und unglücklichem Antlitz.

„Ich gehe zu Don Cesare!“ sagte er dann. „Was schickt Ihr ihm durch mich, Madonna?“

„Euch ſelbſt!“ antwortete Lucrezia. „So ſieht der Bruder, daß ich ihm gehorche.“

„Darf ich ſagen, daß Ihr ihm willig gehorchet?“

Lucrezia antwortete nur mit einem ſchwachen Lächeln. Raſch verſchwand er.

Da umſchlang das Mädchen die Schultern Lucrezia's und fragte ſie, Auge in Auge:

„Was wollte der Menſch mit ſeinem Lallen immer und immer wieder ſagen? Was erhält er zum Lohn? Was giebſt Du ihm? — Den Tod?“ . . .

Die Herzogin lächelte wiederum und ließ die Fragerin allein.

Dieſe warf ſich auf den Betſchemel nieder. Aber, das Vaterunſer flüſternd, konnte ſie den Gedanken nicht los werden:

„Mit einem unüberlegten Worte habe ich einen Menſchen geblendet und kann es nie verwinden! Dieſe aber lächelt, indem ſie einen Menſchen überlegter Weiſe in den ſicheren Tod ſendet.“

Doch hielt ſie ſich darum nicht für die Beſſere, ſondern verſchloß das gemeinſame Elend in ihrer barmherzigen Bruſt.

Es war an einem Märztage nach Mitte des Monats, daß der Cardinal bei schon geöffneten, mit dem blausten Lenzhimmel gefüllten Fenstern bei der Herzogin speiste.

Da fiel das Gespräch gelegentlich auf den Großrichter Herkules Strozzi, von dem der Cardinal behauptete, er habe Ferrara heimlich verlassen.

Darauf äußerte die Herzogin, unmerklich erbleichend, ihre Verwunderung, daß ein so gewissenhafter Beamter eine längere Reise ohne Urlaub unternommen habe, welchen zu ertheilen die Sache der Regentin sei, wie sie glaube.

Der Cardinal erwiderte, Herkules habe sich bei seinen zwölf Collegen beurlaubt, wohl mit dem Bedanken, in Abwesenheit des Herzogs dürfte das genügen. Uebrigens habe er vorgewendet, eine Familiensache der Strozzi verlange seinen schleunigen Besuch in Florenz.

Die Herzogin und der Cardinal ergingen sich dann in allerlei Vermuthungen über die wahre Ursache dieser Abreise; da sie aber eine einleuchtende nicht finden konnten, vereinigten sie sich dahin, die vorgegebene könnte am Ende die wahre sein.

Beide wußten mit voller Gewißheit, daß Herkules Strozzi bei Cäsar Borgia war.

Wenn ihre Augen hätten den Raum durchdringen können, so hätten sie die Beiden gesehen, den gefürchteten Herzog und den Richter, vom Wirbel bis zur Zehe gepanzert, wie sie unter einem glorreichen Südhimmel durch blühendes und duftendes Haidekraut an den Krümmungen eines Absturzes emporkrochen, über sich die vier steilen Thürme einer gothischen Burg mit Mordgängen und Schießscharten, sie beschleichend, nebst vielen andern Bewaffneten.

Sie hätten gesehen, wie ein Steinregen von den belagerten Zinnen sprang und manchen Klimmenden in den Abgrund warf. Gesehen, wie jetzt ein Block sich von der Burg herabwälzte, in gewaltigen Sätzen von Fels zu Fels sprang, den schrecklichen Sohn des Papstes traf und ihn zerschmettert in die Tiefe stürzte.

Elftes Capitel.

April kam und überſchüttete Ferrara mit Blüthen. Lucrezia ließ die Mäuler der herzoglichen Ställe bepacken, denn ſie wollte nach einem ihrer Landhäuſer hinausziehen.

An einem ſchon die Sieſta verlangenden Nachmittage ſaß ſie mit Donna Angela an dem offenen Fenſter läſſig vor dem Schachbrett und lauſchte dem Singen ihres im Hofe beſchäftigten Geſindes und der Treiber. Es war ein Liebeslied, welches der üppige Lenz erregte, aber die Ehrfurcht dämpfte.

Jetzt verſtummte dieſes völlig und unter dem Hofthore klirrte der Hufſchlag von Pferden.

„Gäſte!“ ſagte Donna Lucrezia, und die Frauen erhoben ſich.

Die Diener, welche ihm die Thür öffneten, wegdrängend, trat der Herzog ein.

„Ich komme von Rom", begann der Staubbedeckte, „und bin scharf geritten, da ich mich nach Euerm Antlitz sehnte, liebe Frau" — er ergriff und küßte ihre Hand „und bin herzlich froh, wieder bei Euch zu sein! Doch bedaure ich, Euch eine Trauerbotschaft zu bringen. Euer erlauchtester Bruder, der Herzog von Romagna, ist nicht mehr unter den Lebenden.

„Die Nachricht ist sicher. Sie kam über Neapel und fand mich in Rom."

Er zog einen Brief aus dem Wams und entfaltete ihn.

„An den Iden des Märzes, wie einst der römische Julius Cäsar, sein Vorbild und Namenspatron, fiel Don Cesare in einer Schlucht vor dem spanischen Schlosse Viana, das er im Dienste seines Schwagers, des Königs von Navarra, mit großer Tapferkeit berannte. — Also steht hier geschrieben."

Solches berichtete der Herzog mit diplomatischer Genauigkeit. Noch fügte er bei: „Ein früher und ritterlicher Tod!" Dann schloß er mit Frömmigkeit:

„Requiescat in pace! Requiem eternam dona ei, domine!“

Während dieſer Rede beobachtete er die Herzogin aufmerkſam.

Dieſe war eine Weile verſteinert geſtanden. Dann brach ſie mit einem Schrei zuſammen und ſank in die Kniee. Nicht anders als ein geraubtes Weib, welches ihr von einem Pfeile durchbohrter Entführer plötzlich fallen läßt.

Auch der Herzog, der keine Dämonen kannte, ſah ſie aus unſichtbaren, ſie umklammert haltenden Armen ſtürzen. Er hob die Geſunkene an ſeine Bruſt, die ſie mit ungezähmten Thränen überſtrömte.

„Du mußt wiſſen ... laß Dir's ſagen ... ich verrieth Dich ... ich mißgehorchte Dir“ .... ſchluchzte ſie erſtickend.

Der Herzog aber beruhigte ſie liebevoll. „Jetzt, Lucrezia“, ſagte er, „erſt heute wirſt Du ganz und völlig die Meinige.. Siehe, bis dahin beſaß Dich der Geiſt Deines Hauſes, der mein Gefühl beleidigt und mein Urtheil herausfordert. Ich habe mich mit Dir vermählt aus Staatsgründen und aus Gehor-

ſam gegen meinen Vater, ohne Dich zu kennen, außer durch das unheimlichſte Gerücht. Höchſt widerwillig! Als ich Dich aber erblickte, bezauberteſt Du mich! Denn welcher Sterbliche mag Dir widerſtehen?

„Auch erfüllte mich Dein guter Wille, den ich wohl unterſchied, und Dein ernſtes Beſtreben, Dich von den unmöglichen Sitten und dem geſetzloſen Denken Deiner Familie zu trennen, und den ſchützenden Boden eines rechtlichen Daſeins zu betreten, mit Sympathie, ja mit Ehrerbietung. Das Blut der Borgia begehrte täglich in Dir aufzuleben und Dich zurückzufordern. Doch, ſiehe, nun biſt Du frei geworden. Die Deinigen alle ſind verſtummt und bewohnen die Unterwelt, woher keine Stimme mehr verwirrend zu den Lebenden dringt.“

Lucrezia ſeufzte ſchwer. Es war ein tiefer Schmerzenston und zugleich ein Aufathmen der Erleichterung und Entbürdung. Und dann kam, wie das Blut aus einer Wunde ſprudelt, ein reuiges Klagen, ein verzweifeltes Sichgehenlaſſen, ein nacktes Geſtändniß deſſen, was ſie von jeher für Cäſar geſündigt und von ihm erlitten.

Don Alfonſo erfuhr nichts Neues. Aber Angela, deren Gegenwart Lucrezia unter der Uebermacht ihres Gefühles vergaß oder für nichts achtete, wechſelte die Farbe und erduldete für die Andere alles Entſetzen des Frevels und alle Qualen der Schande.

Jetzt umfing Lucrezia, vor dem Herzog niederſtürzend, ſeine Kniee, ergriff ſeine Hände und bedeckte ſie mit Küſſen. „Ich bin die Maria Magdalena“, ſchluchzte ſie. „Mein Herr hat mir vergeben, und jetzt iſt kein Theilchen meines Weſens mehr, das nicht ſein eigen wäre. . . Ich habe das Leben verwirkt, Dein Gebot übertretend, aber Du ſchenkſt es mir! Und nun darf es nicht mehr mein, ſondern es ſoll das deinige werden!“ . . .

„Herr“, ſagte ſie unverſehens mit einer ſchmeichelnden Gebärde, „ich habe ein Anliegen an Euch.“

Der Herzog glaubte, ſie wolle ihm von Strozzi reden und zog die Brauen zuſammen.

„Geſtattet mir“, bat ſie, „daß ich von nun an den Bußgürtel trage!“

Don Alfonſo lächelte. „Ich erwartete ein anderes Anſinnen,“ ſagte er.

„Und welches?“ fragte ſie.

„Eure Fürſprache, Madonna“, erwiderte der Herzog, „für einen Schuldigen, der ſeinen Kopf auf's Spiel geſetzt und ihn verloren hat.“

„Wen meint Ihr?“ fragte Lucrezia ehrlich verwundert.

Herkules Strozzi war ihrem Gemüthe gänzlich entfallen, ſeit er ihr durch den Tod des Bruders entbehrlich und gleichgültig geworden war, und der Herzog empfand die Genugthuung, daß der ſtolze Römerkopf nicht im Gedächtniſſe ſeines Weibes, noch weniger aber in ihrem Herzen haſte, ja, daß Strozzi unmöglich jemals den geringſten Werth für Lucrezia beſeſſen haben konnte.

Das ſtimmte ihn gnädig, ſo ſtrenge er ſonſt jeden Ungehorſam zu ahnden pflegte. Er betrachtete ſein Weib, das er nun als ein geſichertes Eigenthum beſaß, mit einer Art von Rührung. Noch nie hatte er ſie ſchöner geſehen.

Die Goldhaare, die ſich während ihres leidenſchaftlichen Bekenntniſſes gelöſt hatten, ringelten ſich um ihre vollkommenen Schultern, und die zartblauen Augen brannten feurig.

Er hob eine ihrer blonden Lockenſchlangen zum Munde und küßte ſie mit Inbrunſt. Dann ſagte er, als der Mann der Ordnung, der er war:

„Ruhet vor dem Mahl ein wenig, Herzogin, und rufet Eure Frauen, daß ſie Euch zurecht machen. Denn, wenn Ihr ſo ſeid, werde ich auf das Licht und die Luft, die Euch umgeben, eiferſüchtig.“

Angela zitterte vor Empörung, daß Lucrezia in unglaublicher Selbſtſucht ihren Mitſchuldigen vergaß, und in ihrem innern Jammer warf ſie ſich vor, daß auch ſie ihren unglücklichen Blinden in ſeinem Kerker vergeſſe. Es war ein ungerechter Vorwurf, den ſie ſich machte, denn ſie drückte, bildlich geſprochen, ihre Stirn, und deren Gedanken, ohne Unterlaß und bis zum Schmerze an die Eiſenſtäbe ſeines Kerkerfenſters.

Als ſie bei Kerzenſchein neben der Herzogin am Spätmahl ſaß, überwältigte ſie dies Jammergefühl, und da ſie Lucrezia die Speiſen, welche ſie dem Herzog zärtlich vorlegte, koſten und ihm rothen Neapolitaner, zuerſt davon ſchlürfend, kredenzen ſah, war es ihr, als trinke Lucrezia Menſchenblut.

„Base“, flüsterte sie ihr zu, „vergeßt Ihr das verwirkte Haupt?“

Lucrezia erschrak und erinnerte sich. Des Herzogs Schulter mit den zarten Fingern berührend, fragte sie leichthin: „Schenkst Du mir den Strozzi, Alfonso?“

Der Herzog, der eben aus weichem Brot ein kleines Geschütz knetete, warf es weg, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sann ein wenig. Dann sprach er: „Herrin, da ich auf Strozzi gerechter Weise nicht eifersüchtig sein kann, und seine Anbetung Eurer Person eine Schuld ist, die er mit allen Männern theilt, so bleibt mir nur sein Ungehorsam gegen mein ausdrückliches Gebot zu bestrafen. — In der andern Wagschale liegt Euer Fürwort, Madonna, und die ungewöhnliche Fachtüchtigkeit des Mannes.

„In Wahrheit, es widerstrebt mir, ihn aus einer Welt wegzuräumen, welche so viel Geschmeiß unnützer und nichtiger Menschen ernährt.

„Betrachtet den Fall, meine Kluge. Es ist unmöglich, den Menschen zu begnadigen, ohne daß ich ihn vorher richte. Richte ich ihn aber, so kann ich es

nicht verantworten, einen ſo frevelhaften Ungehorſam meiner erſten Magiſtratsperſon zu verzeihen. Eines aber kann ich — ihn vergeſſen. Sendet nach ihm, Herzogin, heute noch! ſogleich!“ Er rief einen Diener und gab ihm den Befehl. „Sprecht zu ihm, Lucrezia; prüfet ihn! Bringet ihn dazu, daß er aus Ferrara vor der nächſten Sonne verſchwinde. Er gehe, wohin es ſei — nach Florenz, wenn er will, da er florentiniſchen Urſprungs iſt. Sein Wiſſen bürgert ihn überall ein. Nicht einmal aus Italien verbanne ich ihn; er thue, als ſei er niemals nach Ferrara zurückgekehrt.

„Wiſſet, ich begegnete ihm durch einen ärgerlichen Zufall an der Zollſtätte des Südthors, wo ich, einreitend, ſeine Geſtalt aus den Zollbeamten hervorragen ſah, mit denen er ſich herumſtritt. Weder begrüßte er mich, noch verbarg er ſich. Die Vermeſſenheit ſeiner Haltung hatte etwas Beleidigendes. Eure Mühe wird umſonſt ſein, fürchte ich, Madonna.

„Der Verlorene wird nicht weichen wollen — ſo ſtirbt er. — Schade um ihn. Er iſt ein vorzüglicher Juriſt.“

Der Herzog erhob ſich von der Tafel und ver-

abſchiedete ſich bei der Herzogin, die der Uebung gemäß ſich für eine Woche zu den Clariſſen zurückzog, um für das Seelenheil des verblichenen Bruders zu beten.

Dann verabredete er mit ihr noch leiſe, unter welchen Worten verborgen, ſie ihm durch den Haushofmeiſter das Ergebniß ihrer Unterredung mit Strozzi melden ſollte.

Dieſe fand in einem kleinen Rundzimmer unter den drei Flämmchen einer ſchwebenden Ampel in Gegenwart Angela's ſtatt und war kurz und ſtürmiſch.

Ungeſtüm trat Strozzi auf mit flammenden Augen und eherner Stirn, gebräunt von Wind und Sonne des Feldzugs. Ungeladen rückte er ſich einen Schemel zu Füßen der Herzogin.

Dieſe war völlig ohne Furcht. Ihr von den reichlich vergoſſenen Thränen gebadetes Angeſicht war hell und friedlich.

Strozzi täuſchte ſich keinen Augenblick darüber, daß er mit dem Tode Don Ceſare's für ſie zu einem Schatten, zu einem Nichts geworden war. Und doch war er geſonnen, durch den Gefallenen ewig mit ihr verbunden, nicht von ihr zu weichen.

„Erzähle ich Euch", fragte er, „die letzten Augenblicke des Bruders?"

„Nein, Strozzi. Ich weiß, daß er nach der Art seines Hauses tapfer unterging, und weiß, daß er in Pampelona mit allen christlichen Gebräuchen bestattet wurde — der Aermste."

Von jetzt an nannte Lucrezia den Dämon, der ihr Bruder gewesen war, nicht anders mehr als den Aermsten, so wie sie ihr Ungeheuer von Vater längst den Guten nannte.

Dann fuhr sie mit einem Seufzer fort: „Der arme Bruder bedarf der Fürbitte! Und noch heute Nacht werde ich mich, um dieser Pflicht zu genügen, zu den Clarissen zurückziehen, in Uebereinstimmung mit dem Ermessen meines erlauchten und geliebten Gemahls."

So sagte sie, und es war ihr Ernst, ohne sich von dem Hohngelächter in den Augen des Richters über die Frömmigkeit Lucrezia Borgia's und ihre Liebe zu Don Alfonso im Mindesten stören zu lassen. Eine Pause entstand.

„Ich habe einen Auftrag meines Gemahls an Euch", sagte die Herzogin. „Ihr habt Euch schwer

gegen ihn vergangen, Strozzi, seinem Befehl geradezu entgegen handelnd. Auch gegen mich, indem Ihr meiner Thorheit gehorchtet, obwohl Ihr sehen mußtet, daß mich die flehende Forderung meines Bruders aus den Schranken der Pflicht geschleudert hatte. Wehe dem Manne, der einer Pflichtlosen traut!

„Die Engel haben mich Stürzende gerettet und ich, mit der Gnade Gottes, möchte Euch retten.

„Der Herzog will Euch die zweifache Schuld gegen ihn und mich vergeben, unter einer einzigen Bedingung, Strozzi! einer leichten Bedingung . . . daß Ihr Ferrara verlasset noch diese Nacht und nimmermehr zurückkehret. Benützet diese seltene Gunst! Es ist ganz gegen die Weise des Herzogs, einen vorzüglichen Diener, wie Ihr seid, zu entlassen und einem andern italienischen Staate zu gönnen! Denn nicht einmal Italien sollt Ihr meiden . . . ."

„Du verlierst Deine Mühe, Lucrezia", unterbrach sie Strozzi zügellos, „ich weiche nicht aus Ferrara, noch von Dir! Wir gehören zusammen, Don Cäsar's Wille hat uns vermählt!"

Lucrezia lächelte ſchwach. Dann flehte ſie, den durchſichtigen Schleier der Scheinheiligkeit, in den ſie ſich verhüllt hatte, abwerfend, mit bittenden und trauernden Augen:

„Wenn ich Dir werth bin, Herkules, ſo rette Dich! Ich mag und will Dich nicht auf der Seele haben! . . . Liebſt Du mich", liſpelte ſie, „ſo fliehe!"

Da empörte ſich die ſtille Angela gegen dieſe Verführung — ſelbſt zum Guten, zur Rettung.

„Richter", wandte ſie ſich mit heißen Wangen gegen Strozzi, „es iſt ſchmachvoll, daß Ihr zaudert. Fort aus Ferrara! Wie? ein Mann, den die Jugend als ihr Vorbild bewundert, ein Lehrer des Rechts, hat nicht die Kraft, mit dem Böſen zu brechen und den Zauber eines armen Weibes zu fliehen! — Erröthet! . . ."

„Was träumt dieſe da von gut und böſe?" überſchäumte Strozzi und ſprang in die Höhe. „Was phantaſirt ſie von Recht und Unrecht? . . . Es gibt kein Recht! . . . Dieſer ſchöne Frevel hier", er blickte auf Lucrezia, „hat es getödtet!

„Du aber, Mädchen, ſchweige! Was verſtehſt

Du von Liebe! Eine, die den Liebſten blendet — einkerkern läßt — ſeinen Kerkermeiſter nicht beſticht — ſich nicht in ſeine Arme ſchleicht — nicht ſein Weib, ſeine Magd wird — was weiß eine ſolche von Liebe!

„Denn Liebe“, flüſterte er geheimnißvoll, „läßt ihr Ziel nicht! Nimmermehr! Nimmerdar! Morde mich, Lucrezia! Hier!“ und er zeigte auf ſein Herz.

Sie ſtarrte den Richter mit bleichen Augen an und alle Lieblichkeit war von ihr gewichen.

In dieſem Augenblick ging der Thürvorhang auseinander und auf der Schwelle ſtand der höchſt würdevolle Haushofmeiſter mit dreierlei Anliegen.

Er meldete die Sänfte der Herzogin; dann trug er die Frage vor, ob ſie ſchon morgen bei den Clariſſen den Beſuch des Herzogs erwarte.

Sie verneinte es, und dieſes Nein mochte wohl für den Herzog bedeuten, daß der Richter ſeine Gnade von ſich ſtoße.

Zuletzt wendete ſich der Haushofmeiſter noch an dieſen und erſuchte ihn, das Schloß nicht zu verlaſſen, ohne dem Herzog im Archiv aufgewartet zu haben.

Strozzi fragte ſchroff, ob es gleich ſein dürfe, und der Greis ging ihm voran, nachdem er das Haupt bejahend gebeugt hatte.

Die Herzogin aber ließ ſich von Angela ſtillſchweigend an die Sänfte geleiten. „Ich nehme nicht von Dir Abſchied“, ſagte ſie. „Du folgſt mir, lieber heute noch, nach.“ Sie hätte ihr gerne erſpart, was kommen mußte, wie ſie ſelber davor auf die Seite wich.

Wenn ihr Dienſt ſie nicht an die Herzogin feſſelte, bewohnte Angela das einſame Erkerzimmer eines feſten Eckthurmes, der einen inneren Hof beherrſchte und in dem unteren Theile ſeiner undurchdringlichen Mauern das Privatarchiv des Herzogs barg.

Um dieſen Zufluchtsort zu erreichen, eilte die bange Angela die Schloßtreppen hinan. Seitengänge und eine ſchmale Stiege führten ſie in den Thurm und durch den kleinen Vorraum, wo die Drehbank des Herzogs ſtand. Hier wunderte ſie ſich, die ſchwere Eichenthür des Archivs offen zu ſehen, ſo daß die lauten Stimmen Don Alfonſo's

und des Großrichters ſie verfolgten, während ſie eine weitere Stiege erklomm.

Wie erſchrak ſie, als ſie, angelangt, nicht eintreten konnte! Ihr Söller, den ſie eine Weile nicht benützt hatte, war verſchloſſen. Der Schlüſſel mochte im Archiv liegen. Nun mußte ſie das Weggehen Strozzi's abwarten und duckte ſich, wieder die Treppe herabgeſtiegen, eine widerwillige Lauſcherin, nicht von Neugierde, nur von Angſt gepeinigt, harrend in eine Niſche der dicken Mauer.

„Dieſer Rechtshandel", plauderte der Herzog bequem, „iſt eine langweilige Sache. Wir ſollten ſie endlich zu Schluſſe bringen. Ich habe die fraglichen Acten gründlich ſtudirt", er ſchlug mit der Hand auf einen Stoß Pergament, daß Angela den Staub einzuathmen glaubte. „Ihr wißt, Richter, ich fürchte mich nicht vor Acten, aber diesmal habe ich meine Mühe und das Oel meiner Lampe verloren. Sagt Ihr mir lieber kurz, wer Recht hat, der Graf Contrario als Erbe der Flavier, oder ich und der Fiscus von Ferrara.

„Wie ſpricht Euer richterliches Gewiſſen?"

Es erſchien Angela, als betonte der Herzog das

letzte Wort auf ironische Weise; aber sie mußte sich täuschen, denn Strozzi antwortete völlig unbeirrt.

„Hoheit", sagte er, „der Witz ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden: Das gehört nicht zur Sache, und das nicht — so bleibt noch das, und das ist einfach.

„Der innerste Kern des vor Alter vergilbten und von Tücken und Kniffen verdrehten Processes ist aber dieser:

„Nachdem die Flavier und Contrarier sich Jahrhunderte lang als Vettern gequält und versöhnt, befeindet und zu Erben eingesetzt hatten, entschloß sich der letzte kinderlose Flavier, Namens Nestor, aus unbekannten Gründen, seinen bedeutenden Besitz seinem Vetter, dem Grafen Mario Contrario, dem Vater unsres jetzigen anmuthigen Grafen testamentarisch zu hinterlassen.

„Nun verbietet aber unser ferraresisches Recht, sein Gut einem Fremden zu vererben ohne die vorher erlangte Ermächtigung des Herzogs. Diese Einwilligung Eures Vaters aber, obwohl niedergeschrieben und von diesem anerkannt, wurde niemals durch seinen Namenszug perfect gemacht.

Denn da der letzte Flavier zu Pferde ſtieg und nach Ferrara fuhr, um durch ſein perſönliches Erſcheinen jene Unterſchrift von Eurem Vater zu erlangen, ſprang der Tod grinſend hinter ihm auf's Roß und ſchnitt mit der Senſe dazwiſchen. Er ward auf der Reiſe vom Schlage gerührt.

„Wie lag nun die Sache?

„Das Teſtament war formell nichtig, da die Unterſchrift des Herzogs mangelte, und Euer Vater, Herr Herkules, fand ſich nicht bewogen, ſie darunter zu ſetzen. Er confiscirte die flavianiſchen Güter.

„Euer Zuthun, erhabener Herr, iſt nun keine Rechtsſache mehr, ſondern eine Sache Eurer Großmuth, in die ich mich nicht miſche."

„Wiſſe, Richter", verſetzte der Herzog, ohne den achtungsloſen Ton Strozzi's zu rügen, langmüthig, „daß ich nicht viel anders denke, noch denken darf, als mein Vater Herkules! Wo es ein rechtlich zuläſſiges Mittel giebt, den Staatsſchatz zu füllen, darf ich es aus ſogenannter großer Geſinnung nicht verſchmähen und dafür meine Kaufleute und Bauern belaſten.

„Auf der andern Seite freilich iſt mir unlieb,

daß die Contrarier ſo unbeſtreitbar das innere Recht für ſich haben, als ich das äußere."

„Evident!" höhnte der Richter.

„Da dünkt mich", fuhr der Herzog gelaſſen fort, „wäre ein Compromiß am Platze. Was meinſt Du, Richter? Wir ſteuern mit den ſlavianiſchen Gütern Donna Angela Borgia aus und vermählen ſie mit dem Erben der Rechtsanſprüche der Contrarier, dem liebenswürdigen Grafen Ettore. Unter uns, ich wünſche das Mädchen weg. Sie bringt mich und den Staat Ferrara um unſern unvergleichlichen und unerſetzlichen Cardinal Ippolito."

„Ich mag ſie auch nicht und wünſche ſie in den Mond! Kuppeln wir ſie mit dem Pedanten! . . ." ſcherzte der Richter mit wüſter Heiterkeit, nicht anders, als wäre er trunken.

„Du mußt wiſſen, mein Herkules", fuhr der Herzog fort, anſcheinend ohne ſich an dem ärgerlichen Benehmen des Richters zu ſtoßen, „daß es eigentlich Donna Lucrezia iſt, welche ihre Baſe ausſteuert. Die ſlavianiſchen Güter bilden ihr Witthum, aber es iſt ein unſicherer Beſitz, da unſre Gerichte noch nicht endgültig geſprochen haben . .

„Du haſt davon gehört, mein Herkules?“

„Wie ſollt' ich nicht?“ höhnte der Richter, „da ganz Italien davon widerhallte! Wer kann vergeſſen, wie Papſt Alexander von Herzog Herkules überliſtet wurde, wie maßlos das alte Laſter ſich gebärdete und welche unnachſprechlichen Worte es ausſtieß, als es ſich geprellt ſah!“

Und Strozzi's Lache dröhnte unter der niederen Wölbung.

Zugleich hörte Angela durch die Mauerluke, an der ſie ſaß, aus dem nächtlich ſtillen Hofe herauf den weichen Tenor wieder, deſſen Cantilene ſie bewegt hatte, als ſie in der Sieſtaſtunde vor der Ankunft des Herzogs mit Lucrezia am Fenſter ſaß. Es war dasſelbe Liebeslied .... „Iſt es ein mit dem Herzog verabredetes Zeichen, daß Strozzi's Mörder bereit ſtehen?“ fragte ſie ſich mit klopfendem Herzen.

Von dieſem Moment an ſchien des Richters herausforderndes Weſen dem Herzog zu viel zu werden.

„So unterhaltend Deine Geſellſchaft iſt, mein Strozzi“, ſagte er freundlich, „ich muß Dich nun

entlaſſen. Du weißt, ich bin heute ſcharf geritten und, in der That, ich fühle mich müde. Wir kommen wohl auf unſern Gegenſtand zurück. Glückſelige Nacht!“

Und er beurlaubte das Opfer.

Da Strozzi an der im Halbdunkel ſitzenden Angela vorüberging und ſich hinunterſteigend in die ſchwach erhellten Schloßgänge vertiefte, blieb dieſe wie verſteinert, denn die unheimliche Luſtigkeit Strozzi's war ihr ein Vorzeichen ſeines Untergangs und die unerſchöpfliche Geduld des Herzogs erfüllte ſie mit Grauen.

Als ſie eine Weile ſpäter mit ihrem gefundenen Schlüſſel neben dem Herzoge ſtand, der aus dem Archiv getreten war und es abſchloß, kehrte der Richter, wie taſtend, wieder zurück.

„Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, Hoheit“, ſtotterte Strozzi, deſſen Luſtigkeit verſchwunden war, „ich finde den Ausgang nicht und bitte um eine Fackel.“

Der Herzog rief nach einer, die ein Diener dem Richter vortrug, welcher ihr wankend folgte.

Nun floh Angela in ihre Kammer, die ſie in

verwirrender Angſt feſt verrammelte, mit ihren klopfenden Pulſen den Lebensreſt des Richters zählend und ſeinen Todesſchrei erwartend.

Da ertönte er — entſetzlich und lang — und drang ihr durch das innerſte Mark.

Mit zitternden Händen warf ſie einen Mantel um, ergriff ihre kleine Leuchte, glitt die einſamen Stiegen hinunter und ſtürzte aus dem Palaſt. Hülfe zu bringen? ... Nein, ſie zu ſuchen bei Lucrezia, im Kloſter! ... Sie wußte nicht, was ſie wollte.

An der Ecke der Burg ſtieß ihre Fußſpitze an den Todten. Sie leuchtete ihm in's Antlitz, konnte aber die bleichen, verzerrten Züge nicht lange betrachten.

Sie kniete nieder, machte über ihm das Zeichen des Kreuzes und verhüllte ihm das grauſe Haupt barmherzig mit ſeinem Mantel.

Dann floh ſie weiter zu den Clariſſen, deren Haus, nur zwei kurze Gäßchen entfernt, auf dem Boden der alten Stadtumwallung ſtand.

In der Mitte des zweiten hörte ſie Schritte hinter ſich, wandte ſich um, und ſah einen ihren

fliegenden Gang verfolgenden Schatten. Sie meinte, der Todte habe ſich erhoben, und verdoppelte ihre Eile. Doch ihre ſchnellen Füße wurden durch ein andres Nachtgeſicht aufgehalten.

Dicht vor dem Kloſter nämlich ſprang ein feſter Thurm mit ſeiner gewaltigen Rundung vor, den das Gäßchen umkreiſte, und der mit dem Kloſter auf's Seltſamſte baulich verwachſen und durch den üppigſten Epheu verwoben war.

Seine ewig verſchloſſene hohe ſchmale Pforte war wunderbarer Weiſe geöffnet und davor hielt ein Reitergedräng. In der Mitte ſaß auf einem Schimmel ein ſchlanker Jüngling mit einer Binde über den Augen.

Angela erblickte Don Giulio, von dem ſie doch wußte, daß ihn der Herzog nach Feneſtrella, auf eine Inſel in den Pomündungen hatte bringen laſſen.

Lebte dieſer Don Giulio? War er ein Traum?

Nachdem die, Einer hinter dem Andern, Einreitenden das Gäßchen geräumt hatten, klopfte Angela an das Kloſterthor und wurde von der Pförtnerin, der raſchen Schweſter Conſolazione, ohne Verzug in den Kloſterfrieden eingelaſſen.

„Ihr ſeid erwartet", ſagte ſie. „Aber wie? Ihr kommt zu Fuß und allein? Wie Euer Herz pocht, Erlauchte! Wahrlich, wie einem geängſtigten Vogel". . . .

„Führt mich zur Herzogin!" unterbrach die Borgia.

Da ihr Schweſter Conſolazione ſachte die noch erhellte Zelle öffnete, lag Lucrezia im ſanften Licht einer Ampel ſchon entkleidet auf dem reinlichen Lager in weißem Nachtgewand, feſt entſchlummert, ruhig athmend wie Ebbe und Fluth, mit einem Kinderlächeln auf dem halbgeöffneten Munde, während Natur leiſe verjüngend über ihrem Lieblinge waltete. —

Als Angela aus dem Schloſſe floh, hatte ſie der Wunſch getrieben, ſich ſchluchzend an die Bruſt der Freundin zu werfen und ihren Geblendeten neben den Getödteten Lucrezia's zu legen.

Nun betrachtete ſie die ſchöne Schlummernde aufmerkſam, verlor den Muth ſie zu wecken und ſeufzte:

„Wie bin ich eine Andre!"

Letztes Capitel.

Nach soviel Trauer waren fünf Jahre über Ferrara gegangen, ohne daß die tragische Muse von Neuem das Herrscherhaus besucht hätte. Ja, das Leben wollte sich zur Idylle gestalten, immerhin die Unruhe eines kurzen Krieges ausgenommen, der aber rasch über den ferraresischen Boden dahinfuhr.

Der Mörder des Großrichters Herkules Strozzi war, ungeachtet vielfacher polizeilicher Nachforschungen und der augenscheinlichen Bemühung des Herzogs selber, unentdeckt geblieben.

Der Oberrichter wurde mit der größten Feierlichkeit bestattet und der Herzog ließ es sich nicht nehmen, als erster der Trauernden vor dem gerührten Volke dem mit Lorbeer überschütteten Sarge nachzuschreiten.

Auch die junge Wittwe, denn der Anbeter Lucrezia's hatte in standesmäßiger Ehe gelebt, besuchte Don Alfonso mit fürstlicher Theilnahme und trachtete ihren wilden Schmerz mit weiser Rede zu dämpfen. Die blühende Barbara Torelli aber war untröstlich und redete mit heftiger Gebärde bald davon, ihren Gemahl an seinem Mörder zu rächen, wenn sie ihn finde, bald verlangte sie, sich in ein Kloster zu begraben; in beiden Fällen aber gelobte sie dem todten Gatten ewige Treue.

Wenn nun der Herzog nichts über sie vermochte, so war es Ludwig Arioſt vorbehalten, dieſe leidtragende Barbara aufzurichten. Er war ein Freund Strozzi's geweſen und hatte ſchon deſſen Mutter, eine ſtattliche Frau, herzlich verehrt. Jetzt bemühte er ſich um die Wittwe ſeines verblichenen Freundes und ſuchte ſie mit dem Leben zu verſöhnen. Dieſe freundliche Aufgabe löſte er in Jahresfriſt ſo vollkommen, daß Barbara Torelli ſich erbitten ließ, dem Dichter in ſein neuerbautes Heim zu folgen und an ſeiner Seite jenes einfache Haus zu bewohnen, deſſen Beſcheidenheit Arioſto in einem weltbekannten Diſtichon geprieſen hat.

Gleich geblieben war ſich auch das Gefängniß Don Giulio's in dem „vergeſſenen" Thurm, welcher von dem frühern engeren Mauerkreis als ein unzerſtörbares Wahrzeichen alter Wehrkraft ſtehen geblieben war und ſpäter von dem wachſenden Kloſterhof der Clariſſen eingeſchloſſen wurde.

Dieſer faſt unzugängliche Thurm war ſelten bewohnt. Fenſterlos nach dem Gäßchen, und auf der Seite des Nonnengartens von verwilderten Brombeerſtauden und kletternden Schlingpflanzen bis zu ſeiner halben Höhe überwuchert, war er in das unbeachtete Weben der Natur zurückkehrt.

Nur ſelten wurde er für ungefährliche Staatsgefangene benützt, deren Andenken ſich verlor und deren Daſein in dem „vergeſſenen" Thurm vergeſſen werden ſollte.

Lange hatte ſich die Oberin der Clariſſen dagegen geſträubt, in den auf ihrem Gebiete ſtehenden Thurm eine hohe Perſon mit unerbaulicher Legende, wie Don Giulio, einthun zu laſſen. Sie kannte die Schwächen des leeren Nonnenherzens: Neugier, Mitleid, Luſt an Heimlichkeiten, und fürchtete deshalb den gefährlichen Nachbar.

Auch war ihr der wahre Grund der Entfernung des blinden Este aus Feneſtrella nicht unbekannt geblieben.

Zwar wurde ihr geſagt, die vor der Mündung des Po im Meere liegende kleine Feſtung ſei in dieſem Zeitlaufe gefährdet und werde ſowohl von der Flotte des heiligen Marcus, als von den Schiffen St. Petri bedroht: aber ſie hatte noch eine ganz andre Geſchichte in Erfahrung gebracht. Die junge Frau des Gefangenwärters, ſagte man ihr, habe ſich in den hübſchen Prinzen trotz ſeiner Blindheit ſterblich verliebt und ihren Mann bewogen, Don Giulio in einem Boote nach Venedig zu entführen. Darüber habe ſie der Schloßvogt, ein Hauptmann aus der ſtrengen Schule des weiland Don Ceſare, überraſcht und die Schuldigen, Mann und Weib, in das Meer verſenkt.

In ein ebenſo tiefes Stillſchweigen wurde jetzt das Daſein Don Giulio's im „vergeſſenen" Thurme begraben.

Der Herzog hatte bei den ſchwerſten Strafen ſowohl dem Reiſegefolge, als dem neuen Kerkermeiſter ſeines Bruders verboten, die Gegenwart des

Gefangenen zu verrathen oder auch nur seinen Namen zu nennen. Und daß die Aebtissin und der Beichtiger des Klosters, welcher auch der Don Giulio's war, schwiegen wie das Grab, darum war der Herzog unbesorgt.

Auch Angela schwieg von ihrer traumhaften Begegnung mit dem Blinden an der Thurmpforte, als von Etwas, das ihrem Herzen allein angehörte

So wurde es möglich, daß die kluge Donna Lucrezia von der Rückkehr Don Giulio's nach Ferrara nichts erfuhr, auch durch den Herzog nicht, dem die Herberge des blinden Bruders eine stete Sorge war. Ihn in den Kerkern seiner Stadtburg, gleichsam unter seinen Füßen, zu verwahren, und über dem Haupte des Geblendeten ein heiteres Dasein zu führen, das brachte er doch nicht über sich. Legte er ihn aber in eine Landfestung, so war er gewiß, Don Giulio's Leiden, seine Güte und die ihn umwebende Sage werde ihn bald so beliebt machen, daß ein Befreier nicht lange ausbleiben könne

Der „vergessene Thurm" neben den Clarissen war seine letzte Auskunft gewesen.

Hätte Lucrezia ihn über das Verbleiben Don

Giulio's befragt, ſie würde die Wahrheit erfahren haben; aber ſie hütete ſich wohl, die wunden Punkte in der Seele ihres Gemahls, den Verluſt Ippolito's und den Kerker des Blinden unnötig zu berühren.

So fuhr ſie fort, ohne zu ahnen, wer in ihrer Nähe wohne, ſich jährlich wenigſtens in der Adventszeit auf einige Tage zu den Clariſſen zurückzuziehen, wohin ſie Donna Angela jedesmal begleitete. Ja, dieſe ſuchte ſie dort, ſo lange als möglich, zurück zu halten, denn die Zuſprüche des Beichtigers der Clariſſen, des Franziskaners Pater Mamette, hatten den Sturm ihrer warmen Seele auf immer beruhigt, wie auch Donna Lucrezia viel von der einfachen Seelſorge des Capuziners hielt.

Der Herzog irrte nicht, wenn er glaubte, daß das Wohl Don Giulio's viele Seelen beſchäftige. Nicht nur der ferrareſiſche Dichter legte damals an der bekränzten Pforte eines der Geſänge ſeines „Raſenden Rolands“ ein rührendes Fürwort für den im Kerker ſchmachtenden Blinden ein, auch ein Geringerer im Reiche der Geiſter ergab ſich dieſem mit Leib und Seele.

Eines Tages nämlich erſchien an dem Thore des „vergeſſenen“ Thurmes ein kleiner dürrer Greis, der unter jedem ſeiner Arme einen gewichtigen Folianten trug. Er legte ſeine Laſt auf die hohe Steinſchwelle nieder und begann mit einem dicken Kieſel, den er aufraffte, an die ſtumme Pforte zu pochen.

Vergeblich! Denn dieſe öffnete ſich nicht und inwendig rührte ſich nichts Lebendiges. Der Alte ſetzte ſeine Bemühungen ſo beharrlich fort, daß er nicht bemerkte, wie eine kleine Schar herzoglicher Söldner in den Halbkreis des einſamen Gäßchens einlenkte, bis er von ihnen umringt und ergriffen war.

Jammernd bat er um Schonung für ſeine Bücher, die ſie mit ihren Spießen unterſuchen wollten, und deckte ſeinen Schatz mit dem Leibe. Zu ſeinem Heil erſchien in dieſem Augenblicke der Herzog hoch zu Roß, der mit einem kleinen Gefolge von Sachkundigen einen Pulverthurm auf ſeine Feuerfeſtigkeit hin unterſucht hatte und jetzt auf dem kürzeſten Wege in ſeine Stadtburg zurückkehrte.

Der Greis warf ſich vor ihm nieder:

„Erhabener Herr, den ich erzogen habe“, rief er,

„befreie mich mit meinen Freunden Plutarch und Seneca aus den Händen Deiner Krieger!“

„Was haſt du hier zu ſchaffen, Magiſter?“ fragte der Herzog ſtreng und zog die Brauen zuſammen.

„Ich fühle mich berufen, einen erblindeten Zögling zu beſuchen und ſeine Nacht mit der Weisheit der Alten zu erhellen!“

„Woher weißt Du, daß der Blinde hier ſitzt?“ fuhr ihn der Herzog an.

„Von Liebe zu dem abtrünnigen Sohne der Wiſſenſchaft erfüllt, und nachdem ich erfahren, daß er in Unglück und Dunkel geſtürzt ſei, verfolgte ich ſeine Spur bis nach Feneſtrella. Dort ſagten ſie mir, daß er nach einer unverſchuldeten Tragödie weggeführt worden ſei, und das Gerücht berichte, er ſei in Deine Nähe und unter Deine perſönliche Hut zurückgekehrt. Hier in Ferrara pochte ich, von meinem ſokratiſchen Dämon geführt, an die Thür jeden Thurmes, und dieſer „vergeſſene“ iſt der letzte, den ich finde.“

Ein geheimes Lächeln ſtahl ſich in die Augen des Herzogs und der Gedanke durchblitzte ihn, ſeinem

unglücklichen Bruder die Gesellschaft ihres gemeinsamen, wie er wohl wußte, vollkommen harmlosen alten Lehrers zu gönnen. Er sagte:

„Wenn hier wirklich ein blinder Schüler von Dir wohnt, Mirabili, so magst Du ihn meinetwegen allwöchentlich einmal besuchen und mit ihm Deine unterbrochenen Lectionen fortsetzen.“

Auf seinen Wink stieß ein Leibwächter mit dem Holze seiner Lanze unter dem Rufe: „Auf! Im Namen des Herzogs!“ so nachdrücklich gegen die verschlossene Thür, daß innen die Schlüssel augenblicklich rasselten und die Riegel zurückgingen.

Der Herzog ließ den erstaunten Kerkermeister an sein Pferd treten und befahl ihm leise und streng:

„Einmal wöchentlich öffne dem Alten diese Pforte zu Einlaß und Auslaß. Niemals am Tage, sondern vor Morgengrauen oder nach dem Ave Maria.“

Von Don Giulio mit Dank und Rührung empfangen, enthielt sich Mirabili, das zerstörte Angesicht, dessen Schönheit in früherer Zeit ihn beglückt hatte, lange zu prüfen. Ohne Zögern machte er sich an's Werk, den Gefangenen in die Herrlichkeiten

der ſtoiſchen Schule einzuführen und ihm die Triumphe der Selbſtüberwindung zu zeigen.

Wenn er ihm dann nach langer Sitzung die hohen Vorbilder pries, die ihn begeiſterten, einen Zeno, einen Epiktet und vor Allen den Kaiſer mit dem Philoſophenbart, den göttlichen Marc Aurel, ſagte wohl der Blinde, der indeſſen an ſeinem Strohgeflecht geſeſſen hatte, traurig und müde:

„Ach, Mirabili, ich kenne dieſe vornehmen Herren nicht und es will mir nicht gelingen, mich mit ihnen auf den Thron der Tugend zu ſetzen.“

Einen kräftigeren Troſt reichte dem Blinden der Sohn des heiligen Franziskus, Pater Mamette. Auch er, wie der alte Mirabili, obwohl ein noch grünender feuriger Mann, gehörte zu Don Giulio's Jugenderinnerungen.

Aus einer Bauernfamilie Pratello's gebürtig, wurde er als ein verwaiſtes, ganz junges Blut von ſeinen älteren Brüdern, die nicht geſonnen waren, ihr Erbe mit ihm zu theilen, in's nahe Kloſter geliefert, wo das unſchuldige Kind unbeachtet, aber von den Mönchen wohl gelitten, aufwuchs. Dem Kleinen gerieth, wie dem verkauften Joſeph, Alles

zum Beſten, und ſein von freudigen Augen beleuchtetes Angeſicht war das Wohlgefallen und der Troſt aller, die ihn kannten.

Als Don Giulio zum Jüngling erwuchs und ſein prächtiges Pratello baute, war Mamette im Laufe guter und böſer Tage zum Manne geworden und ein fertiger Franziskaner.

Don Giulio ſah ihn eines Tages unter ſeinen Bauleuten, als er einem verunglückten Maurer beiſtand, ihn in ſeine Arme nahm und den Sterbenden mit mehr als mütterlicher Liebe in den Himmel hob.

Damit fiel er dem Este auf und berührte die wohllautendſte Saite ſeiner Seele. Weil aber der Leichtfertige nach der Hofſitte einen Beichtvater haben ſollte und man ihn längſt beſchuldigte, dieſes Herkommen zu vernachläſſigen, ſo entſchloß er ſich kurz und wählte Pater Mamette.

Außer zu den kirchlich gebräuchlichen Zeiten hatte er ihn übrigens nie rufen laſſen, auch nach ſeinem Sturze in's Elend nicht. Erſt da er das Todesurtheil erwartete, ließ er ihn zu ſich in den Kerker kommen und ſich dann von ihm auf das Schaffot begleiten.

Nach ſeiner Rückkehr aus Feneſtrella wurde nun Pater Mamette der beſte Freund ſeiner Gefangenſchaft, und der von allen Seiten Gerufene und Begehrte zählte die Stunden nicht, die er zur Tröſtung des Unglücklichen im vergeſſenen Thurme zubrachte.

Da geſchah es oft, daß der Pater den Blinden bei beiden Händen ergriff und ihm ſagte: „Ihr kennt noch nicht den unerſchöpflichen Born des Glücks: es iſt das Geheimniß der Armuth. Mein heiliger Franziskus, der mit ihr aufs Innigſte vermählt war, offenbarte es mir einſt zur Rettung aus den Abgründen der Seele.

„Erſt wenn Ihr nichts mehr zu eigen habt, könnt Ihr die Liebe Gottes empfangen. Und wenn Ihr empfanget, könnt Ihr geben. Das iſt meine Pforte zum Glück und zur Freiheit! Tretet mit mir ein! Werdet arm- und ärmer, damit Ihr empfangen und geben könnt, wie ein Brunnen, der Schale um Schale überfließend füllt.“

Don Giulio fand Anfangs, daß es für ihn, einen Beraubten und aus dem Lichte Geſtoßenen, ſchwer ſei, noch ärmer zu werden; er verſtand nicht, daß er ſich auch des Reichthums ſeiner ſelbſtſüchtigen

Schmerzen entſchlagen müſſe — immerhin drang das Geheimniß des heiligen Franziskus in eine Tiefe ſeiner liebedurſtigen Seele, die weder Arioſt noch Mirabili, weder der Dichter noch der Philoſoph hatten erreichen können.

So vergingen drei der Kerkerjahre, aber auch Jugendfriſche und Geſundheit des Blinden verging. Er welkte. Die dumpfe Luft des Sommers und die Feuchtigkeit des Winters, die Kloſterſpeiſe, die ihm geboten wurde und die er, anders gewöhnt, oft unberührt ließ, die Entbehrung heftiger Leibesübungen, wilder Ritte, des Ballſpiels, der Fechtkunſt, und, mehr als alles Das, die Ausſichtsloſigkeit der Befreiung erſchlaffte und lähmte ihn; denn er wußte — das Wort des Herzogs ſtand feſt —, daß er bei deſſen Leben den Kerker nicht verlaſſen werde.

Er ſelbſt ergab ſich in ſein Loos, aber dem alten Mirabili ſchnitt es in die Seele. Der zerfallende Greis konnte nicht ſterben, ohne ſeinen Liebling befreit zu haben.

So entſchloß er ſich, ohne das Wiſſen und die nicht zu erhaltende Einwilligung Don Giulio's, etwas Wirkſames, zur Entſcheidung Führendes zu

unternehmen. Nach vielem Denken und einigen ſchlummerloſen Nächten brachte er das wichtige Werk zu Stande. Es war ein im reinſten Latein verfaßtes Schreiben, denn die italieniſche Schriftſprache war ihm nicht geläufig, noch erſchien ſie ihm zu ſeinem großen Zwecke erhaben genug. Nachdem Mirabili alle berühmten Gefangenen des Alterthums, beſonders alle unſchuldig von Tyrannen in grauſamen Kerkern gehaltenen, erwähnt hatte, ging er auf Don Giulio über, den Liebenswürdigſten und Unſchuldigſten von Allen, und beſchwor den Herzog bei dem Gerichte der Unterwelt und der Nachwelt, ſeinen leiblichen Bruder zu befreien, indem er perſönlich ſeine Ketten löſe und ſich auf öffentlichem Markt vor dem Volke mit ihm verſöhne.

Kurz, es war ein herzlich ungeſchickter und ein unheilvoller Brief, welcher den Herzog aufbringen mußte, und leider dieſes ungewollte Ziel nicht verfehlte.

Schlimmer noch! Der Herzog wurde mißtrauiſch. Er ſah hinter dem Anſchlage des Alten den des gefangenen Bruders, was freilich ein großer Irrthum war.

Er ließ Don Giulio ſeine herzogliche Ungnade und die Unwiderruflichkeit ſeines Kerkers wiſſen und ſtürzte dieſen, dem damals auf einer andern Seite ein ſüßer Stern der Hoffnung aufgegangen war, in tieferes Elend und auf das Krankenlager.

Gleich geblieben, wie der Kerker Don Giulio's, war ſich auch der Stand der flavianiſchen Güter, die der Fiscus zu genießen fortfuhr, da die Gerichte über deren endgültigen Beſitz noch nicht geſprochen hatten. Gleich geblieben war ſich die mühſelige Werbung des Grafen Contrario um Donna Angela.

Gleich geblieben, nein, geſtiegen war ihre Abneigung gegen dieſen unſträflichen Freier, dem ſie, auf's Aeußerſte getrieben, verzweiflungsvoll erklärte: ſie liebe die Gerechten und Tugendhaften gar nicht — mehr ſchon die ringenden Böſen — am meiſten aber die Barmherzigen, wenn ſie die Sünder mit ſtarken Armen emporziehen; über welche unerhörte Rede Graf Contrario ſich mit Recht entſetzte.

Auch der Herzog hatte zu Zeiten an der Gründlichkeit des Wiſſens und an der kritiſchen Ader des Grafen kein Vergnügen mehr, beſonders wenn dieſer

mit Kennermine das nach neuen Erfindungen gegoſſene Geſchütz ſeines Gaſtfreundes prüfend umwandelte und jeden einzelnen Theil des Stückes einer eingehenden und vernichtenden Kritik unterwarf.

Dann preßte der Herzog den ſtrengen Mund zuſammen und ließ den Grafen allein. Nur der Wunſch, Donna Angela, dieſes Hinderniß der Rückkehr des Cardinals, zu verheirathen und damit wegzuräumen, verlieh ihm die Geduld, den unermüdlichen Tadler zu ertragen, ſo lange es ſein mußte.

Selbſt im Bereiche Lucrezia's beſtrebte ſich der Graf unliebenswürdig zu werden; doch alle dieſe Verſuche wurden an ihrer anmuthigen Geſchicklichkeit zu nichte, wie ſich eine ſtreitſüchtige Brandung an einem ſanften Ufer verliert.

Da ihm Lucrezia ihr Witthum, die flavianiſchen Güter, als mögliche Mitgift ihrer jungen Baſe vorſpiegelte, überkam ihn aus Widerſpruchsgeiſt ein großer Aerger, das, was in ſeinen Augen der rechtmäßigſte Beſitz war, einem Weibe danken zu müſſen, und er erhob ſich gegen dieſes Anſinnen mit männlicher Würde.

Lucrezia aber, die dieſe Entrüſtung nicht für ſeinen Ernſt hielt, antwortete lächelnd:

„Und wenn wir Beide, die wir uns darum ſtreiten, die flavianiſchen Güter in zwei Hälften ſchnitten und friedlich unter uns theilten, den Richtern zum Verdruß? ... Ich ſage es nicht verſuchungsweiſe, wie einſt König Salomo, um Euer Herz zu prüfen, Ettore! Iſt doch die Erde kein lebendes Kind mit einem untheilbaren Blut und Leben in den Adern, ſondern beſtimmt, in Stücke zerriſſen, vertheilt oder geraubt zu werden!“

Der Graf hätte ſogleich zugegriffen, wäre er ſich ſelbſt über ſeine Gefühle für Donna Angela klar geweſen. Am liebſten hätte er die flavianiſchen Güter ohne ſie beſeſſen. Er hatte das edle Mädchen von Anfang an als ein eigenwilliges und unerzogenes Geſchöpf betrachtet — doch, o Wunder, ſeit einiger Zeit geſchah etwas mit Angela. Ihre Härte und Herbigkeit verſchwand wie die einer ſchwellenden Frucht, die an der Sonne reift, und welche andre Sonne konnte ſie gezeitigt haben, als die Sonne der Liebe? Welcher Sterbliche aber konnte dieſes ſtolze Herz beſitzen, wenn nicht Graf Contrario?

Im Streite ſeiner Gedanken erbat er ſich ein Jahr Bedenkzeit.

Während Angela, immer ſtiller werdend, am Hofe von Ferrara in der demüthigenden Gewißheit lebte, daß der Herzog ihr Daſein als ein Uebel empfand, deſſen er ſich gern entledigt hätte, trat Donna Lucrezia auf die Höhe ihres Glücks.

Sie hatte Don Alfonſo zwei wohlgebildete und begabte Knaben gegeben, und er war ihr dafür, ſie täglich höher haltend, von Herzen dankbar.

Faſt ebenſo ſehr liebte er die wunderbare Klugheit, mit welcher ſie in der denkbar ſchwierigſten Lage, während des venetianiſchen Krieges, da der Herzog im Lager, und die Fortdauer des Staates Ferrara bedroht war, ohne den Beiſtand des genialen Cardinals die Regentſchaft führte.

Nicht daß dieſer für das Schickſal Ferrara's gleichgültig geworden wäre. Er rieth und wirkte von Mailand her mit brüderlicher Geſinnung zu Gunſten des Herzogs, ſoweit ſeine Macht reichte. Seine Körperkräfte aber verzehrten ſich darüber und er litt an häufigen Rückfällen ſeines verderblichen Fiebers.

Donna Lucrezia lenkte indeſſen auch ohne ihn das Staatsruder nicht nur mit weiteſter Umſicht, ſondern im entſcheidenden Augenblick auch mit männlicher Entſchloſſenheit. So war es kein Wunder, daß Ferrara und ſein Herzog Lucrezia Borgia faſt vergötterten.

Aber die kühle, beſonnene Fürſtin führte mit Beſcheidenheit ihren Triumphwagen und hörte den hinter ihr ſtehenden läſternden Sklaven wohl, der, nach dem Gebrauche des römiſchen Triumphes, ihr jegliche Schmach ihrer Vergangenheit in's Ohr raunte und nichts vergaß, was ſie beſchämen konnte.

Da ſie nun ihren Ruf vor der Welt gereinigt und wiederhergeſtellt hatte, war ſie auch darauf bedacht, ſich den Himmel zu verſöhnen. Um ſo mehr gehorchte ſie dieſem Antrieb, da ſie ihre Kinder mit Schmerzen gebar und oft von einer Ahnung frühen Todes beſchlichen wurde.

Sie unternahm auch dieſes Werk auf eine ganz ſachliche Weiſe. Gleichwie ihr Vater in ungeheuerlicher Naivetät nie an den Dogmen und Wundern einer Kirche gezweifelt hatte, deren Haupt und Schande er war, hatte ſich auch Lucrezia in einer

geiſtig heidniſchen Welt niemals von den kirchlichen Formen und Vorſtellungen entfernt.

Verſtändig wie ſie war, täuſchte ſie ſich nicht über die Summe und Schwere ihrer Sünden und dachte beſcheiden von ihren Verdienſten, den frommen Uebungen und Almoſen, die ſie zwar täglich zu vermehren trachtete, die aber gegenüber der Art und Größe ihrer Schuld vor ihren klugen und ſcharfen Augen täglich wieder zerrannen. Sie war eine Danaide, die unermüdlich Waſſer in ein rinnendes Gefäß ſchöpfte. Nur der Verdammniß zu entgehen hoffte ſie und mit Hülfe der kirchlichen Rettungsmittel einen unterſten Raum des Fegefeuers zu gewinnen. Einmal dort, ſo überredete ſich die Kluge in liebenswürdiger Thorheit, würde es ihr durch die Vermittelung der Heiligen gelingen, eine höhere Stufe zu erreichen.

Pater Mamette, den die Herzogin, ſo oft ſie bei den Clariſſen wohnte, als einen Sachkundigen in den Angelegenheiten ihrer Seele zu Rathe zog, war in der göttlichen Mathematik erfahren, nach welcher die Großen klein ſind und die Armen Alles beſitzen, und ſah wohl, daß ſie zu den Reichen gehörte,

die ſchwerlich in's Himmelreich kommen. Ihr Urſprung ſchon, im Schooße der Kirche, mußte ihm ein Herzeleid ſein. Doch nicht hierin, noch in ihrer ſchauerlichen Jugend, ſah er den Felsblock, der ihr die niedrige Pforte der göttlichen Armuth verſchloß. Wohl aber in ihrer Schlangenklugheit, mit der ſie ſich ſelbſtthätig durch alle Spalten emporwand.

Doch erkannte er dankbar den Segen, den ihre geſchmeidige Lebensweisheit und Staatskunſt dem ferrareſiſchen Hauſe und Staate brachte, und im Uebrigen getröſtete er ſich mitleidig damit, daß bei Gott kein Ding unmöglich ſei.

Und wenn ſie ihm klagte, ſie könne Gott nicht lieben, ſagte er ihr, der Anfang der Werbung gebühre dem Manne, und ſie müſſe in Geduld und Almoſen ausharren, bis Gottes Liebe um ſie freie.

Im vertrauten Umgange mit dem Franziskaner ließ es ſich die Herzogin nicht entgehen, ihn auch über Angela's Herz zu berathen. Sie klagte über der jungen Baſe eigenartiges und gegen die Kirche unbotmäßiges Gewiſſen, das ihr einrede, ſie ſei der Urſprung und die Verkettung einer Menge von Unheil, das durch keine kirchliche Buße zu ſühnen ſei. Dieſe

hochmüthige Trauer über eine eingebildete oder willkürlich vergrößerte Schuld sei das Hinderniß einer glänzenden Versorgung, die sie für das Mädchen im Auge habe. Es sei die Pflicht Pater Mamette's, dieses übertriebene Gewissen zur Bescheidenheit zurückzuführen und ihr den Verstand des Lebens beizubringen.

Des Paters dunkle Augen lachten, als er erwiderte:

„Es ist wahr, Erlaucht, das Gewissen Eurer Base ist vorlaut und aufrichtig, wie der erste Schlag der Morgenglocke, der zur Messe ruft. Doch in Einem irrt Ihr, sie scheut die kirchliche Buße nicht... ich habe ihr die richtige auferlegt."

Und er beurlaubte sich, der Herzogin den Segen ertheilend.

Lucrezia ergriff in klösterlicher Demuth die Hand des Franziskaners, um sie zu küssen, streifte dann aber, nachdem sie flüchtig zwischen der Hand und dem Aermel gezaudert, mit dem zarten Munde die eigenen Finger.

Im fünften Lenz der Gefangenschaft Don Giulio's suchte die Herzogin zu ungewöhnlicher Zeit die Klosterstille. Sie hatte ein todtes Kind geboren und zog sich zu den Clarissen zurück, um zu trauern über das verlorene und zu danken für ihr eigenes, gerettetes Leben.

Doch nach einer Reihe stiller Tage wurde ihr Aufenthalt unversehens gestört und abgekürzt.

Die Ereignisse bewegten sich um den „vergessenen Thurm," der bisher in seiner Blätterwildniß von ihr unbeachtet geblieben war.

Eines Tages fehlte die alte Aebtissin im Refectorium bei der Hauptmahlzeit, an welcher die Herzogin mit Angela aus besonderer Güte theilzunehmen pflegte. Sie lag krank. In Folge eines plötzlichen Schreckens war ihr die Gicht aus den geschwollenen Füßen in die Brust gestiegen, und sie athmete mühsam. Die Schwestern aber waren verstört wie eine Schaar hirtenloser Schafe.

In der Verwirrung vergaßen sie sogar die Klosterregel des Schweigens und erzählten sich wispernd die unglaublichsten Geschichten, die im Frühlicht dieses Tages sich im „vergessenen Thurme" er-

eignet und die hochwürdige Mutter dem Tode nahe gebracht haben ſollten. Der verlarvte Prinz, der dort ſeit Jahren ſein Weſen treibe, ſei in der vergangenen Nacht entführt, Andre ſagten — erdroſſelt worden.

Eines ſei ſicher, der alte Mirabili, der allein in das Verließ ſich habe einſchleichen können, ſei vor Sonnenaufgang mit ſchweren Ketten beladen und mit ſterbendem Angeſicht am Kloſterthore vorübergeführt worden. Schweſter Conſolazione habe mit eigenen Augen geſehen, wie der jammernde Greis, mit Eiſen belaſtet, ſich kaum habe weiterſchleppen können. Er habe unter unverſtändlichen Hülferufen die gefeſſelten Hände nach ihr ausgeſtreckt. Sie hätte blutige Thränen darüber weinen mögen.

„Wer iſt dieſer Vermummte, das Geſpenſt des „vergeſſenen Thurmes?“ wandte ſich die Herzogin an Angela, indem ſie ſich mit ihr aus der verwirrten Nonnenſchaar des Refectoriums in ihre Zelle zurückzog. „Mirabili? Iſt das nicht der Name des alten Lehrers meines Herrn und der Prinzen ſeiner Brüder? . . . Sollte Don Giulio . . . . . .“

Eine ſchnelle Entdeckung erhellte und beſchämte

ihren Geiſt. „Taucht der Verſchollene wieder auf? Und hier? Und ſie ſagen, daß er ſchon lange da iſt! Wie konnte mir das entgehen und ſo lange verborgen bleiben!“ —

Ohne ſich weiter um die tief erröthete Angela zu kümmern, ſchloß ſie ſich in ihre Zelle ein und ſchrieb an den Herzog.

Sie meldete ihm, der Friede des Kloſters ſei durch eine Verhaftung geſtört worden. Ein räthſelhaftes Begegniß, deſſen Erklärung allein ſeine Hoheit ihr geben könne, mache eine Zwieſprache zwiſchen ihr und ihrem Gemahl wünſchbar und beendige ihren Aufenthalt bei den Clariſſen. Er möge ſie morgen in der erſten Abendſtunde zurückerwarten.

Lucrezia verließ an jenem Abend ihre Zelle nicht mehr. Sie erkundigte ſich durch eine Zofe nach dem Befinden der Aebtiſſin und erfuhr, Donna Angela beſuche eben die Kranke, der es beſſer gehe. Pater Mamette ſei angekommen und das Kloſter in ſeine Ruhe zurückgekehrt.

Lucrezia wollte die Clariſſen nicht verlaſſen, ohne den Wolf zu kennen, der die fromme Heerde in Aufruhr gebracht hatte.

So beſchied ſie auf eine Frühſtunde des nächſten Tages, ſtatt der kranken Aebtiſſin, Pater Mamette, deſſen Ankunft ihr gelegen kam, auf ihre Zelle.

Sie wollte ihn über ſeine geheime Mitwiſſenſchaft an dieſen Dingen, die ſie vermuthete und die ſie ihm verdachte, zur Rede ſtellen und, wenn es nöthig wäre, ihn mit den verfänglichſten Fragen martern.

Die Lenznacht war ſchwül und mit dem Dufte unzähliger Blüthen beladen.

Die Herzogin fand keine Ruhe, ſie erhob ſich und ſetzte ſich an das geöffnete Fenſter.

Der die weiten Gaſtzellen enthaltende Anbau bildete eine Seite des vergrößerten Kloſterhofes und war durch deſſen ſüdlichen, mit dem üppigen Laube der Feigen und Limonen dicht gefüllten Winkel von dem „vergeſſenen" Thurme getrennt. Ueber dem Blätterdache trat die ſchwere, durch Verfall und Ueberwucherung formlos gewordene Maſſe des gewaltigen Rundbaues in den Hof hinein. Lucrezia erinnerte ſich, früher zur Nachtzeit eines der kleinen zwei oder drei, kaum ſichtbaren, auf ungleicher Höhe in die Mauer gebrochenen Fenſterchen ſchwach erhellt

geſehen zu haben. Heute war das Innere des Thurmes dunkel. Von außen aber war er überglänzt von den hohen Sternbildern und an ſeinem Fuße umſchwärmt und umtanzt vom Funkenſpiele zahlloſer Leuchtkäfer.

Stundenlang belauſchte die Schlafloſe die Stille der Nacht und das Rauſchen des Hofbrunnens.

Da war es, als knickten die Zweige und rauſchten leichte Tritte auf dem Raſen. Es wurde wieder ſtill. Jetzt präludirte leiſe eine Laute. Und jetzt vernahm Lucrezia's Ohr aus der Tiefe des Thurmes und einer männlichen Bruſt einen ſanft beginnenden und in Sehnſucht anſchwellenden Geſang:

„Ich glaube, daß im Maienduft der reine
Geſtirnte Himmel glänzt, ich kann's nicht ſchauen!
Ein einz'ger Stern darf meinen Himmel zieren . . .
Und, wehe, meinen Stern muß ich verlieren,
Dich, treues Weib, die Liebende, die Meine!
Mein Leben kehrt zurück in ſtummes Grauen!
Der Freund war mein Verderben,
Ich muß vergehn und ſterben,
Mißgünſtig ſchickt der Bruder mich von dannen,
In öde, fremde Kerker mich zu bannen.

Lucrezia war nicht im Zweifel, daß ſie Don Giulio's markige Stimme höre; bevor ſie aber die

Bedeutung dieſer in Wohllaut klagenden Worte erfaſſen konnte, antwortete eine andre Nachtigall aus den Feigenbäumen empor.

Auch dieſe weiche Altſtimme war ihr wohlbekannt. Angela ſang:

„Getroſt! An dieſem Tag, der ſchon im Oſten
Den Himmel bleicht, geb' ich Lucrezien Kunde
Von unſrer Treu, zerreißend feige Schleier,
Und wir begehen unſre Hochzeitsfeier,
Gemeinſam fürder Lieb' und Leid zu koſten,
Und wär' es auch in eines Kerkers Grunde!
Willkommen junge Klarheit!
Willkommen Tag der Wahrheit!
Von Haft zu Haft bis in das Reich der Schatten
Begleit' ich den geliebteſten der Gatten."

Nach einer großen Ueberraſchung und einer Aufwallung von Aerger, die ebenſo ſehr ihrer eigenen jahrelangen Unaufmerkſamkeit als dem Geſchehenen galt, empfand die Herzogin, lebensklug, wie ſie war, jene Beruhigung, die in der vollendeten Thatſache liegt. Denn, wie ſie die Baſe kannte, war es für ſie Gewißheit, daß der Zwiegeſang am „vergeſſenen" Thurme ein entſchloſſenes Opfer Angela's und eine vorangegangene Trauung bedeutete, und ſie ahnte

auch mit Sicherheit, welcher Prieſter dieſen unwiderruflichen Akt vollzogen habe.

„Der gottloſe Franziskaner!“ ſchalt ſie ganz im Ernſte, indem ſie ſich auf ihr Lager zurückzog, wo ſie, ihr leichtes Haupt auf das Kiſſen legend und ihre Gedanken abwerfend, entſchlummerte.

Sie ſchlief in den hellen Morgen hinein und als ſie erwachte, erblickte ſie Angela, die mit bittenden Augen an ihrem Lager kniete.

Sie aber ſchloß ihre Lider noch einmal, legte das blonde Haupt auf das Polſter zurück und ſprach abwehrend:

„Verſchone mich mit Deiner Bitte, die ich ungeſagt kenne .... Du willſt mich wieder bei den Clariſſen zurückhalten, weil Du der geiſtlichen Uebungen nicht ſatt wirſt, Du Fromme! Diesmal kann es nicht ſein ... ich erwarte die Verfügung des Herzogs. Und liegt dort nicht ſchon ein Schreiben Don Alfonſo's? Du haſt es mir während meines Schlummers gebracht? Gieb es mir gleich!“

Sie löſte das Siegel und überflog die Botſchaft mit raſchem Blicke. Ihr Gemahl hatte geſchrieben:

„Geliebte Herzogin!

„Beruhigt Euch über den Vorfall im Kloſter. Es handelt ſich einfach um eine Thorheit des altersſchwachen Mirabili. Er verkehrte mit dem Blinden, der, wie Ihr vielleicht nicht wußtet, ſeit einigen Jahren den „vergeſſenen“ Thurm bewohnte, ihn aber heute verläßt. Der Alte hatte ſich in den Gedanken verbohrt, den Blinden, dem die Verführungskunſt geblieben iſt, in Freiheit zu ſetzen. Nachdem er vor zwei Jahren ſchon ein wunderliches und unehrerbietiges Schreiben an mich gerichtet, hat er vor Kurzem, Thorheit auf Thorheit häufend, mit einer erbärmlichen Summe den Thurmwart zu beſtechen verſucht und nach einem Abdruck in Wachs einen Schlüſſel des Thurmes bei meinem Hofſchloſſer beſtellt. Wenige Stunden ſpäter lag Beſtechungsſumme und Wachsabdruck auf meinem Tiſche. Ferne ſei von mir, über meinen weiland Lehrer, der bei grünen Kräften mich zu meinem Heile und mit gutem Erfolg gezüchtigt hat, ſtrenges Gericht zu halten! Er ſitzt nun bei meinen Benedictinern in Modena, die ihn mit ihren Manuſcripten in ihrem feſten Hauſe aufbewahren.

„Es iſt gut, daß Ihr heute kommet. Graf Contrario wird mir von Stunde zu Stunde unleidlicher. Nicht genug, daß er in meiner armen Fayencemalerei ein falſches Kunſtprincip erkennt, iſt er mir geſtern hinter meine Drehbank gerathen und hat mir mit ſeinen eigenſinnigen Fingern eine Hauptſchraube verkrümmt. Kommet, bevor er mir Alles verdirbt, und bringet das Mädchen mit, daß wir ſie heute noch zuſammengeben und beide, nebſt den ſlavianiſchen Gütern, endgültig los werden.

Inzwiſchen Euer gnädiger und Euch herzlich liebender Gemahl."

Lucrezia las dieſe Zeilen zwiſchen Lächeln und Beſorgniß. „Große", ſagte ſie — ſo pflegte ſie die höher gewachſene Angela ſcherzend zu nennen — „reiche mir das Morgengewand und mache mich fertig, daß wir mit lauterm Antlitz und geordneten Gedanken Dein Beſtes erwägen, denn, wiſſe, von Deiner Zukunft handelt dieſer Brief. Der Herzog wünſcht Dich noch heute mit Graf Contrario zu vermählen."

Als Angela zuſammenſchrak, lächelte die Herzogin:

„Frauenſchickſal! . . . Biſt Du denn ein Heiligthum, daß Du eine redliche Werbung als Beleidigung empfindeſt, nicht anders, als ſchände Dein Freier einen geweihten, oder betrete wenigſtens einen fremden, verbotenen Boden?

„Ich habe Dich aus Rom nach Ferrara mitgenommen, um Dir in dieſer gewaltthätigen Zeit durch eine ehrenvolle Heirath eine feſte und hohe Stellung zu geben, und der Graf, den wir für Dich erwählt haben, bietet Dir, bei einigen unangenehmen Eigenſchaften, alle dieſe bedeutenden Vortheile. Dazu iſt er ein vollkommener Edelmann.“

„Edelmann?“ ſpottete Angela, „und er würde mich heimführen ohne Liebe? Als Anhängſel der flavianiſchen Güter?“

„Was forderſt Du denn?“ antwortete Lucrezia erbittert: „Willſt Du es anders haben, als wir Alle? Was iſt Männerliebe? Reiz, Liſt, Begier, Gewaltthat, Haß, Ekel! . . . . Ich habe nie einen Mann geliebt!“ So bekannte Lucrezia Borgia.

Angela ſchwieg. Sie wußte es anders und beſſer. Dann ſagte ſie einfach: „Aber die Liebe, die aus Reue und Mitleid ſtammt?“

„Das iſt die himmliſche“, meinte Lucrezia, „ganz nach dem Katechismus!“

„Himmliſch oder irdiſch!“ bekannte Angela, „aus dieſer Liebe bin ich das Weib Don Giulio's geworden.“

Die Herzogin ſtellte ſich erſtaunter und erzürnter als ſie war:

„So konnteſt Du Dich gegen mich und den Herzog vergehen, Du Arge! Du ſtürzeſt Dich in die Schmach und das Dunkel, ſtatt wie es jedem edeln Weibe geziemt und angeboren iſt, hoch und höher zu ſtreben und durch verborgene Klugheit das Leben zu beherrſchen! Du aber, Niedrige, ſuchſt den Kerker eines Blinden und Verurtheilten.“

„Wie ich mich ſo erniedrigen konnte, will ich Dir erzählen, Lucrezia“, ſagte Angela ſtolz und demüthig.

„Am Abend, da Strozzi ermordet wurde, und ich zu Dir ins Kloſter floh, ſah ich, wie Don Giulio in den „vergeſſenen“ Thurm gebracht wurde, und ſchon damals hafteten meine Blicke an den erbarmungsloſen Mauern und trugen mich meine Füße unter das im Grün verborgene Gitterfenſter.

Schon damals hätte ich gerne zu ihm geredet, aber die Stimme versagte mir.

„Im Herbste dann, zur Adventszeit, erreichte sie ihn. Der Nordwind hatte einen Haufen welken Laubes ergriffen, wirbelte es empor und jagte es durch das Kerkerfenster zu dem Este hinein, so daß die morschen Blätter ihn raschelnd überschütteten und, wenn er danach tastete, in seinen Händen zerbrechen mußten. Da erschien es mir unendlich grausam, daß die Natur dem Elenden ihren Tod über das Haupt streute. Ich erhob meine Stimme und rief:

‚Don Giulio, Euer Unglück ist da! Es folgt Euch in Liebe.‘

„Er aber erkannte meine Stimme und antwortete: ‚Sei mir willkommen!‘ . . . Damals und später, so oft ich mich ihm nähern konnte, erklärte er mir sein Inneres folgendermaßen:

‚Als Du mich einst in Pratello aufstörtest, sagte ich Dir, Du könntest Vergangenes nicht ändern und meine Augen nicht wiederschaffen; aber jetzt sind mir geistige aufgegangen. Ich sehe‘ — er lächelte — ‚ich sehe mit ihnen, daß, wenn mich Dein zu-

fälliges Wort geblendet hat, es zu meinem Heile geschah: zwar auf eine schmerzliche und gewaltsame Weise, wie eine Mutter ihr schreiendes Kind einem Räuber aus den Armen reißt! Denn ich wäre in dumpfer Luft zu Grunde gegangen, während ich jetzt mit hellen Sinnen lebe, wenn auch als ein Verminderter, da mir das edle Augenlicht genommen ist und ich beschränkt bin auf ein dunkles Tagewerk. Nur sehne ich mich freilich nach der Waldluft und dem Erdgeruch meines Pratello und auch nach den Hunderten, die es bewohnen und denen ich gerne ein guter und gerechter Vater wäre."

Und Angela begann mit überschwenglichen Worten Don Giulio's neues Wesen zu preisen und auch ihr Glück ... Doch das Unaussprechliche ließ sich nicht sagen und sie schloß damit, Lucrezia zu umhalsen und bis zum Ersticken zu küssen.

Während sich diese der Umarmung zu entziehen suchte, trat Pater Wameite mit schuldlosem und hellem Angesicht ein.

Die Herzogin aber wandte sich entrüstet gegen ihn.

„Ruchloser Mönch!" redete sie ihn an, „wie durftest Du es wagen, Deinen Herzog mit so frechem

Eingriff in ſeine vormundſchaftliche Macht über dieſe hier zu beleidigen?“

„Ihr meint, erlauchte Frau, damit, daß ich Don Giulio d'Eſte mit Donna Angela Borgia getraut habe?“ ſagte er beſcheiden. „Ich that es im Dienſt einer höheren Gewalt als der des Herzogs. Es handelte ſich um das Leben Don Giulio's und um den Frieden dieſes Herzens“ — er blickte auf Donna Angela. „Im Grunde des „vergeſſenen“ Thurmes liegt eine enge Capelle, die zum Dienſte der Gefangenen beſtimmt iſt und durch ein hochgelegenes, ſchmales, mit ſchweren Eiſenſtäben vergittertes Fenſter kaum erhellt wird.

„Dorthin führe ich allſonntäglich Don Giulio und leſe für ihn die Meſſe. Da erhob ich einmal vor Jahren während der heilgen Gebräuche den Blick zum Fenſter, wo ſich Etwas, wie die Schwinge eines Vogels, geregt hatte. Zwiſchen dem grünen Blattwerk ſah ich braunes Kraushaar und zwei andächtig leuchtende Augen. Es konnte ein Engel ſein, welcher der heiligen Meſſe beiwohnte . . . er ſtörte mich nicht.

„Als ich dann den Kerker verließ, begegnete mir

in der Kloſterkirche Donna Angela, deren Beichte ich hören ſollte.

„Ich erſchrak bei ihrem Anblick, denn ihre Stirne trug in tiefen blutrothen Striemen das Zeichen des Kreuzes. Was konnte es anders ſein als der Eindruck des Fenſtergitters der Thurmcapelle? Ich errieth, daß die Jugendliche, das verſchlungene Geäſt der Feigenbäume benützend, im Laubdunkel verborgen, die Stirn auf die harten Eiſenſtäbe geſtützt hatte, um in die Capelle hinunter zu blicken.

„In ihrer Beichte quoll ihr Elend empor. Tiefer und blutiger, als es auf ihrer Stirne ſtand, hatte ſich das Gefängniß Don Giulio's in ihr Herz eingeſchnitten. Die ganze Schuld an der Blendung des Eſte und nicht minder die Schuld ſeines Hochverraths lag auf ihrem Gewiſſen. Sie war die Urſache ſeines Kerkers.

„Sehnſüchtig verlangte ſie nach einer Sühne, die unmöglich war, und nach einer Buße, welche die Höhe ihrer Schuld niemals erreichen konnte. Seine Augen konnte ſie nicht neu ſchaffen, und ihr Verlangen, wenigſtens, mit ihm verurtheilt, ſein

Kerkerdunkel zu theilen, konnte ihr die irdiſche Gerechtigkeit nicht gewähren. Aus dieſem Inhalt ihres Herzens erkannte ich ihre große Liebe zu Don Giulio: Denn Liebe ſchlägt gering an, was ſie giebt, hoch, was ſie verſchuldet, und bedarf einer großen Vergebung.

„Was aber das Recht nicht verleihen kann, das gewährt die Barmherzigkeit der Kirche. So mußte und durfte ich unwürdiger Prieſter durch das Sakrament der Ehe die Beiden in eine Schuld und in eine Buße vermählen.

„Das Staatsgeſetz übertraten ſie bei der Trauung in keiner Weiſe. Der Gefangene verließ den Thurm nicht, er ſtand in der Capelle, und Donna Angela ſtützte wieder ihre Stirne an das Gitterkreuz, durch welches die von mir geſegneten Ringe gewechſelt wurden . . .“

„Solche Ehe iſt verwerflich und ungültig“, behauptete die Herzogin empört.

„So blieb es“, fuhr der Franziskaner ruhig fort, „bis Don Giulio nach dem unglücklichen Briefe Mirabili's von einem verderblichen Fieber auf's Lager geſtreckt wurde. Wie war es möglich, die

Eines gewordenen im Sterben zu trennen' . . . Er genas unter Donna Angela's Pflege. Die Ehe blieb verborgen, da Angelo damals länger als sonst und allein bei den Clarissen blieb, während Eure Erlaucht zur Zeit des venetianischen Krieges in Abwesenheit der Herzoge vom Morgen bis zum Abend dem Wohle des Staates lebte. Die Stunde der Entdeckung stellte ich, wie unser ganzes Loos, in Gottes Hand."

„Das Eurige konnte leicht ein schlimmes werden, ehrwürdiger Vater, wenn ich mich nicht herablasse, bei Don Alfonso für Euch einzutreten und fürzusprechen!" sagte Donna Lucrezia mit einem Zuge der Verachtung um den feinen Mund.

„Thut, was Ihr dürft!" erwiderte der Capuziner und beurlaubte sich.

Als am Abend in der Dämmerung die Sänfte der scheidenden Herzogin, aus dem Kreise der Nonnen fortgehoben, in's Freie trat, erschien vor dem Thore des „vergessenen" Thurmes der Capuziner noch einmal. Mit erbleichtem Angesicht hielt er die Träger auf und flüsterte der Herzogin zu:

„Der Gefangene ist verschwunden. Ich weiß

daß der Hauptmann der herzoglichen Leibwache verlarvt bei ihm erſchien und ihn unter einer dunkeln Maske weggeführt hat. Tretet für ihn ein, Madonna, wie Ihr es mir verhießet!"

Als die beiden Frauen den erleuchteten Feſtſaal der Burg betraten, fanden ſie dort Don Alfonſo, der, die Herzogin erwartend, auf- und niederſchritt und ſich zuweilen mit einem Blick und einem Rath an der Schachpartie betheiligte, welche ein grauer Höfling mit langer ehrwürdiger Naſe gegen den Grafen Contrario ſpielte.

„Schach und matt!" krähte der Graf triumphirend und trat, während ſein Gegenpart vernichtet auf das verlorene Spiel ſtarrte, den Frauen ritterlich entgegen.

Aber ſchon hatte der Herzog Donna Lucrezia zu einem entfernten Ruheſitz geführt und begann, nachdem er ſie kurz begrüßt hatte, ihr ein Schreiben mitzutheilen. Es kam aus Mailand. Der Cardinal Ippolito hatte es mit zitternder Hand geſchrieben und es lautete:

„Geliebteſter Bruder, ich bereite mich zum Sterben. Ein inneres Geſchwür tödtet mich. Ich

leide unerträglich. Mich quält der Gedanke: Vielleicht könnte ich leichter ſcheiden, wenn Don Giulio, mit dem ich mich oft beſchäftige, ſeinen Kerker verließe. Erweiſe mir dieſen letzten Dienſt und lebe wohl."

„Du begreifſt", ſagte der Herzog, „daß ich ſofort willfahrte. Aber wohin nun mit dem Blinden? Gib mir Deinen Rath, Lucrezia, was ich mit ihm anfange. Er wird ſogleich hier erſcheinen. Ich habe Befehl gegeben, mir ihn vorzuführen."

„Das Schickſal hat ſich ſeiner angenommen", ſagte ſie. „Erſtaune! Seit zwei Jahren iſt er vermählt. Zur Schande meiner Klugheit ſei es eingeſtanden, mit meiner aus der Art geſchlagenen Baſe, die im Schatten unſres Klöſterchens den vergeſſenen Thurm beſuchte. Strafe gehört ihr. Wir grenzen die Beiden im Gebiete von Pratello ein und geben ihm Angela zur Hüterin."

Ein wunderliches Gemiſch von Entrüſtung und Befriedigung erſchien auf den Zügen des Herzogs. „Doch was fangen wir mit dieſem an?" ſagte er höhnend und deutete auf die Mitte des Saals, wo der Graf in längerer und ſorgfältig begründeter Rede um die Hand der verſtummten Angela warb.

Jetzt aber öffnete ſich die Thür und der Blinde erſchien auf der Schwelle.

„Vergebt, Herr — da iſt mein Gemahl!“ rief Angela ſelig und eilte zu ihm.

Don Giulio trat ein mit einer leichten Binde über den Augen, aber mit ſicheren männlichen Schritten, von Angela unmerklich an der Hand geführt.

Er erreichte den Herzog, beg das Knie, faßte ſeine Hand und ſprach:

„Bruder ich habe mich ſchwer an Dir vergangen, da ich Dir“ ... vielleicht wollte er ſagen „nach dem Leben ſtand“ — aber der Bruder ließ den Bruder nicht ausreden, ſondern hob ihn zu ſeinem Munde empor, und die Männer küßten ſich und überſchwemmten ſich mit Thränen.

Der Herzog faßte ſich bald.

„Mein Wort bleibt!“ ſagte er. „Du biſt mein Gefangener im Umkreis Deines weiten Pratello und dieſe ſetze ich Dir zur Hüterin.“

„Er wird Euer Gebot nicht übertreten“, ſagte Angela. „Weder dort noch anderswo; denn ſeinen dunkeln Kerker kann er niemals verlaſſen. Er trägt ihn überall mit ſich.“

„Nicht wahr, Bruder," bat Don Giulio, „Du tödtest mir meinen alten Mirabili nicht?"

„Was denkst Du von mir, Julius? Ich sollte einen Mann tödten, der uns die fleischliche Weisheit gelehrt hat! . . . Er sitzt wie im Paradiese bei unsern gelehrten Benedictinern in Modena!"

Graf Contrario hatte Mühe, an das zu glauben, was er vor sich sah. Er empfand nur den dunkeln Trieb, dem leidensvollen Paare etwas Unangenehmes zu sagen. So warf er noch zwei Steine, die sich aber in Rosen verwandelten.

Er wandte sich zuerst an den Blinden.

„Ich wünsche Glück, Prinz!" sagte er. „Aber erlaubt mir den Muth meiner Meinung. Ich denke, ein wahrer Edelmann, ein ganz vollendeter Edelmann hätte sich wohl gefragt, ob es zart gehandelt sei, wenn ein Blinder eine Sehende an sich fesselt und sie mit verliebten Armen selbstsüchtig in sein Grab niederzieht. Blieb Euch das verborgen oder von Euch unerwogen?"

„Graf!" antwortete Don Giulio glücklich, „sie nahm mir die Augen und gibt mir dafür die ihrigen. Sie gibt gern und ich nehme gern. Sie ist selig im Geben und ich im Nehmen."

Angela aber jubelte im Uebermaß der Liebe:

„Deine schönen blauen Augen werden wieder erstrahlen, mein Geliebter: . . . Du schicktest mich einst fort aus Pratello, weil ich sie nicht neu schaffen könne. Deine Augen werden heller und jünger leuchten als zuvor . . . aus dem Angesichte Deiner Kinder, wenn sie mir Gott gibt!"

Sie erschrak über ihre Kühnheit und wurde Purpur.

Darauf warf der Graf seinen zweiten Stein.

„Madonna", tadelte er, „es gibt Dinge, die eine gebildete Dame kaum zu denken wagt, geschweige, daß sie solche ausspricht!"

Angela antwortete mit festlichen Augen — schade, daß der Blinde nicht hinein blicken konnte! — „Was wollet Ihr, Graf? Ich bin eine Borgia, und bleibe eine Borgia, da müsset Ihr mir schon Etwas zu gute halten."

Es entstand eine Pause. Graf Contrario aber wandte sich mit edelm Entschlusse an die Herzogin.

„Erlauchte Frau", sagte er, „ich willige in die von Euch vorgeschlagene Theilung der slavianischen Güter."